

**„Ich möchte ein Leben führen in großer Ehrlichkeit.“  
Konsensuelle Nichtmonogamie und Subjektivierung**

Universität Hamburg  
Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Dissertation

Zur Erlangung der Würde der Doktorin/des Doktors der  
Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

(gemäß der PromO vom 24. August 2010)

vorgelegt von  
Gesa Mayer

aus Hamburg

Hamburg, 05. Januar 2024

Vorsitzende\*r: Prof. Dr. Katharina Kleinen-von Königslöw

Erstgutachter\*in: Prof. Dr. Marianne Pieper

Zweitgutachter\*in: Prof. Dr. Almut Peukert

Datum der Disputation: 04. Oktober 2022

# Inhaltsverzeichnis

1 EINLEITUNG: WAS IST DRAN AM LIEBESTREND?.....	5
2 SUBJEKTIVIERUNG UND BEGEHREN.....	14
2.1 Subjektkonstitution.....	16
2.1.1 Moralcode und Moralverhalten.....	17
2.1.2 Das Subjekt der Ethik.....	20
2.1.3 Das Subjekt des Pastorats.....	27
2.1.4 Anrufung, Performativität und Subjektivierung.....	31
2.2 Begehren und <i>agencement</i> .....	40
2.2.1 Lust und Begehren.....	40
2.2.2 Affekt und Werden.....	44
2.2.3 Technologien als <i>agencement</i> .....	51
2.3 Subjektpositionen des Individuums.....	55
2.3.1 Individualisierung zwischen Macht und Widerstand.....	55
2.3.2 Individualisierung im soziologischen Diskurs.....	61
2.3.3 Authentizität und Selbstverwirklichung.....	68
2.3.4 Identitätskritik und/oder Differenzkritik?.....	76
2.4 (Nicht-)Monogamie im Diskurs.....	86
2.4.1 Romantische Liebe und reine Beziehung.....	86
2.4.2 Polyviduen?.....	102
2.4.3 Polyamorie in der Kritik.....	109
3 FORSCHUNGSDESIGN.....	120
3.1 Wissenschaftstheoretische und methodologische Grundlagen.....	120
3.1.1 Grounded Theory Methodologie.....	120
3.1.2 Reflektierte Subjektivität und situiertes Wissen.....	126
3.2 Erhebungs- und Auswertungs-Instrumentarium.....	134
3.2.1 Erhebungsinstrument Narratives Interview.....	135
3.2.2 Biographie- und/oder Diskursforschung?.....	141
3.2.3 Grundzüge der Subjektivierungsanalyse.....	146
3.2.4 Subjektivierungsanalyse an Interviewdaten.....	153
3.2.5 Analyseinstrumentarium.....	156
3.3 Forschungsprozess.....	165
3.3.1 Was bisher geschah.....	166
3.3.2 Drei Irritationen.....	179
3.3.3 Die Interviewpartner*innen.....	183
4 ANALYSE: SUBJEKTPOSITIONEN UND POSITIONIERUNGEN.....	192
4.1 Positionierungen der Identität.....	192
4.1.1 Immer schon anders.....	192
4.1.1.1 „Der einzig Verrückte in ’ner Welt von Normalen“.....	192
4.1.1.2 Rauskommen, Ankommen.....	206
4.1.2 Fixe Subjektpositionen.....	210
4.1.2.1 Zwei Identitätsmodelle.....	210
4.1.2.2 Hilflös nichtmonogam?.....	216
4.1.3 Hypothesen.....	218

4.2	Positionierungen des Werdens.....	220
4.2.1	Emergenzen des Begehrens.....	221
4.2.1.1	Brüche in der Norm, Brüche mit der Norm.....	221
4.2.1.2	Polyamour Passion.....	237
4.2.1.3	Situative Begehrensproduktion.....	246
4.2.2	Widerspenstige Affekte.....	249
4.2.2.1	Moralcode vs. Affekt.....	249
4.2.2.2	Affekte regieren.....	259
4.2.3	Hypothesen.....	270
4.3	Moralcode: sich ehrlich machen.....	273
4.3.1	„Kommunikation. Kommunikation“.....	273
4.3.1.1	Beziehungsmodell.....	273
4.3.1.2	Affektionen und Sex.....	277
4.3.1.3	Alles sagen, alles wissen.....	283
4.3.2	Unklarheiten.....	284
4.3.2.1	Nichtwissenwollen.....	285
4.3.2.2	Was wann wie sagen?.....	287
4.3.3	Ja, ich will.....	293
4.3.3.1	Entscheidungs-Situationen.....	294
4.3.3.2	Regelungswut?.....	297
4.3.4	Grenzen des Konsens'.....	299
4.3.4.1	Nicht mein Modell.....	299
4.3.4.2	Konfligierende Ansprüche.....	302
4.3.4.3	Übergriffige Affekte.....	304
4.3.4.4	Machtgefälle.....	308
4.3.5	Hypothese.....	315
4.4	Eine reflektierte Praxis der Freiheit.....	316
4.4.1	Selbst- und Beziehungsführung.....	316
4.4.1.1	„Als Individuen behandelt werden“.....	316
4.4.1.2	Die Sorge um Sich und die Anderen.....	325
4.4.1.3	Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Authentizität.....	330
4.4.1.4	Selbsttechniken.....	334
4.4.2	Jenseits der Normativität?.....	339
4.4.2.1	Große Freiheit.....	340
4.4.2.2	Modellbau.....	347
4.4.2.3	Von Fröschen und Kühen.....	352
4.4.2.4	Wider die Anrufung.....	359
4.4.3	Hypothesen.....	363
5	FAZIT: IM ZWEIFEL GEGEN ZWEISAMKEIT UND NORMATIVITÄT.....	366
	Literatur und Quellen.....	377

# 1 EINLEITUNG: WAS IST DRAN AM LIEBES- TREND?

„Polyamory – was ist dran am Liebestrend? Eine alternative Liebesform macht von sich reden: Polyamory. Statt nur einen Partner zu lieben, sind Polyamore mit mehreren Menschen gleichzeitig liiert. Wie funktioniert das?“ (Michaelis 2022) Wer das wissen möchte, kann sich auf Brigitte.de informieren. Auch auf diversen anderen Kanälen, von ZDF bis TikTok, von Focus bis BRAVO.de, können sich Interessierte on- und offline darüber aufklären lassen, dass es offenbar Menschen gibt, die freiwillig jenseits einer monogamen Zweierbeziehung leben. Und dass es sich hierbei gar um einen „neuen Trend“ handle.<sup>1</sup> Ein neuer Trend – das *muss* man gesehen haben! Insbesondere zwei Varianten konsensueller Nichtmonogamie erregen – im deutschsprachigen Raum ungefähr seit Beginn der 2010er Jahre – die Aufmerksamkeit der Medien: Zum einen *Polyamorie*, die als Beziehungsphilosophie und Identitätsangebot der Möglichkeit zuspricht, mehr als eine Person gleichzeitig zu lieben und mehrfache verbindliche Liebesbeziehungen einzugehen. Zum anderen *offene Beziehungen*, in denen Partner\*innen einander gestatten, in begrenztem Umfang außerhalb der klar definierten Hauptbeziehung (sexuell) aktiv zu werden. Gelegentlich werden die Etiketten allerdings auch synonym gebraucht, und in der Praxis gibt es ohnehin zahlreiche Überschneidungen (offene oder geschlossene polyamore Konstellationen, Verliebtheiten über die ‚offenen‘ Beziehungsgrenzen hinweg usw.). Der offenbar weniger schlagzeilentaugliche Oberbegriff *konsensuelle Nichtmonogamie* sowie die verwandten Labels *einvernehmliche* oder *ethische Nichtmonogamie* beinhalten zunächst keine Vorgaben dazu, wie beständig, intensiv, intim, lustvoll oder emotional bedeutsam die in Rede stehenden Verbindungen und Kontakte sein müssen oder dürfen. Dafür trägt konsensuelle Nichtmonogamie ihr leitendes Prinzip bereits im Namen: Alle Beteiligten sollten zumindest grob davon Kenntnis haben und damit einverstanden sein, dass sie aktuell und/oder perspektivisch nicht die einzigen Beziehungs- und/oder Sexualpartner\*innen einer Person sind. Inwieweit die Übereinkunft gegenseitigen Informationsaustausch sowie kommunikative Aushandlungen im und zum laufenden Beziehungsgeschehen beinhaltet und erfordert, kann in Abhängigkeit vom *Moralco-*

---

1 So konstatiert Lukas Hildebrand (2023) auf [spiegel.de](https://www.spiegel.de): „Offene Beziehungen sind im Trend.“ Gernot Kramper (2023) verkündet im Stern: „Offene Beziehungen liegen im Trend – doch nicht jedes Paar wird glücklich damit“, während das ZDF-Format *Unter Anderen* (2023) sich fragt: „Sind polyamore Beziehungen ein Trend, weil wir in Zeiten von Hypersexualisierung leben?“ (Alle URL-Nachweise finden sich im Literatur- und Quellenverzeichnis.)

de (Foucault 1989) des jeweiligen Nichtmonogamie-Konzepts sowie je nach Ansprüchen und Subjektivitäten der Beteiligten variieren. Dies wird im Rahmen der vorliegenden Studie noch eingehend thematisiert.

Wenn Berichte und Reportagen über Polyamorie & Co. geeignet scheinen, Einschaltquote, Absatzzahlen und Klicks zu generieren, so womöglich auch deshalb, weil es dem Publikum immer noch als Spektakel und Sensation verkauft werden kann, dass Menschen so leben und empfinden. Als trügen sie ein schillerndes, extravagantes Outfit oder betrieben einen Extremsport, die zwar *trendy* sein mögen, der breiten Mehrheit dann aber doch zu gewagt oder zu halsbrecherisch erscheinen, um dergleichen für sich selbst in Betracht zu ziehen, bekommen nichtmonogam Lebende allenthalben zu hören: „»*Ah okay, is' ja interessant. Ich kann mir das nich' vorstellen, dass das was für mich wär'«*“ (B: 101)<sup>2</sup>. Oder auch: „»*Ach, ach, könnt' ich ja nich', is' ja interessant«*“ (S1: 75). Faszination, Neugier und Staunen liegen in der Rezeption konsensueller Nichtmonogamie offenbar nah an Exotisierung, proaktiver Distanzierung bzw. Abwehr und dem Urteil „»*Was für'n Quatsch«*“ (B: 101). Trotz aller Bejahung von Diversität und der begrenzten Toleranz gegenüber „nichtkonventionellen Lebensformen“ (Schneider et al. 2000) ist unsere Gesellschaft nach wie vor geprägt durch *Mononormativität*. Als „mononormativ“ bezeichnen Marianne Pieper und Robin Bauer „Wissensproduktionen, Machttechnologien und Praktiken, die eine exklusiv dyadische Struktur von Paarbeziehungen als elementare und ‚natürliche‘ Form des Zusammenlebens produzieren“ (Pieper/Bauer 2014: o.S., vgl. Pieper/Bauer 2005). Analog zum Begriff der Heteronormativität verweist das Konzept Mononormativität darauf, dass es sich bei der Art und Weise, wie wir Beziehungen führen, zu wem wir uns hingezogen fühlen, mit wem, wie und ob wir Sex haben oder was wir unter Intimität verstehen, mitnichten um reine Privatsache und individuelle Entscheidungen souveräner Subjekte handelt. Die soziale Privilegierung von Paarbeziehungen gegenüber anderen Lebensformen ist für die meisten von uns ein fester Bestandteil unserer Sozialisation. Mononormativität manifestiert und materialisiert sich in allen möglichen gesellschaftlichen Bereichen und Institutionen; sei es im Recht, in der Größe und dem Zuschnitt verfügbarer Wohnungen und Betten oder in den Gutenachtgeschichten, die wir unseren Kindern vorlesen. Wer polyamor lebt, bemerkt schnell, dass „*sich unsere gesamte Gesellschaft irgendwie auf dieses monogame Modell*

---

2 Bei Nachweisen zu Interviewzitatzen ergibt sich der jeweilige Buchstabe aus dem ersten Buchstaben des Vornamens (Pseudonym) der zitierten Person. Die Ziffer gibt die Absatznummer im Transkript an. Unter 3.3.3 finden sich eine Übersicht zu den Kürzeln und eine Vorstellung aller Interviewpartner\*innen.

eingestellt hat. Und also das is' halt [...] nich' barrierefrei, also man stößt da ständig an irgendwelche Türen, die nur für zwei Personen ausgelegt sind.“ (B: 132) Derlei Barrieren fallen allerdings einem Großteil der Menschen, nämlich all jenen, die Monogamie für selbstverständlich, normal, natürlich, richtig, vernünftig, unhintergebar und wünschenswert halten, kaum auf. In Abgrenzung zur Bezeichnung als „Zwangsmonogamie“ (Emens 2004; Murray 1995) weisen Analysen von Mononormativität darauf hin, dass uns monogame Denk- und Lebensgewohnheiten nicht bloß *top-down* aufoktroziert werden. Und darauf, dass uns (oder jedenfalls vielen von uns) die diskursiven Praktiken und Machtwirkungen der Mononormativität nicht äußerlich bleiben. In Anlehnung an Michel Foucault (1978) könnte man sagen: Mononormativität durchzieht das Körperinnere; sie speist sich nicht zuletzt aus den Subjektivitäten und dem Begehren ihrer Subjekte. Mehr noch: Im Anschluss an Foucaults (1983) Machttheorie und -analytik lässt sich vermuten, dass Mononormativität auch deshalb erfolgreich ist und bleibt, weil sie nicht rein repressiv funktioniert (Mayer 2006). Zwar findet sie institutionelle und kulturelle Verankerung in den christlichen und gesetzlichen Verboten der Polygamie und Ehebruchs. Auch produziert und legitimiert sie mitunter Leid und Gewalt (etwa unter eifersüchtigen Beziehungspartner\*innen), und sie stigmatisiert bestimmte Formen der Nichtmonogamie, bestimmte Sexualitäten und Gender mehr oder anders als andere. Doch erschöpft sie sich nicht darin, als strenge Instanz der Ver- und Untersagung, der Zurichtung und Normierung aufzutreten. Das Ideal romantischer Liebe etwa glänzt und lockt mit einer Kollektiverzählung von magischer Ganzwerdung durch Verbindung mit dem\*der Einen, von abenteuerlichem Aufbruch und heimeligem Ankommen, von Sinngebung und Glück in trauter Zweisamkeit – wobei Romantik bzw. *Amatonormativität* (Brake 2012) auch vor Polyamorie nicht halt machen, wie ich weiter unten ausführe. Statt sich ausschließlich als starres Normen-Korsett zu präsentieren, gibt sich Mononormativität offen, flexibel und „normalistisch“ (Link 1999) genug, um im Laufe der Zeit partiell Abwandlungen, oder gar Abtrünnigkeiten, zuzulassen. Am Rechtsinstitut der Ehe dürfte in Deutschland auf Sicht kaum zu rütteln sein, gilt sie doch als Insigne christlich-abendländischer, bürgerlicher Zivilisiertheit. Doch zum einen haben auch Menschen mit monogamem Beziehungskonzept das *Golden Age of Marriage* der 1950er und 60er Jahre hinter sich gelassen (Peuckert 2019). Um zusammen zu sein, Eltern zu werden und/oder Sex zu haben, ist es gesellschaftlich-moralisch nicht mehr zwingend notwendig, sogleich den kirchlich und/oder standesamtlich besiegelten Bund fürs Leben einzugehen. Ob ohne oder trotz Trauschein – seriell aufeinander folgende

Beziehungen sind heute an der Tagesordnung (Schmidt et al. 2006). Für einiges Aufsehen sorgte Ende 2021 ein im Koalitionsvertrag festgehaltenes Reformvorhaben der Deutschen Bundesregierung aus SPD, Bündnis90/die Grünen und FDP: „Wir werden das Familienrecht modernisieren. Hierzu werden wir das ‚kleine Sorgerecht‘ für soziale Eltern ausweiten und zu einem eigenen Rechtsinstitut weiterentwickeln, das im Einvernehmen mit den rechtlichen Eltern auf bis zu zwei weitere Erwachsene übertragen werden kann.“ (Bundesregierung 2021: 80) Damit würde die bestehende rechtliche Diskriminierung von Mehrelternfamilien (Raab 2020), darunter auch mancher Familien mit nichtmonogam lebenden Elternteilen, ein Stück weit abgebaut. Die Umsetzung harrt indes noch ihrer Dinge. Rechten und anderen Reaktionär\*innen ist die geplante Reform ohnehin zuwider. Inwieweit sie tatsächlich zu einer umfassenden gesellschaftlichen Entstigmatisierung und Gleichstellung beitrüge, steht auf einem anderen Blatt.

Diskursive Anfechtungen der Monogamie-Norm und Versuche, nichtmonogame Beziehungsfomen und Subjektpositionen zu konstituieren, existieren nicht erst, seit Morning Glory Zell (1990: 4) in einem Grundlagentext zur Prägung des Begriffs und Konzepts Polyamory kundtat: „I feel that this whole polyamorous lifestyle is the avante garde of the 21st Century.“ Zell selbst weist darauf hin, dass Monogamie und bürgerliche Kernfamilie nicht zu allen Zeiten hegemonial waren: „In many ways, polyamorous extended relationships mimic the old multi-generational families before the Industrial Revolution,“ fügt aber sogleich hinzu: „but they are better because the ties are voluntary and are, by necessity, rooted in honesty, fairness, friendship and mutual interests.“ (Zell 1990: 4) Monogame Ehe, romantische Liebe und die bürgerliche *Normalfamilie* (Peuckert 2019: 18), Biopolitik der Bevölkerung und Sozialisierung der Fortpflanzungsverhaltens mussten zunächst einmal erfunden werden, bevor sie sich anschicken konnten, im 20. Jahrhundert ihre historische Vormachtstellung zu erringen (Donzelot 1991; Foucault 1983; Pieper/Bauer 2005; Schenk 1987; vgl. Abschnitt 2.4.1). Über die Jahrhunderte hinweg gab es immer Subjekte, Gruppen, Klassen und Kulturen, die von der herrschenden Norm und Normalitätskonstruktion ausgeschlossen wurden oder die sich ihr aus politischen – unter anderem feministischen – Gründen widersetzen (Raab 2019). Die Vorstellung jedoch, eine Befreiung des Menschen ließe sich über die Wiederherstellung einer ursprünglichen, heutzutage unterdrückten Sexualität erwirken, hat Foucault (1983) als *Repressionshypothese* zurückgewiesen (siehe 2.2.1). So ist das Mitte des 20. Jahrhunderts ausgerufenen Großprojekt einer *Befreiung der Sexualität*, das als ein zentrales Anliegen der sogenannten '68er gilt, als sexistisch und von unreflektierten patriarchalen



Machtverhältnissen durchwirkt kritisiert worden (Verlinden 2016). Zeitzeug\*innen und Betroffene berichten von sektenähnlichen Kommunen, in denen Machtmissbrauch, Ausbeutung, sexualisierte und psychische Gewalt betrieben wurden – alles im Namen der Formung neuer Kollektivitäten und Subjektivitäten jenseits der monogamen Kleinfamilie und kapitalistischer Vergesellschaftung (Altenberg 2001; Raab et al. 2020; Robert 2012). In Abgrenzung von historischen Fehlgängen und Skandalen legt der diskursive Moralcode konsensueller Nichtmonogamie besonderen Wert auf Tugenden und Qualitäten wie Reflektiertheit, gleichberechtigte Aushandlung, freiwillige Zustimmung und Wohlergehen aller Beteiligten. Doch ist auch Polyamorie als Beziehungsphilosophie und Anforderungskatalog, als Identität und Lebensstil nicht davor gefeit, intersektional bestimmte Intimitäten und Subjekte zu privilegieren und andere zu marginalisieren und ihren Stimmen weniger Gehör zu schenken (Haritaworn et al. 2006). Davon ist auch die sozialwissenschaftliche Diskursivierung konsensueller Nichtmonogamie nicht frei, obwohl sich Forschungsperspektiven und -gegenstände in den vergangenen zwei Jahrzehnten merklich ausdifferenziert haben (Baumgartner 2020).

Als ich Anfang/Mitte der 2000er Jahre als Teil einer studentischen Forschungsgruppe begann, *nichtmonogame Beziehungsgeflechte* (Goldt et al. 2006) zu untersuchen, war Polyamorie als Beziehungsform und Diskursgegenstand noch weit weniger populär als heute. Nachdem ich für meine Diplomarbeit (2006) eine Diskursanalyse *mononormativer Anrufungen* unternommen hatte, richtete sich mein Forschungsinteresse zunächst primär darauf, wie sich Mononormativität auf Subjekte mit Nichtmonogamie-Erfahrung auswirkt. Auf Basis erster Interview-Analyseergebnisse und meines poststrukturalistischen Theoriehintergrundes schien es mir schon früh geboten, Monogamie und Nichtmonogamie nicht als binäre Gegensätze zu konstruieren (Mayer 2011). Neben Machtverhältnissen, Normierungen und Normalisierungen, die auch in nichtmonogamen Beziehungen wirksam sind, erblickte ich in Polyamorie das Potenzial, ein mononormatives Begehrensverständnis zu überschreiten, das Nichtmonogamie stets mit einem Mangel assoziiert (Mayer 2014a, 2014b). Bis ich aber den Untersuchungsgegenstand *Subjektivierungen nichtmonogam lebender bzw. begehrender Menschen* so konstruiert hatte wie in der vorliegenden Form, war es ein langer, rhizomatischer Weg. Oder, akademischer gesprochen: ein iterativ-zyklischer Forschungsprozesses, der sich an Methodologie und Forschungsstil der *Grounded Theory* (Strauss/Corbin 1996) orientiert, auf die Formulierung von ex-ante Hypothesen verzichtet und sich bemüht, Interpretationen und Erkenntnisgewinne auf einen engen und wiederholten Dialog mit den Daten zu stützen. Einen

wichtigen Impuls gab mir die empirische Studie von Cornelia Schadler und Paula Irene Villa (2016) zu *Polyviduen: Liebe und Subjektivierung in Mehrfachpartnerschaften*. Zum einen decken sich viele ihrer Beobachtungen mit den meinen, etwa zum zentralen Stellenwert, den Reflexivität und Authentizität für die Befragten einnehmen. Zum anderen weisen die Autorinnen auf noch bestehenden Forschungsbedarf hin: „In der noch recht jungen akademischen Thematisierung von Polyamorie fehlen jedoch, unter anderem, Untersuchungen zu spezifischen Konzepten von Subjektivität und zu den Geschlechterkonstruktionen, die diese beinhalten.“ (Schadler/Villa 2016: 13) Ich hoffe, mit meiner Studie zur Verkleinerung der Forschungslücke beizutragen. Methodisch erwies sich für mich die *Interpretative Subjektivierungsanalyse* nach Saša Bosančić (2019) als hilfreiches Werkzeug. Dieser Forschungsansatz möchte „in einer Doppelperspektive sowohl normative Subjektpositionen als auch die Selbstverhältnisse und Subjektivitäten tatsächlich lebender, handelnder und verkörperter Menschen in den Blick nehmen“ (Bosančić 2019: 43). Bei der Analyse und Interpretation der Interviewdaten arbeite ich daher zum einen diskursive *Anrufungen* (Althusser 1977) und Platzanweisungen heraus – etwa Wissen darüber, was ein ‚gutes‘ (polyamores) Subjekt ausmacht, und wie solche Normen das Subjekt formen. Zum anderen zeige ich, wie sich die Interviewten zu solchen Anrufungen positionieren, an welchen Punkten ihre Verhältnisse zu sich selbst und zu anderen nicht im Moralcode aufgehen oder darüber hinausschießen, und wie die Subjekte das bewerkstelligen. Wie in der Grundlegung der Interpretativen Subjektivierungsanalyse bereits angedacht, sollte das Forschungsdesign einbeziehen, dass Menschen nicht nur mit anderen Menschen interagieren, sondern auch mit einer Vielzahl nicht-menschlicher Akteur\*innen. Dieser Gedanke findet eingehendere Berücksichtigung in der *agencement-Analyse* (Tsianos/Pieper 2011) und in der *Situationsanalyse* (Clarke 2012), einer Weiterentwicklung der Grounded Theory Methodologie, die ich als ergänzende Forschungsansätze heranziehe.

Bevor ich detaillierter auf den Aufbau der Arbeit eingehe, möchte ich all jenen danken, die dazu beigetragen haben, dass sie überhaupt entstehen konnte. Das sind zunächst einmal die 18 Interviewpartner\*innen, die mir so offen und vertrauensvoll ihre Beziehungsgeschichten erzählt haben. Jedes einzelne Interview ist mir ein unsagbar wertvolles Geschenk. Mein Dank gilt auch der Graduate School der Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität Hamburg und insbesondere meinen Betreuer\*innen Prof. Dr. Marianne Pieper und Prof. Dr. Robin Bauer für ihr Zutrauen und für ihre Geduld mit meinem Dissertationsprojekt. Und dafür, dass sie mich bereits während mei-

nes Studiums für kritische, poststrukturalistische Soziologie begeistert haben. Ich danke den Kommiliton\*innen und Kolleg\*innen, speziell den Mitgliedern des *Netzwerks kritische Beziehungsforschung*, die mich durch fachlichen Rat unterstützt, durch ihre Forschung inspiriert und die mich wiederholt zum Weitermachen ermutigt haben. Oliver Barth, Mirco Beth, Annika Mildner, Dr. Michael Raab, Dr. Cornelia Schadler und Dr. Christian Schütze danke ich für Korrekturen und hilfreiche Anmerkungen am Text. Von ganzem Herzen danke ich den geliebten Menschen, auch den ehemals geliebten, den Freund\*innen, Mitbewohner\*innen und Gefährt\*innen, die mich während der Promotion ge- und ertragen haben. Das gilt ganz besonders für Mirco Beth, ohne dessen Freundschaft und Care-Arbeit ich die Dissertation niemals hätte schreiben und fertigstellen können. Unseren wundervollen Kindern R. und T. danke ich für ihre Nachsicht, Warmherzig- und Eigensinnigkeit. Ihr seid mein größtes Glück.

In den Kapiteln und Abschnitten, die an die Einleitung anschließen, gehe ich folgendermaßen vor:

In Kapitel 2 entfalte ich die subjekttheoretische Grundierung meiner Forschung. Zunächst erläutere ich Michel Foucaults Begriff von Subjektivierung sowie einige weitere Konzepte aus seinem Spätwerk (*Moralcode und Moralverhalten, Ethik und Selbstpraktiken*), die für meine Dateninterpretation wichtig sind. Diesen Theoriebausteinen stelle ich die Konzepte der *Performativität* und der *Anrufung* nach Judith Butler und Louis Althusser zur Seite (2.1). Anschließend erweitere ich das Verständnis von Subjektivierung, indem ich mit Gilles Deleuzes und Félix Guattari in die Konzepte des produktiven Begehrens, des Affekts, des Werdens und *agencement* einführe (2.2). In den darauf folgenden Abschnitten widme ich mich soziologischen Diskursen um Individualisierung und stelle das Konstrukt des *singularistischen Lebensstils* (Reckwitz 2019) vor. Daran anknüpfend diskutiere ich, inwiefern Foucaults *Ethos* gegenwärtig noch Aktualität und kritisches Potenzial besitzt (2.3). Vervollständigt wird das Kapitel durch soziologische Theorie und Empirie zu romantischer Liebe, Beziehungen, Monogamie und Nichtmonogamie. Ich bespreche u.a. die Studienergebnisse Schadlers und Villas (2016) und diskutiere verschiedene Kritiken und Problematisierungen des Konzepts Polyamorie (2.4).

In Kapitel 3 stelle ich mein Forschungsdesign dar. Dafür gehe ich zunächst auf die wissenschaftstheoretischen und methodologischen Grundlagen ein, auf denen meine Studie fußt. Das sind insbesondere das Prinzip der datenverankerten Theoriebildung im Stil der *Grounded Theory Methodologie* (GTM) und die erkenntnistheoretische und -politische Maßgabe, *Situiertes Wissen* (Haraway 1995), die Partialität und Subjektivitätsgebunden-

heit wissenschaftlicher Wissensproduktion, zu reflektieren (3.1). Daran anschließend erörtere ich methodische und methodologische Aspekte der Erhebung und Auswertung *narrativer Interviews* (Schütze 1977). Ich erläutere die Grundsätze der *Interpretativen Subjektivierungsanalyse* (Bosančić 2019) und verbinde sie mit methodischen Bausteinen des *new materialism* zu einem Werkzeug für meine Analyse von Subjektivierungen (3.2). Zuletzt gehe ich auf den Ablauf meines eigenen Forschungsprozesses ein und stelle meine Interviewpartner\*innen vor (3.3).

Kapitel 4, das Analysekapitel, gliedert sich in vier Teile. In den ersten beiden (4.1 und 4.2) arbeite ich zwei unterschiedliche Positionierungen zu der Frage heraus, wie Subjekt und Nichtmonogamie miteinander verbunden sind. Zunächst untersuche ich Erzählungen, mit denen sich die Interviewten meiner Interpretation nach in einer *Subjektposition der Identität* verorten. Nichtmonogam-Sein und nichtmonogames bzw. nicht-normatives Begehren erscheinen hier als Ausdruck eines Wesenskerns, als biographische Konstante und legitime Entfaltung einer inneren Wahrheit des Subjekts (4.1). Kontrastierend analysiere ich Erzählungen, denen zufolge Nichtmonogamie die Subjekte als unvorhergesehenes Ereignis ereilt und einen diskontinuierlichen Subjektivierungsprozess entfacht. Eine *Positionierung als nichtmonogam werdendes Subjekt* kann bzw. muss sich nicht auf das Konstrukt einer inneren Bestimmung stützen. Daher erlaubt sie die Thematisierung von Konflikten zwischen polyamorer Beziehungssituation einerseits und rest-mononormativer Subjektivität andererseits. Letztere gelte es, vornehmlich als eigenverantwortliche Aufgabe des betroffenen Individuums, einer Transformation zu unterziehen (4.2).

In den verbleibenden beiden Analyseteilen (4.3. und 4.4.) widme ich mich *konsensueller Nichtmonogamie als Moralcode und Ethik*. Insbesondere der Moralcode der Polyamorie mit seinen Normen der Transparenz und des Einvernehmens installiert ein hochkomplexes Anforderungsprofil, das sich kaum jemals vollständig realisieren lässt. Daraus ergibt sich aber keine Subjektposition des Scheiterns, sondern vielmehr ein performativer, produktiver Anreiz zur Subjektivierung in Richtung der Subjektposition *ehrliches Subjekt*. Nicht zuletzt zeige ich, wie strukturelle Ungleichheit, hierarchische Subjektpositionen und Machtverhältnisse im Beziehungsgefüge das Ideal gleichberechtigter Aushandlung unterlaufen (4.3). Ergänzend zur zuvor aufgestellten These von der Produktivität des Moralcodes untersuche ich im letzten Teil der Analyse, wie die Konstruktion konsensueller Nichtmonogamie als Praxis der Freiheit und Existenzkunst es den Subjekten gestattet, sich selbst – in Abgrenzung zu Monogamie – als gut und tugendhaft (einzigartig,

frei, authentisch, achtsam, sorgend, aufrichtig und aufrecht) zu positionieren. Einigen Interviewten stellt sich Polyamorie als *Technologie des Selbst* (Foucault 1993a) dar: Eine Ethik und ein Instrumentarium, die es ermöglichen sollen, die eigene Subjektivität so zu modifizieren, dass die Beziehungs- und Selbstführungsfähigkeiten (noch) ‚besser‘ werden (4.4).

Im Fazit (5) überlege ich, wie sich meine Analyseergebnisse zur Subjektivierungstheorie Foucaults und zu soziologischen Gegenwartsdiagnosen wie Reckwitz' (2019) These einer Hegemonie des singularistischen Lebensstils verhalten. Abschließend gehe ich auf offene Fragen ein, die ich im Rahmen meiner Arbeit nicht zufriedenstellend beantworten konnte und die m.E. für weitergehende Forschung interessant sind.

## 2 SUBJEKTIVIERUNG UND BEGEHREN

„Das Studium der Variationen der Subjektivierungsprozesse scheint in der Tat eine der fundamentalen Aufgaben zu sein, die Foucault denen hinterlassen hat, die ihm möglicherweise folgen werden.“ (Deleuze 1991: 156)

In diesem Kapitel stelle ich Theoriepositionen und soziologische Erkenntnisse dar, die in die Herausbildung meines Forschungsinteresses, in meinen Subjektivierungsprozess als Forschende und in meine Interpretationen der Daten eingeflossen sind. Sie haben sich in der iterativ-zyklischen Begegnung mit dem Datenmaterial als Denkwerkzeuge erwiesen, die Sinn machen.

In Unterkapitel 2.1 erläutere ich Michel Foucaults Begriffe von Subjekt und Subjektivierung, die während des Forschungsprozesses zum wichtigsten theoretischen Bezugspunkt geworden sind. Sie bewegen mich schon seit langem, affizieren mich aber heute noch mal anders als vor 20 Jahren. Hier umreiße ich zunächst die Begriffe Moralcode und Moralverhalten (2.1.1). Anschließend skizziere ich die spezifische Subjektform, die Foucault in der Antike erblickt und deren Subjekte, so zeigt Foucault, durch Technologien und Praktiken ethischer Selbstsorge und -transformation zur Subjektivierung befähigt sind (2.1.2). Die so von Foucault re-/konstruierte Subjektform unterscheidet sich deutlich von jener Subjektform und jenem Typus identitätsbasierter Subjektivität, die laut Foucault vom christlichen Pastorat angerufen, produziert und regiert werden (2.1.3). Der Vergleich der Subjektformen und der jeweils mit ihnen korrespondierenden Chancen und Weisen der Subjektivierung plausibilisiert Foucaults These, dass das Subjekt historisch unterschiedliche Gestalten annimmt und unterschiedliche Potenziale hat, sich selbst zu subjektivieren, eventuell gar zu desubjektivieren. Daran anknüpfend arbeite ich heraus, weshalb Foucaults Theorie der Subjektivierung den Subjekten konzeptionell mehr Gestaltungsspielraum bei der Selbstkonstitution einräumt und potenzielle Widersetzlichkeiten besser zu erklären vermag als die verwandten Konzepte der Anrufung nach Louis Althusser und der Performativität nach Judith Butler (2.1.4).

Meine vorläufige Bestimmung von Subjektivierung wird in Unterkapitel 2.2 erneut verschoben/aufgebrochen, indem ich den theoretischen Horizont um Bausteine der Philosophie von Gilles Deleuze und Félix Guattari erweitere. In Abschnitt 2.2.1 gehe ich auf

Deleuzes Vorbehalte gegen Foucaults ältere Theoretisierungen von Lust und Begehren und gegen seinen Dispositivbegriff ein. Auf diesem Wege führe ich in den Begehrensbe-  
griff von Deleuze ein, der Begehren als treibende Kraft der Konstituierung des Sozialen  
und als Fluchtlinie fasst, die dafür sorgt, dass Subjektivitäten und Subjektivierungen  
nicht (zwangsläufig) in den Dispositiven ihrer Zeit aufgehen. Abschnitt 2.2.2 arbeitet  
sich noch ein paar Schritte weiter in das Theorieuniversum von Guattari und Deleuze  
vor und skizziert ihre Begriffe des Affekts, des Werdens und des *agencement*, der Ver-  
kettung heterogener Elemente zu einem Gefüge des Begehrens. Eine Verschaltung der  
Konzepte der *Technologien des Selbst* und des *agencement* gestattet, so argumentiere  
ich in Abschnitt 2.2.3, ein noch dezentrierteres und dynamischeres Verständnis von Sub-  
jekt und Subjektivierung, als es allein mit Foucaults Instrumentarium möglich wäre,  
korrigiert aber zugleich eine zu emphatische Auffassung der Kräfte des Begehrens.

In Unterkapitel 2.3 widme ich mich spezifischer gegenwärtigen Subjektpositionen. Dar-  
unter fallen diskursive Anrufungen, Normen und Modelle dessen, was ein Subjekt aus-  
machen soll und was seine zentralen Eigenschaften, Fähigkeiten und Aufgaben sein sol-  
len. Zunächst rekapituliere ich Foucaults Sicht auf Individualisierung und Identitätspro-  
duktion durch die Machttechnologie des Pastorats und der Disziplin sowie seine Unter-  
suchungen über Kämpfe um neue Formen der Subjektivität in der Gegenwart (2.3.1).  
Foucaults machtkritische Perspektive kontrastiere ich mit soziologischen Individualisie-  
rungstheorien, die, wie sich u.a. in der Debatte um eine Pluralisierung der Lebensfor-  
men zeigt, von einer wachsenden Entscheidungs- und Handlungsfreiheit der Subjekte  
sowie von einer Erosion vormals stabiler Identitäten in der Spätmoderne ausgehen  
(2.3.2). In Abschnitt 2.3.3 befasse ich mich mit den Anrufungen zu Authentizität und  
Selbstverwirklichung, wie sie den laut Reckwitz (2019) derzeit hegemonialen „singula-  
ristischen Lebensstil“ und gouvernementale Aufforderungen zur eigenverantwortlichen  
Biografiegestaltung konstituieren und kennzeichnen. Im darauffolgenden Abschnitt  
2.3.4 frage ich dann, ob der Einsatz von poststrukturalistischer Theorie und Queer Theo-  
ry für Differenz und Heterogenität unter neoliberalen Bedingungen – und entgegen  
manch diffamierender Anwürfe – noch kritisches Potenzial birgt. Um es vorweg zu neh-  
men: Die Frage beantworte ich mit Ja.

Das vierte Unterkapitel (2.4) betrachtet Subjektivierung dann spezifischer im Hinblick  
auf das Forschungsthema konsensuelle Nichtmonogamien und Polyamorie. Hier bespre-  
che ich zunächst Subjektpositionen und Anrufungen, die von den Diskursen der roman-  
tischen Liebe und der *reinen Beziehung* (Giddens 1993) ausgehen, sowie deren Extensi-

on in die Beziehungsmoral der Polyamorie hinein (2.4.1). Anschließend werfe ich einen Blick auf die Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie zu Subjektivierungen polyamor lebender Menschen (Schadler/Villa 2016), da diese wichtige inhaltliche und methodologische Hinweise für meine eigene Fragestellung liefert (2.4.2). Zuletzt gehe ich in Abschnitt 2.4.3 auf verschiedene Linien der Kritik am Polyamorie-Konzept ein, die sich vor allem an dessen Kommunikationsmoral, Amatonormativität und positivem Bezug auf Identität(spolitik) stören.

## 2.1 Subjektkonstitution

Unsere Existenz in der Form des Subjekts nimmt Foucault nicht als eine überhistorische Gegebenheit hin. Er bezweifelt, dass wir stets dasselbe Subjekt vor uns haben, wenn wir „Subjekt“ denken und sagen, und dass „das Subjekt die einzige mögliche Existenzform ist“ (Foucault 1996a: 38) ist.<sup>3</sup> Dieser Zweifel gründet im Studium historisch unterschiedlicher „Korrelation[en] [...] zwischen Wissensformen, Normativitätstypen und Subjektivitätsformen“ (Foucault 1989: 10), die jeweils andere Techniken und Weisen der Subjektformierung und Subjektivierung erkennbar werden lassen. Dabei setzt Foucault wechselnde Schwerpunkte: Zunächst konzentriert er sich auf die Analyse veränderlicher „Formen eines möglichen Wissens“ (Foucault 2019: 15) und zeigt, „wie sich das menschliche Subjekt im Rahmen wissenschaftlicher Diskurse als sprechendes, lebendes und arbeitendes Individuum definiert“ (Foucault 2005a: 274). Alsdann verlagert sich der Fokus auf eine Analytik der Hervorbringung und Disziplinierung von Individuen im Rahmen institutioneller „Zwangspraktiken“ (Foucault 2005a: 274) und „normative[r] Verhaltensmatrizen“ (Foucault 2019: 15, vgl. Abschnitt 2.3.1). Diesen Rekonstruktionen der gesellschaftlichen Produziertheit des Subjekts fügt Foucault in seinen späteren Arbeiten eine dritte Perspektive hinzu, welche die Aufmerksamkeit stärker auf die Gestaltungsmacht und Transformationsfähigkeit des Subjekts in Prozessen der Subjektivierung lenkt: die Ethik als „Praxis des Selbst“ (Foucault 2005a: 275). Dabei geht es Foucault nicht nur darum, die Modi der Subjektkonstitution vergangener Episteme und Dispositive nachzuzeichnen. Vielmehr dient der Nachweis, dass unsere gegenwärtige nicht die einzig mögliche Seinsweise ist, einer kritischen Distanzierung von im Alltags-

---

3 „Kann es nicht auch Erfahrungen geben, in deren Verlauf das Subjekt nicht mehr gegeben wäre in seinen konstitutiven Funktionen, in dem, was es an Identischem-mit-sich hat? Gäbe es nicht also Erfahrungen, in denen das Subjekt sich auflösen, das Verhältnis zu sich zerbrechen, seine Identität verlieren könnte?“ (Foucault 1996a: 38)



verständnis oft fraglos akzeptierten Subjektpositionen und der Erkundung „virtuelle[r] Existenzmodi für mögliche Subjekte“ (Foucault 2019: 15).

### 2.1.1 Moralcode und Moralverhalten

In der Einleitung seines Buchs *Der Gebrauch der Lüste* (1989) führt Foucault die Begriffstrias *Moralcode*, *Moralverhalten* und *Ethik* ein, die er anhand seiner Studien zur Subjektivierung im antiken Griechenland entwickelt.<sup>4</sup> In diesem Abschnitt werden zunächst die ersten beiden Begriffe erläutert, ab dem folgenden dann jener der Ethik und damit zusammenhängende Konzepte.

Unter einem Moralcode versteht Foucault ein „Ensemble von Werten und Handlungsregeln, die den Individuen und Gruppen mittels diverser Vorschreibapparate – Familie, Erziehungsinstitutionen, Kirchen usw. – vorgesetzt werden“ (Foucault 1989: 36). Der Code nennt mir also nicht nur bestimmte Leitsätze, an denen ich mich im Leben orientieren soll, sondern er sagt mir darüber hinaus, wie ich mich anderen gegenüber (nicht) zu verhalten habe. Ein Moralcode kann demnach verstanden werden als eine Batterie miteinander zusammenhängender, auf Haltungen und Handlungen der Subjekte zielender diskursiver *Anrufungen* (Althusser 1977)<sup>5</sup>. Diese werden von Institutionen und Regeln der Wahrheitsproduktion ausgegeben und gestützt, die einem historischen *Dispositiv* (Foucault 1978, 1983) vernetzt sind.<sup>6</sup> Sie fordern uns, die wir in diesen Dispositiven leben, dazu auf, unser Verhältnis zu anderen auf eine bestimmte, gesellschaftlich erwünschte oder mindestens akzeptable Weise einzurichten, unsere Interaktionen norm(alitäts)konform zu gestalten und somit an unserer Unterwerfung unter die geltenden sozialen und diskursiven Regeln mitzuwirken. Foucaults Wortwahl „Vorschreibap-

---

4 Foucaults Darstellung ist selbstverständlich wesentlich differenzierter, als das hier in stark komprimierter Form wiedergegeben wird. Das scheint aber insofern vertretbar, als es mir hier zunächst darum geht, historische *Formen* der Subjektformierung und Subjektivierung zu typisieren und zu unterscheiden.

5 In seiner Untersuchung über die ideologischen Staatsapparate entfaltet Althusser seine Theorie der „Anrufung der Individuen als Subjekte“ (Althusser 1977: 146), wobei er davon ausgeht, „daß die Individuen immer-schon durch die Ideologie als Subjekte angerufen werden. [...] Die Individuen sind immer-schon Subjekte. Also sind die Individuen »abstrakt« in Bezug auf die Subjekte, die sie immer-schon sind.“ (Althusser 1977: 144) Ausführlicher zur Anrufungs-Theorie: Abschnitt 2.1.4.

6 In einem Dispositiv bündeln sich „Strategien von Kräfteverhältnissen, die Typen von Wissen stützen und von diesen gestützt werden“ (Foucault 1978: 123). Ein Dispositiv ist „ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes umfasst.“ (Foucault 1978: 119f) Als „Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann“ (Foucault 1978: 120), ist das Dispositiv sowohl „Struktur der [...] untersuchten kulturellen Praktiken“ (Dreyfuß/Rabinow 1994: 150) als auch methodisches Analyseraster. Die Umrisse, Bestandteile und Verbindungslinien eines Dispositivs zu bestimmen, ist damit explizit als Konstruktionsleistung des\*der Forschenden markiert.

parate“ und „vorgesezt“ könnte suggerieren, es handele sich um lauter Dogmen und Zwangsmaßnahmen, die das Subjekt im Namen einer Moral einerseits gängeln und zu rechtweisen, ihm aber andererseits (womöglich genau *wegen* ihrer rein repressiven Funktionsweise) äußerlich bleiben. Ergänzend betont Foucault jedoch die Produktivität insbesondere jener Wissensproduktionen und Machttechniken, die zur Partizipation anreizen statt nur zu untersagen und zu unterdrücken, die Subjektivitäten und Körper durchdringen und Machtausübung an die Mitwirkung des Subjekts koppeln (ausführlicher dazu unten in diesem Abschnitt und 2.1.4). Es ist also anzunehmen, dass uns ein Moralcode, so engmaschig er auch daherkommen mag, nicht einfach nur Vorhaltungen macht und uns in juridischer Manier ein bestimmtes Verhalten verbietet. Er wird er uns auch dazu anhalten, uns diese Imperative selbst zu eigen zu machen. Außerdem sind ein Moralcode und seine einzelnen Aussagen nicht fix, sondern im Laufe der Zeit veränderlich. Sie sind auch nicht für alle sozialen Gruppen gleichermaßen verbindlich. Unschwer erkennen lässt sich dies – um ein im Kontext dieser Arbeit naheliegendes Beispiel zu wählen – anhand der Frage, ob, und falls ja, unter welchen Bedingungen und für wen es legitim ist, innerhalb der Lebensspanne mehrere Partner\*innen zu haben. Um hier nur einige Inkongruenzen und Bruchlinien zu nennen: Die monogame Ehe war bis in die Neuzeit ein Privileg besitzender Klassen; unser heutiges Ideal einer sexuell-emotionalen Exklusivverbindung von Mann und Frau ist maßgeblich Produkt des erst im 18. Jahrhundert aufkommenden Diskurses der *Romantischen Liebe* (siehe 2.4.1); heute gilt serielle Monogamie weithin als legitime Alternative zur lebenslangen Festlegung auf eine Person (Schmidt et al. 2006); Männer\* sind traditionell weitaus weniger stark zur Monogamie verpflichtet als Frauen\* (Pieper/Bauer 2005). Auch haben die von Foucault exemplarisch genannten „Vorschreibapparate“ historisch kein gleichbleibendes Gewicht. Um beim Beispiel der Mononormativität zu bleiben: Die Institution Kirche hat als Instanz der Moralproduktion sowie der Stiftung und Überwachung des christlichen Ehe- und Treueversprechens innerhalb des Monogamie-Dispositivs an Einfluss verloren, während neue Akteur\*innen (z.B. Unterhaltungsmedien, Paartherapeut\*innen, Werbeagenturen...) autorisierte Sprech-Positionen einnehmen konnten und uns zeigen, wie Beziehungen auszusehen haben (Mayer 2006).

Der Begriff des *Moralverhaltens* bezieht sich auf die Praxen der Subjekte im Verhältnis zum Moralcode, nämlich darauf, „wie und mit welchen Variations- und Übertretungsspielräumen die Individuen oder Gruppen sich zu einem Vorschriftensystem verhalten“ (Foucault 1989: 36). Wiederum mit Althusser (1977) gesprochen, geht es hier um die

Verhaltensebene der „Umwendungen“ der Subjekte in Reaktion auf die sie ereilenden Anrufungen. Wie die von Foucault verwendete Begrifflichkeit des Spielraumes bereits andeutet, lässt es diese Konzeption von Subjektivierung theoretisch zu, dass sich die Bewegungen der Subjekte im sozialen Raum bzw. innerhalb eines historischen Dispositivs nicht vollständig mit den sie ereilenden Anrufungen und den ihnen präsentierten Normen decken. Bereits in früheren Arbeiten hatte Foucault Machtbeziehungen als dynamische und potenziell reversible Kräfteverhältnisse charakterisiert, die sich analytisch und theoretisch nicht treffend als statische Dualität von Herrschenden vs. Beherrschte erfassen lassen. Als „handelnde Einwirkung auf Handeln“ (Foucault 2005b: 255) impliziert Machtausübung zwar eine Lenkung, jedoch keine Determinierung des Verhaltens. Ohne Bewegungsspielraum der Subjekte innerhalb eines Dispositivs wäre Lenkung weder möglich noch nötig. In diesem Sinne können Machtbeziehungen „nur kraft einer Vielzahl von Widerstandspunkten existieren“ (Foucault 1983: 177). Nicht wenige jener Subjekte, an die im Bekanntenkreis, im Sportverein und in ihren Lieblingssongs ein mononormativer Moralcode herangetragen wird, leisten dem Code in ihrem Handeln und Gebaren nicht allzeit hundertprozentig Folge. Stattdessen verhalten sie sich mal mehr und mal weniger (nicht-)monogam. Dem Code und seinen Institutionen gelingt vielleicht Regulation, aber keine vollständige Beherrschung. Mononormativität *benötigt* sogar ein Szenario möglicher Widersetzlichkeiten und nichtmonogamer Regelübertritte: ein Grund, noch mehr Wissen zu produzieren und die Subjekte eines besseren zu belehren (Mayer 2006). Allerdings scheint mir im Hinblick auf die Rede von *dem* Moralcode und *dem* Moralverhalten (im Singular) zu klären, ob nicht innerhalb eines Dispositivs oder beim Übergang von einem zu einem anderen (vgl. 2.2.3) mehrere konkurrierende und/oder einander überlagernde Moralcodes zugleich wirksam sein können. Pieper (2003: 156) erklärt, „dass Anrufungen nicht als einstimmig und eindimensional aufzufassen sind, sie überkreuzen sich vielfach, sind polysemisch und widersprüchlich“. ‚Dasselbe‘ Subjekt werden also verschiedene, womöglich inkongruente oder inkompatible Anrufungen ereilen, die eventuell von Anfang an oder irgendwann im Subjektivierungsprozess eine Fragmentierung der Identität bewirken (vgl. Butler 1997: 176 sowie Unterkapitel 2.3). Andererseits wäre zu fragen, ob eine partielle Abkehr vom einen Moralcode nicht durch die Hinwendung zu einem anderen erkaufte wird. Identifizierte sich etwa ein Individuum als Mitglied einer bestimmten, mit einer kollektiven Identität ausgestatteten Community oder Subkultur (oder identifizierte der\*die Forschende jemanden als Mitglied einer solchen Wertegemeinschaft), so wäre zu fragen, inwieweit diese Gruppie-

nung über ein eigenes, vom hegemonialen Moralcode (in Teilen) abweichendes, aber für das infrage stehende Moralverhalten nichtsdestotrotz leitende Set von Normen und Regeln verfügt. Die Bestimmung und Abgrenzung von Moralcodes (zum Beispiel Mononormativität vs. Polynormativität) ist also genauso eine zu begründende Co-Konstruktionsleistung der Betrachter\*in wie die Bemessung der Verhaltens- und Übertretungsspielräume. Diese Konstruktionen werden je nach eingenommener Theorieperspektive, Methode und untersuchten Praktiken unterschiedlich ausfallen. Zugleich regulieren sie, welche Machtbeziehungen, (Mikro-)Praktiken und Widerstandslinien überhaupt wahrnehmbar sind.

### **2.1.2 Das Subjekt der Ethik**

Der Begriff der Ethik verschiebt bzw. ergänzt die Perspektive vom Reagieren auf den Moralcode hin zur Aktivität und (begrenzten) Eigensinnigkeit des Subjekts: Hier geht es um eine „reflektierte Praxis der Freiheit“ (Foucault 2005a: 278), mit der man sich selbst als „moralisches Subjekt der eigenen Handlungen konstituiert“ (Foucault 1984: 83) und das eigene Leben bis zu einem gewissen Grad selbstständig gestaltet. Eine Ethik lässt sich laut Foucault anhand von vier Dimensionen untersuchen und qualifizieren, welche sich auch für die vorliegende Studie als gewinnbringende Analysewerkzeuge erwiesen haben:

1.) Die „*Bestimmung der ethischen Substanz*“ zielt auf „die Art und Weise, in der das Individuum diesen oder jenen Teil seiner selbst als Hauptstoff seines moralischen Verhaltens konstituieren soll“ (Foucault 1989: 37, kursiv. i.O.). So wenig, wie es einen universalen Moralcode und eine universelle Ethik gibt, gibt es ein universelles Subjekt und eine universelle Art, ein gutes Leben zu führen. Ein christliches Begehrenssubjekt benötigt nicht nur eine reine Seele, sondern auch potenziell unreines Fleisch als Material der Selbstbeherrschung; ein an physischer Ertüchtigung orientiertes Subjekt braucht vielleicht keine Seele, dafür aber ein spezifisches Verhältnis zu bestimmten Körperfunktionen, -teilen und Trainingsgeräten; ein cartesianisches Subjekt benötigt einen Kopf zum Denken und Klügerwerden, aber möglichst keinen dabei hinderlichen Körper, usw. Eine ethik-sensible Analytik schließt nicht unbesehen vom jeweiligen Moralcode auf die ethische Substanz als Stoff der Subjektivierung. Vielmehr müssen die Nuancen und eigenen Schwerpunktsetzungen in den Blick genommen werden, in denen Subjekte einen Aspekt ihrer selbst als ethische Substanz ausmachen. Im Analyseteil zeige ich, wie einige Interviewpartner\*innen ‚ihre‘ Affekte (die Art und Weise, wie sie affiziert werden) zu einem

Stoff machen, auf den sich die Bemühungen der Selbstbeherrschung und -führung richten.

2.) Unter der – leider etwas missverständlichen – Überschrift „*Unterwerfungsweise*“ untersucht und fasst Foucault „die Art und Weise, wie das Individuum sein Verhältnis zur Regel einrichtet und sich verpflichtet fühlt, sie ins Werk zu setzen“ (Foucault 1989: 38). Missverständlich deshalb, da die hier interessierenden subjektiven Haltungen zum Moralcode, welche die Grundlage des Moralverhaltens bilden, offenbar durchaus einen mehr oder weniger großen Abstand zu den an das Subjekt herangetragenen Regeln und zu dessen vermeintlichen Pflichten aufweisen können. Dadurch entspricht das Sich-zum-Moralcode-Positionieren nicht zwangsläufig und durchgängig einer reinen *Unterwerfungs*prozedur, sondern es kann auch eine (partielle) Entunterwerfung sein. Des Weiteren legt Foucault nahe, dass ein Verhalten nicht einfach zufällig dem Moralcode genüge tut oder auch nicht, sondern dass das Subjekt, jeweils auf Basis der Spielräume, die Moralcode und Selbstverhältnis einräumen, zu einem gewissen Grad reflektiert, eventuell sogar taktisch agiert.

3.) Drittens interessiert sich Foucault für die „Formen der *ethischen Arbeit oder Ausarbeitung*, die man an sich selber vornimmt“ (Foucault 1989: 38; kursiv i.O.). Subjektivierung umfasst demnach nicht bloß a) ein mehr oder weniger freiheitliches Abarbeiten am Moralcode, wie es oben bereits besprochen wurde, sondern auch – und hier kommt ein neuer, für die vorliegende Arbeit zu einvernehmlich-nichtmonogamer Subjektivierung ganz zentraler Aspekt hinzu – b) die aktive Gestaltung der eigenen Existenz nach bestimmten ethischen und ästhetischen Gütekriterien (wobei sich a und b wohl nie ganz voneinander trennen lassen). Die Mittel und Wege, mit denen das Subjekt auf sich einwirkt, um sich so zu formen bzw. umzuformen, wie es die Ansprüche an eine als gut und schön bewertete Lebensführung gebieten, firmieren bei Foucault unter den Stichworten „Selbsttechniken“ und „Selbstpraktiken“ (1989, 1993a; vgl. 2.1.3).

4.) Zuletzt kann eine Ethik im Hinblick auf die ihr eigene „*Teleologie* des Moralsubjekts“ (Foucault 1989: 39; kursiv i.O.) betrachtet werden. Hier richtet sich der Blick darauf, wie die einzelnen Unternehmungen durch ihre Bedeutung für das ‚Gesamtkunstwerk‘ Sinn erhalten. Denn „eine Handlung ist nicht für sich genommen schon moralisch; sie ist es auch durch Einfügung und ihren Platz im Ganzen der Lebensführung“ (Foucault 1989: 39). Hierzu werden wir in der Analyse sehen, dass die Subjekte eine Reihe einzelner Anstrengungen und Übungen unternehmen, die in ihrer Zusammen-

schau eine polyamore bzw. konsensuell nichtmonogame Subjektivität und Praxis ergeben (sollen).

Obwohl eine Ethik einen gewissen „Selbstbezug“ (Foucault 1984: 83) erfordert und installiert, handelt es sich – zumindest bei der von Foucault untersuchten altertümlichen Form – nicht um egoistische oder narzisstische Selbstbezüglichkeit im modernen und despektierlichen Sinne, sondern um eine durch und durch soziale und politische Praxis. Denn die Ethik nimmt ihren Ausgangspunkt in der Überzeugung, dass es im Bestreben, Macht auf kluge Weise auszuüben und andere gut zu regieren<sup>7</sup>, zunächst einmal erforderlich sei, sich auf produktive Weise mit sich selbst zu beschäftigen (Foucault 1985: 3) und eine der Regierungsverantwortung zuträgliche Art von Selbstverhältnis auszubilden und zu kultivieren. Foucaults Lesart folgend gibt es hier, in der klassischen Konzeption, kein vorgängiges, ‚fertiges‘ Selbst, das sich mit sich befasste. Vielmehr formiert sich das Selbst erst im Prozess jenes Sich-Befassens, der notwendig ist, um im (Macht-)Verhältnis zu anderen gut zu agieren. Hierzu formuliert Gilles Deleuze in seiner Interpretation der Foucaultschen Subjekttheorie: „Es ist, als ob die Beziehungen des Außen sich falteten, sich krümmten, um eine Doppelung zu bewirken und einen Bezug zu sich entstehen zu lassen, um ein Innen zu konstituieren, das sich in einer ihm eigentümlichen Dimension vertieft und entwickelt“ (Deleuze 1992: 139f.). Das durch Dopplung der Beziehungen zu anderen produzierte Selbst (Material und Produkt der Selbstregierung) ist und bleibt keine reine Replikation, Kopie, identische Wiederholung der es ermöglichenden Kräfteverhältnisse. Vielmehr gewinnt es einen Überschuss, eine eigene Dimension oder Linie: *Subjektivierung*. In diesem Sinne ist Subjektivierung eine nie endende Abfolge/Überlagerung von Selbsttätigkeiten des sich konstituierenden Subjekts. Eine Tätigkeit, die in begrenztem Maße „autonom ist, selbst wenn sie im weiteren dazu aufgerufen wird, neue Wissensformen bereitzustellen und neue Mächte aufkommen zu lassen“ (Deleuze 1991: 156). Das Subjekt der Subjektivierung geht nicht voll und ganz, rest- und lückenlos in seinen sozialen Bezügen, Verpflichtungen und Lebensumständen auf, auch wenn das Mehr, das es ist/wird, nicht unabhängig von seinen gesellschaftlich-diskursiven Existenzbedingungen entstehen kann (ausführlicher dazu: 2.1.4).

Als Kunst der verantwortungsvollen Beschäftigung mit sich – und das heißt, wie gesagt, zugleich: als Herstellung von Subjektivität und Soziabilität – stützt sich die Ethik der

---

<sup>7</sup> Regieren in einem allgemeinen, weiten Sinne von: überlegt und gekonnt auf Handlungen einwirken und das Verhalten lenken, aber noch nicht im Sinne einer modernen, historisch an Pastoralmacht und Staatsräson geschulten Regierungsrationalität oder Gouvernamentalität.

Antike auf zwei zentrale Sets von Techniken: Zum einen auf Praktiken der *Selbstsorge* und zum anderen auf Praktiken der *Selbsterkenntnis*. Wobei letzteres (herauszufinden, wer und wie man ist) in Foucaults Auslegung antiker Selbstpraktiken einen untergeordneten Teilaspekt von ersterem (sich um sich kümmern) darstellt: „Die Selbsterkenntnis ist nur ein besonderer Fall der Selbstsorge, nur deren besondere Anwendung. Die Selbstsorge ist die allgemeine Form, die Selbsterkenntnis ist nur eine Konsequenz der Forderung nach Selbstsorge.“ (Foucault 1985: 32; vgl. Foucault 1993a). Im Hinblick auf die Antike stellt Foucault daher heraus, dass sich die Ethik „ganz um diesen fundamentalen Imperativ drehte: Sorge dich um dich selbst.“ (Foucault 2005a: 279) Auch wenn es in der Rezeption gelegentlich übergangen wird, macht Foucault unmissverständlich klar, dass Selbstsorge niemals losgelöst von den gesellschaftlichen Diskursen und Normen ihrer Zeit erfolgte und erfolgen kann. Da Selbstsorge auf einer bestimmten Weise des Zugangs zu sich und des Umgangs mit sich, einer bestimmten fachgerechten und kunstvollen Anwendung kultureller Techniken fußt, kann sie nicht auf beliebige Weise erfolgen: Neben (und vermutlich auch als Bedingung für) Selbsterkenntnis bedarf die Sorge um sich

„der Kenntnis einer bestimmten Anzahl von Verhaltensregeln oder Prinzipien, die zugleich Wahrheiten und Vorschriften sind. Sich um sich selbst zu sorgen heißt, sich mit diesen Wahrheiten auszurüsten: Dies ist der Punkt, an dem die Ethik mit dem Spiel der Wahrheit verknüpft ist.“ (Foucault 2005a: 279)

Das Verhältnis von Wahrheit und Subjekt spielt also eine wichtige Rolle für die Form, die es seinem Leben zu geben vermag. Dabei ist es wichtig, sich klarzumachen, dass Wahrheit hier noch nicht in die Tiefe gedacht wird, sie stellt noch nicht das unveräußerliche Innenleben, die Identität und das alles erklärende Geheimnis dar, welches das Subjekt in sich grabend und sich selbst durchleuchtend aufdecken könnte (dazu ausführlicher der folgende Abschnitt 2.1.3 sowie 2.3.1). Die Wahrheiten, verstanden als Aggregate spezifischer Wissensformen, Macht- und Sprechpraktiken, mit denen sich das Subjekt der Antike ausstattet und denen gemäß es handeln soll, um für sich – und damit auch für die anderen – gute Sorge tragen zu können, sind nicht inwendig (im Sinne einer Essenz oder Natur) und stehen ihm nicht einfach so offen. „Das Subjekt muss sich in etwas anderes als es selbst transformieren, um Zugang zur Wahrheit zu bekommen. Das Sein des Subjekts ist mit im Spiel: Wahrheit gibt es nur um den Preis einer Konversion des Subjekts.“ (Foucault 1985: 34) Um Zugang zur Wahrheit zu erlangen und durch diese „er-

leuchtet“ (Foucault 1985: 34) zu werden, kann, darf und muss man sich selbst verändern, vielleicht sogar radikal in jemand oder etwas anderes verwandeln. Dabei kann die notwendige Umwandlung im klassisch altertümlichen Verständnis (bzw. in Foucaults Interpretation desselben) auf zweierlei Weisen induziert werden: „durch eine Bewegung, die das Subjekt seinem Status entreißt und es erhebt (Bewegung des Eros, der Liebe), oder durch eine Arbeit des Selbst an sich, um schließlich ein zur Wahrheit fähiges Subjekt zu werden.“ (Foucault 1985: 34).<sup>8</sup> Intentionale Aktivitäten transformativen Einwirkens auf sich bezeichnet Foucault (1989) – distanzierend in Anführungszeichen gesetzt – als „Künste der Existenz“, „Existenzkünste“ oder auch „Selbsttechniken“.

„Darunter sind gewusste und gewollte Praktiken zu verstehen, mit denen sich die Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selbst zu transformieren, sich in ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen, das gewisse ästhetische Werte trägt und gewissen Stilkriterien entspricht.“ (Foucault 1989: 18)

Eine wichtige „Verfahrenstechnik“ solcher Selbstveränderung ist die *Parrhesia*, das rückhaltlose Aussprechen der Wahrheit im Angesicht eines anderen: „Sie ist die Spielfreiheit, die im Feld der wahren Erkenntnisse dafür sorgt, daß man jene benutzen kann, die für die Transformation, die Modifikation, die Verbesserung des Subjekts angemessen sind.“ (Foucault 1985: 57f.) Der Einsatz der Wahrheit als Subjektivierungspraxis ist in doppelter Hinsicht eine intersubjektive Angelegenheit: Erstens muss das Subjekt von einem anderen lernen, „über den wahren Diskurs zu verfügen“ und „sich zum Subjekt des Wahrsprechens zu konstituieren“ (Foucault 1985: 57). Zweitens braucht es eine\*n Adressat\*in der wahren Rede. Die Praxis des Alles-Sagens offenbart ihre Wahrheit allerdings nicht unmittelbar durch den *Inhalt* des Gesagten. Entscheidender sind zum einen das *Ethos*, „eine Wahl, eine Entscheidung, eine Haltung dessen, der spricht“ (Foucault 1985: 58). Das Ethos zeigt sich etwa in der Bereitschaft und dem Mut, direkt und schonungslos zu sagen, wie es ist, selbst wenn es sich um eine Situation großer Machtungleichheit und um eine unbequeme Wahrheit handelt, welche auszusprechen die\*den Sprechende\*n in Gefahr bringt (Foucault 1996b). Damit verbunden ist der zweite wichtige Aspekt, nämlich der der *Technik*: Die Art und Weise der Wahrheitsübermittlung soll klar und unverstellt sein. Der- oder diejenige, an den sich die Rede richtet, soll weder

---

8 Wie im Analyseteil (4.3 und 4.4) deutlich wird, sind beide Transformationslinien für die Subjektivierungspraktiken der Interviewten von Bedeutung, und sie stehen dort in einem komplementären Verhältnis zueinander.



durch Schmeichelei in falscher Sicherheit gewogen noch durch rhetorische Kniffe überzeugt werden, denn beides könnte demm von adäquater Selbstsorge und -erkenntnis abhalten (Foucault 1985: 58). In den Analysekapiteln 4.3 und 4.4 diskutiere ich, inwieweit die Kommunikation und der Umgang mit der Wahrheit, die die Interviewten für sich in Anspruch nehmen, als parrhesiastisch eingestuft werden können.

Auch wenn die Ethik bestimmten Regeln und Prinzipien gehorchen muss, nimmt sie sich keine juristische Macht als (oberste) Referenz: „Die Ethik studiert, wie das Individuum, ohne daß und bevor ein Gesetz eingreift, sich als Subjekt einer moralischen Lebensführung konstituiert.“ (Macherey 1991: 182) Entsprechend bewegt sich auch die Selbstprüfung, der man sich unterzieht, um herauszufinden, ob man Zugang zur Wahrheit hat, ob man sich fachgerecht regiert und ob die praktische Gestaltung der eigenen Lebensweise jenen Kriterien entspricht, die in der eigenen Gegenwart an ein gutes, schönes und respektables Leben gestellt werden, nicht im Register des Verbots, der Schuld und des Gewissens:

„Denn man nimmt sich selber gegenüber nicht die Rolle eines Richters ein, der ein Urteil sprechen muss. Man kann sich selber gegenüber in der Rolle eines Technikers, eines Handwerkers, eines Künstlers verhalten, der – von Zeit zu Zeit – in seiner Arbeit innehält, prüft, was er tut, sich selbst an die Regeln seiner Kunst erinnert, und diese Regeln mit dem vergleicht, was er bisher zustande gebracht hat.“ (Foucault 1996b: 175)

Aus der Perspektive der Ethik stellt sich die Frage ‚Kann ich das?‘ also nicht in erster Linie im juristischen Sinne: Ist das, was ich in und mit meinem Leben mache, erlaubt oder verboten?<sup>9</sup> Der Maßstab ist nicht einmal zuerst die soziale Norm: Ist das zulässig, habe ich das richtig oder falsch gemacht, bin ich richtig oder falsch? Oder die Normali-

---

9 Subjektivierung im Modus der Ethik stützt sich also nicht auf eine initiale „Liebe zum Gesetz, die nur durch rituelle Bestrafung befriedigt werden kann“ (Butler 2001: 121), welche Butler als Grundvoraussetzung von Althusser's Theorie der Interpellation zu erblicken meint. Dass Althusser die Funktionsweise der subjektivierenden ideologischen Anrufung unter anderem anhand einer Szene illustriert, in der sich ein\*e Passant\*in in Reaktion auf die Ansprache durch einen Polizisten zu diesem hinwendet, und dass er zudem mit dem göttlichen SUBJEKT eine zentrale, souveräne Unterwerfungsinstanz einführt, bringt Althusser's Theorie die Interpretation ein, sie setze einen dem Subjekt vorgängigen Zustand „leidenschaftlicher Erwartung des Gesetzes“ (Butler 2001: 121) voraus, sowie ein ursprüngliches Moral- und Schuldbewusstsein, „denn das Gewissen wendet das Individuum um und macht es der subjektivierenden Maßregelung zugänglich“ (Butler 2001a: 109). Butler bezieht sich hier nicht nur auf eine Unterwerfung unter das Gesetz des Souveräns/Gottes/der Staatsmacht, sondern auch auf den subjektkonstitutiven Eintritt in die symbolische Ordnung der Sprache als Unterwerfung unter das Gesetz des Vaters/Phallus (Lacan 1991). Ich habe an anderer Stelle (Mayer 2006) dargelegt, dass Butlers Beharren auf die psychoanalytischen Anteile in Althusser's Theorie diese teilweise eher fest schreibt als dekonstruiert, während sie darüber hinausweisenden Ansatzpunkten (Materialität der ideologischen Staatsapparate und Rituale; Handlungsfähigkeit des Subjekts) zu wenig Aufmerksamkeit schenkt.

tät: Bewege ich mich im Bereich dessen, was allgemein als in Ordnung und/oder gängig gilt? Sondern (obwohl die vorgenannten Fragen und Perspektiven sicherlich nicht vollkommen irrelevant sind) vielleicht zunächst einmal: Bin ich in der Lage, die mein eigenes und andere Leben betreffenden Schritte auf eine kunstfertige, elegante, handhabbare Weise auszuführen – und wenn nicht, wie kann ich mich verändern, an mir arbeiten, damit mir das gelingt? Trotz des kreativen Aspekts ist die Anstrengung, „sich selbst zum moralischen Subjekt seiner Lebensführung umzuformen“ (Foucault 1989: 38), aber nicht einer Freigeistigkeit des Individuums überlassen, unabhängig von sozialen Machtverhältnissen. Der Antike bescheinigt Foucault nicht nur privilegierte Themen und Bereiche der Selbstführung (Lüste, Diätik, Ökonomik, Erotik), sondern auch kanonisierte

„Technologien des Selbst, die es dem Einzelnen ermöglichen, aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer eine Reihe von Operationen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen, mit dem Ziel, sich so zu verändern, daß er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt.“ (Foucault 1993a: 26)

Das sozial privilegierte männliche Subjekt kann sich mithilfe eines zu erwerbenden Know-hows, der richtigen Übungen, Werkzeuge, Kunstgriffe und ggf. Hilfestellungen verändern, sogar grundlegend anders werden und/oder sich vielleicht gar (ein Stück weit) de-subjektivieren, d.h. von den vorgesehenen Modi und Ergebnissen der (Selbst-)Unterwerfung entfernen. Aber die gesellschaftlich verfügbaren Technologien, die Wissensbestände und Lehren, Instrumente und Materialien, die man nutzen kann und soll, um sachkundig, *fachmännisch* und kunstvoll vorzugehen und sich selbst – im wörtlichen Sinne – gut im Griff zu haben, werden nicht von einem einzelnen, geschweige denn autonomen, nicht bereits in einer bestimmten sozialen und diskursiven Ordnung positionierten Individuum kreiert. Foucault konstatiert,

„dass diese Praktiken, wenn ich mich jetzt für die Form interessiere, in der sich das Subjekt auf aktive Weise, durch Praktiken des Selbst konstituiert, dass diese Praktiken dann nichtsdestoweniger etwas sind, was das Subjekt erfindet. Es sind Schemata, die es in einer Kultur vorfindet und die ihm vorgegeben, von seiner Kultur, seiner Gesellschaft, seiner Gruppe aufgezwungen sind.“ (Foucault 2005a: 287)<sup>10</sup>

---

10 Mit Zwang alleine ist es selbstverständlich selten getan, das weiß Foucault am besten. Statt „aufgezwungen“ könnte man daher vielleicht auch sagen: ...die dem Subjekt von seiner Kultur, seiner Gesellschaft, seiner Gruppe mehr oder weniger nahegelegt werden und die es sich bis zu einem gewissen Grad zu eigen machen muss (und vermutlich auch möchte), um als Subjekt anerkannt zu werden.

Es wäre also irrig zu unterstellen, die Selbsttechnologien und die in ihnen gebündelten Techniken der Selbstbearbeitung und Selbstverwandlung stünden bei Foucault konzeptionell außerhalb des gesellschaftlichen Feldes mit seinen Machtbeziehungen und Diskursregeln, oder man könnte quasi im Alleingang und qua persönlicher Willensanstrengung eine neue Subjekt- bzw. Lebensform herstellen. Dennoch räumt das antike Verhältnis von Wahrheit, Macht und Subjektivierung dem freien, männlichen Subjekt eine relativ große Handlungsfreiheit ein, das Verhältnis zu sich zu gestalten, und auf diesem Wege auch das Verhältnis zu anderen.

### 2.1.3 Das Subjekt des Pastorats

Im Vergleich zur Kultivierung von Selbstpraktiken in der Antike entwirft und belagert der Moralcode abendländischer, christlich geprägter Philosophie und Theologie der Neuzeit eine Subjektform, deren Spielraum und Dynamik des Subjektivierungsprozesses deutlich reduziert scheint: „Das Wort ‚Subjekt‘ hat zwei Bedeutungen: Es bezeichnet das Subjekt, das der Herrschaft eines anderen unterworfen ist und in dessen Abhängigkeit steht; und es bezeichnet das Subjekt, das durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis an seine eigene Identität gebunden ist.“ (Foucault 2005b: 245)<sup>11</sup> Wir haben hier also einen Subjekttypus vor uns, dessen Aktivität sich offenbar darin erschöpfen soll, zu gehorchen und sich *nicht* zu verändern.

Auch das Verhältnis von Subjekt und Wahrheit hat sich verschoben; letztere wird stärker zum Medium der Unterwerfung und Fixierung denn der Selbstgestaltung und -veredelung: „Im modernen Zeitalter kann die Wahrheit das Subjekt nicht mehr retten.“ (Foucault 1985: 34) Und das kommt so: Die von Foucault beschriebenen Formen antiker Selbstsorge und Praktiken der Selbsttransformation sind keine reinen Operationen des Geistes; sie adressieren das Subjekt auch in seiner Materialität, Körperlichkeit, Begehr-

---

11 Dieses in der Foucault-Rezeption sehr häufig bemühte Zitat hat leider Anlass zu großen Missverständnissen gegeben, denn es wird häufig als Foucaults Definition *seines eigenen, allgemeingültigen* Subjektbegriffs verstanden. Dann wäre seine Vorstellung in der Tat die eines doppelt ‚stillgelegten‘, allzeit vollständig territorialisierten Subjekts (was nicht zu dem im selben Aufsatz entwickelten Regierungsbegriff passen würde). Worauf Foucault hier m.E. aber stattdessen abhebt, sind historisch spezifische philosophische, christliche und sprach-, sozial- und humanwissenschaftliche *Diskurse* um das Subjekt, die Subjekten in der Moderne (mindestens) zwei unterschiedliche Subjektpositionen ‚anbieten‘ bzw. zuweisen. Dass Foucault als Gegenposition zum ‚Durch Herrschaft unterworfenen Subjekt‘ nicht einfach ‚Das autonome Subjekt‘ bzw. ‚Das Cartesianische Subjekt‘ anführt, sondern diese zu pastoral (Selbst-)Unterworfenen umwidmet, mag zu der irrigen Annahme beitragen, Foucault präsentiere uns hier eine im affirmativen Sinne alternative Subjektkonzeption. Es handelt sich aber allesamt um Diskurse, deren Genese und Machtwirkungen Foucault archäologisch-genealogisch untersucht, statt sie sich zu eigen zu machen, und deren Wahrheitsanspruch er kritisiert, indem er u.a. durch seine Studien zur Ethik zeigt, dass Subjekte historisch auch ziemlich andere Formen annehmen konnten/können.

lichkeit und seinem irdischem Dasein (z.B. durch körperliche Übungen, Gestaltung der Interaktionen mit anderen). Dagegen solle das cartesianische Subjekt, das uns laut Foucault bis heute als Modell der Subjektivierung dient, allein durch Denken und Erkenntnis zur Wahrheit finden, sich aber selbst nicht körpergeistig transformieren, um Meister\*in des eigenen Lebens zu werden. Zwar ist das Subjekt nach wie vor dringend dazu angehalten, sich mit sich selbst zu beschäftigen, doch setze die christliche Tradition dabei viel stärker auf den Imperativ der *Selbsterkenntnis* als auf jenen der *Selbstsorge*: Sich zu beherrschen erscheint nun weniger als Angelegenheit eines klugen, maßvollen Gebrauchs der Lüste und des kunstvollen Umgangs mit seiner Freiheit denn als Problem argwöhnischer Inspektion und Durchleuchtung der eigenen Begierden, die das Subjekt allzeit ins Unglück, oder gleich in die Hölle, zu stürzen drohen. Begierden, die durch jene moralische Beunruhigung, jene neue Form der Problematisierung selbstverständlich *nicht* einfach unterdrückt oder gar zum Verschwinden gebracht, sondern vielmehr im Rahmen akribischer Fahndung und Inquisition erst hervorgehoben und diskursiviert, produziert und produktiv gemacht werden, indem sie einer ganzen Armada moderner Institutionen, Wissenschaften und Professionen als Entstehungs-, Beschäftigungs- und Legitimierungsgrundlage dienen (vgl. Foucault 1983, 2003).

Im christlichen Pastorat – der Seelenlenkung qua Etablierung einer engmaschigen Beziehung zwischen Hirte und einer aus einzelnen Schafen bestehenden Herde – erblickt Foucault *den* Prototyp für Machtausübung als Menschenführung in der Moderne. Dabei „eignete sich das Christentum zwei wesentliche Instrumente an, die in der hellenistischen Welt verbreitet waren: Gewissensprüfung und die Leitung des Gewissens. Es nahm sie auf, aber nicht, ohne sie beträchtlich zu verändern.“ (Foucault 2005c: 202) Zum einen werden Lenkung bzw. Gelenktwerden zum Dauerzustand, „und man war unvermeidlich verloren, wenn man versuchte, der Leitung zu entkommen“ (Foucault 2005c: 202), zum anderen wird eine akribische Introspektion seiner selbst unumgänglich, um das Gewissen „seinem Leiter gegenüber völlig offen zu legen – ihm die Tiefen der Seele zu enthüllen“ (Foucault 2005c: 202). Das Subjekt wird nun ausgestattet mit einer ihm eigenen Innerlichkeit, einer unter der Körperhülle verborgenen Wahrheit der Seele (später: Psyche), die ihrerseits allerlei Abgründe enthält. Bei der antiken Parrhesia steht selbst eine hierarchische Beziehung wie jene zwischen Schüler\*in und Lehrer\*in im Dienste der Erlangung größerer Selbstbeherrschungs- und -transformationsfähigkeit des\*der Schüler\*in, und auch der\*die in dieser Situation formal weniger Mächtige hat die Macht (und die Pflicht), einer Autoritätsperson die Wahrheit ins Gesicht zu sagen.

Dagegen ist die Produktion und Enthüllung innerster Geheimnisse in der Beichte, der Schablone moderner Geständnistechiken, Bedingung für das rettende Geleitetwerden, von dem man abhängig ist. Statt sich in der Kunst zu üben, die Wahrheit zu erkennen, um sie im Namen der Selbstsorge als Fähigkeit zur Selbstführung und -transformation zu gebrauchen, wird das Individuum mittels seines Bemühens, sich ganz zu offenbaren, unterworfen: Das vorzugsweise im Dispositiv der Sexualität (Foucault 1983) operierende Pastorat etabliert die Machtform der „Führung von Individuen mittels ihrer eigenen Wahrhaftigkeit“ (Foucault 1994a: 77). Wobei diese „individualisierende Macht“ (Foucault 1994a: 77) die Individuen, über welche sie wacht, zugleich herstellt, indem sie jede\*n Einzelnen (und deshalb auch jede\*r Einzelne sich selbst) in seiner\*ihrer Eigenheit bis in die kleinsten Regungen minutiös und separat kennen und führen muss (vgl. Abschnitt 2.3.1).<sup>12</sup>

Obwohl die derart Geleiteten ständig um ihr Seelenheil bangen und obwohl sie als Zielscheibe der *Biomacht*, die sich um die Optimierung der Lebensregungen sorgt (Foucault 1983, 1999), durchaus „als lebendige Individuen“ (Foucault 2005c: 203) von Interesse sind, hat die damit verbundene Besorgnis um ihr (Innen-)Leben eine andere Stoßrichtung als die antike Sorge um sich:

„Alle diese christlichen Techniken der Prüfung, des Bekenntnisses, der Gewissensleitung und des Gehorsams haben ein Ziel: die Individuen dazu zu bringen, ihre eigene ‚Kasteiung‘ in dieser Welt zu bewerkstelligen. Die Kasteiung ist natürlich nicht gleichbedeutend mit dem Tod, aber ein Verzicht auf diese Welt und auf sich selbst: eine Art von alltäglichem Tod.“ (Foucault 2005c: 203)

Im erklärten Verzicht auf alle möglichen Genüsse und in asketischer *Selbstlosigkeit* erblickt man die Chance, später einmal, im Jenseits, sein Heil zu finden, während eine Kultur diesseitiger Selbstsorge als dekadent und anrühlich erscheint bzw. im Subjektivierungsprogramm schlicht nicht mehr vorgesehen sei. Wie Foucault deutlich macht, sieht er diesen Moralcode auch in der Gegenwart (genauer: Anfang/Mitte der 1980er Jahre,

---

12 Wie Foucault in *Der Wille zum Wissen* (1983) und seiner Vorlesung *In Verteidigung der Gesellschaft* (1999) ausführlich, etabliert sich die auf das Leben gerichtete Biomacht nicht nur entlang des Strangs individualisierender Disziplinarmacht, sondern auch entlang der auf die Regulierung und Produktivmachung der Bevölkerungsprozesse zielenden Biopolitik. Seine späteren Arbeiten zur Entwicklung moderner Gouvernementalität sehen als deren „Zielscheibe die Bevölkerung“. An anderer Stelle, etwa im Aufsatz *Omnes et singulatim* zur Verbindung der Pastoralmacht mit der Staatsräson, macht Foucault jedoch deutlich, dass auch die Bevölkerung nicht nur als statistische Gesamtmenge von Interesse ist, sondern dass es darum geht, die Lebensäußerungen der vielen Einzelnen zu kennen und zu nutzen: „Ziel der modernen Regierungskunst oder Staatsrationalität ist [...] die konstitutiven Elemente des Lebens der Individuen dergestalt zu entwickeln, daß deren Entwicklung auch die der staatlichen Stärke fördert.“ (Foucault 1994a: 90)

als er seine letzten Schriften verfasste und Interviews gab), noch als bestimmend an: „Wir sind geneigt, in der Sorge um sich selbst etwas Unmoralisches zu argwöhnen, ein Mittel, uns aller denkbaren Regeln zu entheben.“ (Foucault 1993a: 31) Mehr noch: „Unsere Moral, eine asketische Moral, unterstellt, man könne das Selbst zurückweisen.“ (Foucault 1993a: 32) Allerdings war das Selbst als Gegenstand und Produkt christlicher Problematisierung nie ganz verschwunden: Auch eine Moral, die den Verzicht auf das Selbst predigt, kommt nicht ohne ein Selbst aus, mindestens als konstitutives Außen – wozu sonst die Predigt, wozu die Moral? Wer ist Adressat\*in, Material und Akteur\*in der Selbstprüfung und Kasteiung, wenn nicht ein Selbst? So stellt auch Foucault im Zusammenhang mit der Rede vom moralisch verordneten Selbstverzicht fest: „die christliche Kasteiung ist eine Form der Beziehung zu sich selbst“ (Foucault 2005c: 203; kursiv G.M.). Zudem wird – um beim Textbeispiel zu bleiben – bereits anhand der oben zitierten Formulierung, es gehe darum, „die Individuen dazu zu bringen, ihre eigene ‚Kasteiung‘ in dieser Welt zu bewerkstelligen“, deutlich, dass der Unterwerfungsprozess aufseiten der Subjekte immer noch eine nicht unbeträchtliche Mitwirkung erfordert, und dass nicht sicher davon ausgegangen werden kann, dass ihre Handlungen genau den Anweisungen entsprechend ausgeführt werden. Als „handelnde Einwirkung auf Handeln, auf mögliches oder tatsächliches, zukünftiges oder gegenwärtiges Handeln“ (Foucault 2005b: 255) setzt auch die pastorale Lenkung (anhand deren Untersuchung Foucault verallgemeinernd herausarbeitet, wie Machtausübung funktioniert), aufseiten der Subjekte eine gewisse Kooperationswilligkeit und -fähigkeit voraus.

Diese Anrufung zur Selbst-Tätigkeit des Subjekts leitet Foucault nicht nur archäologisch heraus, sondern auch in seiner Genealogie moderner Machtformen: Schau- und Umschlagplatz der sich im 18. Jahrhundert formierenden, individualisierenden Disziplinarmacht ist die „Entdeckung des Körpers als Gegenstand und Zielscheibe der Macht“ (Foucault 1994b: 174). Ein Körper, der im Zuge kapitalistischer Industrialisierung gleichzeitig auf ökonomische Nützlichkeit und politische Fügsamkeit getrimmt werden soll. Zu diesem Zweck installieren die Disziplinargesellschaften ein „System der Überwachung, Kontrolle, Normalisierung und, später dann, der Bestrafung, Besserung, Erziehung usw.“ (Foucault 1978: 38).<sup>13</sup> Doch kann sich die „Mikrophysik der

---

13 Wie Foucault allerdings einräumt, entspricht die disziplinierende Einpassung in vorgegebenes Soll, das wenig Flexibilität und kaum Spielraum für Ausreißer erlaubt, eher einer *Normierung*. Dem gegenüber arbeitet *Normalisierung* mit einem in einer Population empirisch zu erhebenden Ist-Zustand, dessen Schwankungen und Varianzen sie innerhalb eines mehr oder weniger großen, ‚gesunden‘ Toleranzbereichs mittels biopolitischer Interventionen zu regulieren und mittels gouvernementaler Sicherheitsdispositive zu regieren sucht (vgl. Lemke et al. 2000: 13; Link 1999: 22). Auch hat Foucault

Macht“ auf Dauer nicht damit begnügen, mittels Parzellierung und Einschließung, räumlicher Anordnung und zeitlicher Taktung standardisierte Körper zu produzieren. Mit einem Durchreichen des Individuums durch Institutionen als Stationen der Zurichtung ist es nicht getan. Sie muss zum einen sicherstellen, die Subjekte dergestalt an ihrer Unterwerfung zu beteiligen, dass durch deren Selbstüberwachung ein auf Dauer viel zu aufwändiges permanentes Fremdeinwirken überflüssig wird, und zum anderen muss sie sich mühen, noch „die oberflächlichsten und flüchtigsten Erscheinungen des Gesellschaftskörpers zu erfassen“ (Foucault 1994b: 274). Polizey und die aufstrebenden Wissenschaften vom Menschen bedienen sich der Machttechnik des Pastorats und säkularisieren diese, um immer besser zu verstehen und immer präziser darauf einzuwirken, wen sie da eigentlich vor sich haben, und wie sich dieses Individuum am besten regieren lässt. So zeigt Foucault, wie die Prinzipien der Pastoralmacht in säkularisierter Form in die moderne politische Kunst der Regierung überführt werden, verstanden als „Kontaktpunkt, an dem die Form der Lenkung der Individuen durch andere mit der Weise ihrer Selbstführung verknüpft ist“ (Foucault zitiert nach Bröckling, Krasmann, Lemke 2000: 29). Diese Form rationalisierter Machtausübung – nicht auf staatliche Institutionen beschränkt, sondern als Gouvernementalität in die Subjekte verlagert – kann auf ein Selbst als Akteur\*in der Selbstregierung nicht verzichten (vgl. Abschnitt 2.3.3).

#### **2.1.4 Anrufung, Performativität und Subjektivierung**

Bereits Althusser hatte darauf hingewiesen, dass die nicht unwesentliche Mitwirkung des Subjekts am Prozess der Subjektconstitution keinesfalls als ein einmaliger Akt zu verstehen sei, sondern dass wir vielmehr „ununterbrochen ideologische Wiedererkennungsrituale praktizieren“ (Althusser 1977: 142), um uns selbst und den anderen gegenüber unseres Subjektstatus zu vergewissern. Wenn Subjektwerden und -bleiben nur über ständig erneuerte Bestätigungspraktiken funktioniert, so verweist dies auf die grundlegende „Iterabilität des Subjekts“ (Butler 2001: 33). Mit dem Konzept der Iterabilität bezeichnet Jacques Derrida die Möglichkeit, jedes Zeichen aus seinen bisherigen Kontexten herauszunehmen, es in neuen Kontexten zu wiederholen und es dabei in diese neuen Kontexte einzuschreiben, wobei diese Möglichkeit „die Wiederholung mit der Andersheit verbindet“ (Derrida 1999: 333). Die Iterabilität besagt, dass diese Wiederholbarkeit

---

selbst zwischen den Machttechnologien der Disziplin und der Kontrolle unterschieden und eine historischen Transformation ausgemacht: „Die massiven und kompakten Disziplinen lockern sich zu weichen, geschmeidigen, anpassungsfähigen Kontrollverfahren auf.“ (Foucault 1994b: 271) Dabei allerdings, das macht Foucault ebenfalls klar, die alten Machtformen der Souveränität und der Disziplin ganz zum Verschwinden zu bringen.

in neuen Kontexten zur funktionellen Struktur des Zeichens gehört; ein nicht wiederholbares Zeichen könnte nicht funktionieren (Derrida 1999: 32 und 2001: 81, 127). Die im Zusammenhang mit sprachlichen Zeichen entwickelte Logik der Iterabilität betrifft in Derridas Augen aber nicht nur die sprachliche Praxis, sondern auch andere soziale Praxen: Angesichts einer „allgemeinen Iterabilität“ gelte es, „eine differentielle Typologie von Iterabilitätsformen zu konstruieren“ (Derrida 2001: 40). Weitet man das Konzept der Iterabilität von sprachlichen Handlungen auf sämtliche soziale Praxen und Verkörperungen aus, erweist sich die Aufgabe oder Hoffnung, durch eine „rituelle Praxis der Wiedererkennung im Alltag“ (Althusser 1977: 141) Identität zu rekonstruieren, als so störanfällig wie illusorisch:

„Wenn es sozusagen einen Wiederholungszwang gibt, dann erzeugt die Wiederholung die Identität niemals voll und ganz. Die Tatsache, dass es überhaupt eine Notwendigkeit zur Wiederholung gibt, ist schon ein Indiz dafür, daß Identität nicht mit sich selbst identisch ist. Sie muß immer wieder neu eingerichtet werden, das heißt, sie ist in jeder Pause in Gefahr, abgeschafft zu werden.“ (Butler 1996: 31)

Die Iterabilität macht die Subjektkonstitution allerdings nicht nur auf der Ebene der Umwendungen zu einer prekären Angelegenheit. Sie betrifft auch die Anrufungen selbst, sofern sie a) als *Sprechakte* bzw. als *performative Äußerungen* (Austin 1976, 2000) zu funktionieren beanspruchen und verfügen, das Subjekt möge dies oder jenes sein (z.B. Junge/Mädchen) und b) das Subjekt ständig zur Mitarbeit an seiner\* Hervorbringung/Unterwerfung anhalten. Wenn die Anrufung in einem neuen zeit-räumlichen Kontext zitierbar zu sein hat, damit sich das Subjekt noch-einmal-schon-wieder umwendet (Bedingung für die vorgebliche Beständigkeit des Subjekts), eröffnet sich ein Raum für eine dreifache Verschiebung: Zum einen setzt sich die Umwendung, mit der man einer Interpellation *nachkommt*, als *verschobene* Ausführung ein Stück weit über die diskursiven und sozialen Voraussetzungen der Anrufung hinweg, welche ihre Zitation einfordert. Zum zweiten sind die Umwendungen selbst eine endlose Kette von Wiedererkennungsritualen, von denen keines bei seiner Wiederholung exakt identisch vonstatten gehen kann. Drittens riskiert die Anrufung selbst eine *Bedeutungsverschiebung*, sofern sie vom Subjekt ‚gezwungen‘ wird, sich unter veränderten Bedingungen zu aktualisieren. Auch wenn Butler nicht immer ganz klar macht, auf welcher dieser Ebenen sie gerade argumentiert bzw. wie sie deren Verhältnis einschätzt, besteht für sie in der Iterabilität des Subjekts doch eine wichtige Möglichkeitsbedingung der Handlungsfähigkeit,



„sich zu den gesellschaftlichen Bedingungen, die sie [die Handlungsfähigkeit] erst hervorbringen, in Opposition zu setzen und sie zu verändern“ (Butler 2001: 33).

Ihre Lesarten poststrukturalistischer, aber auch psychoanalytischer Theorien bündelt Butler im Konzept der Performativität. Für das Verständnis des Subjekts folgt daraus, dass es „keine DarstellerIn gibt, die vor dem Dargestellten existiert“ (Butler 1996: 30), und dass es keine Darstellung geben kann, die nicht die Spuren des Ausgeschlossenen in sich trägt, welches die Aufführung zugleich stört und ihre permanente Wiederholung erzwingt. Während die Performativität den Subjekten „die Illusion ihrer Kohärenz und Identität“ (Butler 1996: 47) verleiht, kann es dieser Konzeption nach nie gelingen, ein für alle mal ein Subjekt *par excellence* zu sein, das in jeder Lebenslage die – zumal ja selbst nicht kohärenten und identisch bleibenden, mitunter gar widersprüchlichen – Anrufungen zu hundert Prozent verkörpert und umsetzt.

Diese Feststellung lässt sich in zwei Richtungen interpretieren (zur Unterfütterung dieser Zweischneidigkeit durch Affekt-Theorie vgl. Abschnitt 2.2.2). Einerseits: Schwächung der Autorität der Anrufung. Denn sie ist offenbar nicht in der Lage, je ganz einzulösen oder durchzusetzen, was sie in Aussicht stellt oder anweist, nämlich ein kohärentes und stabiles Subjekt zu produzieren: „Die Anrufung verliert somit ihren Status als eine einfache performative Äußerung, als ein Akt des Diskurses, ausgestattet mit der Macht, das zu erschaffen, von dem die Rede ist.“ (Butler 1997: 174) Mehr noch: Die Performativität (des Diskurses) ist nicht nur die Möglichkeitsbedingung von Handlungsfähigkeit, sondern Performativität kann umgekehrt auch zum Modus subjektiver bzw. kollektiver Selbstermächtigung *durch* Handeln werden: Demnach „geht es manchmal nicht darum, zuerst die Macht zu erlangen, um dann handeln zu können; es geht vielmehr um das Handeln selbst und darum, mit dem Handeln die Macht zu beanspruchen, die man braucht. Das ist Performativität, wie ich sie verstehe“ (Butler 2016: 79). Besagtes Beanspruchen der Macht stellt Butler sich dabei nicht als appellatives Einfordern vor, sondern als geschicktes Agieren zur Umlenkung von Kräfteverhältnissen (was auch sprachlich geschehen kann; vgl. auch Abschnitt 3.2.3).

Andererseits: Stärkung der Autorität der Anrufung, denn die meisten Subjekte versuchen ihr offenbar Folge zu leisten und nachzueifern. Subjekte mühen sich, Kohärenz und Identität(en) zu performen, obwohl es sich im Grunde um ein hoffnungsloses Unterfangen handelt. Damit nicht genug; die Darbietungen der Versuche, den Anrufungen genüge zu tun, erwecken oft den Anschein von Selbstverständlichkeit oder gar Natürlichkeit der Normen, zu deren Einhaltung die Anrufungen auffordern: „Die Performati-

vität [...] ist immer eine Wiederholung einer oder mehrerer Normen; und in dem Ausmaß, in dem sie in der Gegenwart einen handlungsähnlichen Status erlangt, verschleiert oder verbirgt sie die Konventionen, deren Wiederholung sie ist.“ (Butler 1997: 36) So täuschen die Unbeirrtheit und Sorgfalt, mit der die meisten Menschen eine bereits intelligible und akzeptable Form des Geschlechts, des Begehrens und/oder der Beziehungsführung zur Schau tragen, leicht sowohl über die anstrengende, andauernde und nie ganz glückende Konstruktionsleistung aufseiten der Subjekte wie auch über auch die Zwangs- oder mindestens Machtförmigkeit der sie ereilenden „diskursiven Befehl[e]“ (Butler 1997: 174) hinweg, die niemals ganz ausschließen können, wovon sie als ihr konstitutives Außen abhängig sind.<sup>14</sup>

Aus queer-theoretischer Perspektive werden unter anderem hierin die Zumutungen identitätsbasierter Subjekt- und Politikentwürfe sicht- und angreifbar (siehe auch die Abschnitte 2.3.1 und 2.3.4). Wie wir gesehen haben, ist die Handlungsfähigkeit des Subjekts nicht nur ein Produkt gescheiterter Anrufungen, sondern speist sich auch aus einem Überschuss, der jede Identifikation begleitet. Es fragt sich allerdings, wie genau Butler in ihrem theoretischen Framework den Sprung von einer konstatierten „leidenschaftlichen Komplizenschaft“ (Butler 2001: 103) des Subjekts mit der eigenen Unterwerfung trotz struktureller Unmöglichkeit/Überforderung, der Anrufung voll und ganz Folge zu leisten, hin zu jener Haltung und Praxis der „Opposition“ (Butler 2001: 33), der „Ablehnung des Gesetzes in Form einer parodistischen Ausfüllung der Konformität“ (Butler 1997: 174; kursiv G.M.) und jenen Gesten der Zurückweisung von „Verhaltenskonformität“ (Butler 1997: 174) bewerkstelligt, die sie bei Althusser vermisst. Bereits bei Althusser gibt es nicht nur brave Umwendungen, sondern auch jene offenbar doch nicht sofort und nicht jederzeit ‚richtig‘ unterworfenen „schlechten Subjekte“, die gelegentlich das Eingreifen dieser oder jener Abteilung des (repressiven) Staatsapparates provozieren“ (Althusser 1977: 148).<sup>15</sup> Zwar stellt uns Butler in Aussicht, „die Polizei,

---

14 Dass es niemals gelingen kann, ganz *der Norm* zu entsprechen, heißt selbstverständlich nicht, dass man sich nicht trotzdem in einem Bereich des Normalen und Akzeptablen bewegen kann (anstatt, wie bei Butler, die keinen Normalitäts-/Normalisierungsbegriff hat, gleich zum Verworfenen zu werden), und dass es eben einen solchen Bereich der normalisierender Toleranz sogar geben muss, damit die verschobene/gescheiterte Wiederholung eben nicht als permanenter Regelübertritt erscheint, der letztlich auch die Autorität und Sinnhaftigkeit der Anrufungen infrage stellen würde, sondern als eine Varianz verbucht werden kann, mit der das System leben und umgehen kann.

15 Es ist überhaupt nicht ausgemacht, dass sich das Subjekt aus schlechtem Gewissen und Autoritätsstreue oder sonstiger psychosozialer Unterworfenheit umwendet. Neben parodistischer Übertreibung kann die Umwendung auch Taktik und Täuschung sein. Möglicherweise handelt das Subjekt vorgeblich ganz im Sinne der Anrufung (z.B. klaglose Abgabe der Personalien), aber dennoch mit einer Haltung der Unversöhnlichkeit gegen die Staatsmacht. Vielleicht wendet sich das Althusserische Subjekt auch dem Polizisten zu, um ihm die Zunge heraus zu strecken oder ihm ein herzliches „Verpiss dich,

die darüber wacht“, ob wir die uns auferlegten Normen ordnungsgemäß reproduzieren, nicke „manchmal im Dienst ein“ (Butler 2016: 44). Handlungsfähigkeit und die Möglichkeit, kurz einmal etwas anderes zu sein und zu tun als wir sollen, wäre hier Momenten der Unaufmerksamkeit der Handlanger\*innen des ideologischen Staats- und Disziplinierungsapparats zu verdanken, ihrer Nachlässigkeit und vielleicht auch ihrer Überforderung, uns immerzu auf frischer Tat zu ertappen, uns mit ihren Anrufungen zu erwischen und panoptisch jede einzelne Mikropraktik im Blick zu haben (wobei wir diese Ordnungsmacht und ihre zeitweise Ermüdung wohl auch innerhalb unserer selbst verorten müssen; vgl. Abschnitt 2.3.1). Sofern aber das Subjekt und seine Begehren mehr sein sollen als ein Effekt der Performativität der Summe der verschiedenen Anrufungen (ihrer Durchsetzungskraft trotz oder wegen iterativer Brüchigkeit, nicht immer gegebener Treffsicherheit und gelegentlichen Schweigens) oder – was ein etwas anders gelagertes Argument ist – Effekt der Pluralität und Widersprüchlichkeit verschiedener uns ereilender Anrufungen, all denen ‚beim besten Willen‘ niemand auf einmal gerecht werden kann – wie kommt dann diese widerständige Subjektivität zustande, mit der die Normierungsversuche manchmal „abgelehnt und aufgesprengt“ (Butler 1997: 174) werden? Zwischen dem „konstitutive[n] Fehlschlagen der performativen Äußerung“, d.h. hier: der Anrufung(en), und dem „daraus folgenden Ungehorsam“ (Butler 1997: 174) des Subjekts scheint mir bei Butler eine theoretische Leerstelle zu bestehen.<sup>16</sup> Das Subjekt kann niemals dauerhaft und vollständig eine ihm zugedachte Identität verkörpern und scheint dennoch zwischen Gesetz/Norm, strukturellem Scheitern und unerklärlichen Momenten des Dagegenseins eingeklemmt (zu Butlers Anreicherung ihrer Anrufungs- und Performativitätstheorie durch einen partiellen *affective turn* siehe Abschnitt 2.2.2).

---

Bulle!“ mit auf den Weg zu geben (und vielleicht bedarf es dafür nicht einmal der unmittelbaren vorherigen Ansprache).

16 Vgl. Mader 2018: 79: „Butler lokalisiert das Potenzial für Handlungsfähigkeit in den widerspenstigen Rezitationen (Praxis) von hegemonialen Normen (Diskurs). Die Zitationen der Normen können niemals exakt identisch sein, bei jeder Iteration entsteht ein Spielraum, der der Norm entgeht. Handlungsfähigkeit verortet Butler in diesen Brüchen und Verschiebungen. Weil diese Eigenschaften des Diskurses sind, durch den Subjekte erst konstituiert werden, geht die Handlungsfähigkeit aus den sozialen und diskursiven Strukturen hervor – nicht aus dem Subjekt. Sie ist relational. Dieses relationale Verständnis von Handlungsfähigkeit macht Praxis zum Schauplatz von Subjektivierung, Strukturproduktion und Transformation von beiden.“ Es geht mir hier selbstverständlich nicht darum, das Subjekt als Quelle und Zentrum eigenmächtiger Handlungsfähigkeit zu rehabilitieren. Trotzdem scheint es mir auch bei Mader einen logischen Sprung zu geben zwischen Handlungsfähigkeit als Produkt der Iterabilität der Normen/diskursiven Anrufungen einerseits und Subjektivierung andererseits (zumindest falls diese als ethische Praxis des Subjekts im Sinne Foucaults verstanden wird). Ich würde sogar sagen, dass dieser Sprung bei Butler und einigen daran anschließenden Diskursivierungen zugleich kaschiert wie auch offenbar wird, indem *strukturelles und unvermeidliches* Überschießen/Scheitern oft im Jargon bewussten, gewollten Widerstands als widerspenstig, sich widersetzend, ungehörig, ungehorsam, aufbegehrend, etc. beschrieben wird.

Dagegen entwickeln Foucaults ergänzende Konzepte, insbesondere seine Analytik der Normalisierung, der Regierung und der Selbstpraktiken differenzierte Perspektiven auf Macht, Widerstand und Subjektivierung.

Zwar dürfte es auch nach Foucault, dessen genealogisch verankerter Theorie zufolge Macht und Widerstand stets in einem Immanenzverhältnis stehen, weder möglich noch politisch wünschenswert sein, qua Selbstsorge und Selbsttechnologien aus Machtbeziehungen und Wahrheitsspielen auszubrechen und uns „aller denkbaren Regeln zu entheben“, statt diese in gewissem Maße zu iterieren und damit womöglich zu verschieben. Tatsächlich bekommt Foucaults Subjekt durch die Iterabilitäts- und Performativitätstheorie die Macht verliehen, einen Moralcode – oder zumindest einzelne seiner Elemente – zu verändern und/oder bloßzustellen, wenn es den Code im Kontext neuer bzw. nicht dafür vorgesehener Lebensweisen zitiert (z.B. ist ein Treueversprechen innerhalb einer polyamoren Beziehung nichts ganz anderes, aber auch nicht genau dasselbe wie in einer monogamen Beziehung, und es wäre womöglich verkürzt, diese Zitation als eine bloße Ausweitung mononormativer Befugnisse in das Feld der Nichtmonogamie hinein zu deuten. Vielleicht untergräbt ja auch gerade das Funktionieren des Treueversprechens im anderen Kontext den Exklusivitätsanspruch im Inneren der Monogamie?). Und doch weist das Konzept der Subjektivierung über die Iteration diskursiver Anrufungen hinaus:

Wie bei Althusser ist auch bei Foucault das Subjekt von Anfang an handelnd an seiner Herstellung (Unterwerfung und Handlungsermächtigung) beteiligt. Dabei formieren sich das Subjekt und ‚seine‘ Subjektivität nicht nur reaktiv als gescheiterte/verschiebende/überschießende Wiederholung von Subjektnormen, sondern im Zuge einer transformativen Selbstkonstitution innerhalb sozialer Kräfteverhältnisse. Wie wir gesehen haben, bescheinigt Foucault dem Subjekt bereits auf der Ebene des Moralverhaltens eine gewisse Freiheit, das Verhalten nicht strikt an den moralischen und institutionellen Verhaltensvorgaben auszurichten. Schließlich setzt Machtausübung als Lenkung, nicht aber Determinierung des Handelns stets einen gewissen Spielraum voraus, „sich (gut oder schlecht) aufzuführen, also in einem mehr oder weniger offenen Handlungsfeld zu verhalten“ (Foucault 2005b: 256). Nun ist eine solche Varianz und Variabilität des (Moral-)Verhaltens nicht notwendigerweise subversiv oder Indiz für den Niedergang eines Dispositivs. Insbesondere dann nicht, wenn nicht nur starre Normen der Disziplinierung das Subjekt zu maßregeln suchen, sondern normalisierende Machtwissenstechniken weit weniger Schwierigkeiten damit haben, zwischen ‚gutem‘ und ‚schlechtem‘ Be-

tragen eine Spannweite von Verhaltensweisen, Subjektivitäts- und Lebensformen zuzulassen, zu zähmen und produktiv zu machen. Darüber hinausgehend, aus einer etwas anderen Forschungs- und Erzählperspektive, fragt die Ethik, auf welche Weisen Subjekte (zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt in einer bestimmten Gesellschaftsform) auf sich selbst handeln (können), wie sie ihre Selbstverhältnisse einzurichten, ihre Subjektivität zu bearbeiten und sich selbst zu führen vermögen. Auch die Fähigkeit zur Selbstsorge und Selbstregierung verweist nicht zwingend auf eine Praxis der Freiheit im emanzipatorischen Sinn; unter neoliberal-kapitalistischen Vorzeichen ist sie sehr wahrscheinlich *auch* Instrument gouvernementaler (Selbst-)Unterwerfung (siehe die Abschnitte 2.3.3 und 2.3.4). Entscheidend ist aber zunächst, dass es in diesem Diagramm zahlreiche potenzielle Bruchpunkte und Divergenzen gibt (das Moralverhalten muss nicht dem Moralcode entsprechen; die Selbstverhältnisse müssen weder dem Moralcode noch dem Moralverhalten entsprechen; keine Machtbeziehung ohne Widerstands(möglichkeit); diese oder jene auf mich selbst angewandte Technik erzielt vielleicht zufällig ein anderes Ergebnis, als ich selbst und/oder die Anrufung/Anleitung es vorgesehen hatten...). Mit anderen Worten: „Die grundlegende Idee Foucaults ist die einer Dimension der Subjektivität, die sich von der Macht und vom Wissen herleitet, aber nicht von dort abhängig ist.“ (Deleuze 1992: 142) Verschiedene Interpret\*innen haben in den letzten Jahren versucht, Differenzen und Diskrepanzen und Freiheitsgrade zwischen diskursiver Anrufung, diskursiv-materieller Platzanweisung in einem Dispositiv und dem, was Subjekte daraus machen, begrifflich und analytisch zu fassen. Werner Schneider (2009) etwa versucht dies entlang der Begriffstrias *Subjektformierung*, *Subjektpositionierung* und *Subjektivierungsweise*:

„Die Innenseite des Subjekts von Außen diskursiv adressiert, kann mit den Begriffen ‚*Subjektformierung*‘ (als diskursiv vermittelte Identitätszuschreibungen) und ‚*Subjektpositionierung*‘ (als zugeschriebene differentielle Identitätsfixierungen mit verschiedenen Wertigkeiten innerhalb einer Sozialstruktur) gefasst werden. Subjektformierung und -positionierung geben als analytische Kategorien folglich über die diskursiven Prozesse der Subjektherstellung, der Subjektconstitution und deren normierende Lagerung im gesellschaftlichen Raum Auskunft. Dem gegenüber lässt sich der Begriff ‚*Subjektivierungsweise*‘ in Anschlag bringen für die Art und Weise, wie Individuen diese Zuschreibungen und Fixierungen als ‚Selbste‘ sich symbolisch-praktisch aneignen, sie (wie erfüllend oder widerständig) darstellen, ihr ‚Selbst‘ sich und anderen gegenüber anzeigen

(in ihrem alltäglichen Handeln zum Ausdruck bringen) und sich somit als Subjekte selbst herstellen.“ (Schneider 2009: 273)

In ähnlicher Weise unterscheiden etwa Rainer Keller und Saša Bosančić (2017) zwischen *Subjektpositionen* einerseits und *tatsächlichen Subjektivierungsweisen* andererseits, oder Bosančić (2019) zwischen *Subjektpositionen* und den *Selbstpositionierungen* empirischer Subjekte – wobei bei Keller und Bosančić mit Subjektposition eher das gemeint ist, was Schneider unter Subjektformierung fasst, da es weniger um soziale Platzierung/Produktion von Ungleichheit entlang diskursiv konstruierter Differenzen geht, denn um Normen, Idealtypen und Modelle dessen, wie ein Subjekt sein sollte. All diese Ansätze eint die Argumentation, „dass das vorschnelle Schließen von Subjektpositionen [bzw. Subjektformierung, G.M.] auf tatsächliche Subjektivierungsweisen die Komplexität menschlicher Lebens- und Handlungsverläufe ignoriert sowie auch die ‚Wirkmacht‘ solcher Anrufungen überschätzt“ (Keller/Bosančić 2017: 39). Wird die Handlungsfähigkeit des sich subjektivierenden Subjekts allerdings allein oder vorrangig unter dem Begriff und der Analyseperspektive der (mehr oder weniger glückenden, mehr oder weniger gefügigen) *Aneignung* der ihm vorgesetzten Subjektpositionen gefasst, besteht die Gefahr, Subjektivierungsprozesse und Selbsttechniken immer vom Moralcode, vom Modell, vom Programm aus zu betrachten (ausführlicher und kritisch dazu: Abschnitt 3.2.3 des Methodenkapitels). Theoretisch und analytisch werden dann eher das reaktive denn das kreative, transformative, deterritorialisierende Moment der Subjektivierung ins Auge gefasst: Erst die Norm, dann das (Miss)Vergnügen. Ich vermute aber und zeige später auch empirisch, dass das Subjekt der Ethik mehr aus sich machen kann, mehr *werden* kann, als sich immerfort an vorgängiger diskursiver und dispositiver Normierung und Regulierung abzarbeiten. In den folgenden Abschnitten 2.2.1 und 2.2.2 werde ich mit dem Begehrenskonzept von Gilles Deleuze und Félix Guattari die Hierarchie und Chronologie von Subjektformierung und Subjektivierung versuchsweise einmal umkehren, um in Abschnitt 2.2.3 zu diskutieren, an welchen Schnittstellen beide Perspektiven und theoriepolitischen Einsätze einander inspirieren und affizieren können, statt sich dualistisch gegenüberzustehen.

Zuvor soll allerdings noch einmal daran erinnert werden, dass Subjektivierungsprozesse immer in einem spezifischen historischen, politischen, sozialen, diskursiven, materiellen Gefüge stattfinden, in dem sie ihre Möglichkeitsbedingungen finden. Erstens scheinen historisch unterschiedliche Macht-Wissens-Regime jeweils unterschiedliche Freiheitsgrade der Subjektivierung einzuräumen. Zwar betont Foucault, dass „die Menschen im

Laufe ihrer Geschichte niemals aufgehört haben, sich selbst zu konstituieren, das heißt ihre Subjektivität beständig zu verschieben, sich in einer unendlichen und vielfältigen Serie unterschiedlicher Subjektivitäten zu konstituieren“ (Foucault 1996a: 85). Es ist also davon auszugehen, dass immer irgendeine Form der Subjektivierung stattfindet. Die spezifischen Subjektivierungsweisen, Selbstpraktiken und Selbstverhältnisse sowie ihre Tragweiten sind aber historisch variabel. Wie oben ausgeführt, entnimmt Foucault seinen Studien zur antiken Ethik, dass es Erfahrungen geben kann, bei in denen der Schwerpunkt der Subjektkonstitution weniger auf der Verbindlichkeit von Subjektpositionen und der Orientierung an diesen liegt, sondern „in denen das starke und dynamische Element auf Seiten der Subjektivierungsformen und Selbstpraktiken zu suchen ist“ (Foucault 1989: 42). Dagegen scheinen die individualisierenden Formen der Selbstforschung und -führung, die in der Tradition der Disziplinar- und Pastormacht stehen, dem Subjekt weniger Möglichkeiten zu lassen, Subjektivierung und Selbstsorge als eine Praxis der Freiheit zu praktizieren. Noch zu klären ist, welche Machtformen und subjektformierenden Anrufungen heutzutage hegemonial sind (mehr dazu in Unterkapitel 2.3).

Zweitens ist auch innerhalb desselben historischen Dispositivs der Zugang zu und der Gebrauch von Technologien des Selbst und Praktiken der Selbstsorge für einzelne soziale Gruppen und Individuen schwerer möglich als für andere. Zudem erscheinen je nach eigener Situiertheit bestimmte Techniken vielleicht attraktiver, notwendigerer oder verzichtbarer als andere. Hier spielt die jeweilige Ausstattung mit ökonomischem und „kulturellem Kapital“ (Bourdieu 1987; Reckwitz 2019; ausführlicher dazu: Abschnitt 2.3.3) eine Rolle, die Positionierung in intersektionalen Differenzkategorien sowie die materiellen und rechtlichen Existenzbedingungen (Zugang zu Nahrung und Wasser, Unterkunft, medizinischer Versorgung, Schutz vor Diskriminierung und Gewalt) – einbegriffen Diskurse, Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die festzulegen suchen, wem überhaupt welche Lebensbedingungen zugesprochen und zugeteilt werden:

„Die ethische Frage – Wie soll ich leben? – oder auch die politische Frage – Wie sollen wir zusammenleben – hängt von einer Organisation des Lebens ab, die eine sinnvolle Beschäftigung mit ihr überhaupt erst möglich macht. Die Frage, was ein lebbares Leben ausmacht, geht daher der, welche Art von Leben ich führen soll, voraus, was bedeutet, dass

das, was von manchen das Biopolitische genannt wird, die normativen Fragen, die wir an das Leben stellen, bedingt.“ (Butler 2016: 62)<sup>17</sup>

Die eingeräumten oder erkämpften Spielräume werden drittens auch von der Fähigkeit und Möglichkeit abhängen, sich in unterstützenden sozialen Bezügen zu bewegen und sich – vielleicht eher affektiv als identitär – mit anderen zu verbünden. „Der Gebrauch der Freiheit ist etwas, das nicht aus dir oder aus mir kommt, sondern aus dem, was zwischen uns ist, aus dem Bund, den wir in diesem Moment schließen, in dem wir gemeinsam diese Freiheit ausüben, einem Bund, ohne den es überhaupt keine Freiheit gäbe.“ (Butler 2016: 73) Wobei diese Anderen, mit denen wir uns temporär oder auch längerfristig zusammuntun, vielleicht nicht ausschließlich als menschliche Akteur\*innen in Erscheinung treten müssen (wie in den Abschnitt 2.2.2 und im Methodenkapitel 3 erläutert).

## 2.2 Begehren und *agencement*

In den folgenden beiden Abschnitten 2.2.1 und 2.2.2 möchte ich die Blickrichtung Michel Foucaults mit jener von Gilles Deleuze und Félix Guattari kreuzen, um in Abschnitt 2.2.3 den Versuch einer partialen Synthese vorzunehmen.

### 2.2.1 Lust und Begehren

In den 1980ern gräbt Foucault nicht nur die Ethik der Antike aus; mit ihr im Gepäck meldet er sich auch zu unserer Gegenwart und Zukunft zu Wort und ruft dazu auf, „nach neuen Formen der Subjektivität [zu] suchen“ (Foucault 2005b: 251). Die Produktion neuer Typen von Selbstverhältnissen, Wünschen, Fähigkeiten, Gedanken ist für ihn eng verknüpft mit sozialem Handeln und der Produktion anderer Formen der Soziabilität, insbesondere mit der „Schaffung neuer Lebensformen, Beziehungen und Freundschaften in Gesellschaft, Kunst und Kultur, [...] neuer Formen, die durch unsere sexuellen, ethischen und politischen Wahlen gestiftet werden“ (Foucault 2005d: 302f.). In *Der Wille zum Wissen* (1983 [1976]) erschien eine kollektive Hervorbringung solcher neuen Formen der Subjektivität und des sich aufeinander Beziehens, des sich Begegnens und

---

17 Wie Foucault ausführt, gehört es zu den Kennzeichen der Biomacht, einen Teil der „Bevölkerung dem allgemeinen Tod auszusetzen“, was einschließt, „für bestimmte Leute das Todesrisiko [zu] erhöhen“ oder „den politischen Tod, die Vertreibung, Zurückweisung“ (Foucault 1983) in Kauf zu nehmen. Es sei aber darauf hingewiesen, dass Butler (2016: 62ff.) dafür plädiert, es nicht als Voraussetzung politischer Handlungsfähigkeit und Vernunft zu setzen, bereits gesicherte Versorgungs- und Lebensbedingungen zu genießen, sondern auch in existenziellen Kämpfen für bessere/erträgliche Lebensbedingungen die Freiheit, performativ zu handeln, zu erblicken.



Begehrens, noch recht utopisch. Das moderne Sexualitätsdispositiv – so hatten Foucault gerade die Befreiungsphantasien und der positive Bezug auf die Psychoanalyse bei und seit den 1968ern gezeigt – schien uns einfach zu fest im Griff zu haben:

„Und träumen müssen wir davon, daß man vielleicht eines Tages, in einer anderen Ökonomie der Körper und der Lüste, nicht mehr recht verstehen wird, wie es den Hinterhältigkeiten der Sexualität und der ihr Dispositiv stützenden Macht gelingen konnte, uns dieser kargen Alleinherrschaft des Sexes zu unterwerfen; wie es ihnen gelingen konnte, uns an diese endlose Aufgabe zu binden, sein Geheimnis zu zwingen und diesem Schatten die wahrsten Geständnisse abzurufen.“ (Foucault 1983: 190)

Zwar ist Widerstand auch hier nicht zwecklos (sondern, im Gegenteil, der Machtausübung immanent), doch könne er kaum sinnvoll auf dem Terrain eben jener unheilbar auf heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit und Fortpflanzung, Normierung und Normalisierung hin konstruierten und institutionalisierten Sexualität<sup>18</sup> angesiedelt sein: „Gegen das Sexualitätsdispositiv kann der Stützpunkt des Gegenangriffs nicht das Sex-Begehren sein, sondern die Körper und die Lüste.“ (Foucault 1983: 187) Angesichts der seinerzeit eingenommenen Perspektive auf Körper als Produkt und Zielscheibe von Disziplin und Dressur (Foucault 1994b, 1978) fällt es zunächst nicht ganz leicht zu sehen, wie sich der Körper so weit der Mikrophysik der Macht entwinden könnte, dass von ihm aus und mit ihm Attacken auf Bio- und Pastormacht und auf die Zurichtung auf heterosexuellen Geschlechtsverkehr geführt werden könnten. Später indes gelingt es Foucault – auch dank der zwischenzeitlich erfolgten Perspektiv-Verschiebung hin zur Ethik – seine

---

18 Demnach wird die moderne Erfahrung der Sexualität im 18. und 19. Jahrhundert im Spannungsfeld von vier Elementen hervorgebracht, die sie zum Dreh- und Angelpunkt einer auf Disziplinierung der Individuen und biopolitischen Regulierung der Bevölkerungsprozesse abzielenden Biomacht machen: Die „*Pädagogisierung des kindlichen Sexes*“ (Foucault 1983: 127., kursiv i.O.), bei der es vor allem um die Unterbindung der als die Gesundheit gefährdend angesehenen Masturbation geht, strukturiert die „Verteilung der Kernfamilie rund um den Körper des Kindes herum“ (Foucault 2003: 427) – wobei den besorgten Eltern mal ein Zuwenig und mal ein Zuviel an Beschäftigung (Inzesttabu!) mit den ‚Sorgenkindern‘ attestiert wird. Dies legitimiert die Überwachung und Intervention durch medizinisches oder psychiatrisches (später: psychoanalytisches) Fachpersonal. Das zweite Element, die „*Sozialisierung des Fortpflanzungsverhaltens*“ (Foucault 1983: 128) zielt auf „das Paar, das seiner Verantwortung für die gewünschte Größe der Bevölkerung bewußt zu sein habe“ (Maasen 1998: 386) und das seiner biopolitischen Verantwortung nachkommt. Mit dem dritten Element, der „*Hysterisierung des weiblichen Körpers*“ (Foucault 1983: 127f., kursiv i.O.) und der Konstruktion der Natur der Weiblichkeit als nervöse, hysterische Frau oder ‚gute Mutter‘ sichert sich die patriarchal strukturierte Gesellschaft, insbesondere die im Aufschwung befindliche Medizin, nahezu unbegrenzten Zugriff auf den sexualisierten, stets behandlungsbedürftigen weiblichen Körper, der „über seine Fruchtbarkeit organisch mit dem Gesellschaftskörper und der Familie verbunden“ (Gehring 2004: 94) ist. Die „*Psychiatisierung der perversen Lust*“ (Foucault 1983: 127f., kursiv i.O.) schließlich konstruiert alle Regungen, die der Abweichung von der Ausrichtung auf heterosexuellen Fortpflanzungssex verdächtig sind, als Anomalien und Perversionen, die – möglichst bereits in der Kindheit – aufgespürt und korrigiert werden müssen (vgl. Foucault 2003: 367).

Vision der „Möglichkeit, unsere Körper als Quelle für eine Mannigfaltigkeit von Lüsten zu gebrauchen“ (Foucault 2005d: 304) zu plausibilisieren. Körper und Lüste sind nicht essentiell widerständig, vielmehr bedarf es zunächst einer performativen „Desexualisierung der Lust“ (Foucault 2005d: 304, vgl. 310f.) durch dazu geeignete Praktiken: Etwa bei queerem (nicht auf Identitäten und Identifizierungen fixiertem) Sex sowie bei bestimmten *kinky* Praktiken und/oder bei BDSM können Körperzonen, Techniken und Gegenstände einbezogen und miteinander verbunden werden, die sich einer auf biologische Reproduktion und binäre Zweigeschlechtlichkeit fokussierenden Hetero-Sexualisierung von als spezifisch männlich und weiblich konstruierten Körpern und Interaktionen widersetzen oder die sich diese auf subversive Weise aneignen (vgl. Bauer 2014b; Preciado 2013). Körper bekommen somit neue Funktionen, Schnittstellen, eine andere Kartographie und andere Kapazitäten als der Körper des Sexualitätsdispositivs, weil, um ein weiter unten ausgeführtes Konzept vorwegzunehmen, Zonen und Teile nun auf andere Weise *affiziert* werden und affizieren können. Der positive Bezug auf den Begriff und das Potenzial der Lust (*plaisir*) in Abgrenzung zum Konzept des Begehrens (*désir*), welches Foucault als Produkt und Stütze des Sexualitätsdispositivs versteht, bleibt dabei auch in seinen Empfehlungen für emanzipatorische Politiken der Gegenwart erhalten:

„Es ist sehr interessant, beispielsweise festzustellen, dass seit Jahrhunderten die Leute im Allgemeinen – aber auch die Ärzte, die Psychiater und selbst die Befreiungsbewegungen – stets von Begehren und niemals von Lust gesprochen haben. ‚Wir müssen unser Begehren befreien‘, sagen sie. Nein! Wir müssen neue Lüste erschaffen. Dann wird das Begehren vielleicht folgen.“ (Foucault 2005d: 305)<sup>19</sup>

Anders bei Gilles Deleuze, der im Aufsatz *Lust und Begehren* (1996 [1977]) Bezug nehmend auf Foucaults Affirmation der Lüste konstatiert: „Ich kann der Lust keinen positiven Wert beimessen, denn die Lust scheint mir den Prozeß, der dem Begehren immanent ist, zu unterbrechen“ (Deleuze 1996: 32). Aus der Perspektive von Deleuze ist Begehren die primäre Kraft, die menschliche Körper, aber auch sonst *alles Mögliche* miteinander verbindet und verändert, während das Konzept der Lust eine diskursive und materielle Strukturierung und Einhegung des Begehrens darstellt und damit eher disziplinierenden und normalisierenden Charakter hat als transformatives Potenzial. Die

---

19 So nutzt Foucault in den späten Arbeiten den Begriff des Begehrenssubjekts, um die unterwerfende ‚Seite‘ des Subjektivierung zu beschreiben, etwa im Hinblick auf seine Analyse der „Praktiken, mit denen die Individuen dazu verhalten worden sind, auf sich selber zu achten, sich als Begehrenssubjekte zu entziffern, anzuerkennen und einzugestehen und damit zwischen sich und sich selber ein gewisses Verhältnis einzuleiten“ (Foucault 1989: 11f.).

selbstgestellte Frage, ob Foucault und er nicht eigentlich dasselbe meinen, die Begriffe nur entgegengesetzt verwenden, verneint Deleuze – zumindest für die Phase von Foucaults *Wille zum Wissen* (1983 [1976]), auf die sich sein Text *Lust und Begehren* (1996 [1977]) bezieht – mit dem Hinweis:

„Die Fluchtlinien, die Deterritorialisierungsbewegungen – als historische, kollektive Determinationen – scheinen mir bei Michel über kein Äquivalent zu verfügen. Da die Fluchtlinien die primären Determinationen sind, da das Begehren das gesellschaftliche Feld zusammenfügt, sind es eher die Dispositive der Macht, die von diesen Gefügen hervorgebracht werden und die Gefüge zugleich eindämmen oder erdrücken.“ (Deleuze 1996: 29)

Im Hinblick auf die Analytik der (Über-)Macht der Dispositive, die zwar Widerstand für ihr Funktionieren brauchen (und ihn somit in gewisser Weise instrumentalisieren), aber wenig Ansatzpunkte für das Denken gesellschaftlicher Dynamiken bieten, welche sich nicht immer schon an den Gegebenheiten oder Spielregeln der geltenden Machtwissens-Regime abarbeiten, bescheinigt Deleuze (1992: 134) Foucault, sich vorübergehend in eine theoretische „Sackgasse“ begeben zu haben.<sup>20</sup> Trotz Foucaults Insistieren auf der Produktivität und den anreizenden Eigenschaften der Macht haben die in *Der Wille zum Wissen* beschriebenen Dispositive für Deleuze letztlich doch eine „repressive Wirkung [...], weil sie den Gefügen des Begehrens die Spitzen nehmen“ (Deleuze 1996: 22f.) und das Soziale eher von der Ordnungs- und Strukturierungsmacht des Dispositivs her gedacht wird, das die Subjekte produziert und festsetzt (territorialisiert). Die Vorstellung einer Hermetik und unbedingten Durchsetzungsfähigkeit eines jeden Dispositivs ist, wie oben besprochen, mit Foucaults späteren Arbeiten zur antiken Ethik infrage gestellt. Deleuze selbst wird Foucaults Entdeckung der Dimension der Subjektivierung, der „Pro-

---

20 Deleuze konstatiert, dass in *Der Wille zum Wissen* die „Widerstandsphänomene wie ein umgekehrtes Bild der Dispositive sind“ (Deleuze 1996: 27; i.O. 1977), während sich für ihn, Deleuze, in dieser Hinsicht überhaupt keine Problematik ergebe: „Ich brauche also keinen Stellenwert der Widerstandsphänomene – wenn es die primäre Gegebenheit einer Gesellschaft ist, dass dort alles flieht, sich alles deterritorialisiert.“ (Deleuze 1996: 30) In *Tausend Plateaus* (1992) unterscheiden Deleuze und Guattari dann zwischen relativer Deterritorialisierung, die von Prozessen der Reterritorialisierung begleitet wird, und absoluter Deterritorialisierung, die sich nicht reterritorialisieren lasse. Ähnlich wie die weiter oben aufgeworfene Frage, ob die Distanzierung von einem Moralcode als eine nachhaltige Abwendung von DEM Moralcode interpretiert wird und/oder zugleich als Hinwendung zu einem anderen Moralcode, ist vermutlich wie auch die Bestimmung absoluter oder relativer Deterritorialisierung eine Frage des Maßstabs, etwa der zeitlichen Perspektive. So mag eine polyamore Beziehungspraxis vor 20 Jahren dem Mainstream noch unvorstellbar verrückt und abgefahren sowie den polyamor Lebenden selbst uneinholbar alternativ und minoritär vorgekommen sein, während ‚dieselbe‘ Praxis heute von jedem zweiten Lifestyle-Magazin zum neuen Megatrend erklärt und damit (ein Stück weit) auf den Boden der gesellschaftlich akzeptierten und reglementierten Tatsachen zurückgeholt wird.

duktion von Subjektivität in einem Dispositiv“, später als „eine Fluchtlinie“ würdigen: „Sie entgeht allen vorangehenden Linien, sie macht *sich davon*. Das Selbst ist weder Wissen noch Macht.“ (Deleuze 1991: 155, kursiv i.O.) Ein Davonmachen, eine Deterritorialisierung allerdings mit der doppelten Einschränkung, dass zum einen „nicht sicher [ist], daß jedes Dispositiv so etwas zuläßt“ (Deleuze 1991: 156), da sich die Weisen und Spielräume der Subjektivierung je nach Machtwissenskonfiguration unterscheiden, wie wir bereits beim Vergleich von Selbstsorge und Selbsterkenntnis gesehen haben. Zum anderen ist das Entkommen (sofern es diesen Namen verdient) immer nur ein temporäres: Es handelt sich um „Produktionen von Subjektivität, die den Mächten und den Wissensarten eines Dispositivs entgehen, um sich in denen eines anderen, in anderen Formen, die noch zur Welt zu bringen sind, neu anzusetzen“ (Deleuze 1991: 157). Auch hier läßt Deleuze es nicht damit bewenden, uns den Gang der Geschichte so zu erzählen, dass die Deterritorialisierungsbewegungen der Subjektivierung immer wieder in neuen Dispositiven reterritorialisieren würden. Vielmehr ermutigt er uns, die (Forschungs-)Perspektive umzudrehen und zu beobachten, wie bestimmte Subjektivierungsweisen auf die Instabilität und Überkommenheit eines Dispositivs hinweisen und wie sie es schließlich zum Zusammenbrechen bringen: „Man wird sich die Frage stellen, ob die Subjektivierungslinien nicht der äußerste Rand eines Dispositivs sind, und ob sie nicht den Übergang von einem Dispositiv zum nächsten umreißen: in diesem Sinne würden sie die ‚Bruchlinien‘ präparieren.“ (Deleuze 1991: 156)

### **2.2.2 Affekt und Werden**

Wenn Foucault dem Begriff des Begehrens skeptisch gegenübersteht, dann auch deshalb, weil die abendländische Philosophie und ihre Einschreibungen in moderne Macht-Wissen(schafts)-Apparate, wie den der Psychoanalyse nach Sigmund Freud und insbesondere deren Adaptionen in der Theorietradition Jaques Lacans, gekennzeichnet ist durch eine Assoziation von Begehren und Mangel.

„Das Begehren ist ein typisch menschliches und an sich zielloses Streben, das aus einem fundamentalen Mangel entsteht, dessen sich der Mensch aber erst dann ‚bewusst‘ wird, wenn er sich im Spiegel des anderen erkennt. Aus diesem Mangel entsteht eine weitgehend unbewusste Antriebskraft, die sich zwar verdrängen läßt, aber nie einschläft und in der Sprache der Bedürfnisse ihren Ausdruck sucht.“ (Meyer 2003: 296)

Diese Auffassung von „desire as an absence, lack, or hole, an abyss seeking to be engulfed, stuffed to satisfaction“ (Grosz 1994: 71) ist diskursiv mit dem Schicksal des Sub-

jekts verknüpft: Sie ruft das Begehrenssubjekt als ein Mangelwesen an, das in all seinen Regungen angetrieben ist durch den (je nach Wahrheitsspiel leidlich Erfolg versprechenden oder für immer zum Scheitern verurteilten) Versuch, ein ihm anhaftendes Defizit zu kaschieren oder zu kompensieren, durch jemanden oder etwas eine Leerstelle, vielleicht sogar eine klaffende Lücke aus- und auffüllen zu lassen, eine verlorene und/oder zuvor noch nie genossene Ganzheit zu erlangen, endlich das fehlende Teil im Identitäts-Puzzle zu finden, ein unerfülltes Bedürfnis zu befriedigen... Diese Sicht auf Subjekt und Begehren bildet auch eine zentrale Thematik des Diskurses der romantischen Liebe mit seinem Leitmotiv der komplementären Ergänzung zweier Liebender und, allgemeiner, der Heteronormativität und Mononormativität (ausführlicher dazu: 2.4.1). Gegen jene Tradition des Denkens und der Wahrheitsproduktion im Register des Mangels – der Foucault gewahr ist und der er nichts Emanzipatorisches abgewinnen kann – bringt Deleuze einen anderen Begriff des Begehrens ins Spiel, der ihm eine grundlegend andere Qualität, eine andere Funktionsweise zugesteht:

„Für mich beinhaltet Begehren keinen Mangel; es ist auch keine natürliche Gegebenheit; es ist nichts anderes als ein Heterogenen-Gefüge, das funktioniert; es ist Prozess im Gegensatz zu Struktur oder Genese; es ist Affekt, im Gegensatz zu Gefühl; es ist Haecceitas (Individualität eines Tages, einer Jahreszeit, eines Lebens) im Gegensatz zu Subjektivität; es ist Ereignis im Gegensatz zu Ding oder Person.“ (Deleuze 1996: 31)

Auch bei Deleuze und Guattari ist das Begehren eine produktive Kraft, die die Dinge und Menschen antreibt und in Bewegung hält – allerdings nicht im Sinne einer Suche oder Jagd nach etwas, das fehlt. Begehren sei aus sich selbst heraus durch eine Dynamik gekennzeichnet, die ständig neue, unvorhergesehene Konstellationen des Zueinander-in-Beziehung-Stehens und Aufeinanderbezogeneins erzeugt. Dieses Verständnis gewinnt Deleuze maßgeblich aus seiner Interpretation der Philosophie Baruch de Spinozas. Demnach besitze jeder Körper (nicht nur menschliche) das Vermögen, affiziert zu werden und sich auf diese Weise mit anderen zu verbinden: „votre pouvoir d’être affecté est rempli. Il est nécessairement rempli. [...] Ce qu’il [Spinoza] veut dire c’est qu’en tout cas aucun, rien, rien ne s’exprime jamais, ou n’est jamais fondé à s’exprimer comme un manque.“ (Deleuze 2017: 6; vgl. Spinoza 2010: 339) Die deutschen Übersetzungen von *agencement* als „Gefüge“ bzw. „Gefüge des Begehrens“ (z.B. Deleuze 2005; Deleuze/Guattari 1992), „Heterogenen-Gefüge“ (französisch: *agencement d’hétérogène*) oder „maschinelle Verkettung“ (Deleuze/Guattari 1977) sind – wie auch die englische Über-

setzung *assemblage* – insofern irreführend, als sie eher das Bild eines Gebildes, einer Figuration, eines Zustands des Zusammengesetzt-Seins evozieren. Dagegen bezeichnet *agencement* auch den dynamischen Vorgang, die Bewegung, den Prozess des Sich-in-Verbindung-Setzens (hier zeigt sich eine Parallele zu Foucault, bei dem es Macht nur als Verhältnis und *in actu* gibt). Das *agencement*-Konzept kann Theorie und Analytik der Subjektivierung in mehrerlei Hinsicht bereichern:

Erstens wird, wie wir schon gesehen haben, von einem Begehren aus gedacht, das nicht in einem Mangel und dem Versuch, diesen zu beseitigen, begründet ist. Begehren ist die Kraft, die *agencement* vollzieht und so „das gesellschaftliche Feld zusammenfügt“ (Deleuze 1996: 29), wobei es „sehr heterogene Elemente *zusammenhält*, einen Ton, eine Farbe, eine Geste, eine Position usw., Natürliches und Künstliches“ (Deleuze 2005: 171, kursiv i.O.). Aber Begehren ist auch der Prozess, der mit großer Dynamik alles wieder durcheinanderbringt und neu zusammensetzt.

Zweitens unterläuft das Konzept dualistische Vorstellungen von Subjekten als souveränen Akteur\*innen vs. Objekten als Gegenständen, mit denen bzw. auf die gehandelt wird.

„Was ich als Verkettung [*concatenamento, agencement*] definiere, ist weder Subjekt noch Objekt, sondern – man braucht einen Begriff für ‚mitten durchgehen‘ – eine Maschine in beiden, der semiotischen Ordnung und der Ordnung der Äußerungen, aber auch in der Montageanordnung der materiellen und sozialen Flüsse, der ökonomischen Flüsse usw. In den Verkettungen gibt es Wort, Augen, Mund, Geld, Elektrizität, Körper, Autos und andere Sachen.“ (Guattari 1978: 61f.)<sup>21</sup>

Die Konstruktion menschlicher und anderer Körper als separate, in sich abgeschlossene Einheiten wird hier herausgefordert (vgl. Massumi 2010; zu methodologischen und methodischen Implikationen: 3.1.2, 3.2.3 und 3.2.4). Wie bei Foucault werden dabei diskursive und ‚nichtdiskursive‘ Praktiken zusammengedacht.<sup>22</sup> Das Konzept der Verkettungen unterläuft hierarchische Dichotomien, die das binäre Denken kennzeichnen: dis-

---

21 Einfügung der italienischen und französischen Originalbegriffe von G.M.

22 Mit Foucault erscheint es dabei zweifelhaft, überhaupt von *nichtdiskursiven* Praktiken zu sprechen. Es gibt keine Tätigkeiten, sei es eine Schule zu bauen oder zu besuchen, einen Kuchen zu backen, eine Beziehung oder einen Krieg zu führen, die sich außerhalb und unberührt von den Diskursen ihrer Zeit ereigneten oder zu verstehen wären. In den Formulierungen bei Guattari (s.o.) und bei Deleuze zeigt sich die sprachliche Herausforderung, das Aufeinandertreffen/Ineinandergreifen von Elementen zu entwerfen, die der hegemonialen Klassifikation nach verschiedenen Ordnungen angehören, ohne dabei die hergebrachten Kategorien zu reifizieren: „In Gefügen gibt es Sachverhalte [*états des choses*], Körper, Vermischungen von Körpern, Legierungen, es gibt aber auch Aussagen, Aussageweisen, Zeichensysteme.“ (Deleuze 2005: 169; Einfügung franz. Orig. G.M.)

kursiv/materiell, aktiv/passiv, lebendig/unbelebt, natürlich/künstlich bzw. natürlich/kulturell, an-/abwesend, geistig/körperlich, männlich/weiblich... – und womöglich auch monogam/nichtmonogam.

Drittens liegt dem Begriff des *agencement* eine Theorie des Affekts zugrunde, die sich bei Foucault so nicht findet und die a) Relationalität und b) Transformativität betont: a) Ein Gefüge des Begehrens entsteht, weil und wenn seine Elemente einander affizieren bzw. von einander affiziert werden – man könnte auch sagen, dass sie aufeinander ansprechen/anspringen oder eines auf das andere bzw. die anderen anspricht/anspringt und sich somit zwischen den beteiligten Elementen eine Verbindung entspinnt. Tatsächlich liegt die Perspektive weniger auf den einzelnen Entitäten, sondern auf der Art und Weise, wie sie miteinander in Beziehung treten. Anders als ein Gefühl, das gewöhnlich als innere Regung eines Subjekts lokalisiert wird (was bestimmte Vorstellungen von Innerlichkeit, Tiefe, Körperhülle, Individualität, Eigenheit usw. voraussetzt und produziert), ist der Vorgang des Affizierens und Affiziertwerdens relational: „Es gibt eine Affektion und diese ereignet sich im Dazwischen.“ (Massumi 2010: 69) Zwar argumentiert Sara Ahmed (2014), dass sich Emotionen als subjektzentrierte Sedimentierungen affektiver Ereignisse nicht immer klar von Affekten trennen lassen. Analytisch folgen der Blick und die Erzählung bei zweiteren aber eher den Linien, die sich zwischen Körpern aller Arten entspinnen und die in einem Raum das erzeugen, was im Alltagsverständnis oft als Atmosphäre, Stimmung oder Klima wahrgenommen wird, sowie den „Vermischungen, Durchdringungen und Erweiterungen, die alle Körper durch die Beziehung zu anderen Körpern beeinflussen“ (Deleuze/Guattari 1992: 126).

Damit ist auch bereits der Aspekt b), die Transformativität, angesprochen. Deleuze und Guattari rekurren auf Spinozas Bestimmung von Körpern anhand von Geschwindigkeitsverhältnissen (Bewegung und Ruhe, Schnelligkeit und Langsamkeit) sowie anhand von „Affektionen des Körpers, durch welche die Wirkungsmacht des Körpers vermehrt oder vermindert, gefördert oder gehemmt wird“ (Spinoza 2011: 223). Davon ausgehend konstatieren sie:

„Wir wissen nichts von einem Körper, wenn wir nicht wissen, was er vermag, das heißt, welche Affekte er hat, wie sie sich mit anderen Affekten, den Affekten eines anderen Körpers, verbinden können oder nicht, um ihn entweder zu zerstören oder von ihm zerstört zu werden, um entweder zu handeln oder zu leiden, oder um mit ihm einen anderen Körper zu bilden, der noch mehr vermag als er.“ (Deleuze/Guattari 1992: 350)

Dass man einen Körper (jeden Körper, nicht nur menschliche) neben dem Geschwindigkeitsaspekt auch danach charakterisieren können, „welche Affekte er hat“, ist in zweierlei Hinsicht zu präzisieren. Erstens: wie unter a) besprochen, ist ein Körper nicht Sitz und nicht im Besitz eines Affekts, denn dieser waltet zwischen den Körpern. Zweitens hat ein Körper nicht dauerhaft dieselben Affekte, da sie sich mit ihm verändern. Ihre Begegnung lässt die Akteur\*innen nicht unberührt. Elemente, die einander affizieren, befinden sich im „Vorgang [...] eines Übergehens“ (Spinoza 2011: 339) zu anderen – das heißt nicht unbedingt verbesserten oder erwünschten – Existenzkräften und Tätigkeitsvermögen. Sie bleiben nicht dieselben, da ihr Zusammentreffen und Durch(einander)gehen ihre Eigenschaften und Affektionsmöglichkeiten verändert.

Kurzum: Affektion, verstanden als Begegnung und Beziehung-Machen, verknüpft die einander affizierenden Akteur\*innen (menschliche wie nichtmenschliche) und verändert damit wiederum deren Kapazität, affektive Verbindungen einzugehen. Affektion ist somit andauernde Differenzproduktionen oder, wie Deleuze und Guattari (1992: 349) es ausdrücken: „Affekte sind Arten des Werdens.“ Obwohl sich Deleuze und Guattari für bestimmte Arten des Werdens aussprechen oder diesen zumindest Sympathie entgegenbringen (minoritär werden, Tier werden...),<sup>23</sup> konstruieren sie keine Teleologie und kein Programm des Werdens; die Veränderung, die sie im Sinn haben, ist nicht gradlinig und kontinuierlich im Sinne einer Fortentwicklung. Als „Prozeß des Begehrens“ (Deleuze/Guattari 1992: 371) sind die rhizomatischen Pfade, Konnexionen und Resultate des Werdens nicht im Vorhinein bestimmbar, die Transformationen selten wie geplant umsetzbar.<sup>24</sup> Weder bleibt sich das Subjekt im Werden identisch noch bleiben die Bezugspunkte ‚seines‘ Werdens (= Affizierens und Affiziertwerdens) dieselben: „Die Frage: ‚Was wirst du?‘ ist töricht. Denn in dem Maße, wie einer wird, ändert sich das, was er wird, genauso wie er selbst.“ (Deleuze/Parnet 1980: 10) Allerdings weisen Deleuze und Guattari auch auf die jederzeit bestehende Gefahr eines Kippens von Werdens- in Normalisierungsprozesse hin, etwa wenn *Tier-Werden* in ein bloßes Nachstellen oder Schauspiel übergeht, das – ohne das parodistisch-subversive Potenzial der Performativität ge-

---

23 Beispielsweise beschreiben Deleuze und Guattari im Zusammenhang mit dem Tier-Werden kinky BDSM-agencements, die die patriarchale und heteronormative Begehrensordnung der Psychoanalyse durchkreuzen (vgl. 1992: 353f.). Zu Deleuze' Einschätzung, die Differenz von Foucaults und seiner eigenen theoretischen Position bezüglich des Primats der Macht oder der Fluchtlinien stünde in Verbindung mit ihrem je unterschiedlichen Affiziert-Werden von Sadismus oder Masochismus: siehe Deleuze 1996: 32f.

24 „Denn in gewisser Weise gehört das Scheitern des Plans zum Plan selber: der Plan ist unendlich, ihr könnt mit ihm auf tausend Wegen anfangen, ihr werdet immer etwas finden, das zu spät oder zu früh kommt und euch zwingt, all eure Schnelligkeits- und Langsamkeitsverhältnisse, all eure Affekte neu zusammensetzen und das ganze Gefüge neu aufzubauen.“ (Deleuze/Guattari 1992: 352)



dacht – hegemoniale Machtbeziehungen und Wahrheitsordnungen dann eher affirmiere als destabilisiere (vgl. Deleuze/Guattari 1992: 354).

Butler macht darauf aufmerksam, dass Affektion nicht ohne Machtbeziehungen zu begreifen ist: Wenn Subjekte nicht als denkendes Zentrum und Souverän über ihrer Umwelt thronen, sondern Teil der affektiven Verkettung sind, sein müssen, so gemahnt dies zugleich an eine existenzielle „Abhängigkeit menschlicher und anderer Lebewesen von infrastruktureller Unterstützung“ (Butler 2016: 88) – und damit auf „eine spezifische Verwundbarkeit, die uns trifft, wenn wir nicht unterstützt werden, wenn jene infrastrukturellen Bedingungen sich aufzulösen beginnen oder wenn wir uns völlig ohne jede Unterstützung in einem Zustand der Prekarität wiederfinden.“ (Butler 2016: 88f.)<sup>25</sup> Die Befähigung zu affizieren und affiziert zu werden ist kein *add on*, sondern ontologische (Über-)Lebensbedingung. (Auch bei Spinoza geht es um das Streben nach Erhaltung.) Zwar wird immer *irgendeine* Affektion stattfinden. Die soziale Regulation des Zugangs zu Ressourcen und Modalitäten der Affektion und damit des „Ereignisraums“ (Mader 2018: 80) – was und wem kann ich überhaupt wann und wie begegnen? Und wenn ich ihm begegne, (wie) spricht es dann welche Teilstücke an, und/oder spreche ich es an? Und was fange ich dann damit an oder es mit mir? – ist aber ganz deutlich eine Macht-, machmal vielleicht sogar Herrschaftsfrage. Diese lässt sich nicht ohne den Blick auf verkörperte Positionierungen in intersektionalen Differenzkategorien betrachten – im Bezug auf diese Arbeit besonders wichtig: Gender, Sexualität und Beziehungsform. Zudem weist Esther Mader (2018: 80) im Anschluss an Sara Ahmed<sup>26</sup> und Brian Massumi darauf hin, „dass sich Affekte normativ aufladen und Normen affektiv vermittelt werden können“.

Butler wiederum eignet sich die Affekttheorie – selektiv – an, um ihr Konzept der Performativität weiter auszuarbeiten: Affekt erscheint als *missing link* zwischen Sprech-

---

25 Butler lässt sich bei diesen Überlegungen, so scheint es, von der Affekt-Theorie Spinozas und Deleuze/Guattaris inspirieren, auch wenn sie dies nicht explizit macht und kommentarlos in ihren eigenen Theorierahmen (hier: Performativität, Prekarität) einpasst. Vgl. etwa: „Wir können nicht vom Körper sprechen, ohne zu wissen, was diesen Körper unterstützt und wie seine Beziehung zu dieser Unterstützung – oder Nichtunterstützung – aussehen könnte. In diesem Sinne ist der Körper weniger eine Entität als eine lebendige Menge von Beziehungen; er lässt sich nicht vollständig von den infrastrukturellen, ihn umgebenden Bedingungen des Handelns lösen.“ (Butler 2016: 88) Diese für sich genommen nicht besonders spektakuläre Erkenntnis scheint mir in dieser Formulierung doch sehr stark an das oben zitierte „Wir wissen nichts von einem Körper...“ (Deleuze/Guattari 1992: 350) angelehnt.

26 Zur Bestimmung der „relationship between signs and bodies“ etwa im Hinblick auf den Affekt Ekel/Anwiderung/Abscheu (*disgust*) beruft sich Ahmed auch auf die Sprechakttheorie und die Konzepte der Iterabilität und der Performativität: Sie möchte zeigen, „how disgust works performatively not only as the intensification of contact between bodies and objects, but also as a speech act. In other words, [...] how disgust can generate effects by ‚binding‘ signs to bodies as a binding that ‚blocks‘ new meaning.“ (Ahmed 2014: 92)

akt/Anrufung/Diskurs/Norm (Begriffe, die Butler gern austauschbar gebraucht) und Verkörperung. Wenn die Anrufung, wie Butler (2016) uns mitteilt, auch mit einer affektiven Komponente arbeitet (was etwas anderes ist als uns rational davon zu überzeugen, dass wir lieber mitmachen sollten, aber auch etwas anderes, als disziplinierend-normierend auf willenslose Körper einzuwirken), so wird die Macht normierender Anrufungen damit zugleich gestärkt und geschwächt: Einerseits ereilen und packen sie uns unter Umständen bereits und auch dann (körperlich), wenn wir die Aufforderung, die an uns gerichtet wird, sprachlich-kognitiv nicht verstehen. Damit kann die Norm performativ ihre „körperlichen Einschreibungen“ vollziehen und „das, was wir unser ‚eigenes‘ Handeln nennen, einschränken und lenken“ (Butler 2016: 88), während das Subjekt-*to-be* (immer) noch nicht weiß, wie ihm geschieht, geschweige denn in der Lage ist, einen diskursiven Gegenentwurf dazu zu präsentieren oder absichtsvoll irgendwas zu resignifizieren. Andererseits wird der Status der Norm in zweifacher Hinsicht prekariert: a) Lassen sich die Normen auf das Spiel des Affizierens und Affiziert-Werdens ein, so können sie – nicht nur aus Gründen sprachlicher Iterabilität, sondern auch wegen ihres affektiv-performativen Co-Werdens – nicht stabil dieselben bleiben. Das gilt, auch wenn das bei Butler nicht konsequent mitgedacht wird, auch für Techniken der Normalisierung und Kontrolle, wobei diesen die notwendigen Modifikationen leichter fallen dürften als der starren Norm, weil sie von sich aus mit Flexibilität, Modulierbarkeit und größeren Bereichen des Gangbaren arbeiten (vgl. 2.3.1). b) Eben weil „der Sprechakt uns in einer verkörperten Weise affiziert und animiert“, ist er darauf angewiesen, dass seine „Verkörperung“ (Butler 2016: 88) stattfindet. Er begibt sich damit in eine Art Co-Abhängigkeit, welche die Schauplätze seines permanenten Scheiterns daran, dass wir genau das umsetzen, was er verlangt, performativ vervielfältigen. Für Butler und ihren (angedeuteten) *affective turn* der Performativitätstheorie ist daher „genau dieser Zustand des Affiziert-werdens zugleich der Punkt, an dem etwas Queeres, [...] etwas Unbeabsichtigtes und Unerwartetes geschehen kann“ (Butler 2016: 87).<sup>27</sup> Denn was, wenn sich bestimmte Fragmente des Subjekts nicht affizieren lassen? Weil sie vielleicht schon von einer anderen, querschießenden Anrufung aus demselben oder einem anderen Set affiziert wurden und längst dabei sind, zu etwas anderem zu werden, das dem Moralcode den Rü-

---

27 Da bzw. solange Butlers Begehrens-Begriff sich allerdings immer noch stark an der Psychoanalyse und ihrem Mangeldenken abarbeitet und da sie letztlich immer von der Norm ausgeht (von der man abweichen, die man irritieren kann, aber die immer Ausgangs- und Bezugspunkt bleibt), kann sie die produktive und deterritorialisierende Kraft des Affektiven als Fluchtlinie, wie sie sich bei Deleuze/Guattari zeigt, in ihre Betrachtungen nicht konsequent integrieren.

cken zukehrt oder sich jedenfalls nicht ohne weiteres auf die Position zurückdrehen lässt, in der man sie anzutreffen glaubte? Oder wenn sie anders affiziert werden als vorhergesehen, oder auf widersprüchliche Weise, nicht nur, weil es meistens mehrere Anrufungen auf einmal gibt, sondern auch, weil die intersektionalen Subjektivierungslinien, die sich in uns kreuzen, dieselbe Anrufung affektiv womöglich unterschiedlich ‚verarbeiten‘? Und was macht solch ein Durcheinander dann mit der (Selbst-)Regierbarkeit des Subjekts? Neben solchen Fragen der Subjektformation und Subjektivierung, die ich in den folgenden Abschnitten wieder aufgreife und denen ich bei der Interviewanalyse nachgehe, inspiriert der affekt-theoretische Ansatz auch nicht-essentialistische Theorien und Erforschungen „kollektive[r] Handlungsfähigkeit [...]. Affekte stellen hierbei ein wichtiges Element dar, weil sie als Bindeglied zwischen den Subjekten fungieren und akkumulative Prozesse mit transformativem Potenzial ermöglichen.“ (Mader 2018: 78) Fragen kollektiven politischen Handelns stehen zwar nicht im Fokus meiner Arbeit und auch nicht im Fokus der Ethiken der Interviewten, werden aber dennoch in den Abschnitten 2.3.1, 3.2.3 und in der Analyse erneut gestreift.

### **2.2.3 Technologien als *agencement***

Wie wir gesehen haben, bringen affekt-theoretische Konzepte des Begehens und Werdens ein Mehr an Dynamik und Unberechenbarkeit in die Analyseperspektive. Dies zeigt sich am Verhältnis von Dispositiv und *agencement*: Obwohl beide Konzepte als nicht-subjektzentrierte Versammlung und Vernetzung verschiedener diskursiver und ‚nicht-diskursiver‘, belebter und ‚unbelebter‘ Elemente in einer Konstellation auf den ersten Blick viele Gemeinsamkeiten haben, erscheinen im Dispositiv Kräfteverhältnisse eher institutionalisiert, geordnet und strukturiert, während Begehren das *agencement* zur Deterritorialisierung und zum Anderswerden drängt (vgl. Legg 2011).<sup>28</sup> In Bezug auf die Frage der Subjektivierung harmonisiert Deleuze beide Perspektiven, indem er die für ein Dispositiv jeweils charakteristische *Ordnung* von Diskursregeln und Machtverfahren als eine archäologisch-genealogische Rekonstruktionsleistung (Foucaults) und als Hinweis auf die Beschaffenheit vergangener Subjektformen begreift – die uns allerdings, anders als Foucaults Interviews und gegenwartsbezogene Wortmeldungen, nur bedingt bzw. indirekt Auskunft darüber geben, dass und welche Subjektivierungslinien in diesem Moment „besonders geeignet [sind], schöpferische Wege vorzuzeichnen, die

---

<sup>28</sup> Steven Legg (2011: 128) erblickt in Deleuze’ Dispositiv-Interpretation „his explicit re-rendering of the Foucauldian interest in order with the Deleuzian conceptualisation of dis-order“, vgl. dazu auch 2.2.2.

zwar immer wieder scheitern, aber auch wiederaufgenommen und modifiziert werden, bis hin zum Bruch mit dem Dispositiv“ (Deleuze 1991: 159).<sup>29</sup>

Doch was genau bedeutet diese neue Perspektive für die Konzeption der Praktiken und Techniken, mittels derer sich Subjektivierung vollzieht? Wie wir gesehen haben, gründen sich auch die (antike) Ethik und die damit verbundene Praxis der Selbstproduktion und -modifikation nicht auf eine Logik des Mangels – Selbstsorge und Technologien des Selbst werden offenbar durch ein produktives Begehren (mit-)konstituiert, Existenzkräfte und Tätigkeitsvermögen auf positive Weise auszubauen. Es geht dabei nicht notwendig darum, eine Unzulänglichkeit oder einen Fehler zu beheben oder aus einer fehlerhaften Existenz eine weniger fehlerhafte zu machen.<sup>30</sup> Auch die cartesianische Fixierung auf das *cogito* ist in den (antiken) Praktiken der Selbstsorge und den Technologien des Selbst nicht gegeben; der Körper ist mindestens ebenso wichtig wie der Geist, und zwar nicht bloß als passives Material der Einwirkung und Zielscheibe der performativen Anrufung, sondern als unumgehbarer Mitspieler im Subjektivierungsprozess (der niemals in der Konstitution eines selbstidentischen Subjekts zur Ruhe kommen kann). Allerdings kann die Denkfigur des *agencement* die Konzeption der Selbstpraktiken und Technologien des Selbst ergänzen, indem sie eine weitere/erneute Dezentrierung des Subjekts nahelegt und die Lösung von Identitätsvorstellungen theoretisch weiter unterfüttert. Umgekehrt hilft die Technologie-Perspektive dabei, die Grenzen der Differenzproduktion im Auge zu behalten und die Prozesse des Werdens nicht als unbegrenzte Überschreitung des Gegebenen zu verklären. Beide Aspekte werden im Folgenden kurz erläutert.

Der fortwährende, alltägliche Prozess der Subjektkonstitution, nicht gelenkt durch eine zentrale Instanz, den Subjekten nicht einfach übergestülpt, sondern sie ins Leben rufend, erfordert nach Foucault die aktive Beteiligung des Subjekts *in the (self-)making*: Sub-

---

29 In diesem Zusammenhang unterscheidet Deleuze zwischen geschichtlichem und aktuellem Anteil des Dispositivs: „Wir gehören Dispositiven an und handeln in ihnen. Die Neuartigkeit eines Dispositivs, das nennen wir seine Aktualität, unsere Aktualität. Das Neue ist das Aktuelle. Das Aktuelle ist nicht das, was wir sind, sondern eher das, was wir werden, das, was wir im Begriff sind zu werden, das heißt das Andere, unser Anders-Werden. In jedem Dispositiv muss man unterscheiden zwischen dem was wir sind (was wir schon nicht mehr sind), und dem, was wir im Begriff sind zu werden: der Anteil der Geschichte und der Anteil des Aktuellen. Die Geschichte ist das Archiv, der Plan dessen, was wir sind und nicht länger sein werden, während das Aktuelle der Aufriss dessen ist, was wir werden. Mit dem Ergebnis, daß das Archiv oder die Geschichte uns von uns selbst trennt, während das Aktuelle dieses andere ist, mit dem wir bereits koinzidieren.“ (Deleuze 1991: 160)

30 Dennoch kann eine bestimmte Technologie zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt und in einem bestimmten diskursiven Kontext sicherlich eben dadurch funktionieren (Affekte hervorbringen), dass sie bestimmte Anrufungen enthält, die das Subjekt als von diesem oder jenem Defizit geplagt adressieren, dessen Behebung sie Abhilfe verspricht.

jektivierung. Die dazu beitragenden Selbstpraktiken und Technologien des Selbst, auch das macht Foucault immer wieder deutlich, werden weder durch ein souveränes Subjekt geschaffen, noch von einem autonomen Subjekt nach freiem Gutdünken ‚benutzt‘. Trotzdem können manche Formulierungen den Eindruck entstehen lassen, die Techniker\*in, Handwerker\*in oder Künstler\*in bilde in diesem Szenario das Handlungszentrum, welches sich für deys Optimierung dieser oder jener Objekte und Materialien (Geräte, Instrumente, Wissensquellen, Werkzeuge, usw....) bedient, um an sich die gewünschte Transformation herbeizuführen. Mit Deleuze und Guattari (oder mit Theorien des *new materialism*, siehe Methodenkapitel 3), können das Verhältnis und die Aktivitäten der heterogenen Teilhaber\*innen, die in einer Technologie zusammenkommen und -wirken, weniger subjektzentriert gedacht werden: Betrachten wir nicht nur Beziehungen zu anderen Subjekten sondern auch Technologien des Selbst als *agencement*, können wir beobachten, wo und inwiefern zwischen Teilen oder Zonen des Körpers und den anderen Bestandteilen der Technologie (Farbe, Nahrung, Tönen, Stoffen, Strom, Zeichen...), d.h. zwischen einer Vielzahl von menschlichen und nicht-menschlichen Akteur\*innen, Affektionen stattfinden, die sich nicht um ein im Zentrum stehendes Subjekt gruppieren. Und die sich von diesem auch nicht willkürlich dirigieren lassen: Missverstehet man Technologien des Selbst nicht als Vehikel autonomer Selbstinszenierung, sondern interpretiert sie als affektive Gefüge, so kann im vornherein nie klar und vollständig steuerbar sein, dass die „Operationen“, die man „an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise“ (Foucault 1993a: 26) vornimmt, zu den gewünschten Ergebnissen führen – oder was die Ergebnisse überhaupt (sein) können. Zwar lässt sich womöglich eine „Teleologie des Moralsubjekts“ (Foucault 1989: 39) rekonstruieren, welche die einzelnen Handlungen hinsichtlich ihrer Bedeutung für die gesamte Lebensführung als moralische markiert (exemplarisch dokumentiert im titelgebenden Interviewzitat „Ich möchte ein Leben führen in großer Ehrlichkeit“). Werden, das sich durch die Teilhabe/Teilnahme an den Technologien und Selbstpraktiken vollzieht, lässt sich aber auf keinen idealen, vorab definierbaren Endzustand festlegen. Außerdem vervielfältigt die *agencement*-Perspektive die Schauplätze der Differenzproduktion und damit die (theoretischen) Ansatzpunkte für soziales Werden. Bereits das sich qua Selbstpraktiken konstituierende/transformierende Subjekt (der Antike) ist nicht an die eigene Identität gebunden und könnte diese auch nicht reproduzieren. Im Gegenteil: es muss sich modifizieren, um Zugang zur Wahrheit zu erlangen. Als Teil einer affektiven Assemblage verändert sich aber nicht nur das Subjekt (das tut

es erstens ohnehin aus Gründen der Performativität und zweitens soweit es in der Lage und/oder dazu angehalten ist, gewisse Praktiken der Selbstmodifikation auszuführen), sondern es verändern sich holistisch *alle* Bestandteile des Technologie-Gefüges – und im Verbund mit dem sich (neu) konstituierenden Subjekt verändert sich auch das, was es wird. Gleichzeitig ist damit gesagt, dass die Technologie und die ‚Selbst-‘Transformation (nur) dann zustande kommen, wenn das Begehrens-Gefüge funktioniert. Die Transformation kann, zumindest soweit sie an Affektionen gebunden ist, weder vom Subjekt ‚allein‘ in Gang gesetzt und bewerkstelligt noch ihm von außen aufgezwungen werden. Betrachten wir Technologien des Selbst als Gefüge des Begehrens, so ist damit keineswegs ausgeschlossen, sondern im Gegenteil sicher, dass in die Technologien bestimmte Wahrheits- und Machtlinien einfließen und dass sich *innerhalb* der Technologien bestimmte Anrufungen und Machttechniken sedimentieren – welche damit zugleich der performativen Reformulierung/Verschiebung preisgegeben sind. In dieser Hinsicht können wir uns Technologien des Selbst wie Mikro-Dispositive vorstellen – zumindest wenn man die Dispositive so fasst, dass sie Subjektivierungslinien mit einschließen und von diesen zur Veränderung gedrängt werden. Ob wir die Erzählung darüber, wie sich neue bzw. andere Beziehungs- und Lebensweisen konstituieren, so herum aufziehen, dass es das Begehren (bei Foucault: die Lust) vermag und bewerkstelligt, die Affektionen und die Selbstpraktiken der Subjektivierung ein Stück weit vom Moralcode und erwarteten Moralverhalten abzukoppeln und etwas anderes entstehen zu lassen, oder ob wir die Geschichte lieber andersherum erzählen und nachverfolgen, wie die Aufrichtungen der Moralcodes ohnehin immer nur reaktiv den Fluchtlinien der Subjektivierung und den Widerstandspraktiken hinterher traben, die diese Ablagerungen der Moral beständig zur Neuformulierung zwingen, ist letztlich eine Perspektiv- und auch eine theoriepolitische Frage. In beiden Fällen aber werden Ethiken, Technologien des Selbst und die damit verbundenen Selbstpraktiken immer auch Codierungen und Territorialisierungen des Begehrens darstellen, weil sie die Möglichkeiten, uns zu einander und zu uns selbst in Beziehung zu setzen, vorläufig in eine bestimmte Richtung oder ein bestimmtes Muster lenken, während bestimmte andere Verknüpfungen zumindest für den Moment ausgeschlossen bzw. unwahrscheinlich gemacht werden (was nicht per se schlecht sein muss). Je nach Bestandteilen bzw. Mitwirkenden des Technologie-*agencement* wird die Faltung, die das Selbst entstehen lässt, zumindest temporär eine bestimmte Form annehmen und bestimmte Andockstellen für kommende Affektionen schaffen. Dies schränkt die affektive Transformation in ihrer Prozess- und Ergebnisoffenheit theore-

tisch ein. Zudem gibt es sicherlich Subversionsformen – z.B. Parodie, subversive Resignifizierung (Schütze 2022), denen man sich analytisch besser mit anderen Werkzeugen nähern kann als mit denen von Deleuze und Guattari, und auch diese sollten bei der Interpretation von Subjektivierungsnarrativen nicht außer acht gelassen werden. Außerdem sollte darauf geachtet werden, wo die Technologien an materielle Gegebenheiten (z.B. finanzielle Möglichkeiten, bauliche oder rechtliche Barrieren), Machtbeziehungen (z.B. Geschlechterverhältnisse), vielleicht sogar Herrschaftszustände andocken oder sich an ihnen stoßen, die ihnen zwar nicht unbedingt immanent bzw. die auch weit über sie hinausgehend wirksam sind, sie aber dennoch konturieren.

Noch nicht geklärt ist damit allerdings die grundsätzliche Frage, ob sich die bisher diskutierten Begriffe und Konzepte überhaupt für ein Verständnis gegenwärtiger Subjektivierungen im Kontext nichtmonogamer Beziehungen nutzbar machen lassen. Dafür ist es notwendig, sich zunächst einen Eindruck davon zu verschaffen, welche Subjektpositionen in der (ausgehenden) Moderne diskursiv konstruiert und disseminiert werden.

## **2.3 Subjektpositionen des Individuums**

Im folgenden Unterkapitel arbeite ich heraus, welche Positionen dem Subjekt in verschiedenen Diskursen um Individualisierung zugeordnet sind. Dafür zeichne ich zunächst die Machtwissenslinien nach, die sich nach Foucault in der Figur des Individuums kreuzen und die, so Foucault, Gegenstand gegenwärtiger Subjektivierungskämpfe sind. In diesem Zusammenhang gehe ich auch auf Foucaults einflussreiche Problematisierung positiver Bezugnahmen auf Identität und Identitätspolitik ein (2.3.1). Anschließend kontrastiere ich Foucaults Perspektive auf die Produktion, Zurichtung und Selbstregierung des Subjekts-als-Individuum mit dem Subjektbegriff und der Freisetzung-Rhetorik einschlägiger soziologischer Individualisierungstheorie (2.3.2). In Abschnitt 2.2.3 gehe ich der – laut verschiedenen Autor\*innen gegenwärtig hegemonialen – Subjektposition des *Subjekts authentischer Selbstverwirklichung* nach sowie den gesellschaftlichen Machtverhältnissen, innerhalb derer dieses Modellsubjekt situiert ist und die es verstärkt. Im letzten Abschnitt (2.3.4) des Subkapitels befasse ich mich mit Kritik, die aktuell gegen Foucaults Denken und, weitergehend, gegen poststrukturalistische, dekonstruktivistische, queere Theorien vorgebracht wird. Und ich zeige, weshalb diese teils polemischen Einwände nicht überzeugen.

### **2.3.1 Individualisierung zwischen Macht und Widerstand**

Wie in Abschnitt 2.1.3 besprochen, bescheinigt Foucault dem christlichen Pastorat die

Hervorbringung und Elaborierung einer Wissens- und Machttechnologie, die allmählich (vom Mittelalter bis in die jüngere Neuzeit) eine historisch neue Subjektform konturiert und adressiert: Das Individuum. Eine von anderen abgeteilte, aber in sich unteilbare Einheit. Die pastoralen Lehren und Prozeduren zur Erfassung und Lenkung der Subjekte als Einzelwesen werden vom modernen Staat als „neue Form der Pastormacht“ adaptiert, säkularisiert und im Verein mit den aufstrebenden Humanwissenschaften und den Erfordernissen industriekapitalistischer Produktion zu einer umfassenden „Matrix der Individualisierung“ (Foucault 2005b: 248) ausgebaut, dabei aber von „totalisierenden Verfahren“ (Foucault 2005b: 247) der Biopolitik der Bevölkerung flankiert. Die „soziale Produktion des Individuums“ (Kron/Horáček 2009: 63) geht buchstäblich Hand in Hand mit dem Aufstieg des Kapitalismus (Foucault 1994b: 284). Sie erfordert und ermöglicht ab dem 18. Jahrhundert die staatliche und wissenschaftlich-medizinische Klassifizierung, Registrierung, Separierung, Anordnung, Kasernierung, Überwachung und vor allem Produktivmachung der wimmelnden Körper und ihrer vielgestaltigen, vormals aber wenig interessierenden Existenzweisen und Lebensäußerungen. Wie Foucault (1994b) zeigt, gelingt diese normierungsorientierte Art des Handelns auf Handeln umso nachhaltiger, wenn die Subjekte in die Lage versetzt werden, einen Großteil ihrer Überwachung und Disziplinierung selbst zu übernehmen. Noch produktiver wird die Ausübung von Macht, wenn man die Führung der Individuen nicht nur auf mechanischen Körperdrill begrenzt, sondern zusätzlich den Subjekten eine innere Wahrheit zuschreibt, über die man Auskunft erhalten kann, und wenn die Subjekte bereit sind, sich gehorsam an diese ihre innere Wahrheit zu halten (Foucault 1983). Zur Machtform der Individualisierung gehört daher nach Foucault die Festlegung des Individuums auf eine Identität; eine Territorialisierung, die „den einzelnen an sich selbst bindet und dadurch seine Unterwerfung unter die anderen sicherstellt“ (Foucault 2005b: 245f.). Wir haben es also mit einem Machttypus zu tun, der die Individuen in ihrem „unmittelbaren Alltagsleben [...] in Kategorien einteilt, ihnen ihre Individualität zuweist, sie an ihre Identität bindet und ihnen das Gesetz einer Wahrheit auferlegt, die sie in sich selbst und die anderen in ihnen zu erkennen haben. Diese Machtform verwandelt die Individuen in Subjekte.“ (Foucault 2005b: 245)<sup>31</sup>

---

31 Diese Formulierung Foucaults nimmt – vermutlich wohlweislich – Anklang an Althusser's Feststellung, „daß die Ideologie in einer Weise ‚handelt‘ oder ‚funktioniert‘, daß sie durch einen ganz bestimmten Vorgang, den wir Anrufung (interpellation) nennen, aus der Masse der Individuen Subjekte ‚rekrutiert‘ (sie rekrutiert sie alle) oder diese Individuen in Subjekte ‚transformiert‘ (sie transformiert sie alle).“ (Althusser 1977: 142) Während bei Althusser die Verwandlung in Subjekte zwar unausweichlich erscheint, ist nichtsdestotrotz – das macht er in der sich im Text anschließenden Schilderung der Umwendungsszene deutlich – einen gewissen Zutun zur Subjektivierung, und sei es nur als



Die Machttechnologie der Individualisierung sieht Foucault bis in die Gegenwart seines Arbeitens hinein (also mindestens bis in die 1980er Jahre) fortwirken, auch wenn die an Normierung orientierten Zugriffe der Disziplinarmacht und des Kapitalismus der Industrialisierung im 20. Jahrhundert durch geschmeidigere, flexiblere Produktions-, Normierungs- und Kontrollverfahren ergänzt wurden (Deleuze 1991), die Subjekte noch effizienter zur Selbstregierung anhalten und einladen. Doch wo es Macht zu finden gibt, da gibt es auch Widerstand zu entdecken. So erblickt Foucault im ausgehenden 20. Jahrhundert einen spezifischen Typus von Alltagskämpfen und Mikropolitiken, welche die von der Pastoral- und Disziplinarmacht produzierte und angerufene Subjektposition zurückweisen und die als Gegenentwurf eine Politik der Differenz ins Spiel bringen:

„Es handelt sich um Kämpfe, die den Status des Individuums in Frage stellen. Einerseits treten sie für das Recht auf Anderssein ein und betonen alles, was die Individualität des Individuums ausmacht. Andererseits wenden sie sich gegen alles, was das Individuum zu isolieren und von anderen abzuschneiden vermag, was die Gemeinschaft spaltet, was den Einzelnen zwingt, sich in sich selbst zurückzuziehen, und was ihn an seine eigene Identität bindet. Diese Kämpfe werden nicht für oder gegen das ‚Individuum‘ ausgetragen, sondern gegen die ‚Lenkung durch Individualisierung‘, wie man sie nennen könnte.“ (Foucault 2005b: 244f.)

Die erstgenannte Fluchtlinie der Subjektivierung, die sich durch die Positionierung als Individuum hindurchwindet, erscheint es demnach wert, *dafür* zu kämpfen: Dem Eintreten für individuelle Eigen- und Besonderheiten und dem Aufbegehren gegen Konformismus und Normierung wurde nicht nur in der historischen deutschen Romantik (siehe 2.3.2 und 2.4.1), sondern in jüngerer Zeit in den 1960er und 70er Jahren emanzipatorischer Gehalt zugeschrieben – bei aller Kritik an repressionshypothetischen Befreiungsilusionen offenbar auch von Foucault selbst. Neben der Rebellion gegen autoritär vorgeschriebene Subjektpositionen, Lebenswege und Familienmodelle der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft (und insbesondere in Deutschland auch: ihres faschistischen Erbes und dessen Kontinuitäten) gab es Solidarisierungen, soziale Bewegungen und Bündnisversuche über Status- und Klassengrenzen hinweg sowie Interventionen in die Kerninstitutionen der Disziplinierung hinein, z.B. im Operatismus (Birkner/Foltin 2006)

---

Reaktivität, der Subjekte notwendig. Dagegen bleiben in der oben zitierten Formulierung Foucaults die Individuen-Subjekte seltsam passiv (was erstaunt, da er im selben Text (2005) seine Formel von der Machtausübung auf notwendigerweise handlungsfähige Subjekte entfaltet). Statt wie mit der antiken Ethik ihre Transformation aktiv zu betreiben, scheinen die herzustellenden Subjekte durch die auf sie zugreifende identifizierend-individualisierende Macht auf eine bestimmte Weise behandelt zu werden (kategorisiert, Individualität zugewiesen, Wahrheit auferlegt, an Identität gebunden), ohne dabei auf irgendeine Weise zu intervenieren.

oder der Antipsychiatrie- und Antigefängnisbewegung, für die Foucault (1993b, 1994b) wichtige Anstöße gab und an denen er sich aktiv politisch beteiligte. Individualisierenden Subjektivierungstechnologien hingegen – der Unterwerfung durch wissenschaftliche Klassifizierung und Absonderung der Anormalen, Parzellierung des sozialen Raumes, Einschluss der Körper in staatliche und kapitalistische Zurichtungsfabriken, Unterbindung solidarischer Bezüge und von Körpervermischungen außerhalb der Kleinfamilie, pastoral-psychologische Konstruktion von Innerlichkeit und Geständniszwang – gilt es, sich zu widersetzen. Foucaults Kritik beschränkt sich hier nicht darauf, den Subjektpositionen der Gegenwart auf archäologisch-genealogischem Wege ihre Selbstverständlichkeit und vermeintliche Unausweichlichkeit zu nehmen. Vielmehr äußert er sich (vielleicht auch gerade angesichts des gesellschaftlichen Klimas Anfang der 1980er Jahre) durchaus normativ zur aktuellen und kommenden Aufgabe: „Wir müssen nach neuen Formen der Subjektivität suchen und die Art von Individualität zurückweisen, die man uns seit Jahrhunderten aufzwingt.“ (Foucault 2005b: 250f.)<sup>32</sup> Auch Deleuze hebt in seiner Interpretation der Kämpfe, die Foucault im Blick gehabt haben mag, wenn die Produktion neuer Formen der Subjektivität auf dem Spiel stehe, auf ein Begehren nach Differenz und Differenzierung ab, dass sich den Machttechniken und Anrufungen der Vereinzelung und Identität entgegenstellt und entwindet:

„Der Kampf für eine moderne Subjektivität geht durch einen Widerstand gegen die beiden aktuellen Formen der Unterwerfung hindurch; die eine besteht darin, uns gemäß den Ansprüchen der Macht zu individualisieren, die andere darin, jedes Individuum an eine gewisse Identität zu fesseln. Der Kampf für die Subjektivität präsentiert sich folglich als Recht auf Differenz, als Recht auf Variation, zur Metamorphose.“ (Deleuze 1992: 148)

Wohlgermerkt sagt Deleuze nicht: Kämpfe für Differenz, Variation und Metamorphose *sind* widerständig. Zumindest aber stellen sie sich so dar – woran selbstverständlich auch der Diskurs des Poststrukturalismus einigen performativen Anteil hat(te).

Als politisch besonders kritisch erscheint es Foucault auf Basis seiner Genealogie der Pastoralmacht und des Sexualitätsdispositivs, wie wir uns zu der Anrufung positionieren, wir hätten uns selbst gleich zu bleiben und uns dingfest machen zu lassen, indem wir unsere Subjektivitäten und Körper in Identitätskategorien pressen und fixieren:

„Wenn wir zur Frage der Identität Stellung beziehen müssen, so muss dies sein, insofern

---

32 Es ist bemerkenswert zu sehen, wie sich Foucault entgegen seiner eigenen Machttheorie gelegentlich in einem Diskurs der Repression positioniert, um, wie mir scheint, seine politische Opposition bzw. Allianzen zu markieren.

wir einmalige Wesen sind. Doch die Beziehungen, die wir zu uns selbst unterhalten müssen, sind keine Identitätsbeziehungen; sie müssen eher Beziehungen der Differenzierung, der Schöpfung und der Innovation sein. Es ist sehr langweilig, immer derselbe zu sein.“ (Foucault 2005d: 306)

Wie eingangs zu Unterkapitel 2.1 erklärt, setzt Foucaults „Dezentrierung“<sup>33</sup> des Subjekts, sein analytischer Nachweis (den ich zugleich als politischen Einsatz verstehe), dass das Subjekt weit weniger souverän, kohärent und kontinuierlich ist, als es sich selbst erträumt, auf mehreren Ebenen an: Archäologisch hatte er herausgearbeitet, wie sich das Subjekt der Äußerung den Regeln der jeweiligen diskursiven Formation beugen muss, um überhaupt auf Gehör hoffen zu können, und wie es auf unterschiedliche Sprechpositionen verteilt wird (Foucault 1981; vgl. auch Abschnitt 3.2.3). Die genealogischen Studien zeigen, dass historisch unterschiedliche Machtwissenstechnologien unterschiedliche Subjektformen und -positionen produzieren und dass unsere Suche nach einem Wesenskern und der inneren Wahrheit eines kohärenten Ichs eine pastorale Unterwerfungsstrategie ist. Die Ethik lenkte den Blick auf die epochenspezifischen Möglichkeiten und Techniken, die Subjekte haben, sich zu subjektivieren und zu transformieren (vgl. 2.1.2). Differenzen und Brüche macht Foucault aber nicht nur komparativ zwischen den jeweiligen historischen Subjektformierungen oder den Arten des Selbstbezugs aus, sondern er sieht auch jedes einzelne, empirische Subjekt (der Gegenwart) durch eine Vielzahl unterschiedlicher Positionen, Positionierungen und Selbstverhältnisse durchkreuzt und fragmentiert:

„Das Subjekt ist keine Substanz. Es ist eine Form, und diese Form ist weder vor allem noch durchgängig mit sich selbst identisch. Sie haben zu sich selbst nicht dieselbe Art von Verhältnis, wenn Sie sich als politisches Subjekt konstituieren, das zur Wahl geht oder in einer Versammlung das Wort ergreift, als wenn Sie versuchen, Ihr Begehren in einer sexuellen Beziehung zu verwirklichen. Es gibt zweifellos Beziehungen und Interferenzen zwischen diesen Formen des Subjekts, aber man steht nicht demselben Typus von Subjekt gegenüber. In jedem dieser Fälle spielt man mit verschiedenen Formen der Beziehung zu sich selbst oder bildet sie aus.“ (Foucault 2005a: 286)

Die historischen, biographischen und tagesaktuellen Risse und Machtbeziehungen, die

---

33 Stuart Hall (1999) bescheinigt Foucault, sein Werk habe nach Marx (bzw. dessen Rezeption im 20. Jh. durch u.a. Althusser), Freud (Psychoanalyse) und de Saussure (strukturalistische Linguistik) „die vierte große Dezentrierung“ des Subjekts bewirkt. Diesen großen Männern folgt dann als die fünfte – bezeichnenderweise gesichtslos-anonyme – Kraft der Dezentrierung „[d]er Feminismus“ (Hall 1999: 413). Foucaults Beitrag wird von Hall (1999: 411ff.) dabei allerdings auf die Genealogie der Disziplinar- und Biomacht begrenzt; Archäologie und Ethik werden nicht gewürdigt.

quer durch das Subjekt gehen, beschäftigen Foucault nicht bloß mit Blick auf die Spielarten „der Beziehung[en], die man zu sich selbst hat“ (Foucault 1984: 83), sondern auch im Hinblick auf die Beziehungen, die man zu und mit anderen unterhalten kann. Nicht nur die machtvolle Fiktion personaler Identität, sondern auch die Konstruktion und Politik kollektiver Identitäten sind Gegenstand der Kritik. Mit Foucault lassen sich die historische Produktion, Einpassung, Trennung und Führung von Subjekten entlang binärer und hierarchischer Identitätskategorien wie Mann und Frau, Hetero- und Homosexualität, aber auch Monogamie und Nichtmonogamie, als Operationen desselben Dispositivs analysieren. „Ironie des Dispositivs: es macht uns Glauben, daß es darin um unsere ‚Befreiung‘ geht.“ (Foucault 1983: 190) Ein positiver Bezug auf diese Identitäten, zumal in essentialisierender und naturalisierender Form, bestätigt die Wissens- und Gesellschaftsordnung, aus deren Zwängen man sich zu befreien sucht. Diese Erkenntnis war und bleibt wegweisend für Queer Theory (Jagose 2001: 103ff.; ausführlicher zu Queer siehe Abschnitt 2.3.4). Zudem zeigt Foucault, dass Machtverhältnisse nicht nur *top down* verlaufen, sondern dass sie in jeder Situation in jeder Beziehung präsent sind. Damit verbietet sich ein simplifizierendes Modell von Unterdrücker\*innen vs. Unterdrückte. Dem gegenüber neigt die Produktion einer politischen/sozialen Gruppenidentität – „*eine[r]* Identität pro Bewegung“ (Hall 1999: 413, kursiv G.M.) – einerseits zur Homogenisierung der diskursiven und sozialen Positionen all jener, die einander vermeintlich so sehr gleichen, dass sie unter dieser ihrer gemeinsamen Identität subsumiert werden können, wodurch interne Differenzen und Machtverhältnisse negiert werden. Andererseits erfolgt der Ausschluss aller derer, die als nicht dazugehörig betrachtet werden müssen (ohne Abgrenzung keine Identität), um den Preis, dass gesellschaftliche Machtverhältnisse, die quer zu den als solche konstruierten Identitäten verlaufen, übersehen und überreifende Solidarität und Bündnisse unterbunden werden. Mit Foucault wird es daher auch nicht ausreichen, eine Intersektionalität verschiedener Identitäten zu konstatieren (das würde das Problem der Identität gewissermaßen nur vervielfältigen). Vielmehr müsste *jede* Identitätskategorie auf ihre historisch-diskursiven Produktionsbedingungen und ihre Machtwirkungen sowie ihre Brüchigkeit und Unhaltbarkeit hin befragt werden. Bei letzterem wiederum helfen die in Abschnitt 2.1.4 besprochenen dekonstruktivistischen Perspektiven der Iterabilität und Performativität, die ein Sich-Gleichbleiben von wem oder was auch immer schon aus (zeichen-)theoretischen Gründen für unmöglich erklären und die zeigen, wie in jede Identität immer schon ihre konstitutiven Außen eingeschrieben sind, die sie von innen heraus destabilisieren. Und es helfen die in Unterka-

pitel 2.2 eingeführten Konzepte des Begehrens und des Affekts, die als theoriepolitische Fluchtlinie dem Subjekt aufzeigen, dass Anderswerden, die Produktion von Differenz statt Identität, keine Fehlleistung ist, sondern im Gegenteil dafür sorgt, dass Normierungen und Regulierungen (kaum) hinterherkommen, und dass sich ohnehin immerzu transformative Begegnungen und Verkettungen, *agencement*, ereignen, die die Subjektform durchschneiden und überschreiten.

### 2.3.2 Individualisierung im soziologischen Diskurs

Um den Stärken, aber auch den Leerstellen und möglichen Problemen des Foucaultschen, und, allgemeiner, des poststrukturalistischen Blicks auf Individualisierung und Identität noch näher zu kommen, lohnt sich ein Abgleich mit der einschlägigen soziologischen Individualisierungstheorie.

Der der europäischen Moderne zugeschriebene gesellschaftliche Individualisierungsprozess wird sozialwissenschaftlich meist in zwei Phasen oder Schübe unterteilt – erstens von Beginn der Industrialisierung (ab Mitte/Ende des 18. Jahrhunderts) bis Mitte des 20. Jahrhunderts, zweitens seit den 1970 Jahren fortdauernd bis in die Gegenwart. Diskursgeschichtlich arbeitet Axel Honneth (2002) zwei Subjektpositionen heraus, die das Subjekt der Individualisierung einnehmen kann bzw. soll: Zum einen das *reflexive Subjekt* und zum anderen das *authentische Subjekt*. Die erste Position geht auf einen „Individualismus der Gleichheit“ (Honneth 2002: 143) zurück, der in aufklärerischer Tradition Vernunftgebrauch, eigenständiges Denken und Reflexionsfähigkeit als universelles Markenzeichen des souveränen, rationalen, autonomen und mündigen Subjekts deklariert. Isabelle Lorey weist darauf hin, dass die Identitäts- und Souveränitätskonstruktion des sich selbst durchschauenden und die Welt sich Untertan machenden Subjekts nicht nur (Selbst-)Unterwerfungsstrategie im Sinne Foucaults ist (siehe Abschnitt 2.3.1), die jedes Subjekt gleichermaßen definiert und ereilt, sondern dass sie von Grund auf patriarchale und kolonialrassistische Züge trägt: Die Konstruktion eines stabilen Kerns des Subjekts

basiert auf einer Imagination von Kohärenz, von Einheitlichkeit und Ganzheit, die auf die Konstruktion eines männlichen, weißen Subjekts zurückgeht. Kohärenz ist wiederum eine der Voraussetzungen moderner Souveränität. Das Subjekt muss glauben, es sei „Herr im eigenen Haus“ (Freud). Scheitert diese fundamentale Imagination, findet meist nicht nur eine Fremdwahrnehmung als ‚anormal‘ statt, sondern auch eine solche Selbsteinschätzung.“ (Lorey 2006: o.S., kursiv i.O.)

Das universale Subjekt, das sich räsonierend aus seiner Unmündigkeit befreit, erzeugt und benötigt von vorn herein seine konstitutiven Außen: Die Vernunft- und Reflexionsbegabung des *weißen*, westlichen, männlichen Bürger-Subjekts braucht seine geschlechtlich, rassistisch, klassistisch und/oder ableistisch markierten Anderen, die diskursiv auf Körperlichkeit, Emotionalität, Triebhaftigkeit und Irrationalität bzw. Irresein hin konstruiert werden.<sup>34</sup>

Als zweiten Diskursstrang identifiziert Honneth jenen der *Authentizität*, der „ganz auf die Artikulation der authentischen Persönlichkeit des Einzelnen zielt“ (Honneth 2002: 144) und „seine geistesgeschichtlichen Wurzeln in der deutschen Romantik hat: hier wird als Ziel der Steigerung von Freiheit die lebensgeschichtliche Herausbildung jener einzigartigen, unverwechselbaren Eigenschaften verstanden, in denen die Subjekte sich gerade unterscheiden“ (Honneth 2002: 143). Es scheint, dass die in Abschnitt 2.3.1 erwähnten Kämpfe um ein „Recht auf Anderssein“ (Foucault 2005b: 244) zumindest teilweise in dieser Tradition stehen (was in Abschnitt 2.3.4 noch genauer erörtert wird). Wie oben schon angedeutet, sind die Subjektpositionen des rational-reflexiven und des authentischen Subjekts diskursgeschichtlich nicht geschlechtsneutral: Während das Selbsterkenntnis ermöglichende Nachdenken über das eigene Denken und Handeln als Übung des Geistes als männliches Prinzip konstruiert ist, wird im Zuge und zugunsten der „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ (Hausen 1976) das Weibliche mit dem Körper assoziiert, der „angesichts der Zumutungen einer mehr und mehr technisierten Kultur zum Zufluchtsort für Sinnlichkeit, Authentizität und Lebendigkeit“ (Setzwein 2013: 11) stilisiert wird. Selbst wenn soziologisch unter dem Stichwort Individualisierung traditionell „*entweder* eine Zunahme an Reflexionsfähigkeit *oder* eine Authentizitätssteigerung der Individuen“ (Honneth 2002: 144, kursiv G.M.) verstanden und verhandelt wird, stehen sich beide Konzepte nicht dualistisch gegenüber. Zum einen produzieren sie, wie oben bemerkt, für einander ihre konstitutiven Außen, sind also in endloser Verweisung auf einander angewiesen. Zum anderen bildet Authentizität keinen unschuldigen Gegenpol zu oder Rückzugsort vor den pastoralen Techniken der Wahrheits- und Identitätsproduktion. Vielmehr werden die uns angebotenen Subjektpositionen „mit dem Effekt der *Eigentlichkeit*, der Authentizität naturalisiert. So glauben wir beispiels-

---

34 Der Produktion des vernünftigen, gesunden und normgerechten Bürgersubjekts und die Etablierung der modernen Humanwissenschaften durch Konstruktion der Wahnsinnigen und Anormalen ist Foucault (1993b, 2003) eingehend nachgegangen, Rassismus thematisiert er vor allem als biopolitischen Staatsrassismus (1983, 1999), die Produktion binärer Zweigeschlechtlichkeit streift er im Zusammenhang mit dem Sexualitätsdispositiv (1983) und dem Dossier zum „Hermaphroditen“ Herculine Barbin (2012), schenkt ihr aber ansonsten bemerkenswert wenig (nachlesbare) Aufmerksamkeit.

weise, der Effekt von Machtverhältnissen sei das Wesen unseres Selbst, unsere Wahrheit, unser eigener, eigentlicher Kern, der Ursprung unserer selbst.“ (Lorey 2006: o.S., kursiv i.O.; ausführlicher zu Begriff und Funktion der Authentizität Abschnitt 2.3.3)

Thomas Kron und Martin Horáček stellen die These auf, der „*Grundprozess der Individualisierung*“ bestehe in einem „*Prozess des Raus und Rein*“ (Kron/Horáček 2009: 8, kursiv i.O.), das heißt in der abwechselnden oder sich überlagernden „Entbettung und Wiedereinbettung“ (Kron/Horáček 2009: 12) der Subjekte in soziale Strukturen. Mit Deleuze und Guattari (und einem stärker die Kraft des Begehrens als die Ordnungsfunktion der Dispositive adressierenden theoretischen Rahmen) könnte auch von Prozessen der De- und Reterritorialisierung gesprochen werden. Vergleicht man Foucaults Perspektive auf Individualisierung mit der mainstream-soziologischen Individualisierungstheorie, so fällt auf, dass Foucault in seiner genealogischen Machtanalytik der Disziplinargesellschaft eher die Linien des „*Rein*“ ins Auge fasst (Einschluss und Formierung der Individuen in Zurichtungsinstitutionen, Infiltrierung der Körper durch panoptische Überwachungstechnologien und die Mikrophysik der Macht, Produktion eines inneren Wahrheits- und Wesenskerns des Subjekts).<sup>35</sup> Dagegen akzentuieren die hegemonialen soziologischen Erzählungen die Bewegungen des „*Raus*“: Hier wird unter Individualisierung „die zunehmende Herauslösung aus kulturell geprägten sozialen Bindungen“ (Huinink/Wagner 1998: 94) beziehungsweise „der Prozess einer wachsenden, unumkehrbaren Freisetzung der Gesellschaftsmitglieder von traditionellen Bindungen und stereotypisierenden Zwängen verstanden, die ihnen zu größerer Wahlfreiheit und Autonomie verhilft“ (Honneth 2002: 141).<sup>36</sup> Dieser Prozess habe in der Spätmoderne bezie-

---

35 Zudem hat Foucault darauf hingewiesen, dass von einer allgemeinen Lockerung des Moralcodes im Zuge des Industrialisierungsprozesses in der Moderne keine Rede sein kann, sondern dass sich die Unterwerfung unter kapitalistische Produktions- und Reproduktionsverhältnisse nicht zuletzt auf die diskursive, insbesondere medizinische und psychiatrische Hervorbringung neuer moralischer Beunruhigungs- und Zugriffsanlässe stützt: „Wie kann man nun diesen Reichtum schützen? Am besten durch eine rigorose Moral: Daher jene gewaltige Moralisierungswelle, die sich im 19. Jahrhundert über die Bevölkerung ergoß“ (Foucault 2001: 62).

36 Vgl. auch Burkart (1998: 108f., kursiv i.O.) mit Bezug auf die zweite, noch andauernde Phase der Individualisierung: „Mit der – u.a. durch Bildungsexpansion und Frauenbewegung – in den letzten Dekaden beschleunigten *Freisetzung* der Individuen aus traditionellen Bindungen (Klassen, Milieu, Familie, Geschlechtsrollen) ist eine *Erosion traditioneller Werte* – insbesondere Familismus und Versorgungssehe – und eine zunehmende *normative Unverbindlichkeit* festzustellen. Damit sind Veränderungen auf demographischer, biographischer und Handlungs-Ebene in Gang gekommen: Eine *Pluralisierung* von Lebensweisen, insbesondere eine zunehmende Bedeutung *individualistischer Lebensstile*; wachsende biographische Instabilität (Verlust der biographischen Perspektive der Dauerhaftigkeit, *Destandardisierung des Lebenslaufs*), aber auch wachsende biographische Autonomie, insbesondere für Frauen (*Individualisierung der weiblichen Biographie*). Schließlich, als wichtigste Konsequenz auf der Handlungsebene, ein zunehmender *Wahl- und Entscheidungsbedarf*, der sich aus einer *Zunahme biographischer Optionen* ergibt. Allerdings sind damit auch Schattenseiten verbunden: Isolation, Vereinsamung, Sicherheitsverlust.“

ungsweise im Spätkapitalismus nochmals an Fahrt aufgenommen. Prominent verschlagwortet in soziologischen Diagnosen wie jener einer „Bastelgesellschaft“ (Hitzler 2003) oder der „Risikogesellschaft“ (Beck 1986), stellen Soziolog\*innen die These auf, Individuen genössen heute nie zuvor dagewesene Freiheiten, „eigene Vorstellungen von ihrer Lebensführung zu entwickeln“ (Krings 2016: 13) oder, kritischer gewendet, Subjekte seien Adressat\*innen „angewachsener sozialer bzw. institutioneller Zwänge, über die jeweils eigene Lebensführung selbst zu entscheiden“ (Renn 2016: 17). Da die großen Erzählungen, Halt gebenden Glaubenssätze und Einpassungen in soziale Strukturen, qua Geburt festgelegte Identitäten (Stand, Klasse, Geschlecht...) und standardisierte Biographiemuster nicht mehr (umstandslos) griffen, werde es, so die Logik, den Subjekten in zunehmendem Maße gestattet und/oder zugemutet, sich über das eigene Leben, das Zusammenleben mit anderen und ihren Platz in der Gesellschaft Gedanken zu machen und ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Infolge dieses „umfassenden Wandlungsprozesses [...], der die zentralen Strukturen und Prozesse moderner Gesellschaften verschiebt und Netzwerke unterminiert, die den Individuen in der sozialen Welt eine stabile Verankerung gaben“, sei es nunmehr zu einer „Krise der Identität“ (Hall 1999: 393) gekommen. Die soziale und räumliche Mobilisierung sowie Lockerung (oder zumindest Verschiebung) des Moralcodes und die romantischen Anrufungen zu Individualität und Differenzierung schlugen sich auch in den Subjektivierungen nieder: So verlören „die Subjekte in wachsendem Maße die Bereitschaft, ihren eigenen Lebensweg als linearen Prozess einer Identitätsentwicklung zu sehen“ (Honneth 2002: 150) und es sei

„durch Eröffnung neuer Handlungsoptionen, durch Mitgliedschaft in verschiedenen Sozialmilieus, durch Kontakt mit bisher fremden Lebensformen und durch Übernahme romantischer Deutungsmuster die Tendenz getreten, unterschiedliche Identitätsmöglichkeiten als Stoff der experimentellen Selbstfindung zu begreifen“ (Honneth 2002: 150).

Angesichts des diagnostizierten sozialen Wandels gelten die „starre[n] Identitätsschema[ta]“ Honneth (2002: 150) mancher soziologischer Theorien des 19.

---

Die pauschale Annahme, insbesondere Frauen\* steuerten geradewegs in immer größere Selbstbestimmtheit und Eigenständigkeit, ist vonseiten der Frauen- und Geschlechterforschung mit dem Verweis auf Widersprüchlich- und Ungleichzeitigkeiten des Prozesses, insbesondere mit Blick auf fortbestehende (oder zum Teil auch wiedererstarkende) Geschlechterrollen und -normen sowie persistente Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen kritisiert worden. Aus Intersektionalitäts-Perspektive werden Differenzlinien und -überlagerungen sowie Machtungleichheiten innerhalb der Kategorie Frau aufgezeigt, die sich etwa zeigen, wenn Autonomiegewinne privilegierter Frauen bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf auf Kosten der Delegation von Reproduktions- und Care-Arbeit an andere Frauen bzw. strukturell benachteiligte und prekarierte Gruppen erzielt werden.



und 20. Jahrhunderts als nicht mehr opportun und nicht geeignet, um die Diskontinuität, Inkohärenz und Dynamik heutiger Selbstverhältnisse und Biographien zu erfassen. Als symptomatisch hierfür kann die Kritik an Talcot Parsons strukturfunktionalistischer Modellierung von Identität als – für ihn bedenklich gefährdetes – Ergebnis der Übernahme und Integration verschiedener Rollen entlang sozialer Normen betrachtet werden. Das *Normative Paradigma*, dem der Strukturfunktionalismus zugerechnet wird, findet im *Interpretativen Paradigma* der Soziologie (Wilson 1980; ausführlicher: Methodenanschnitt 3.1.2) einen Gegenentwurf:

„In der Perspektive des Interpretativen Paradigmas ist Identität u.a. ein dynamischer und unabschließbarer Prozess der Selbst-Positionierung im Kontext von Positionierungen durch Andere (konkrete Individuen, aber auch Organisationen, Institutionen und weitere nicht-menschliche Entitäten) sowie innerhalb diskursiver und kultureller symbolischer Sinnwelten.“ (Keller/Bosančić 2017: 36)

Last but not least erklären ‚postmoderne‘, poststrukturalistische und Queer Theorien sowie Theorien des *new materialism*, dass und weshalb das Subjekt keine abgeschlossene Einheit sein, nicht kohärent sein und sich nicht gleich bleiben kann. Sie wirk(t)en damit selbst maßgeblich an der Dezentrierung des Subjekts mit und tun dies aus einer philosophischen, soziologischen und politischen Haltung und „Position heraus [...], die grundsätzlich mit der Behauptung sympathisiert, daß moderne Identitäten ‚dezentriert‘, ‚verstreut‘ und fragmentiert sind“ (Hall 1999: 393, vgl. Abschnitt 2.3.1, 3.1.2). Aus dieser Perspektive ist nicht die Krise der Identität problematisch, sondern „identity is the crisis, can’t you see?“ (Bauer 2001, kursiv G.M.; Songtitel der *X-Ray Spex*, 1978)

Vor dem Hintergrund der geschilderten Entwicklungen drängen sich Fragen auf. Ist Foucaults Feststellung, Individualisierung fessele die Subjekte an eine Identität, noch noch zutreffend? Ist die angezeigte Stoßrichtung des Widerstands – sich zu differenzieren und zu sich selbst und anderen eben „keine Identitätsbeziehungen“ (Foucault 2005d: 306) zu suchen – heute, 40 Jahre später, überhaupt noch zeitgemäß und zielführend? Hat sich das Problem der Identität mittlerweile nicht ohnehin erledigt? „Welches sind die neuen Weisen der Subjektivierung, eher identitätsfrei als identifizierend?“ (Deleuze 1992: 162) Auf diese Fragen komme ich in den folgenden beiden Abschnitten zurück.

Zunächst sei aber darauf hingewiesen, dass auch der soziologische Diskurs den sozialen Prozess der Individualisierung nicht bloß abbildend und beschreibend begleitet. Vielmehr produziert die diskursive Praxis ihre Gegenstände, Begriffe, Sprech- und Subjekt-

positionen. Die „Kernaussage der Individualisierungsdebatte“, nämlich „die Behauptung wachsender individueller Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten“ (Burkart 1998: 108) neigt dazu, ein souveränes Subjekt herbei zu fantasieren und soziale Machtverhältnisse und ungleiche Verwirklichungschancen der Subjekte auszublenden oder zu kaschieren. „Schon allein mit Blick auf die Zugangsmöglichkeiten zum Arbeitsmarkt übergeht der Slogan der Wahlbiografie [...] reale Diskriminierungsachsen entlang gesellschaftlicher Kategorien wie Ethnie, soziale Herkunft und Behinderung.“ (Hartmann 1998: 32)

Die Diskursfigur der ‚freien Wahl‘ dominiert auch die soziologische Debatte um eine *Pluralisierung der Lebensformen*. Eine zentrale Begleiterscheinung des Individualisierungsprozesses, das heißt der konstatierten Auflösung traditionaler sozialer bzw. religiöser Platzanweisungen und wachsender Entscheidungs- und Selbstbestimmungsmöglichkeiten der Individuen, bestehe, so einschlägige Diagnosen, in der „Ausdifferenzierung und Pluralisierung von Lebensformen“ (Beck 1986: 195), der „Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen“ (Brüderl 2004), der „Pluralisierung familialer und nicht-familialer Lebensformen“ (Peuckert 2019), der „Pluralisierung von Geschlechtlichkeit, Begehren und Beziehung“ (Schenk 2008), „Ausdifferenzierungen der Beziehungen zwischen Erwachsenen und den Formen von Elternschaft“ (Schenk 2008: 32) sowie in der Zunahme „nichtkonventioneller Lebensformen“ (Schneider et al. 2000). Zum einen jedoch ist die Datengrundlage, auf der Pluralisierung gemessen werden soll, verschiedentlich kritisiert worden (z.B. in Debatten um Querschnitts- vs. Längsschnittdaten, vgl. Wagner et al. 2001; Brüderl 2004). Gegen das Haushaltshalsprinzip des Mikrozensus argumentieren Wagner und Valdés Cifuentes (2014: 92), das damit „die Höhe der Pluralität tendenziell unterschätzt“ werde.<sup>37</sup> Würden Lebensformen über Haushaltsgrenzen hinweg definiert und berücksichtigt, wäre davon auszugehen, „dass sich unkonventionelle Lebensformen bis in die jüngste Gegenwart weiter verbreiten“ (Wagner/Valdés Cifuentes 2014: 92). Wobei allerdings, so verrate der statistische Einbezug der Kategorien Geschlecht (bei ihnen allerdings binär Mann/Frau) und Erwerbstätigkeit, trotzdem nicht „mehr Personen in einer Partnerschaft oder Ehe leben, in der es eine ‚unkonventionelle‘ Aufteilung der Erwerbsarbeit gibt“ (Wagner/Valdés Cifuentes 2014: 93). Ein weiterer

---

37 „Entsprechend dieser Systematik zählen zu den Lebensformen der Bevölkerung Paare mit ledigen Kindern und ohne ledige Kinder, alleinerziehende Elternteile mit ledigen Kindern sowie alleinstehende Personen ohne Partner/-in und ohne ledige Kinder im Haushalt. Eltern-Kind-Beziehungen, die über Haushaltsgrenzen hinweg bestehen, oder Partnerschaften mit getrennter Haushaltsführung (das sogenannte ‚Living apart together‘) bleiben daher unberücksichtigt.“ (destatis 2020)

Kritikpunkt an der Pluralisierungsthese bezieht sich auf ihren normativen Bias: Wie selbstverständlich wird als Ausgangspunkt und Maßstab das europäische und US-amerikanische sogenannte *Golden Age of Marriage* mit seiner historisch zuvor nie dagewesenen Hegemonie des Modells des bürgerlichen, hetero- und mononormativen Kernfamilie herangezogen (Pieper 1994; Hartmann 2002, 2009; Peters 2012; Mayer 2020b). Damit erhält die westliche „Normalfamilie“ (Brüderl 2004: 3; Peuckert 2019: 18) noch in ihren wehmütig-angstvollen oder gelegentlich auch hoffnungsfrohen Abgesängen die Weihen des Zentrums und Höhepunkts des Zivilisation.

Mit Blick auf den weithin vorausgesetzten Zusammenhang von Individualisierung und Vervielfältigung der Lebensformen konstatieren Huinink und Wagner,

„daß Individualisierung weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung für die Pluralisierung der Lebensformen ist. So bedeutet Individualisierung, verstanden als ein Abbau traditionaler normativer Verbindlichkeiten, nicht per se eine Erweiterung der Optionsvielfalt bei der Wahl der Lebensformen.“ (Huinink/Wagner 1998: 103, kursiv i.O.)

Beispielsweise könne der Abbau alter Normen mit dem Aufbau neuer Regularien und Institutionen einhergehen, die individuelle Entscheidungs- und Handlungsfreiheiten wiederum einschränken. „Neue Lebensformen mögen entstehen, aber auch neue Normen, die den Zugang zu diesen Lebensformen regeln.“ (Huinink/Wagner 1998: 103) Zudem müssten manche Individuen die Lebensform wechseln, „ohne selbst eine entsprechende Entscheidung getroffen zu haben“ (Wagner/Franzmann/Stauder 2001: 56; vgl. Wagner/Valdés Cifuentes 2014).<sup>38</sup> Grundsätzlich kritisiert Jutta Hartmann die An-

---

38 Zur Illustration wählen Wagner, Franzmann und Stauder (2001: 56) als erstes Beispiel das folgende: „Wenn eine Frau mit Kindern gegen ihren Willen geschieden oder vom Mann verlassen wird, dann wird sie ‚zwangsweise‘ zu einer Alleinerziehenden.“ Dass die Autor\*innen gänzlich unkritisch ausgerechnet dieses Szenario mit dieser Rollenzuweisung – der Mann als aktiv Entscheidender und Handelnder verlässt die dieser seiner Entscheidung unterworfenen, *nicht(s)* selbst entscheidende Frau, die selbstverständlich mit den Kindern zurück bleibt – als primäres Beispiel anbringen, verweist nicht nur auf patriarchale Geschlechterverhältnisse und strukturelle Ungleichheit, sondern auch auf die diskursive Beteiligung der Soziologie an solchen Konstruktionen. Interessanterweise ist dann ein paar Jahre später in einem inhaltlich ähnlichen Text, an dem ebenfalls Michael Wagner beteiligt ist, das Beispiel durch das folgende, de-genderte und de-familiarisierte, ausgetauscht: „Beispielsweise kann sich eine alleinlebende Person für eine nichteheliche Lebensgemeinschaft entscheiden. Es kann aber auch sein, dass eine Person, die in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft lebt und deren Partner die Beziehung aufkündigt und auszieht, durch diese Trennung die Lebensform wechselt.“ (Wagner/Valdés Cifuentes 2014: 75)

Zwar verwehrt sich auch Schneider (2001: 89) gegen eine voreilige Gleichsetzung und Erklärung von Pluralisierung mit mehr individueller Entscheidungsfreiheit. Allerdings schlägt er vor, das Kriterium der „subjektiven Bewertung der Lebensform“, zu dem er auch „die Umstände ihrer Entstehung“ gezählt sehen möchte, bei der Klassifikation von Lebensformen zu berücksichtigen – und bricht dies wiederum herunter auf die Frage, „ob es sich um einen bewusst gewählten Lebensstil“ (Schneider 2001: 88) handle oder nicht.

rufung eines rationalen und autonomen Subjekts, das die ihm zugesagte/aufgebürdete Freiheit niemals einlösen können wird: „Wählen und Gestalten von Lebensformen ist entlang gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse und der damit verbundenen Normen strukturiert und viele Lebensaspekte sind aufgrund komplexer psychosozialer Prozesse nicht voluntaristisch verfügbar.“ (Hartmann 2009: 67, vgl. Hartmann 2004: 71f.) Mit ihrem Konzept der *vielfältigen Lebensweisen* beabsichtigt Hartmann, „in der aktuellen Debatte zur Pluralisierung der Lebensformen die strukturelle Dimension der *Lebensformen* – wer wann wie mit wem zusammen lebt – mit der Frage der Subjektpositionierung der Menschen im Sinne geschlechtlicher und sexueller Existenzweisen“ (Hartmann 2009: 69, kursiv i.O.) zusammenzubringen.<sup>39</sup> Das Konzept dient erstens als kritische Forschungsperspektive, mit der etwa untersucht und gezeigt werden kann, wie im Spannungsfeld und im Zuge von *Dynamisierungen der Triade Geschlecht – Sexualität – Lebensform* (Hartmann 2002, 2004) manchen Subjekten in einem Bereich größere Spielräume zugestanden werden mögen, während zugleich Differenzkategorien und Machtverhältnisse bestätigt und/oder neu hergestellt werden (was sich zu Beispiel im Hinblick auf die Reifikation von Geschlechterrollen und auf geschlechtsspezifische Arbeitsteilung innerhalb konsensuell-nichtmonogamer Netzwerke beobachten lässt; siehe Raab 2019, 2020). Es lenkt also den Blick auf (Un)Gleichzeitigkeiten in den Prozessen der „Pluralisierung und Normierung von Lebensformen und Selbstverständnissen“ (Hartmann 2009: 69), wobei Hartmann neben Normierungen auch Normalisierungs- und Subjektivierungsprozesse adressiert. Zweitens soll das Konzept der vielfältigen Lebensweisen einen konstruktiven Rahmen für eine Diversitäten bejahende und Identitätszwänge dekonstruierende Pädagogik bieten, die „(junge) Menschen in der Gestaltung eines guten Lebens“ unterstützt, indem sie „ihren AdressatInnen eine Vielzahl an Möglichkeiten zur Verfügung stell[t], sich geschlechtlich und sexuell zu begreifen und zu erleben“ (Hartmann 2004: 66). Auch bei Hartmann geht es also nicht ‚nur‘ um kritische Sozialforschung; identitären Subjektnormen das Wasser abzugraben und Differenzen Raum zu geben präsentiert sich zugleich als emanzipatorisches pädagogisches Projekt.

### **2.3.3 Authentizität und Selbstverwirklichung**

Wie im vorherigen Abschnitt dargestellt, beruft sich das Konzept der Authentizität maßgeblich auf die Leitidee, dass es möglich sein muss und dass es wünschenswert ist, dass sich Individuen von einander unterscheiden und dass sie diese ihre Einmaligkeit unver-

---

<sup>39</sup> Mit dem Begriff der Existenzweise bezieht sich Hartmann auf Andrea Maihofer (1995).

stellt und ungekünstelt zur Geltung bringen. Es ist daher, wie Honneth (2002) darlegt, dem Konzept der Authentizität im Diskurs um Individualisierung und Individualität ein zweiter Schlüsselbegriff zur Seite gestellt, nämlich jener der *Selbstverwirklichung*. Ebenjenes Doppel, Authentizität und Selbstverwirklichung, bildet laut Andreas Reckwitz (2019) *das* diskursive Fundament und *die* Antriebskraft des spätmodernen und derzeit in Westeuropa hegemonialen „*singularistische[n] Lebensstil[s]*“ (Reckwitz 2019: 274, kursiv i.O.).<sup>40</sup> Dessen Protagonist\*innen verortet Reckwitz (2019: 275) im „Milieu der Akademiker, der Hochschulabsolventen und Hochqualifizierten“, die als „neue Mittelklasse“ (Reckwitz 2019: 275) zwar nicht zwangsläufig in ökonomischer Hinsicht, aber mit ihrer spezifischen Währung – Bildung und kulturellem Kapital – diskursiv und kulturell tonangebend seien: „Authentizität, Selbstverwirklichung, kulturelle Offenheit und Diversität, Lebensqualität und Kreativität sind die Parameter dieses Lebensstils, der auch über die Grenzen ihrer primären Trägergruppe hinaus Strahlkraft erlangt und zu einer Hegemonie geworden ist.“ (Reckwitz 2019: 275) Leider wird allerdings bei Reckwitz (2019) nicht immer deutlich, ob sich die Analyse gerade auf der Ebene der diesem Lebensstil diskursiv zugeschriebenen Attribute und programmatischer Subjektpositionen bewegt und/oder ob er Aussagen über empirische Lebens- und Subjektivierungsweisen zu treffen beansprucht.

Eine zentrale These Reckwitz' lautet, dass „mit dem singularistischen Lebensstil und seinem Movens der authentischen Selbstverwirklichung eine Umwertung der Werte stattfindet, und zwar vom Lebensstandard zur *Lebensqualität* und zum *guten Leben*“ (Reckwitz 2019: 294, kursiv i.O.). Dabei avanciere Authentizität zum zentralen Maßstab für Wert- und Qualitätsurteile: „Kurz gesagt gilt nun: Wenn etwas gut ist, dann muss es authentisch sein, und wenn es authentisch ist, dann ist es gut.“ (Reckwitz 2019: 293) Der „aus der kulturellen Tradition der Romantik“ stammende Wert der Authentizität verweise „auf das Kriterium der ‚Echtheit‘, während das Unauthentische das Unechte, Gekünstelte und Vorgebliche, auch das Kommerzielle und Standardisierte bezeichnet“ (Reckwitz 2019: 293). Anders als beim älteren Leitwert des Lebensstandards (Wirtschaftswunder, Fordismus, es zu etwas bringen...) gelten materielle Sicherheiten, Sta-

---

40 Reckwitz' Begriff von Singularität ist nicht identisch mit jenem von Deleuze und die als Singularitäten angerufenen und sich als solche konstituierenden individualisierten Subjekte, die Reckwitz in *Die Gesellschaft der Singularitäten* beschreibt, sind nicht als Einlösung jener präindividuellen, noch nicht gouvernementalisierten Singularität zu verstehen, der Deleuze emanzipatorisches Potenzial zuschreibt: „Der Begriff der Singularität ist bei Deleuze als eine Radikalisierung von Individualität zu verstehen, denn das individuelle des Individuums ist längst nicht singular genug, es ist vielmehr immer schon das, was sich über die Rekognition und den Gemeinsinn konstituiert und in dieser Weise repräsentiert.“ (Andermann 2019: 35)

tussymbole und Konsumgüter in der singularistischen Konzeption des guten Lebens nur noch dann als positive Bezugsgrößen und als wertvoll, wenn sie als Beleg für die Außergewöhnlichkeit, Originalität und/oder *realness* des infrage stehenden Subjekts herhalten können. Dass gut nicht mehr zwangsläufig auch kostspielig oder wenigstens finanziell abgesichert heißen muss, bedeutet jedoch nicht, dass soziale Ungleichheit dadurch nivelliert wird. „Die Polarisierung auf der Ebene von Bildung und kulturellem Kapital ist das zentrale Merkmal, welches die Sozialstruktur der spätmodernen Gesellschaft prägt.“ (Reckwitz 2019: 280) Damit ist nicht einfach nur gesagt, dass die Klasse der Hochqualifizierten besseren Zugang zu kulturellem und symbolischem Kapital hat oder besser davon Gebrauch zu machen weiß. Vielmehr werden soziale Differenzen entlang ihrer – diskursiv behaupteten (z.B. medial inszenierten) und performativ realisierten – Nähe oder Ferne zum singularistischen Lebensstil konstruiert: Der Inszenierung selbstbewusster, welt- und wortgewandter, *open minded* Bildungsgewinner\*innen stehen „die geringen Kulturalisierungschancen des Lebens der unteren, prekären Klasse gegenüber, das überwiegend an der Aufrechterhaltung von Normalität und der Befriedigung von Grundbedürfnissen orientiert ist“ (Reckwitz 2019: 283).<sup>41</sup>

Wie bereits erwähnt, ist laut Reckwitz (2019: 289) „[d]er Lebensstil des spätmodernen Subjekts in der neuen Mittelklasse [...] vom Ideal der Selbstverwirklichung in möglichst allen seinen alltäglichen Praktiken geprägt.“ Allerdings, so stellt Reckwitz fest, habe sich das Ideal der Selbstverwirklichung in der spätmodern-kapitalistischen Reformulierung von einem ‚reinen‘, romantischen Individualismus der Nonkonformität oder Lebenskünstlerei entfernt, um sich am mittlerweile kaum noch „widersprüchlichen Muster der *erfolgreichen Selbstverwirklichung*“ (Reckwitz 2019: 289, kursiv i.O.) auszurichten:

„Während das klassische Subjekt des Bürgertums, das auf sozialen Status und Erfolg aus war, häufig seine eigentlichen Wünsche zugunsten von Pflichten und Konventionen hintustellen musste, und während das romantische Subjekt sich zwar experimentell ausprobierte, jedoch um den Preis eines Lebens am Rande der Gesellschaft, will das spätmoderne Subjekt beides: sich selbst entfalten und sozial anerkannt und erfolgreich sein.“ (Reck-

---

41 Das Ausstellen von Artifizialität, Affektiertheit und der Verwechslung materieller Dekadenz mit Lebensqualität wird auch in medialen Karikaturen von Hyper-Reichtum und/oder von ungebildeten Emporkömmlingen eingesetzt – jahrelang zu besichtigen in Trash-Formaten wie den *Geissens* (RTL 2). Selbst wer formal zur Oberschicht zählt, kann durch Stillosigkeit und mangelnde Authentizität eine peinliche Distanz zu einem *tatsächlich* guten Leben zur offenbaren. Wobei diskursive Klassifikationen wie ‚Trash-TV‘ oder ‚Unterschichtenfernsehen‘ selbst bereits zur Konstruktion sozialer Ungleichheit beitragen (vgl. Klaus/Röser 2008).

Aus gouvernementalitätsanalytischer Perspektive freilich wäre nicht nur die Ebene der Subjektivierung und Subjektivität (die ‚anmaßende‘ Aspiration der Subjekte auf Freiheit *und* Einträglichkeit ihres Handelns) in den Blick zu nehmen, sondern auch die diskursiven Konstruktionen und Anrufungen erfolgreicher Subjekte im neoliberalen Kapitalismus, die die entsprechende Subjektposition bereitstellen. Festzuhalten bleibt, dass die Maßgabe verwertbarer Selbstverwirklichung *kein* diskursiver Widerspruch zur authentischen Selbstverwirklichung zu sein scheint. Wie im vorherigen Abschnitt angesprochen, wurden und werden diskursiv konstruierte Subjektpositionen und -normen unter Berufung auf die Authentizität dieser Positionen und der dazu passenden Positionierungen naturalisiert und zu essentialisiert: Ich bin *wirklich* so! Analog scheint es (bis zu einem gewissen Grad) möglich bzw. psychologisch nötig, die soziale und ökonomische Verpflichtung, erfolgreich zu sein oder sich, wie prekariert auch immer, irgendwie durchzuschlagen, mit dem Verweis auf die Authentizität, auf das innere Bedürfnis nach Anerkennung, Erfolg und/oder Bohème zu legitimieren und zu naturalisieren. Allerdings kann die Inanspruchnahme von Authentizität/Identität nicht als einmaliger Sprechakt funktionieren, vielmehr ist Authentischsein eine „Anforderung, mit der in einer bestimmten Art des ‚Tuns‘ (jeglichen Tuns) die Wahrheit des Subjekts eingefordert wird“ (Schneider 2009: 285). Ich muss mich also permanent so verhalten, dass glaubhaft wird, dass ich *wirklich* so bin, dass ich das *wirklich* so will und dass ich dieses und jenes nicht aus sozialem oder ökonomischem Druck mache, sondern *für mich*. Und *dass* ich *wirklich* so bin und mir das, was ich tue, *wirklich* so wünsche, ist wiederum die Voraussetzung und Grundlage dafür, dass meine Selbstverwirklichung tatsächlich *Selbstverwirklichung* ist – und nicht Anpassung an standardisierte, unnatürliche und eigentlich gar nicht zu mir passende Subjektschablonen, Tickets und Suchmaschinenalgorithmen. Denn sonst wäre ich ja nicht: authentisch.<sup>42</sup>

---

42 Herma weist auf die vom Authentizitäts-Ideal produzierte Problematik hin, dass es ab nun auch möglich ist, sich nicht authentisch bzw. entfremdet zu fühlen: „Die moderne Individualitätssemantik hat die Suche nach personaler Authentizität und Identität in das Zentrum moderner Selbstentwürfe überhaupt gestellt. Die Einzelnen messen ihre Lebensrealität an kulturellen Idealen ihrer Zeit, die für sie eine gewisse Strahlkraft entwickeln. Sie machen jedoch häufig die Erfahrung, dass diese Ideale nicht erreichbar sind. Dann stellt sich Ihnen die Frage: Liegt es an mir oder liegt es am Ideal? Gesucht wird also nach Kriterien für *Authentizität*. Diese werden entweder im Außen verortet, in den – möglicherweise nicht erreichbaren – Idealen, dann empfindet sich der Einzelne selbst als *nicht authentisch*. Oder sie werden verortet in der eigenen, der faktischen Lebenspraxis, dann gelten die Ideale der Außenwelt, vielleicht eine ganze Zeit und ihre Offerten des richtigen und guten Lebens als *unauthentisch* oder gar *entfremdet*.“ (Herma 2009: 19) Der singularistische Lebensstil-Diskurs löst dieses Problem so, dass er sich qua definitionem als *der* Ausdruck von Authentizität präsentiert. Das heißt, die Subjekte, die gemäß dieses Stils leben, können auch für sich selbst in Anspruch nehmen, authentisch

Für Honneth (2002: 154) jedenfalls war das ehemals verheißungsvoll-befreiende romantische Versprechen der authentischen Selbstverwirklichung unter spätkapitalistischen Bedingungen bereits vor 20 Jahren dermaßen korrumpiert und in eine Pflichtübung verkehrt, dass „die Subjekte heute eher [darunter] zu leiden als zu prosperieren“ scheinen. Er befürchtet,

„dass die Individuen durch die diffus verbreitete Forderung, sie selbst sein zu müssen, psychisch gewissermaßen überfordert sind; der permanente Zwang, aus dem eigenen Innenleben den Stoff einer authentischen Selbstverwirklichung zu beziehen, verlangt den Subjekten eine Form der dauerhaften Introspektion ab, die an irgendeinem Punkt gleichsam in die Leere führen muss“ (Honneth 2002: 156).

Das Argument, es sei für die Subjekte eine soziale und gesundheitliche Zumutung, immerzu eine innere Wahrheit als (zur Neige gehendes) Selbstforschungs- und Selbstverwirklichungsmaterial heranziehen zu müssen, greift allerdings womöglich zu kurz bzw. stammt vielleicht aus einer Zeit des Dispositiv-Übergangs, die schon nicht mehr unsere ist.

Erstens, so argumentiert Schneider, rekurre Subjektivierung im Paradigma der Authentizität heute nicht mehr zwingend auf die Vorstellung eines dauerhaft beständigen Wesenskerns. Schließlich fungiere der leere Signifikant der Authentizität „als Identitätsmarker des Individualität aufweisenden Individuums [...] – egal ob man meint, dabei sein Selbst permanent zu wechseln, oder der Vorstellung folgt, einen stabilen Selbstkern zu besitzen bzw. ihn zu seiner Verwirklichung zu bringen.“ (Schneider 2009: 285) Entwerfe ich mich statt nach dem alten Kohärenz- und Kontinuitätsmodell nach einem Wechselmodell der Identitäten, dann wäre die Frage, wer ich bin, hinreichend beantwortet durch den Verweis auf z.B. die politische Haltung, Lebensweise, Jobs, Kinks und/oder subkulturellen Affinitäten, die mich *in diesem Moment* ausmachen – sofern ich plausibel machen kann, dass sie mir *in diesem Moment* voll und ganz entsprechen und überdies keine Stangenware sind.

Zweitens scheint die Anrufung der Subjekte zur Selbstverwirklichung nicht nur als Zwang zu funktionieren, sondern auch als produktiver Anreiz. Bereits Althusser unterstreicht, „daß Sie und ich [...] ununterbrochen ideologische Wiedererkennungsroutinen praktizieren, die uns garantieren, daß wir in der Tat konkrete, *individuelle, unverwechselbare und (natürlich!) unersetzliche* Subjekte sind“ (Althusser 1977: 142, kursiv

---

zu sein (im Gegensatz zu den Konsument\*innen von Discouternahrung, Pauschalurlaub und Bildzeitung).



G.M.). Der Gewinn, den wir daraus ziehen, die bestätigenden Rituale durchzuführen, ist nichts weniger als unsere fortgesetzte/erneuerte Selbstkonstitution in der gesellschaftlich-diskursiv hegemonialen und erwünschten Form (individuell, unverwechselbar, natürlich unersetzlich). Gehen wir davon aus, dass es keine Darsteller\*in vor der Darstellung gibt, so werden die Subjekte permanent herstellen,

„was im Bewusstsein der Subjekte keine Herstellung sein darf. [...] Man ‚ist‘ nicht authentisch, weil man das tut, was dem eigenen Selbst entspricht. Sondern man erfüllt die Norm der Authentizität, wenn man das, was man tut, so darstellt, als wäre es voll und ganz Ausdruck des eigenen Selbst (und das auch noch glaubt).“ (Schneider 2009: 285)

Die vielen ‚Als ob‘ in dieser Konstruktion – selbst davon auszugehen und anderen weiszumachen, man hätte/sei bereits ein Selbst und man könne dieses originalgetreu und unverfälscht ausdrücken, statt zu sehen und zu zeigen, dass und wie dieses Selbst ständig diskursiv und performativ hervorgebracht, verfehlt und verschoben wird – sind, so denke ich, nicht im Sinne eines falschen Bewusstseins, des Mangels und der (Selbst)Täuschung zu verstehen, sondern im Sinne des *Doing Authentizität/Selbst* und, eben, der Performativität (vgl. Abschnitt 2.1.4).

Drittens muss und kann das Subjekt des singulären Lebensstils den Stoff, aus dem die Selbstverwirklichung ist, nicht nur „aus dem eigenen Innenleben“ (Honneth), nicht nur aus sich selbst heraus beziehen. Vielmehr können und müssen die Subjekte die Materialien und Kräfte, die sie zur „Authentifizierung des Lebens“ (Reckwitz 2019: 293) und zur „Steigerung der Qualität ihrer Lebensführung“ (Renn 2016: 21) benötigen, auch außerhalb des Selbst suchen:

„Zu sagen, es strebe unmittelbar nach Einzigartigkeit, wolle originell sein, wäre [...] zu einfach. Vielmehr will das Selbstverwirklichungssubjekt sein Leben mit Praktiken bevölkern, in denen Objekte, Orte, Ereignisse, Kollektive oder andere Subjekte als einzigartige erfahren, in ihrer Singularität erfahren und genossen werden können.“ (Reckwitz 2019: 293)

Die begehrte Distinktion benötigt ein Sammelsurium unterstützender Elemente und Co-Darsteller\*innen, die mit dem ‚eigenen‘ Leben verknüpft, aber ihm nicht einverleibt werden dürfen, weil sie sonst den Glanz des Singulären verlören:

„Das kuratierte Leben ist somit gewissermaßen aus Modulen zusammengesetzt und folgt einer Logik der Pluralisierung von Singularitäten auf der Ebene der Lebensführung: Die

zusammengefügt Praktiken, Dinge, anderen Menschen bilden für das Subjekt eine heterogene Kollaboration eigener Art, in der die einzelnen Elemente aber ihre Eigenständigkeit und Eigensinnigkeit bewahren.“ (Reckwitz 2019: 296)

In diesen Assemblagen bilden Authentizität und Arrangiertheit keinen Widerspruch. Vielmehr entsteht das Genuine meines Lifestyles erst durch die besondere Kombination und Orchestrierung der richtigen Features: Nasenring Ü40, *OkCupid*-Profil, Wohnprojekt, Unijob (prekär), DIY Elektropop, Veggie-Schnitzel, Polybeziehungen, *hand poked tattoo* (demnächst), Demo- und Konzertbesuch mit den coolen Kids, etc. Die Überforderung der Subjekte könnte demnach nicht mehr (oder jedenfalls nicht ausschließlich) in der Ausbeutung ihrer ‚ureigenen‘ Subjektivität liegen, sondern in der Aufgabe, in Verbindung mit ausgewählten – aber längst nicht für alle gleichermaßen zugänglichen und verfügbaren – kulturellen Praktiken und Produkten den *Effekt* ihrer Souveränität und „den *Effekt* ihrer Originalität produzieren“ (Butler 1996: 27, kursiv i.O.) zu müssen. Eine weitere Dezentrierung des Subjekts als souveräne Urheberin und Dirigentin ihrer Lifestyle-Collage ergibt durch einen *agencement*-theoretischen und -analytischen Zugang (siehe Unterkapitel 2.2 und Methodenkapitel 3). Hier wird der Blick auf die Ereignisse, Schnittstellen und Berührungsflächen gerichtet, an denen sich ‚Teile‘ des Subjekts affektiv mit andern ‚Teilen‘ des Gefüges verbinden sowie auf die spezifische Weise, in denen sie – auch jenseits der Intentionen des Subjekts – miteinander funktionieren und einander transformieren.

Allerdings, so argumentiert Schneider, werde die Mär vom sich selbst durchschauenden und selbstbestimmte Lebensentscheidungen treffenden Subjekt durch die „Vorgabe zur Authentizität“ (Schneider 2009: 283) gerade nicht geschwächt, sondern gerettet. Die globalisierte Welt, das Fortbildungs- und Netflixangebot sowie die Kriterien für eine gute Beziehungsführung mögen zu komplex sein, um da wirklich durchzublicken. Doch meine gefühlte Entscheidungs- und Handlungshoheit bleiben intakt, solange die Richtschnur der Authentizität „gleichsam für jegliches Tun Orientierung gebend wirken kann. Tue was immer Du für richtig hältst, aber tue es authentisch...“ (Schneider 2009: 285)

„Anerkannt wird dabei weniger die de facto Unmöglichkeit und Unwirklichkeit des souveränen Subjekts, sondern vielmehr der Anspruch an das Quasi-Subjekt als Selbstunternehmer auf ‚authentische Individualität‘ – was immer es als fiktiver Entscheider unter den Bedingungen von Handlungsunsicherheit und Deutungsungewissheit wie entscheidet. ‚Gleich-gültig‘ ist dabei also, worin sich diese ‚Individualität‘ ausdrücken mag und durch welches konkrete Tun sie dargestellt wird.“ (Schneider 2009: 285)

*Vollkommen* gleichgültig, wie sich die authentischen Subjekte betragen, ist es freilich auch auch unter der Ägide des flexiblen Normalismus (Link 1999) und der Sicherheitsdispositive nicht. Auch hier gibt es Toleranzschwellen des gerade noch Zulässigen, ökonomische Zwänge und beherztes „Eingreifen dieser oder jener Abteilung des (repressiven) Staatsapparates“ (Althusser 1977: 148). Zweitens sind der Beliebigkeit insofern Grenzen gesetzt, als dass diskursiv und materiell ungleich positionierte Subjekte unterschiedlichen Zugang zu den Tutorials, Insignien und Räumen authentischer Individualität haben. Drittens wird eine formal gleiche Handlung oder Ausstattung je nach Situiertheit des betreffenden Subjekts von seinen Interaktionspartner\*innen bzw. Interpret\*innen unterschiedlich gedeutet und sanktioniert werden (hier *trash*, dort *shabby chic*). Eben solche diskursiv-materiellen, machtgesättigten Gefälle der Verwirklichungschancen werden aber im Rahmen der Gouvernamentalität individueller *Selbstverwirklichung* tendenziell ausgeblendet. Stattdessen wird das Gelingen oder Scheitern des ‚guten Lebens‘ in die Verantwortung der einzelnen delegiert:

„Selbstverwirklichung‘ bedeutet auch, erstens dass die Person ihr jeweils eigenes Ziel (auf selbst schon individualisierende Weise) finden, d.h. definieren und dann auch das Ziel und die mögliche Verfehlung desselben ‚selbst‘ verantworten muss, zweitens dass Personen damit ein hoher Anspruch an die Steigerung der Qualität ihrer Lebensführung und die letztinstanzliche Verantwortung sozial aufgenötigt wird.“ (Renn 2016: 21)

In der Anrufung freier Subjekte der Selbstverwirklichung verbinden sich erneut die zwei vermeintlich separaten Subjektpositionen des Individuums – Reflexivität des rational-intentionalen Subjekts einerseits und authentisch-eigensinnige Lebensgestaltung des singulären Individuums andererseits – nun in der (Selbst-)Regierungsrationalität und -technik der Responsibilisierung. Wo jedem Subjekt die Eigenverantwortung für seine Biographie und ihre Lebensweise zugeschrieben wird, fusionieren offenbar – zumindest auf der Ebene der Anrufung – die romantische Individualisierungslinie, welche die von Foucault angeführten Kämpfe *stärken* wollten (Positionierung als einzigartiges, sich von anderen unterscheidendes, das Leben nach ‚eigenen‘ Kriterien statt sozialen Normen und Passvorgaben lebende Individuum) mit einer jener Linien, *gegen* die sich Kämpfe richteten, nämlich die Linie der Vereinzelung und Entsolidarisierung, die „das Individuum zu isolieren und von anderen abzuschneiden vermag“ (Foucault 2005b: 244f.). Bedeutet das, dass Anderssein, Anderswerden (bzw. Theorien des Anderswerdens) nunmehr nichts anderes sind als Opportunismus?

### 2.3.4 Identitätskritik und/oder Differenzkritik?

Die soziologische Diagnose steht: „Die Identität der Person wandelt sich bis auf die Ebene der alltäglichen Aspirationen hinein von der vermeintlich vorsozial gegebenen Substanz (der man ‚gerecht‘ werden kann oder nicht) zu einem Projekt, das man ‚selbst‘ entwerfen und realisieren muss“ (Renn 2016: 20). Statt wie vormals in Machtwissens-technologien zu gründen, die eine „Kontinuität der Person in ihrer Selbst- und Fremdwahrnehmung“ (Keller/Bosančić 2017: 35) erfordern und produzieren, scheint das Subjekt der Gegenwart eingespannt in „Flexibilitätstechnologien, die das einzelne Subjekt zu permanenter *Modulation* anrufen“ (Opitz 2004: 188, kursiv. i.O.; vgl. Deleuze 1993). Der heute geforderte Subjekttypus sei angehalten, so heißt es, sich gemäß des spätkapitalistisch-neoliberalen „Projektcharakters der Identität“ (Renn 2016: 21) verschiedene Selbst-Versionen zuzulegen, um diese möglichst gewinnbringend zu vermarkten. Schließlich gälten „multiple Identitäten und Subjektivierungen“ mittlerweile als unternehmerisch nutzbare „Humanressourcen“ (Weber 2004: 113). Sich von anderen abzuheben, das scheint dabei kaum mehr anti-normative Errungenschaft, sondern Markenzeichen und Pflichtprogramm erfolgreicher Selbstverwirklichungssubjekte zu sein. Dabei sind auch das (zugeschriebene und/oder selbst anvisierte) Anderssein von Subjekten und Gruppen dem Bewertungskriterium ihrer Brauchbarkeit im und für den Kapitalismus unterworfen:

„Differenz als kulturelles Kapital‘ – so lautet das Motto, unter dem in neoliberalen, sich pluralistisch gebenden Gesellschaften Diversitätspolitik (*diversity politics*) entworfen werden, die behaupten, alle möglichen sozialen Differenzen integrieren zu können – solange sie den Vorgaben wirtschaftlicher Nützlichkeit und Verwertbarkeit gerecht werden.“ (Engel 2011: 1)

Foucaults Ausspruch „Es ist sehr langweilig, immer derselbe zu sein“ mag vor diesem Hintergrund kaum mehr als Richtungsbestimmung des Widerstands erscheinen. Sondern, da längst hegemoniale Anrufung, als Subjektivierungsempfehlung nahezu zynisch anmuten – der Satz könnte exakt so in jedem Selbstmanagement-Handbuch stehen. Doch hat Foucault sich damit erledigt? Und sagen poststrukturalistische Theorie und Management-Manual mit den gleichen Worten dasselbe?

Auf der einen Seite besitzen Foucaults Begrifflichkeiten, insbesondere die um das Konzept der Gouvernamentalität gruppierten, offenbar nach wie vor große Strahlkraft und hohen Gebrauchswert, wenn es darum geht, neoliberale Menschenführung und Subjektivierung

vierung in der Gegenwartsgesellschaft zu analysieren oder schlagwortartig auf den Punkt zu bringen: „Selbstbestimmung, Wahlfreiheit und Verantwortung [werden] zum Medium der Selbst- wie Fremdenkung. Die Selbsttechnologien der Individuen ver-schränken sich mit Herrschaftstechniken und werden in diese integriert“ (Weber 2004: 112f.). Auf der anderen Seite aber werden archäologisch-genealogisch gewonnene und historisch bestimmte Begriffe wie „Ethik“, „Praxis der Freiheit“, „Ästhetik der Exis-tenz“, „Selbsttechniken“ und „Selbstsorge“ gelegentlich kontextlos und verkürzend auf heutige kapitalistische Verhältnisse und Subjektivierungen appliziert. Es wird dann in jeglicher Form des Einwirkens auf Sich sogleich eine „Selbsttechnologie“ erblickt – die unter neoliberalen Vorzeichen garantiert im Dienste der „Selbstoptimierung“ (Duttwei-ler 2016) des *unternehmerischen Selbsts* (Bröckling 2007) stehe, einer „neoliberale[n] Individualisierungslogik, die den Einzelnen abverlangt, normalisierende Praktiken an sich selbst zu vollziehen“ (Engel 2001: 351). Selbstsorge? Damit können doch nur die Yogastunde, das Zeitmanagement-Coaching und das Biomüsli gemeint sein, mit denen ich mich – gouvernemental aktiviert, eigenverantwortlich und selbständig – fit halte für die nächste Runde prekärer Selbstausbeutung. Und eine „umfassende Ästhetisierung und Ethisierung des Alltagslebens“ (Reckwitz 2019: 283)? Dieses Hipster- und Gutmen-schentum, diese gnadenlose Kulturalisierung und Banalisierung des Politischen und So-zialen, diese Verflachung kritischen Bewusstseins, dieses dekorative Pseudo-Engage-ment, das doch nur der Betonung eigener Distinguiertheit und dem guten Gewissen dient – ist es nicht am Ende das, was Foucault uns als Ethik, als Ästhetik oder als Küns-te der Existenz schmackhaft machen wollte, oder woher sonst die auffällige Wortgleich-heit? Es ist dann schnell bei der Hand, nicht einfach eine *Überholtheit* von Foucaults Analysen und Schlussfolgerungen festzustellen, sondern ihn (oder gleich den ganzen Poststrukturalismus) als *Stichwortgeber und Wegbereiter* des heutigen Übels zu betrach-ten, sein „Denken auf eine naive Komplizenschaft mit dem Neoliberalismus [zu] redu-zieren“ (Lorey et al. 2016: 12) und folglich allen, die sich positiv auf dieses Denken zu beziehen, Gleiches zu bescheinigen. Anders Isabel Lorey, Gundula Ludwig und Ruth Sonderegger, die sich dagegen aussprechen

„die Foucaultsche Selbstsorge im Sinne von individueller (ästhetischer) Selbstverwirkli-chung und individuellen Freiheitsversprechungen in der Zukunft [zu] verstehen. Solche Versprechungen sind in erster Linie neoliberale Regierungstechnologien, die mit Foucault kritisiert und auf ihre Veränderbarkeit hin geprüft werden müssen.“ (Lorey et al. 2016: 12)

Wie in Abschnitt 2.1.2 erläutert, sind Ethik und Existenzkünste bei Foucault, wie er ihre Bestimmung in der Antike auslegt, gerade keine apolitischen und individualistischen Konzepte: Es ist wichtig, zu sich selbst ein gutes Verhältnis einzunehmen und das eigene Leben gut zu gestalten, um ein gutes Verhältnis zu anderen einnehmen zu können und das Zusammenleben mit anderen gut zu gestalten. Selbstpraktiken dienen dazu, sich in Richtung der angestrebten Beziehungsgestaltungskapazitäten zu transformieren – mit Techniken und nach Kriterien, die dem Subjekt in seiner jeweiligen (sub-)kulturellen, diskursiven, sozialen, materiellen Situiertheit zur Verfügung stehen. Der Schwerpunkt liegt dabei eher auf dem Tun als auf dem Durchdenken (hierin eine entscheidende Differenz zu modernen Subjektposition des rationalen Subjekts). Technologien des Selbst und Selbstpraktiken stehen dabei nie außerhalb der Machtbeziehungen und Aussagesysteme ihrer Zeit. Wenn Foucault (1993a: 31) sagt: „So wie es unterschiedliche Formen der Sorge gibt, so gibt es auch unterschiedliche Formen des Selbst.“, bedeutet das nicht: Ein Subjekt wendet diese oder jene Entspannungsübung an, kocht sich mal ein gutes Essen, macht diesen oder jenen Sport, und kann so sein beliebig wechselnd bzw. je nach (Arbeits-)Marktanforderung jemand anderen aus sich machen. Sondern es meint, dass die historisch unterschiedlichen *Formen* (Schemata, Muster, Methoden), in denen sich Subjekte mit sich befassen (können) und bestimmte Bereiche und Teile ihrer selbst und ihrer Lebensweise zum Gegenstand bestimmter Arten des Einwirkens machen, mit der Produktion unterschiedlicher *Formen* von Subjektivität, Körperlichkeit und, weitergedacht, Soziabilität korrespondieren, ohne ineinander aufzugehen (siehe 2.1.2 und 2.1.3). Dass Subjekte sich bearbeiten, sich regieren, dass sie (gemeinsam mit anderen) ein gutes und schönes Leben leben möchten, ist – selbst wenn wir nur das Hier und Jetzt ins Auge fassen – schwerlich per se für neoliberal oder widerständig zu erklären. Vielmehr müsste die infrage stehende Haltung und Praxis jeweils empirisch untersucht und/oder konkret beschrieben. „[D]em Leben *Qualität* zu verleihen“ (Reckwitz 2019: 294, kursiv i.O.) etwa kann je nach Situiertheit und Selbstpositionierung der Subjekte als im Alleingang zu meisternde Aufgabe und egoistische Bemühung, ‚es sich schön zu machen‘, begriffen werden. Es kann aber auch als kollektive Wunschproduktion, solidarisch-hedonistische Kampfansage und linksradikale Praxis des „Her mit dem schönen Leben – für alle!“ gegen Vereinzelung, soziale Ungleichheit und protestantische Arbeitsethik vorgehen.

Kommen wir zu einem weiteren Vorbehalt. Wie ebenfalls unter 2.1 besprochen, beziehen die von Foucault entworfenen Selbstpraktiken der Antike – in Abgrenzung zur

Selbsterkenntnis des pastoral unterworfenen Individuums – den Körper als Medium der Transformation mit ein. Genau dies mag im heutigen Kontext besonders problematisch erscheinen, denn „[z]entraler Knotenpunkt, an dem sich die Logik des Unternehmerischen mit der Logik der Selbstverwirklichung verbindet, ist der Körper“ (Duttweiler 2016). Entsprechend ergehe unter spätmodern-neoliberalen Vorzeichen an Subjekte verstärkt die Anrufung, „Körper und Sexualität aktiv zu modellieren. Sie erscheinen zunehmend als Produkt der eigenen Anstrengung.“ (Weber 2004: 112) Dass Subjekte als souveräne *angerufen* werden, dass sich in gegenwärtigen Diskursen um „technologische[] Optimierungen des Körpers [...] immer wieder eine Argumentationsfigur ausmachen [lässt], die den Körper als eine passive Einschreibefläche“ (Stammberger 2017: 111) konzipiert, und/oder dass die Entitäten, die sich in diesen Techniken versammeln, aus einer anthropozentrischen Perspektive als passive, dem sie beherrschenden Subjekt dienende Werkzeuge, Instrumente, Requisiten gedacht werden, heißt jedoch nicht, dass Technologien des Selbst nur in diese Richtung deutbar wären. Zum einen lässt sich die Analytik der Technologien nicht trennen von der kritischen Analytik der Machtverhältnisse und Subjektpositionen, die sie konstituieren und verschieben. Zusätzlich aber hilft eine Lesart von Technologien als *agencement* des Begehrens (siehe Abschnitt 2.2.3), Selbstpraktiken nicht nur als Spiegel der Normen/Anrufungen zu sehen. Sie dezentriert zugleich das autonome, souveräne, intentionale Subjekt und lenkt den Blick auf die affektiven und transformativen Verbindungen zwischen allen Bestandteilen, den organischen und anorganischen, belebten und unbelebten Akteuren im Gefüge. Insofern bestätigt eine Untersuchung von Technologien des Selbst (so wie ich sie verstehe) nicht unbesehen den neoliberalen Diskurs, sondern könnte vielmehr zeigen, dass und inwiefern das Subjekt in Verbindung mit der Technologie zugleich viel mehr und viel weniger vermag, als Unternehmer\*in und Verwirklicher\*in ihrer Selbst zu sein.

Und schließlich, um auf die weiter oben aufgeworfene Frage zurückzukommen, ob Foucaults „Es ist sehr langweilig, immer derselbe zu sein.“ immer schon oder spätestens heute dasselbe meint wie „Erfinde dich neu, sei innovativ, kreativ und flexibel, setze deine Differenz marktgängig und gewinnbringend ein!“, so lautet die Antwort: Nein. Vielmehr verfolgte Foucault mit seinen Arbeiten das ungleich radikalere Projekt, dazu beizutragen, „das Subjekt von sich selbst loszureißen“, bis hin zum „Unternehmen [...] einer Ent-Subjektivierung“ (Foucault 1996a: 27). Und dies auch als Selbstpraktik:

„Die Idee einer Grenzerfahrung, die das Subjekt von sich selbst losreißt – [...] genau die-

se Idee hat mich dazu gebracht, meine Bücher – wie langweilig, wie gelehrt sie auch sein mögen – stets als unmittelbare Erfahrungen zu verstehen, die darauf zielen, mich von mir selbst loszureißen, mich daran zu hindern, derselbe zu sein.“ (Foucault 1996a: 27)

Dass sich Foucaults Einsatz für Differenz und Differenzierung niemals (oder nur unter größten Missverständnissen) vor den neoliberalen oder sonst irgendeinen Karren spannen lässt, wird noch klarer, wenn man seine Definition von Kritik hinzuzieht. Kritik versteht Foucault als „Bewegung, in welcher sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin“ (Foucault 1992: 15). Und zu fragen: Welches sind die „Ereignisse, die uns dazu geführt haben, uns als Subjekte dessen, was wir tun, denken und sagen zu konstituieren und anzuerkennen“? (Foucault 1990: 49) Mit anderen Worten: Welche Subjektform und -positionen *auch immer* für uns, für dich, für mich vorgesehen sind, wie selbstverständlich, unhintergebar und attraktiv sie auch erscheinen – wir können diese Positionen nicht voluntaristisch verändern und wir sollten nie darauf hoffen, unsere wahre Natur zu entdecken, sobald wir uns von ihnen befreien. Aber wir können in der „Kontingenz, die uns zu dem gemacht hat, was wir sind, die Möglichkeit auffinden, nicht länger das zu sein, zu tun oder zu denken, was wir sind, tun oder denken“ (Foucault 1990: 49). Sich zu entsubjektivieren mag unter den gegebenen Bedingungen ein hoher Anspruch sein, und es ist ganz sicher auch eine Frage von Privilegien, ob eine\*r sich das leisten kann. Zumindest aber als Haltung der Kritik ist das von Foucault umrissene Anderswerden *immer* aktuell, immer anti-normativ und anti-normalisierend, da immer das hinterfragend und herausfordernd, was wir sein sollen, dürfen und wollen (unabhängig davon, was das historisch gerade ist).

Die Frage, ob der Ansatz überhaupt noch zeitgemäß und/oder nicht sogar opportunistisch sei, trifft jedoch nicht nur Foucault, sondern auch Queer Theory, queeren Aktivismus und Queerfeminismus. Als „gezielt identitätskritische, anti-klassifikatorische und anti-normative Strategie“ (Engel 2002: 163; vgl. 224ff. und 2001: 346ff.) zielt Queer traditionell auf die Dekonstruktion binärer Identitäten und „die Anerkennung von Differenz und Heterogenität“ (Bauer 1999: 85). Aus queer-politischer Sicht sollte aus der diskursiven und gesellschaftlichen Zuordnung einer Person zu einer Identitätskategorie (insbesondere Mann oder Frau, hetero- oder homosexuell) nicht auf deren identische Selbstpositionierung und „aus der Zugehörigkeit zu einer Gruppe nicht auf eine kollektive Identität und erst recht nicht auf übereinstimmende Interessenlagen und Bedürfnisse geschlossen werden“ (Schenk 2008: 42). Angesichts der theoretischen Ausrichtung und



politischen Zielbestimmung „de/konstruktivistische[r] Positionen“ verweist Stammberger (2017: 103) – die Autor\*in hebt hier vor allem auf Butlers Performativitätstheorie ab – auf deren „zeitgeschichtlich bedingten kulturellen Kontext“:

„In den 1990er-Jahren haben sich nicht nur die Modi, sondern auch die gesellschaftlichen Orte der feministischen Theorien geändert. Geschlechterverhältnisse erschienen angesichts der Neuinterpretation von Lebensformen und der Pluralisierung sexueller Orientierungen als vielfältiger als noch in den 1970er-Jahren.“ (Stammberger 2017: 103)

Eine (wenig überzeugende) Folgerung könnte also lauten: Queer Theory und Queerfeminismus sind heute obsolet, denn ihre Ziele sind erreicht (kritisch zur These Individualisierung=Freiheitsgewinn=Pluralisierung siehe 2.3.2). Zusätzlich jedoch wird Queer, ähnlich wie wir es schon an Foucault gesehen haben, eine Mittäter\*innenschaft an der neoliberalen (Subjekt)Formierung zugeschrieben: Angesichts der augenfälligen „Verbindungen zwischen der Pluralisierung von (Geschlechts-)Identitäten, von Subjektivierungsformen und Sexualitätspraktiken mit neoliberalen Umstrukturierungen, die zunehmend Individualisierung erfordern“ (Weber 2004: 114f.), sei Queer womöglich weniger störend denn „funktional [...] im Prozess neoliberaler Modernisierung“ (Weber 2004: 113).

Anlässlich des Erscheinens von Butlers *Gender Trouble* (i.O. 1990, dt. Übersetzung 1991) monierte Barbara Duden (1993), den „Teilnehmerinnen an der dekonstruktiven Modenschau“ verkomme Geschlecht zum entkörpererten und entkörpernden „Diskurs“ und zur „Performanz“ (Duden 1993: 27), ergo zur „show“ (Duden 1993: 26, kursiv i.O.).<sup>43</sup> In eigentümlicher Verlängerung der Sorge um ‚echte‘ Frauen unken nun manche Vertreter\*innen des *materialistischen Feminismus*<sup>44</sup>, „Judith Butlers Abschaffung der Frau als politische[s] Subjekt“ (Linkerhand 2020: 59) habe dem feministischen Kampf gegen das Patriarchat einen Bärendienst erwiesen. Als Anführer\*in und Symptom des Queerfeminismus habe Butler dazu beigetragen, uns der kollektiven Identität Frau und der Identifizierbarkeit des Gegners (und damit in doppelter Hinsicht der Kampfgrundlage) zu berauben. Politische Kritik und theoretische Dekonstruktion hierarchischer und homogenisierender Dichotomien deutet Linkerhand um in Selbstverleugnung aus Resentiment, nämlich in die „queerfeministische Abneigung, sich als Frau zu identifizie-

---

43 Damit unterstellt sie einen Dualismus zwischen Materie und Zeichen, zwischen diskursiven und nichtdiskursiven Praktiken, den es so selbst bei Butler nicht gibt.

44 Nicht zu verwechseln mit *new materialism*. In jüngerer Zeit gibt es Bemühungen, Positionen des materialistischen Feminismus und des Queerfeminismus zusammenzudenken (Beier 2023).

ren“ (Linkerhand 2017: 70). Die Beseitigung des politischen Subjekts und der verbindlichen Geschlechtsidentität Frau (oder Mann), und überhaupt: die Beseitigung des richtigen Bewusstseins für die richtigen Widersprüche und Gegensätze, äußerten und rächten sich nun in Form einer „verabsolutierten Identitätspolitik [...] des Queerfeminismus“ (Linkerhand 2020: 58). Gewissermaßen als Ablenkungsmanöver und Beschäftigungstherapie angesichts der eigenen politischen Handlungsunfähigkeit und Irrelevanz ergingen sich die queerfeministisch Bewegten in einem so eitlen wie

„berauschten Taumel der Identitäten. Neben die alten Selbstbezeichnungen von Homosexuellen als Schwule und Lesben und die – zumindest begrifflich – ebenfalls etablierten Bisexuellen treten die Geschlechtsidentifizierungen trans\*, inter und agender, neuere Selbstbeschreibungen wie pan- und asexuell sowie Spielarten und Selbstinszenierungen wie questioning, poly, butch und femme, dominant und submissiv. Der Reigen geht nahtlos weiter mit Kategorien jenseits von Geschlecht und Sexualität: mit Schwarz, of color, Akademiker\*in und dennoch von Klassismus betroffen, ableisiert.“ (Linkerhand 2020: 56)

Intersektionalität? Strategische Identitäten? Ermächtigende Selbstpositionierung? Differenzproduktion statt Identifikation? Veruneindeutigung? Geschenk! Das queerfeministische Faible für Differenz zeigt und zeitigt doch eigentlich bloß den Drang nach *identity (s)hopping*. Das Ergebnis: „Identität wird fetischisiert, das heißt eine Form des politischen Ausdrucks, die nicht eigene und fremde Identitäten als Maß der Dinge setzt, ist gar nicht mehr denkbar.“ (Linkerhand 2020: 57f.) Statt sich mal aufs Wesentliche zu konzentrieren, muss man sich heute mit immer neuen Identitätsbefindlichkeiten, abwegigen Partikularinteressen wie genderinklusive[n] Schreibweisen und dem „ewig menschenlnde[n] Moralismus der Queerfeministinnen“ (Linkerhand 2020: 62) herumschlagen. Deren Fans blockieren radikalere Gesellschafts- und Kapitalismuskritik auch deshalb, weil sie es vornehmlich auf (Selbst)Normalisierung abgesehen haben: Sie sehnen sich danach, „ein ganz normales Blümchen im großen Strauß der Vielfalt zu sein“ (Linkerhand 2017: 70). Dabei gehen sie, man ahnt es schon, einem falschen, da neoliberalen Freiheitsversprechen auf den Leim:

„Die neoliberale Vorstellung von Freiheit fordert jede Einzelne auf, aus dem bunten Topf der Möglichkeiten ihr ganz individuelles Identity-Ticket zu ziehen und zu Markte zu tragen. Der Queerfeminismus übernimmt diese neue Ticketmentalität: Geschlecht, Sexualität, Begehren scheinen nur mehr identitätsförmig begreifbar zu sein, nicht als Produkt ge-

sellschaftlicher Verhältnisse, die fast unentrinnbar sind, aber sehr wohl kritisiert werden können.“ (Linkerhand 2020: 60)<sup>45</sup>

Es ist sicher kein Fehler, bestimmte Auslegungen der Intersektionalitätstheorie (Konstruktion einander überschneidender, aber in sich stabiler Identitätskategorien)<sup>46</sup>, bestimmte Selbstnormalisierungskampagnen à la Ehe für Alle (s.u.), bestimmte Kommerzialisierungen und Institutionalisierungen des Labels ‚queer‘ zu kritisieren. Mit Identitätskonstruktionen rund um „poly“ (Linkerhand 2020: 56) setze ich mich im Analyseteil ausführlich auseinander. In Linkerhands ‚Kritik‘ gehen aber mindestens zwei Dinge durcheinander. Erstens ihre Vorbehalte gegenüber Sensibilität für intersektionale Überlagerungen von *Subjektpositionen* – wie etwa, um beim Beispiel ihrer obigen Aufzählung zu bleiben, „Akademiker\*in und trotzdem von Klassismus betroffen, abelisiert“. Eine solche machtkritische Sensibilität für die Komplexität von Anrufungen und Subjektpositionen ist m.E. allerdings Voraussetzung für eine adäquate Adressierung und Bekämpfung sozialer (darunter auch ökonomischer) Ungleichheiten, die an diese Positionen geknüpft sind. Zweitens Linkerhands Aversion gegen eine „Unendlichkeit an Selbstbestimmungen“ (Linkerhand 2020: 56) oder *Selbstpositionierungen*. Mit Worterschöpfung oder Resignifizierungen wird unter anderem versucht, Begehrensformen und Sexualitäten jenseits der Hetero-, Mono- und Amato-Norm zu benennen, intelligibel zu machen, sprachlich positive Bezugspunkte zu schaffen, Solidarisierungen zu ermöglichen und sie gegen diskursive wie auch physische Angriffe zu verteidigen. Weder zeichnen sich diese Selbstbezeichnungen und -positionierungen sämtlich durch besonders

---

45 Der Begriff der „Ticketmentalität“ geht auf Max Horkheimer und Theodor W. Adorno (2003) zurück, auf die sich Linkerhand hier *en passant* beruft. Ticketmentalität als „Wut auf die Differenz“ (Horkheimer/Adorno 2003: 217) stellt nach Adorno und Horkheimer ein zentrales Element des Antisemitismus dar. In der verdinglichten Welt (insbesondere hatten Adorno und Horkheimer hier der kriegsindustrielle bzw. fordistische Serienproduktion vor Augen) werde das große Versprechen der Aufklärung, die Befähigung des Subjekts zum eigenständigen Denken, durch die scheinbar individuelle Wahl eines tatsächlich aber vorgeformten, standardisierten und letztlich austauschbaren (politischen, kulturellen, sexuellen...) Tickets ersetzt – was „zu durchschauen objektiv den Charakter der Halluzination gewinnt. Ein Ticket wählen dagegen heisst die Anpassung an den zur Wirklichkeit versteinerten Schein vollziehen, der durch solche Anpassung sich unabsehbar reproduziert.“ (Horkheimer/Adorno 2003: 214) In diesem Sinne sei weniger entscheidend, welches politische Programm auf dem jeweils gezogenen Ticket eingetragen ist, sondern dass man sich überhaupt auf diese angepasste Weise, die die kapitalistische Fließband- und Massenproduktion und ihre „Gleichgültigkeit gegen Individuum“ (Horkheimer/Adorno 2003: 212) spiegelt, durch die und mit der Gesellschaft bewegt: „Die Freiheit auf dem progressiven Ticket ist den machtpolitischen Strukturen, auf welche die progressiven Entscheidungen notwendig hinauslaufen, so äusserlich wie die Judenfeindschaft dem chemischen Trust. Zwar werden die psychologisch Humaneren von jenem angezogen, doch verwandelt der sich ausbreitende Verlust der Erfahrung auch die Anhänger des progressiven Tickets am Ende in Feinde der Differenz. Nicht erst das antisemitische Ticket ist antisemitisch, sondern die Ticketmentalität überhaupt.“

46 Bezeichnenderweise ist beides für Linkerhand ohnehin austauschbar: „Der queere oder intersektionale Feminismus ist im Wesentlichen Identitätspolitik.“ (Linkerhand 2017: 70)

hohe Vermarktbarkeit aus noch befördern sie durchweg eine Politik der Normalisierung (das zeigen etwa queer-aktivistische Interventionen in konformistische Tendenzen des Christopher Street Day CSD). Ganz sicher verweisen sie nicht pauschal auf Subjektpositionen der Identität.<sup>47</sup> Täten sie es, wäre dies aus queertheoretischer und -politischer Sicht zu problematisieren statt zu feiern.

Ein ernster zu nehmender Einwurf bezieht sich auf die (Analyse)Kategorie Heteronormativität als tragende Säule der Queer Theory. Im Lichte der in den letzten Jahrzehnten beobachtbaren „Flexibilisierung des Sexualitätsdispositivs“ (Ludwig 2016: 35) und „Neoliberalisierung des Sexualitätsdispositivs“ (Ludwig 2016: 38) müsse berücksichtigt werden, dass Heterosexualität nicht mehr (nur) als *Norm* auftrete:

„Mit dem Begriff der Heteronormativität können folglich gegenwärtige sexuelle Politiken in westeuropäischen neoliberalen Gesellschaften nicht umfassend beschrieben werden: Denn diese operieren nicht mehr ausschließlich über eine binäre Norm der Heterosexualität, von der ausgehend alle nicht-heterosexuellen Lebensweisen als deviant konstruiert werden. Neoliberale sexuelle Politiken operieren auch als Heteronormalisierung: Über die Herstellung von Normalität, die sich über die normalisierende Einschlüsse von gleichgeschlechtlichen Lebensweisen ergibt. Mit Isabel Lorey können diese normalisierenden Einschlüsse als normalisierende Immunisierung bezeichnet werden, die Lebensweisen, die vormals als ‚abweichend‘ galten, nun als integrierbare domestiziert.“ (Ludwig 2016: 35)<sup>48</sup>

---

47 Es erfordert beispielsweise schon einiges an Vorstellungskraft, *questioning* (eine Haltung und Praxis des Hinterfragens bisher angenommener oder zugeschriebener sexueller Orientierung oder Präferenzen) als eine Identität zu begreifen. Ähnliches gilt für *agender* oder *pansexuell* auch hier werden Kategorien der Identifizierung ja gerade abgelehnt bzw. durchkreuzt. Und dass *poly* ausschließlich als Identität funktioniert, darf mit Blick auf den folgenden Abschnitt 2.4 und den Analyseteil meiner Arbeit bezweifelt werden. Linkerhands vollkommen undifferenziertes *bashing* lässt nicht nur bedenkliche theoretische und analytische Lücken erkennen, sondern überdies eine Sehnsucht nach einer Reinheit des Diskurses, der klar nach guten oder schlechten Praktiken und Subjekten unterscheidet, was die Immanenz von Macht und Widerstand ebenso verkennt wie die Notwendigkeit, Dispositive auch von innen heraus zu destabilisieren. Bezeichnend scheint mir das Bedürfnis dieser ‚materialistischen‘ Feminist\*innen, queer gewissermaßen als Speerspitze des singularistischen Lebensstils (vgl. Abschnitt 2.3.3) und gleichzeitig als ewig nörgelnde Spaßbremse zu diffamieren. Von da aus ist es dann tatsächlich nicht mehr weit zu Sahra Wagenknechts (2021) *hate speech* gegen die vermeintliche „Identitätspolitik“ der „Lifestyle-Linken“: „Die Identitätspolitik läuft darauf hinaus, das Augenmerk auf immer kleinere und immer skurrilere Minderheiten zu lenken, die ihre Identität jeweils in irgendeiner Marotte finden, durch die sie sich von der Mehrheitsgesellschaft unterscheiden und aus der sie den Anspruch ableiten, ein Opfer zu sein.“

48 Vgl. etwa die Debatte um die sogenannte Ehe für alle – die selbstverständlich nie ‚für alle‘ sein darf, sondern für als solche anerkannte und sich selbst als solche konstituierende Rechtssubjekte, und dann auch immer nur für höchstens zwei zugleich – und um ihre Vorgängerin, die Eingetragene Lebenspartnerschaft. Ludwig sieht mit der rechtlichen (Selbst-)Normalisierung – die übrigens auch eine Mononormalisierung darstellt – auch eine Ausweitung individualisierender Privatisierungslogik: „Denn die staatliche Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebensweisen bedeutet auch, dass lesbische und schwule Partner\_innenschaften und Familien genau wie heterosexuelle dazu aufgerufen werden, gesellschaftliche Risiken privat aufzufangen und zu kompensieren.“ (Ludwig 2016: 38) In der bereit-

So wichtig diese Feststellung ist – auch im Hinblick auf eine notwendige Ergänzung der Perspektive auf Mononormativität um Prozesse der Mononormalisierung (Mayer 2006, 2011) –, müssen trotzdem die (Un)gleichzeitigkeiten von souveräner Macht, disziplinierender Normierung und regulierender Normalisierung im Blick behalten werden. Die vermeintlich ‚weiche‘, mit ausgedehnten Toleranzbereichen arbeitende Machttechnik der Heteronormalisierung (oder Homonormalisierung oder Mononormalisierung oder Polynormalisierung...) arbeitet keineswegs nur mit befriedendem Einschluss; sie „trägt dazu bei, mittels sexueller Politiken rassisierende und neokoloniale Grenzziehungen zwischen einem als fortschrittlich imaginierten Westeuropa und jenen ‚anderen‘ hervorzubringen, die (noch) nicht (derart) modern und tolerant sind.“ (Ludwig 2016: 41) Doch auch im Lande des Fortschritts und des Liberalismus geht längst nicht alles für alle: Welche Differenzen und ‚ausgefallenen‘ Lebensstile als begehrenswert und/oder gut verwertbar gelten, welche Identitäten, Lebensweisen und Beziehungsformen hingegen als rückschrittlich, unproduktiv, unsexy und/oder unlebbar konstruiert werden, orientiert sich u.a. an rassistischen, klassistischen, ableistischen Maßstäben.

„Je weniger heteronormativ, je weniger ‚weiß‘ und je weniger monogam – je weiter also vom ideologischen Konstrukt der westeuropäisch-bürgerlichen Kleinfamilie entfernt –, umso ‚schlechter‘ bzw. verworfener die sexuelle Form. Insbesondere Sexualitätsformen, die als ‚Lust an und für sich‘ gelten, werden gesellschaftlich geächtet.“ (Schadler/Villa 2016: 14)

Zeitgleich persistieren und erstarken reaktionäre Diskurse um Sexualität, Monogamie, Geschlecht und Familialität (Lipschik 2020). Christliche Fundamentalist\*innen, besorgte Bürger\*innen, Rechts- und Linkskonservative schwingen sich – im Namen Gottes, der menschlichen Natur, der Leitkultur und/oder der hart arbeitenden Bevölkerung – dazu auf, binäre Zweigeschlechtlichkeit, die mononormative Kernfamilie und das generische Maskulinum zu verteidigen. Im „Genderismus“ und „Genderwahn“ wännen sie den Untergang des Abendlandes. Hoffentlich zurecht. Derweil sprechen Strömungen wie *Trans-Exclusionary Radical Feminism (TERF)* bzw. *Transwomen Erasing Radical Feminism (TWERF)* Trans\*personen ihre Selbstbestimmung und Erfahrung ab und pro-

---

willigen Selbstnormalisierung erkennt Ludwig „ein Begehren, mittels ‚normalen und ‚richtigen‘ sexuellen Praktiken Teil einer nationalen Gemeinschaft zu werden.“ (Ludwig 2016:39). Über die Frage der staatlichen, rechtlichen Normalisierung hinausgehend kritisierte Judith Stelboum bereits im Jahre 1999 in ihrem Beitrag zum *Lesbian Polyamory Reader*, dass „the social values and behavioral modes of the dominant heterosexual community have been firmly implanted within most of the lesbian population“ (Stelboum 1999: 44).

pagieren ihren Ausschluss aus feministischen Räumen, Mobilisierungen und Kämpfen (z.B. Schwarzer/Louis 2022). Angesichts der oben genannten Diskurse und Herausforderungen sind Queer Theory und *queer politics* als Identitäts-, Normativitäts- und Normalisierungskritik nicht überholt, sondern notwendig (Wiedemann 2021).

## 2.4 (Nicht-)Monogamie im Diskurs

Nachdem ich mich im vorherigen Kapitel auf einer allgemeineren Ebene mit soziologischen Diagnosen eines voranschreitenden Individualisierungs- oder auch Singularisierungsprozesses befasst habe, gehe ich im Folgenden spezifischer auf Wandel und Kontinuitäten in der Diskursivierung und Erfahrung von Liebe, Intimität und Beziehungen ein. Insbesondere betrachte ich die Diskurse der romantischen Liebe und der reinen Beziehung (Abschnitt 4.2.1), die beide nicht nur die historische und gegenwärtige Gestalt von Mononormativität maßgeblich prägen, sondern auch in die Philosophie und Moral der Polyamorie eingeschrieben sind. In Abschnitt 4.2.2 vollziehe ich anhand der Studienergebnisse von Cornelia Schadler und Paula-Irene Villa nach, wie sich in gegenwärtiger polyamorer Subjektivierung die beiden Steckenpferde des Individualisierungsdiskurses, Reflexivität und Authentizität, verbinden und verschieben. Dabei sei, so argumentieren Schadler und Villa (2016: 13), neben situativer Individualisierung auch eine Tendenz zur „*Polyvidualisierung*“, zur Entgrenzung der Subjekte zu erkennen. Abschnitt 4.2.3 widmet sich dann unterschiedlichen Kritiken, die insbesondere gegen das Konzept der Polyamorie vorgebracht werden: Ist sie den einen zu sehr reine Beziehung, ist sie den anderen zu romantisch. Und in jedem Fall: zu neoliberal. Ein weiterer Schwerpunkt der Kritik richtet sich auf essentialistische Modelle und Politiken der Identität und sexuellen Orientierung, die manche Polyamorie-Zuschritte für sich zu reklamieren suchen. Diesen stehen theoretische und analytische Perspektiven gegenüber, die nichtmonogame (und monogame) Subjektivierungen als dynamische Begehrens-Prozesse betrachten und die die Dichotomisierung von Monogamie und Nichtmonogamie hinterfragen.

### 2.4.1 Romantische Liebe und reine Beziehung

*Whenever I'm alone with you  
You make me feel like I am home again  
Whenever I'm alone with you  
You make me feel like I am whole again  
Whenever I'm alone with you  
You make me feel like I am young again*

*Whenever I'm alone with you  
You make me feel like I am fun again  
However far away  
I will always love you  
However long I stay  
I will always love you  
Whatever words I say  
I will always love you  
I will always love you  
(Fly me to the moon)*

The Cure: Lovesong (1989)

Historisch geht die Erfahrung<sup>49</sup> romantischer Liebe aus dem Diskurs der Romantik hervor, der ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert entlang sich daran schärfender Dualismen wie Rationalität/Emotionalität, Künstlichkeit/Natürlichkeit, Außenwelt/Innenwelt, Öffentlichkeit/Privatheit, Geist/Körper und Mann/Frau seine Gegenstände hervorbringt (vgl. Abschnitt 2.3.2 und 2.3.3):

„Der Begriff Romantik leitet sich aus der Blütezeit der gleichnamigen literarischen und kunsthistorischen Epoche im 18. und 19. Jahrhundert ab, in der eine Spaltung der Welt in Vernunftprinzipien einerseits und in eine Welt der Subjektivität und Naturidealisierung andererseits als gegeben angesehen wurde. In letzterer wird der emotionale Welt- und Ich-Bezug positiv überhöht und als letzte Wahrheitsgeltung aufgewertet. Die Romantik stellt das Prinzip der Innerlichkeit des Individuums in Konkurrenz zur ‚äußeren‘ Rationalität der ‚Sachwelt‘ mit ihren überwiegend unpersönlichen Beziehungen.“ (Herma 2009: 25)

Romantische Liebe wäre nicht intelligibel – und damit auch nicht empfindbar – ohne die diskursive und soziale Produktion des Subjekts als *Individuum*. Zugleich treibt der Romantik-Diskurs diese spezifische Formatierung des Subjekts maßgeblich mit voran: Die romantische Liebe bricht mit der Vorstellung, dass sich Mann und Frau v. a. zum Zwecke der Sicherung familiärer Allianzen, der Erbfolge und der wirtschaftlichen Existenz zusammenschließen und fortpflanzen müssen. Stattdessen ruft er die beiden (künftigen) Eheleute als singuläre Persönlichkeiten an und bringt einen historisch neuen Diskursgegenstand hervor, der allmählich und bis in unsere Gegenwart hinein hegemonial und normativ werden sollte: Das Band, das die beiden Eheleute – nicht aber unbedingt auch

---

49 „[W]enn man unter Erfahrung die Korrelation versteht, die in einer Kultur zwischen Wissensformen, Normativitätstypen und Subjektivitätsformen besteht“ (Foucault 1989: 10).

deren Familien – miteinander verknüpfen soll, besteht nunmehr (idealerweise) aus den tiefen, aufrichtigen, leidenschaftlichen und durch keine äußeren Barrieren einzudämmenden Empfindungen, die die zwei ineinander entfachen und füreinander hegen. Romantische Liebe produziert und propagiert die ihrerzeit neuartige Kombination von „Liebe, Sexualität und Ehe“, letztere wird „umgedeutet als die in Liebe vollzogene, vor allem physische Verschmelzung der Ehegatten“ (Hausen 1976: 372). Dabei war romantische Liebe zunächst ein ziemlich revolutionäres Konzept: „In dem Maße, in dem romantische Liebe auf der individuellen Partnerwahl beharrt, und zwar oftmals gegen oder außerhalb der Endogamieregeln“ (Illouz 2003: 11), stellt sie eine Bedrohung für die moralische Sittsamkeit sowie für die gesellschaftliche Ständeordnung, später Klassenordnung, und das dem Sexualitätsdispositiv vorgängige, um das regulierende Prinzip der Blutsverwandtschaft und des Inzestverbots errichtete *Allianzdispositiv* (Foucault 1983) dar. Anthony Giddens (1993) weist darauf hin, dass der Diskurs romantischer Liebe Elemente der *amour passion* in sich aufnimmt, der Diskursivierung von Liebe als leidenschaftlich-körperliche Vereinigung. Die Dringlichkeit der stürmischen Leidenschaft betont die Priorität des Verlangens des Individuums bzw. der beiden nach einander verlangenden Individuen, die ihr Beisammensein im Zweifel der „Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung und [...] Einhaltung von Pflichten“ (Giddens 1993: 49) vorziehen. Das führt nicht nur zur „Weigerung der Liebenden, sich gegenüber den von der Gruppe gesetzten Heiratsregeln gegenüber konform zu verhalten“ (Illouz 2003: 12), sondern potenziell zur Infragestellung aller gesellschaftlichen Normen, welche die authentische Entfaltung des Individuums und seiner Bedürfnisse begrenzen. Mit ihrer Rhetorik der Singularität und Authentizität ist die romantische Liebe „im Kern auf eine Differenz gesetzt, eben auf das Sich-Unterscheiden dieser beiden und ihres Zueinander vor allen anderen: die ‚individualistische‘ Liebe kann nicht darauf verzichten, sich differenzbewußt gegen die restliche Menschheit zu stellen.“ (Tyrell 1987: 578)

Allerdings ist die romantische Liebe im 19. Jahrhundert zunächst vor allem literarisches Motiv und ein Luxus, der de facto nur einer kleinen Bildungs- und Besitzelite offensteht. Das Ideal der Liebesehe kann erst dann für die breite Masse praxisrelevant werden, als sie tatsächlich auch heiraten darf; „[d]ie Ausdehnung des Rechts auf Ehe auch für die Klasse der Besitzlosen lief parallel zur allmählichen Entwicklung der Liebesehe“ (Schenk 1987: 149). Die Ehefreiheit, das Recht zu heiraten ohne „Nachweisung, Auseinandersetzung oder Sicherstellung des Vermögens“ und ohne gesonderte Erlaubnis staatlicher Stellen (ausgenommen „Militärpersonen“, „Landesbeamte“ und „Auslän-



der“), wird in Deutschland 1875 unter Kaiser Wilhelm durch das *Gesetz über die Beurkundung des Personenstands und der Eheschließung* eingeführt.<sup>50</sup> Dabei leistet die Öffnung der heterosexuellen und monogamen Ehe einen äußerst erfolgreichen Beitrag zum Hegemonialwerden des Modells der bürgerlichen Kernfamilie (Donzelot 1991) und zur biopolitischen „Sozialisierung des Fortpflanzungsverhaltens“ (Foucault 1983: 128) der Bevölkerung. Das aufrührerische Stürmen und Drängen der *amour passion* wird in der bürgerlichen Ehe durch den „Filter der Vernunft“ (Burkart 1997: 28) reterritorialisiert, also in geordnete vertragliche, moralische und hygienische Bahnen gelenkt. Gleichzeitig stellt romantische Liebe

„quasi das ideologische Bindeglied der auf geschlechtsspezifischer Arbeits- und Rollenverteilung gründenden Elemente Paar, Ehe und Familie dar. Sie fungierte insbesondere

---

50 Die *Erfordernisse der Eheschließung* sind im *Dritten Abschnitt* des Gesetzes festgehalten (Deutsches Reichsgesetzblatt 1875: 29ff). Sie sind sowohl eindrückliches Dokument der Säkularisierung und Individualisierung des Eherechts als auch der durch und durch patriarchalen Rechts- und Gesellschaftsordnung:

„§. 28. Zur Eheschließung ist die Einwilligung und die Ehemündigkeit der Eheschließenden erforderlich.

Die Ehemündigkeit des männlichen Geschlechts tritt mit dem vollendeten zwanzigsten Lebensjahre, die des weiblichen Geschlechts mit dem vollendeten sechzehnten Lebensjahre ein. Dispensation ist zulässig.

§. 29. Eheliche Kinder bedürfen zur Eheschließung, so lange der Sohn das fünfundzwanzigste, die Tochter das vierundzwanzigste Lebensjahr nicht vollendet hat, der Einwilligung des Vaters, nach dem Tode des Vaters der Einwilligung der Mutter und, wenn sie minderjährig sind, auch des Vormundes. [...]

§. 32. Im Falle der Versagung der Einwilligung zur Eheschließung steht großjährigen Kindern die Klage auf richterliche Ergänzung zu.

§. 33. Die Ehe ist verboten:

1. zwischen Verwandten in auf- und absteigender Linie,
2. zwischen voll- und halbblütigen Geschwistern,
3. zwischen Stiefeltern und Stiefkindern, Schwiegereltern und Schwiegerkindern jeden Grades, ohne Unterschied, ob das Verwandtschafts- oder Schwägerschaftsverhältnis auf ehelicher oder außer-ehelicher Geburt beruht und ob die Ehe, durch welche die Stief- oder Schwiegerverbindung begründet wird, noch besteht oder nicht,
4. zwischen Personen, deren eine die andere an Kindesstatt angenommen hat, so lange dieses Rechtsverhältnis besteht,
5. zwischen einem wegen Ehebruchs Geschiedenen und seinem Mitschuldigen.

Im Falle der Nr. 5 ist Dispensation zulässig.

§. 34. Niemand darf eine neue Ehe schließen, bevor seine frühere Ehe aufgelöst, für ungültig oder für nichtig erklärt ist.

§. 35. Frauen dürfen erst nach Ablauf des zehnten Monats seit Beendigung der früheren Ehe eine weitere Ehe schließen. Dispensation ist zulässig. [...]

§. 38. Die Vorschriften, welche die Ehe der Militärpersonen, der Landesbeamten und der Ausländer von einer Erlaubnis abhängig machen, werden nicht berührt. Auf die Rechtsgültigkeit der geschlossenen Ehe ist der Mangel dieser Erlaubnis ohne Einfluß. Ein Gleiches gilt von den Vorschriften, welche vor der Eheschließung eine Nachweisung, Auseinandersetzung oder Sicherstellung des Vermögens erfordern.

§. 39. Alle Vorschriften, welche das Recht zur Eheschließung weiter beschränken, als es durch dieses Gesetz geschieht, werden aufgehoben.

§. 40. Die Befugnis zur Dispensation von Eehindernissen steht nur dem Staate zu. Ueber die Ausübung dieser Befugnis haben die Landesregierungen zu bestimmen.“

als affektiv stützende Mittlerin einer ungleichen Geschlechterordnung, gleichsam als emotionaler Kitt zwischen den Sphären *männliche Öffentlichkeit* und *weibliche Privatheit*.“ (Herma 2009: 17, kursiv i. O.)

Zwar werden in der romantischen Liebe zwei Individuen für einander zum je wichtigsten Bezugspunkt, was eine gewisse Reziprozität der Wertschätzung und Abhängigkeit impliziert (ausführlicher dazu s. u.). Das heißt jedoch nicht, dass beide gleich oder gar gleichberechtigt sind. „Mit der Trennung der unterschiedlichen Sphären [...] wurde die ‚Pflege der Liebe‘ zur ausschließlichen Aufgabe der Frauen. Vorstellungen über die romantische Liebe waren klar verknüpft mit der Unterordnung der Frauen im Haushalt und ihrer relativen Absonderung von der Außenwelt.“ (Giddens 1993: 54) Katrin Hausen (1976) hat eindrucksvoll dargestellt, wie der historische Aufstieg romantischer Liebe, kapitalistischer Arbeits- und Sphärentrennung und die „Polarisierung der Geschlechtercharaktere“, die binäre und hierarchische Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit und ihnen zugeordneter Attribute, Fähigkeiten und Pflichten, ineinandergreifen und einander verstärken (vgl. auch Tyrell 1987: 590). Obwohl die romantische Liebe auf Gegenseitigkeit ausgelegt ist, soll sie zugleich bedingungslos sein. Anders als in einer Partnerschaft, in der es gerecht zugehen soll, will das Geben und Nehmen in der romantischen Liebesbeziehung gerade nicht aufgewogen werden und braucht auch nicht ausgeglichen zu sein. Daher können romantisch Liebende trotz des Anspruchs, einander als gleich individuierte Subjekte zu begegnen, ganz hervorragend Geschlechterungerechtigkeit und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung praktizieren und unbezahlte Sorgearbeit als Liebesdienst verklären.

Als zentrales Prinzip und Kriterium romantischer Liebe nennt Hartmann Tyrell „die *Koinzidenz* von Selektion und Höchstrelevanz“ (Tyrell 1987: 571, kursiv i.O.). Die beiden Liebenden sind voneinander erwählt und zugleich – egal in welchem Belang, ohne Abwägung und Einschränkung – füreinander von höchster Wichtigkeit (ggf. auch wichtiger als das eigene Leben). Dem in der abendländischen Philosophietradition durch einen fundamentalen Mangel gekennzeichneten Begehrenssubjekt (siehe Abschnitt 2.2.1) verspricht romantische Liebe das Wunder der Ganzwerdung: Ohne die Anrufung eines ursprünglichen Mangels aufzugeben, stellt der Diskurs der romantischen Liebe dem Subjekt in Aussicht, durch komplementäre Ergänzung mit seinem Gegenstück endlich komplett zu werden:

„Der oder die andere füllt allein durch das, was er ist, einen Mangel aus, den das Indivi-

duum – bis zum Beginn der Liebesbeziehung – nicht einmal unbedingt bemerkt haben muß. Und dieser Mangel hat direkt mit der Identität zu tun: In einem bestimmten Sinn wird das vorher unvollständige Individuum nun vollständig.“ (Giddens 1993: 56)

Obschon der romantische Diskurs ein „Sehnen nach Verschmelzung“ (Exner 2014) produziert, darf es nicht zu einem vollständigen Ineinanderaufgehen der zwei Herzensmenschen kommen. Denn die romantische „Wertschätzung für das Individuum“ (Herma 2009: 25) und das Prinzip der „grenzenlos steigerbaren Individualität“ (Luhmann 1982: 178) gebieten es, dass die beiden Liebenden einander wechselseitig in ihrer einzigartigen Persönlichkeit anerkennen und bestärken. Geliebt werden möchte man nicht nur als ganze Person mit Haut und Haar, sondern auch um seiner selbst willen, ohne sich und den\*die andere\*n zu verbiegen und ebenso wenig aufgrund äußerer Pflichten und zweckrationaler Erwägungen. Im Gegenzug dürfen die Liebenden darauf hoffen – zumindest, wenn sie unter sich sind, in der wohligen Abgeschlossenheit und Sicherheit der Zweisamkeit –, sich mit eben diesen ihren unverwechselbaren Eigenheiten, und zwar allen, auch mit körperlichen Makeln und den unangenehmen Affekten, in guten wie in schlechten Zeiten, unverstellt und ungefiltert zeigen zu können. Die romantische Beziehung ist als das Andere der rationalisierten und verdinglichten Welt, der Sachzwänge und der soziale Kontrolle des öffentlichen und Berufslebens konstruiert. Sie gilt als Bollwerk und Refugium der Authentizität:

„Der moderne Liebescode verheißt Individuen [...] exklusive Gefühlsqualität und pures ‚Selbst-Sein-Können‘ im Reservat der Intimität. [...] Romantische Liebe verspricht [...] Ganzheit bzw. Totalität des eigenen Selbst, also einen sozialen Ort, das Selbst als ‚echt‘ bzw. als ‚authentisch‘ zu erleben.“ (Herma 2009: 16f.)

Das Gebot der Höchstrelevanz strukturiert nicht nur das Binnenverhältnis des Paares, sondern greift auch als Prinzip der Abgrenzung und Unterordnung aller anderen sozialen Beziehungen außerhalb der Dyade bzw. Kernfamilie. Dass, um romantische Zweierbeziehung zu bleiben, die Dyade nicht zur Monade verschmelzen darf, hindert sie nicht daran, „eine neue, eigenständige Realitätsebene“ (Burkart 2018: 12) zu erzeugen und eine gemeinsame Paar-Identität auszubilden.

„[Das Paar] ist mehr als die Interaktion zweier autonomer Individuen und bildet eine soziale Einheit mit eigener Dynamik und einem eigenen Operationsmodus. Die Gemeinsamkeit des Paares schafft eine neue Bedeutungsebene, die über zwei getrennte subjektive Bedeutungsebenen hinausgeht. Das Paar schafft sich eine gemeinsame Beziehungskultur.

Hinweise dafür sind etwa der Übergang von der ‚Ich-Du‘- zur ‚Wir‘-Perspektive. Das Paar ist daher ein soziales Gebilde, das sich nicht auf die Akteursebene zweier Individuen (oder gar den hormonellen ‚Austausch‘ zweier Organismen) reduzieren lässt.“ (Burkart 2018: 12)

Kurzum: Romantische Liebe produziert sowohl eine Subjektposition der Identität, die zugleich eine des vorgängigen Mangels ist (erstens: Komplettierung des liebenden Subjekts durch seine bessere Hälfte; zweitens: Geliebtwerden als Gesamtpaket; drittens: eigenständige Paar-Identität) als auch eine der Differenz (erstens: mein Erwähltsein durch den\*die Liebste\*n garantiert mir, einzigartig zu sein; zweitens: wir zwei *against all odds* und den Rest der Welt). Durch das Versprechen der Authentizität werden nicht nur Machtverhältnisse, Ungleichheit und Arbeitsteilung zwischen den Beziehungsleuten naturalisiert und euphemistisch gewendet, sondern auch „[d]ie Sehnsucht nach Selbstverwirklichung in der Liebe“ (Burkart 2018: 4) genährt. Allerdings sind dem Konstrukt der romantischen Liebe mehrere Schwachstellen inhärent, die es prekär und störanfällig machen.

Das erste Problem betrifft den Konflikt von Singularität und Authentizität versus Dissemination und Warenförmigkeit. Mit der Popularisierung romantischer Liebe und dem Zugänglich(er)-Werden der Liebesehe bzw. Liebesbeziehung sind diese keine besonders originellen Exklusivveranstaltungen mehr. Einerseits werden Waren und Konsumpraktiken romantisch aufgeladen (Illouz 2003) und so zu Verkaufsschlagern, andererseits gehen die Events, Symbole und Anrufungen des Romantischen selbst in Serienproduktion: „[J]edermann bekommt die Möglichkeit, sich in copierte Bedürfnisse hineinzusteigern“ (Luhmann 1982: 190). Auch wenn sich die Bedürfnisse beim Kopiervorgang bzw. im Iterationsprozess ihrerseits verschieben dürften (vgl. Abschnitt 2.1.4), drohen die massenhafte Reproduktion und Übernahme sowie die Kommerzialisierung und Kommodifizierung der Praktiken und Gefühlscodes romantischer Liebe, der Aura der Ursprünglichkeit, Echtheit, Wahrhaftigkeit und Besonderheit verlustig zu gehen, aus der der romantische Zauber gerade seine spezifische Attraktivität und Legitimität bezieht. Der romantische Sonnenuntergang ist millionenfach auf BRAVO-Postern und Kitschpostkarten verewigt, und der romantische Urlaub, aus dem das Paar die Rundmail mit digital animiertem Sonnenuntergangs-GIF schreibt, um anschließend „beim Candle Light Dinner Romantik pur erleben“ (Schweitzer 2021<sup>51</sup>) zu dürfen, findet seltenst in unberührter Natur

---

51 [https://www.jochen-schweizer.de/essen-trinken/candle-light-dinner/p/ucxo1?gclid=EA1aIQobChMI5ajwjK6B9QIVhO7tCh3KbgCsEAAAYAAEgJMiPD\\_BwE&gclid=aw.ds](https://www.jochen-schweizer.de/essen-trinken/candle-light-dinner/p/ucxo1?gclid=EA1aIQobChMI5ajwjK6B9QIVhO7tCh3KbgCsEAAAYAAEgJMiPD_BwE&gclid=aw.ds)

statt, notfalls gar als Pauschalreise. Eva Illouz (2003: 92) argumentiert (mit für sie untypisch postmoderner Baudrillard- und Butler-Reminiszenz), dass sich die Zeichen romantischer Liebe im 20. Jahrhundert verselbständig haben und auf keine zugrunde liegende Realität verweisen: „In der Liebe wird die Grenze zwischen dem Zeichen, der Ware und dem Referenten immer dünner oder verschwindet sogar vollständig. Diese Bilder sind Simulakra, stereotype Kopien, von denen es keine Originale gibt.“ (Illouz 2003: 92) Die Fähigkeit, dies zu durchschauen, und die Selbstverhältnisse, die damit verbunden sind, sind laut Illouz eine Klassenfrage:

„Die Formeln der romantischen Liebe werden heute nur noch von kulturell Benachteiligten für bare Münze genommen. [...] Der gebildete Liebende der Postmoderne begegnet seinen romantischen Überzeugungen mit der skeptischen Ironie eines post-marxistischen und post-freudianischen Bewusstseins.“ (Illouz 2003: 276)

Erweisen sich nun aber sogar in der Liebe „das Original, das Authentische und das Reale selbst als Effekt“ (Butler 1991: 215) und zeigt der Kapitalismus selbst hier sein hässliches Gesicht, so erschüttert dies die Konstruktion von Liebe als der echter und unbestechlicher Gegenpol zum stahlharten Gehäuse des Alltags und der Arbeitswelt sowie zur Banalität der Massenkultur. Zugleich mangelt es offenbar an Hoffnung spendenden Alternativen. So klagt Honneth bezugnehmend auf Illouz (2018) und gewissermaßen in Fortsetzung seines Befundes der neoliberalen Korruption authentischer Selbstverwirklichung (vgl. Abschnitt 2.3.3):

„Wenn es keine ‚wahren‘ Gefühle oder ‚authentischen‘ Empfindungen mehr gibt, weil diese mittlerweile ihrerseits zu ‚Waren‘ geworden sind, so ist damit augenscheinlich die letzte Bastion gefallen, auf die die Kritik sich innerhalb der existierenden Gesellschaft noch stützen konnte, um ihren Einwänden und Attacken internen Halt zu verleihen.“ (Honneth 2018: 10)

Allerdings, so haben wir in Abschnitt 2.3.3 gesehen, scheint gerade der heute hegemoniale, durch kulturelles und Bildungskapital glänzende *singularistische Lebensstil* in der Lage zu sein, Authentizität als leeren bzw. entleerten Signifikanten zirkulieren zu lassen. Cornelia Schadlers und Paula-Irene Villas (2016; siehe Abschnitt 2.4.3) und meine eigenen Analyseergebnisse jedenfalls deuten darauf hin, dass im Zusammenhang mit (Poly-)Liebe ein *verschobenes* Konzept von Authentizität – noch immer oder mittlerweile wieder – einen zentralen Bezugspunkt der Subjektivierung bildet.

---

(aufgerufen 22.02.2022).

Das zweite Problem romantischer Liebe besteht in der Spannung zwischen Ereignishaftigkeit und Dauer. Durch den Anteil der *amour passion* und ihre Emphase der Differenz ist romantische Liebe (zu einem Teil) als Knalleffekt konstruiert, der die Verknallt-Verliebt-Verschossenen – auch gegen alle rationalen Erwägungen – aus dem Strom des Alltags hinauskatapultiert. Die Konstruktion als Ereignis und Spektakel stellt die Liebenden vor die Herausforderung, einander immerzu Ereignis und Spektakel sein zu müssen:

„Die Routinen des Alltags können den ursprünglichen Liebesrausch – trotz noch so ausgeklügelter Techniken, die ursprüngliche Verliebtheit vital zu halten – unverhofft schmälern. Eine dauerhafte Paarbeziehung, die auch auf lange Frist eine Liebesbeziehung sein will, steht also vor dem Problem, die eigentlich paradoxen Anforderungen zwischen routinierter Alltagspraxis im Paar (der Andere in der Funktion eines pragmatisch, damit oftmals rollenförmig Handelnden) und der symbolischen Repräsentation dieses Anderen als gleichzeitig ‚Einzigartigen‘ zu realisieren. Erschwert wird dies dadurch, da das romantische Liebesleitbild den Anspruch erhebt, keinerlei zweckrationale Ziele zu verfolgen. Romantische Liebe soll ihre Qualität aus ‚sich selbst heraus‘ erweisen, und es stellt einen Allgemeinplatz dar, dass Liebe nicht ‚erklärt‘ oder ‚rational erfasst‘ werden könne. Dieser Anspruch lastet schwer auf der Liebesbeziehung, denn es scheint ihr nichts abträglicher zu sein, als das Abgleiten in das Alltägliche, in das Profane.“ (Herma 2009: 27)

Illouz (2003: 173) weist jedoch auf Basis ihrer Interviewanalysen darauf hin, dass neben dem „hochgradig ästhetisierten“ Erzählcode des „Abenteuers“ noch ein zweites Narrativ romantischer Liebe kursiert, das „auf Behaglichkeit und den formlosen Fluss des Alltagslebens ausgerichtet ist“. Schließlich soll die Liebesbeziehung auch auf Langstrecke Bestand haben und man soll einander nicht nur vertrauen, sondern sich auch aufeinander verlassen können – in der ursprünglichen Fassung sogar für immer. Als fortdauernd seichtes Dahinplätschern, ohne periodische „Gefühlsaufwallungen“ und „Drama“ (Illouz 2003: 173) allerdings kommt der Beziehung das romantische Prickeln abhanden. Sie steht dann unter Verdacht, ins Zweckgemeinschaftliche oder Freundschaftliche abzugleiten – wovon sich die romantische Zweierbeziehung ja gerade abzuheben trachtet. Die Ereignishaftigkeit und besondere Qualität der Beziehung wie auch die Wiedererkennungsrituale einzigartiger Liebe(n)swertheit der beiden Verbändelten gibt es aber, wie alles im Leben, nicht (mehr) umsonst: „An die Stelle der Vorstellung, dass Liebe einer unmittelbaren, anstrengungslosen und organischen Bindung entspringe, setzten die Befragten die Vorstellung, dass ‚Liebe Arbeit ist‘.“ (Illouz 2003: 164) Das gilt auch für die Sexualität, die ja ein konstitutiver Bestandteil der romantischen Beziehung zu sein hat:

„If, during the times of Fordist disciplining of the workforce, sexuality was considered the other of work, now it is welcomed as a form of work in itself.“ (Woltersdorff 2011: 168; vgl. Abschnitt 2.3.4) Die Beziehungssubjekte stehen also früher oder später vor der (Sisyphus)Aufgabe, sich selbst und ihr Beziehungs- einschließlich Sexualleben immer wieder als so spannend zu inszenieren, dass die Beziehung tatsächlich ‚knisternd‘ bleibt. Dies insbesondere vor dem Hintergrund des immanenten Problems Nummer Drei. „Entscheidend ist, daß nach dem Reglement der romantischen Liebe jeweils nur ein Mensch Gegenstand der Liebe sein kann.“ (Tyrell 1987: 573) Die romantische Beziehung ist der Struktur nach mononormativ. Das heißt: „Die Möglichkeit, sich dem Liebespaar als Dritter im Bunde zuzugesellen, ist nicht gegeben; Hoffnungslosigkeit oder Rivalität (gegebenenfalls) ist die Konsequenz.“ (Tyrell 1987: 580) Als konstitutives Außen der exklusiv monogamen Verbindung müssen Nichtmonogamie und die Bedrohung, die sie darstellt, für die Produktion einer ganzen Reihe von Begriffen, Vorkehrungen und Gefühlscodes herhalten, die der Zweierbeziehung ihre spezifische diskursive Gestalt und ihre Regeln geben. Doch genau deshalb, weil die Zweierbeziehung zu einem Gutteil um dieses Bedrohungsszenario herum errichtet ist, droht Nichtmonogamie ständig, die monogame Beziehung von innen heraus, auf Basis ihres eigenen Konstruktions- und Funktionsprinzips, der Exklusivität, zum Einsturz zu bringen (Mayer 2006). Wie ich an anderer Stelle ausführlich gezeigt habe (Mayer 2006, 2014a, b), wird Nichtmonogamie in romantisch-mononormativer Logik in doppelter Weise mit einer Situation des Mangels assoziiert: Einerseits werden ein Qualitätsdefizit der ursprünglichen Zweierbeziehung und/oder ein Mangel an Beziehungskompetenz einer oder beider Partner\*innen als Ursache für das Auftreten von Nichtmonogamie veranschlagt. Die abtrünnig gewordene Partner\*in ist dann aufgefordert, endlich erwachsen zu werden und an der eigenen monogamen Bindungsfähigkeit zu arbeiten. Dazu gesellt sich meist, dass die Zweierbeziehungslleute gemeinsam alle möglichen Anstrengungen zu unternehmen haben, um die Lücke zwischen ihnen, in die sich eine weitere Person einnisten konnte bzw. einzunisten droht, wieder zu schließen bzw. am besten gar nicht erst entstehen zu lassen. Das „Gefühl [...], das mich blind für die Attraktion Dritter“ (Tyrell 1987: 571) macht, ist vital zu halten. Andererseits wird Nichtmonogamie selbst als Produzentin eines Mangels diskursiviert, da eine Hinwendung zu einer Person außerhalb der bestehenden Zweierbeziehung dieser knappe Ressourcen wie Aufmerksamkeit, Zeit, Sex, Intimität und eben Liebe entziehe (vgl. auch Easton/Liszt 1997: 30f.). Daher die nach jener Logik unvermeidliche Rivalität und Konkurrenz. Erschwerend kommt hinzu, dass sich für die Person, die

nicht (mehr) die\*der Eine ist, die romantischen Versprechen der Identität und der Differenz in ein Szenario der eigenen Mangelhaftigkeit verkehren. Kreisende Gedanken sind dann ungefähr diese: Wäre ich vollkommen, bräuchtest du sonst niemanden. Was hat sie, dey oder er, das ich nicht habe? Ich dachte, ich wäre was ganz Besonderes, stattdessen bin ich offenbar austauschbar. Und wenn du gehst, dann geht auch ein Teil von mir. Diese Mangelindizien beschädigen nicht nur die Integrität des betroffenen Subjekts, sondern sie düpieren es auch gesellschaftlich. Katastrophe. Wie ich jedoch weiter unten verdeutlichen werde, sind – mit bestimmten diskursiven Verschiebungen bzw. unter Betonung je spezifischer diskursiver Elemente des Konzepts der romantischen Liebe – sowohl das Konzept der offenen Beziehung als auch das Konzept der Polyamorie fähig, sich gerade durch Rekurs auf den romantischen Liebesentwurf intelligibel und akzeptabel zu machen.

Zunächst einmal unabhängig von der Frage der Integrations- und Normalisierungsfähigkeit bestimmter Formen der Nichtmonogamie lässt sich feststellen, dass sich das romantische Liebes- und Beziehungsmodell in den vergangenen Jahrzehnten eines seiner vormals konstitutiven Prinzipien weitgehend entledigt hat: des Ewigkeitsanspruchs. „Das Ideal der romantischen Liebe und die Exklusivität der Paarbeziehung erfahren eine offensichtliche Verschiebung. Die Vorstellung von der einzigen dauerhaften Liebe wird abgelöst von der Wiederholbarkeit des Liebens.“ (Pieper/Bauer 2005: 68) Empirisch äußert sich dies in der Dominanz „serieller Monogamie“ (Schmidt et al. 2006: 152), also dem sukzessiven Aufeinanderfolgenlassen mehrerer monogamer Beziehungen (bzw. Beziehungen mit Anspruch auf Exklusivität) im Biographieverlauf. Entgegen anderslautender Befürchtungen aus dem vergangenen Jahrhundert haben Individualisierungsprozess und Deinstitutionalisierung von Beziehungen (das heißt die fortschreitende Entkopplung von Liebesbeziehungen und Sexualität von der Institution Ehe) bislang nicht „das alleinstehende, nicht partnerschafts-, ehe- oder familien-,behinderte‘ Individuum“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990: 53) als primär begehrte Subjektposition etabliert und uns geradewegs in die „Single-Gesellschaft“ (Hradil 1995) geführt. Genauso wenig haben, gesamtgesellschaftlich betrachtet, konsensuelle Nichtmonogamien in Akzeptanz und Verbreitung annähernd mit dem Modell der monogamen Zweierbeziehung gleichgezogen.<sup>52</sup> Dennoch, so argumentiert Imre Hoffmann (2012: 123), sei die im Zuge fortschrei-

---

52 Für Deutschland gibt es nach wie vor nur eine schmale quantitative Datenbasis zur Verbreitung und Akzeptanz nichtmonogamer Beziehungsformen, die sich nicht bereits auf der Ebene der Forschungs- und Erhebungsfragen („Sind sie schon mal fremdgegangen?“, „Wie wichtig ist Ihnen Treue?“, „Könnten Sie einen Seitensprung verzeihen?“) in einem Diskurs der Mononormativität bewegt. In Er-



tender Individualisierung und Ausdifferenzierung immer weiter um sich greifende „Selbstverwirklichungstendenz“ wenig kompatibel mit „dem zugleich immer weiter reichenden Anspruch der Komplettbestätigung eines anderen Menschen“. So setze sich zunehmend die Erkenntnis durch, dass zwei Menschen schlechterdings (zumindest nicht schicksals- und dauerhaft) füreinander ihr Ein und Alles sein und sich dabei auch noch selbst frei entfalten können. Zum Zweiten treffe die den Individualisierungsprozess kennzeichnende Herauslösung aus traditionellen Bindungen auch die Beständigkeit von Beziehungen: „Wo die Tradition weniger vorgibt, verlangt Liebe in Paarbeziehungen zunehmend stärker nach *reflexiver* Begründung“ (Herma 2009: 18). Doch auch die Maßgabe erhöhter Reflexivität, so Hoffmann (2012), vertrage sich nur mäßig mit dem romantischen Anspruch, sich (hinter-)gedankenlos und wortlos zu verstehen.

„All dies läuft darauf hinaus, dass das nach wie vor dominante romantische Modell gegenwärtig an seine Grenzen stößt und dass andere, insbesondere polyamore Beziehungsformen eine größere Beliebtheit erfahren. Zwar führt die zunehmende Individualisierung zunächst zu einer Verstärkung des Wunsches nach romantischer Erfüllung, doch die damit einhergehende Erwartung der totalen und exklusiven Aufmerksamkeit für einen einzelnen Menschen droht uns zunehmend zu überfordern und als alleiniges Modell scheint es in einer pluralistischen Gesellschaft auch den individuellen Bedürfnissen der Menschen nicht

---

mangelung brauchbarer Statistiken wird noch immer (so etwa von Burkart 2018: 266) auf die Drei-Generationen-Studie von Gunter Schmidt und Team (Schmidt et al. 2006) verwiesen, für die 2002 insgesamt 776 Frauen und Männer aus Hamburg und Leipzig interviewt wurden. Als eines der Resultate der Studie, die nicht mit den Kategorien konsensuelle Nichtmonogamie oder Polyamorie arbeitet, halten die Autor\*innen fest: „Monogame Wertvorstellungen und monogames Verhalten dominieren heutige Beziehungen. Über 90 % aller Befragten – Alte wie Junge, Männer wie Frauen, Leipziger wie Hamburger – wünschen sich Treue von ihrem gegenwärtigen Partner oder verlangen sie sogar“ (Schmidt et al. 2006: 133). Dabei gilt „Treue“ den Autor\*innen als Synonym für eine exklusive „monogame Beziehung“ (Schmidt et al. 2006: 31) – Konzepte wie *polyfidelity* waren damals noch nicht diskursfähig. Den Ergebnissen zufolge „verlangen Frauen häufiger Treue von ihrem Mann als umgekehrt“, zudem war die Gruppe der zum Erhebungszeitpunkt „30-Jährigen besonders streng“ (Schmidt et al. 2006: 133) in Sachen Monogamieanspruch. Im Jahre 2016 erfragte die Wochenzeitung DIE ZEIT im Rahmen ihrer sogenannten *Vermächtnis-Studie*, durchgeführt durch das Sozialforschungsinstitut infas und das Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), von „mehr als 3.100 Menschen aller Altersgruppen, Einkommensklassen und Herkünfte“ unter anderem die Zustimmung zu folgender Aussage: „Man kann gut mehrere Liebesbeziehungen gleichzeitig haben.“ Die Ergebnispräsentation weist 5 % „Zustimmung“, 13 % „Keine klare Tendenz“ und 82 % „Ablehnung“ aus (Klößner et al. 2016). Hieran ist allerdings nicht ersichtlich, ob und inwieweit die Einstellungen mit Praxiserfahrungen einhergehen. Hinweise darauf, dass eine grundsätzliche Offenheit gegenüber Polyamorie – im Sinne einer als Akzeptanz oder Befürwortung der Idee – keineswegs eins zu eins auf eine entsprechende Beziehungsführung schließen lässt (oder andersherum), gibt eine 2017 durchgeführte Online-Befragung unter 3.269 deutschen Nutzer\*innen (18 bis 69 Jahre) des – nicht gerade für eine dezidiert nichmonogame Zielgruppe bekannten – Datingportals *Parship*. Diese generierte zu der Frage „Können Sie sich eine Beziehung mit mehr als einem/r Partner/in gleichzeitig vorstellen?“ mit drei vorgegebenen Antwortmöglichkeiten folgende Ergebnisse: 3 % „Ja, ich habe schon einmal eine polyamore Beziehung geführt.“; 12 % „Ja, könnte ich mir vorstellen, habe ich aber noch nicht erlebt.“ 85 % „Nein, das könnte ich mir nicht vorstellen.“ (destatis 2017)

mehr gerecht zu werden.“ (Hoffmann 2012: 125)

Allenthalben überforderte Subjekte. War bei Honneth (2002) das individualisierte Subjekt vom Diktum der Selbstverwirklichung aus sich heraus überfordert, so ist es hier von der Maßgabe überfordert, sich ganz und gar einem Menschen, inklusive dessen weniger begehrenswerten Eigenschaften, zu verschreiben und die eigene Identität an (jeweils nur) eine andere Person zu binden, statt sich *selbst* zu verwirklichen. Hinzu kommt, dass das Begehren der singularistischen Individuen, „dem Leben *Qualität* zu verleihen“ (Reckwitz 2019: 294, kursiv i.O., vgl. Abschnitt 2.3.3), sich nicht eben günstig auf deren Bereitschaft auszuwirken scheint, einander auch in weniger erbaulichen Phasen die Stange und Treue zu halten: „Die Instabilität heutiger Beziehungen resultiert nicht aus Bindungsunfähigkeit oder -unlust, sie ist vielmehr die Konsequenz des hohen Stellenwerts, der Beziehungen für das persönliche Glück beigemessen wird und der hohen Ansprüche an ihre Qualität“ (Schmidt et al., 2006: 33).

An eine zeitgemäße und zugleich „universelle Beziehungsethik“, die den überkommenen romantischen, mononormativen Entwurf ablösen könnte und die sich übergreifend auf alle Beziehungsformen anwenden ließe, formuliert Hoffmann (2012: 128) den Anspruch, sie möge zum einen „vor allem Regeln der Kommunikation und des konsensorientierten Diskurses beinhalte[n]“ und zum anderen „gegenüber der jeweils konkret realisierten Beziehungsform so etwas wie einen reflexiven Metastatus“ einnehmen. Diese Kriterien sieht Hoffmann in Giddens (1993) Konzept der *reinen Beziehung* realisiert oder zumindest weitgehend angelegt. Das Modell der reinen Beziehung präsentiert Giddens gewissermaßen als Nachfolgeprojekt der romantischen Beziehung, die ersterem den Weg gebahnt habe (Giddens 1993: 69). Die reine Beziehung orientiert sich, zumindest theoretisch, am Wert partnerschaftlicher Egalität und ist

„eine Beziehung, die nur so lange fortgesetzt wird, solange es für beide Parteien klar ist, daß alle Beteiligten sich in ihr wohl fühlen. Liebe war gewöhnlich an Sexualität gebunden, die sich für die meisten sexuell ‚normalen‘ Personen in der Ehe vollzog; nun aber stiftet mehr und mehr die reine Beziehung die Verbindung zwischen Liebe und Sexualität. [...] Die reine Beziehung ist Teil einer tiefgreifenden Neustrukturierung der Intimität. Sie taucht in anderen sexuellen Kontexten neben der heterosexuellen Ehe auf“ (Giddens 1993: 69).

Prinzipiell sind reine Beziehung und partnerschaftliche Liebe (im englischen Original: *confluent love*) weder an die Ehe gebunden noch zwingend heterosexuell noch sexuell

monogam.

„Im Gegensatz zur romantischen Liebe ist die partnerschaftliche Liebe nicht notwendigerweise monogam im Sinne sexueller Ausschließlichkeit. Die reine Beziehung wird – ‚bis auf weiteres‘ – dadurch zusammengehalten, daß die Beteiligten ausreichenden Nutzen aus ihr ziehen, so dass es ‚die Sache wert ist‘, sie fortzusetzen. Sexuelle Exklusivität ist in dieser Beziehung so lange wichtig, wie beide Partner sie wechselseitig als wünschenswert oder wesentlich ansehen.“ (Giddens 1993: 74)

Anhand ihrer Anfang der 2000er Jahre in Deutschland erhobenen Daten konstatieren Schmidt et al. (2006: 85): „Insgesamt ist die von Giddens beschriebene ‚reine Beziehung‘, die auf Intimität und emotionaler Lebendigkeit basiert, das hervorstechende Beziehungskonzept der Befragten.“ Dass die Beziehung notwendig monogam zu sein habe, könne – wie überhaupt die Beständigkeit der Beziehung und die jeweils konkrete Ausgestaltung der Beziehungspraxis – von den Partner\*innen zwar nicht als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt werden, sondern werde zunehmend zur Vereinbarungssache. Jedoch: „Die meisten heterosexuellen Paare – jüngere wie ältere – entscheiden sich heute für Treue, so dass serielle Monogamie zur vorherrschenden Erscheinungsform der reinen Beziehung wird.“ (Schmidt et al. 2006: 152) Bei der Frage nach dem Verhältnis von reiner Beziehung und Nichtmonogamie haben allerdings sowohl Giddens als auch Schmidt et al. v.a. sexuell offene Zweierbeziehungen vor Augen. Sie verfügen über keinen Begriff von Polyamorie und berücksichtigen diese folglich weder konzeptionell noch empirisch, treffen also selbst keine Aussagen zu deren Passfähigkeit in Bezug auf die reine Beziehung. Klar erkennbar ist aber, dass sowohl Polyamorie als auch reine Beziehung auf einen Moralcode rekurren, der Reflexivität, „Verhandlungskommunikation“ (Hoffmann 2012: 124) und Konsensorientierung propagiert. Zudem setzen beide Beziehungsphilosophien auf die Herstellung von Intimität und Vertrauen durch das partnerschaftsinterne „Offenlegen von Gefühlen und Handlungen, die das Individuum nicht gewillt ist, einer größeren Öffentlichkeit preiszugeben“ (Giddens 1993: 153). Damit sei, so Hoffmann, das Konzept der reinen Beziehung durchaus auch auf konsensuelle Nichtmonogamien anwendbar bzw. für deren Gestaltung fruchtbar zu machen (vgl. auch Cascais/Cardoso 2019: 22; kritisch zur Affinität von Polyamorie und reiner Beziehung: Haritaworn et al. 2006: 521).

So wie der soziologische Individualisierungsdiskurs den gesellschaftlichen Individualisierungsprozess und die darin produzierten Subjektivitäten nicht einfach abbildet, son-

dern seine Gegenstände und Phänomene performativ mit herstellt, so beschreibt und erklärt auch die Soziologie der reinen Beziehung nicht bloß empirisch vorzufindende Tatsachen, Praxen und Haltungen. Vielmehr ist das Konzept einerseits wirklichkeitskonstitutiver Einsatz, der Subjekte auf spezifische Weise anruft und ihnen sowie den Feuilletons ein spezifisches Wissen und Deutungsmuster an die Hand gibt. Andererseits ist es aber auch selbst historisches Produkt und Dokument des Individualisierungsdiskurses und einer spezifischen Regierungsrationalität. Was Hoffmann am Konzept der reinen Beziehung besonders attraktiv und im Hinblick auf die angepeilte universelle Beziehungsethik vor allem brauchbar findet, ist aus machtkritischer Perspektive zugleich das größte Problem an diesen Ansätzen: „In einer ganz grundsätzlichen Hinsicht definiert dieses Ideal Beziehungen als symmetrisches Verhältnis zwischen gleichberechtigten und autonomen Partnerinnen (analog zu den Bürgern einer Demokratie).“ (Hoffmann 2012: 131) Dem möchte ich mit Burkart (1997: 211; vgl. Peukert 2015) entgegenhalten: „Wer von rationalisierter Sexualität und einer Verhandlungsmoral spricht, der muß sich auch fragen, ob er nicht unzulässigerweise Diskurs mit Praxis gleichsetzt. Halten sich auch die liebenden Subjekte an die Gleichheitsforderungen?“ Und weiter: *Können* sie sich überhaupt daran halten? Oder übersieht die Konzeption von Beziehungen als Arrangement (statt *agencement*) unter Beziehungssubjekten, die einander als souveräne Verhandlungs- und Vertragspartner\*innen entgegentreten, gesellschaftliche und beziehungsinterne Machtverhältnisse, Statusunterschiede, ungleich verteilte Kapitalsorten und Angewiesenheiten?

„Die liberale Vorstellung, Konsensualität sei durch einen einfachen Aushandlungsprozess zwischen mündigen Bürgern herstellbar, ist angesichts einer mit Machtdynamiken und sozialisierten Affekten durchsetzten sozialen Realität kaum haltbar. Neben strukturellen Ungleichheiten wie Geschlecht, Race, Alter usw. kommen im Beziehungskontext noch weitere Machtdynamiken und Abhängigkeiten ins Spiel: Der ‚sexuelle Marktwert‘ und die damit verbundenen Möglichkeiten einer nichtmonogamen Situation einer Partner\_in können ebenso zu Hierarchien in einer Beziehung führen wie finanzielle Abhängigkeit von einem Partner\_in oder Verlustängste (wenn etwa jemand nur in die Öffnung einer Beziehung einwilligt, um den Partner\_in nicht zu verlieren).“ (Bauer 2014a: 160f.)

Zwar entlässt das Ideal der reinen Beziehung die Subjekte aus dem Absolutheitsanspruch der romantischen Beziehung und delegiert das Ge- oder Misslingen der Beziehung(en) und Selbstverwirklichungsprojekte stattdessen an die individuelle Kommunikationskompetenz und das Verhandlungsgeschick der Individuen. Sie löst sich aber

längst nicht von allen Prämissen und Anrufungen romantischer Liebe. Problematisch am Konzept der reinen Beziehung und darauf aufbauender Beziehungsmoralen erscheint etwa die unkritische Fortschreibung der romantisch-mononormativen und bürgerlich-kapitalistischen Konstruktion von Intimität entlang der Dualität von Öffentlichkeit und Privatheit, welche Intimität der Sphäre des Privaten, eines vermeintlich Geschützten und vor Eindringlingen zu schützenden Bereichs, zuordnet. So affiziert Hoffmann das Gebot der reinen Beziehung, Glaubwürdigkeit und Vertrauen (ineinander und in die Stabilität der Beziehung) herzustellen, indem die Partner\*innen untereinander kommunikative Transparenz praktizieren und „[o]ffenlegen [...], was vor Anderen verborgen wird“ (Giddens 1993: 153):

„Dieses Sich-Öffnen füreinander bringt unweigerlich den Ausschluss anderer mit sich, da man die mit dem Sich-Öffnen einhergehende Verletzlichkeit möglichst limitieren möchte. Intimität zieht somit Exklusivität nach sich. Die Form von Exklusivität ist jedoch nicht mit der totalen Exklusivität der romantischen Beziehung zu verwechseln, da sie weder notwendig auf die Dyade eines Paares beschränkt sein muss und da sie durchaus mehrere parallele Exklusivitäten mit verschiedenen Partnern zulässt.“ (Hoffmann 2012: 134)

Auch wenn Hoffmann die Intimität reiner Beziehungen nicht mit der „absoluten Exklusivität der romantischen Beziehung“ gleichgesetzt sehen will, wird Intimität doch ganz klassisch bürgerlich in den behaglichen Innenräumen der jeweiligen Beziehungen verortet. Intimität ist die Linie, sie zieht die Grenze, hinter der Vertrauen/Geborgenheit/Beziehung aufhören und Verschwiegenheit/Verletzlichkeit/die Anderen (verstanden als etwas Unliebsames) anfangen – oder eben eine andere, separate Liebesbeziehung, die eine andere Intimität umschließt und sich durch diese definiert und konturiert.

„This construction of relationships as fortified spaces is a main element of mononormativity, highlighting the socially isolating nature of monogamy. In this view, the boundaries of relationships are not imagined as semi-permeable and fluid; rather, dyadic insulation upholds illusions of security and stability for those entering couple status.“ (Bauer 2014b: 109)<sup>53</sup>

Zwar hat sich das (Staats-)Bürgersubjekt der reinen Beziehung, wie sie Hoffmann vor-

---

53 Bauer (2014b: 109) weist in diesem Zusammenhang auch auf Verbindungen zur Konstruktion von nationaler Identität und der Abschottung von Staatsgrenzen hin: „Dyadic containment rhetorically aligns relationships with nation-states, whose borders have to be policed in similar ways and which are also imagined as ‘home’ to the people. Both seem to function to disable connection and touch across boundaries, isolating people under the pretense of creating emotional bonds via marital or romantic love and patriotism, the love for one’s country.“

zuschweben scheint, (sexuell) nicht notwendig innerhalb *einer* romantischen Festung eingerichtet. Aber doch fernab von möglichen Intimitäten, die Beziehungsgrenzen überschreiten und/oder die nicht oder nur teilweise die Form von (Liebes-)Beziehungen bzw. Partnerschaften annehmen und/oder die weit mehr Akteur\*innen einbeziehen könnten als die menschlichen Subjekte, die sich kommunikativ und vertrauensvoll einander öffnen. Auf diese und andere Probleme, die sich das Polyamorie-Konzept durch Übernahme und Fortschreibung bestimmter Elemente der Diskurse der romantischen Liebe und/oder der reinen Beziehung einhandelt, gehe ich weiter unten (in Abschnitt 2.4.3) ausführlicher ein.

## **2.4.2 Polyviduen?**

Wie weiter oben dargestellt, geht die mainstream-soziologische Individualisierungstheorie von einer Begünstigung der Pluralisierung der Lebensformen aus, von einem Siegeszug der reinen Beziehung, von der Freisetzung der Individuen aus traditionellen Bindungen und von verbindlichen gesellschaftlichen Normen sowie von einem Zuwachs individueller Reflexions- und Gestaltungsfähigkeit des eigenen Lebens (siehe Abschnitte 2.3.2 und 2.4.2). Unter dieser Prämisse scheint es naheliegend, Polyamorie und, weitergehend, das Spektrum konsensueller Nichtmonogamien als „unkonventionelle Lebensformen“ (Schneider et al. 2000) zu betrachten, deren zunehmende Akzeptanz, Verbreitung und Ausdifferenzierung Ausdruck eben jenes fortschreitenden Individualisierungsprozesses sei: „Die Herauslösung aus Heteronormativität und Mononormativität, zu lieben, wen ich will und wann ich es will, bedeutet einen weiteren Schritt im Individualisierungsprozess der Liebe.“ (Kolberg 2015: 20) Allerdings, auch das wurde in den vorangestellten Abschnitten bereits diskutiert, kann vom soziologischen Individualisierungsdiskurs selbst eine fragwürdige Anrufung autonomer Subjekte ausgehen, sofern neben der Freisetzung nicht auch die vielfältigen intersektionalen Machtverhältnisse im Blick behalten werden, in die Subjekte verstrickt sind. Zudem rät Herma dazu, statt das lineare Voranschreiten der Liebes-Individualisierung vorauszusetzen auch Ungleichzeitigkeiten und Brüche in den Blick zu nehmen: „Insbesondere lineare Erklärungsmodelle gesellschaftlichen Wandels in den intimen Lebenswirklichkeiten, etwa die Vorstellung riskanter Individualisierung, permanenter Liberalisierung, Aufklärung oder Entstrukturierung, verstellen wichtige Aspekte des Bedeutungswandels der Liebe.“ (Herma 2009: 19)

Cornelia Schadler und Paula-Irene Villa gehen mit Beck/Beck Gernsheim (1990) und

Giddens (1993, vgl. Abschnitt 2.4.1) von einer „zunehmenden Individualisierung der Liebe/Intimität aus“ (Schadler/Villa 2016: 15).

„Dies meint, dass private Beziehungsformen zunehmend gestaltbar und gestaltungsbedürftig werden, insofern sich die normative Kraft der traditionellen Konventionen relativiert. Dies impliziert auch, dass sich mit der Selbstverortung als besonders individualisierte – mithin anti-konventionelle – Person Distinktionsgewinne im Sinne ausgeprägter Reflexivität und Autonomie erzielen lassen.“ (Schadler/Villa 2016: 15)

Allerdings, so betonen Schadler/Villa (2016: 18), werde jene Individualisierungstheorie in ihrer soziologischen Untersuchung zu *Liebe und Subjektivierung in Mehrfachpartnerschaften* „nicht affirmativ, sondern analytisch gebraucht[]“. Weitere theoretische Bezüge der Studie, für die sie im Jahr 2014 narrative Interviews mit 20 Menschen im deutschsprachigen Raum erhoben, „die sich selbst als polyamorös definierten“ (Schadler/Villa 2016: 15), bilden poststrukturalistische und (queer-)feministische Perspektiven nach Foucault (1983), Rubin (2003) und Butler (1991). Da Forschungsfrage und -ergebnisse mit Blick auf meine eigene Untersuchung von hohem Interesse sind, stelle ich im Folgenden die m. E. wichtigsten Ergebnisse vor.

Ein gewichtiges Merkmal der von Schadler und Villa re-/konstruierten Subjektivierungen in Polybeziehungen sind die komplexen Verschaltungen von Reflexivität und Authentizität. Die gesteigerte Bedeutung und Notwendigkeit von Praktiken der Reflexivität und des kommunikativen Austausches über die jeweiligen Gedanken, Empfindungen, Erwartungen usw. führen Schadler und Villa darauf zurück,

„dass Mehrfachpartnerschaften nicht über vordefinierte Subjektpositionen, die an den Beziehungen Teil haben, bestimmt werden können, sondern über dynamische Relationen und Beziehungskonstellationen. Definitionen von Liebe und Intimität verdichten und verflüssigen sich innerhalb dieser Transformationsprozesse. Vor diesem Hintergrund werden die dauerhafte (Selbst-)Reflexion und die darüber geführte Kommunikation zum zentralen Selbstverständnis in polyamoren Konstellationen.“ (Schadler /Villa 2016: 13)

Wie in Abschnitt 2.3.2 besprochen, arbeitete Honneth (2002) Steigerungen von Reflexivität (als Individualismus der Gleichheit einerseits) und von Authentizität (als Individualismus der Differenz andererseits) als zwei zunächst separate, wenn nicht gar gegenläufige Linien des Individualisierungsdiskurses heraus. In Abschnitt 2.3.2 habe ich Reckwitz' (2019) These von der gegenwärtigen Hegemonie des *singularistischen Lebensstils* mit seinen Maximen der Authentizität, Selbstverwirklichung und Differenz sowie seinen

Tendenzen zur Kulturalisierung, Ästhetisierung und Ethisierung aller Lebensbereiche besprochen. Die in jenem Abschnitt außerdem diskutierten soziologischen Gegenwartsdiagnosen (z.B. von Schneider 2009; Renn 2016) lieferten verschiedene Anhaltspunkte dafür, dass und wie sich die Subjektpositionen des reflexiven und des authentischen Subjekts in der Gegenwart durchdringen und transformieren, etwa in der Anrufung zur *eigenverantwortlichen* Selbstverwirklichung. Gemutmaß wurde auch, dass die Berufung auf Authentizität – auch oder gerade unter den vermeintlich unauthentischen und unromantischen Bedingungen der Postmoderne, die allerorts nur mit Zitaten, Ironie und Simulakren aufwarte – eben keine tödliche Krise erfahre. Stattdessen diene ein modifizierter Begriff von Authentizität (als produzierte und kuratierte Originalität statt ursprüngliche, innere Wahrheit des Subjekts) vielmehr dazu, die in einer immer unübersichtlicher werdenden Welt bröckelnde Souveränität des Subjekts zu retten: Schließlich könnten, zumindest bei entsprechend privilegierten Subjekten, alle möglichen Entscheidungen als richtige Entscheidungen und fast jedwedes Handeln als gutes Handeln durchgehen, solange sie darin Authentizität – und, der Differenz zuliebe, am besten auch Nonkonformität – für sich reklamieren können. Die Interviewanalysen Schadlers und Villas scheinen diese Thesen zu bestätigen und zeigen zugleich weitere Aspekte und diskursive Verschränkungen auf. Erstens betrifft dies die Ästhetisierung und Ethisierung von Reflexion und Kommunikation: „Reflexion wird als ‚schön‘ bezeichnet, sie bekommt im Narrativ eine ästhetisch-affektive Qualität“ (Schadler/Villa 2016: 18). Hierin erkennen die Autor\*innen „eine positive Aufladung von Reflexion und eine Selbststilisierung als ‚reflexiv‘, die Distinktionsgewinne verspricht“ (Schadler/Villa 2016: 18). Reflexion und Kommunikation erscheinen somit im Polykontext – anders als manche Kritiker\*innen unken mögen (siehe Abschnitt 2.4.3) – nicht als mühseliges und freudloses Zerdenken und Zerreden von Liebe und Leidenschaft. Vielmehr verleihen diese Praktiken (zumindest aus Perspektive ihrer Subjekte) der Beziehung eine besondere Qualität, die nicht nur eine ästhetische, sondern auch eine ethische Dimension besitzt: „Reflexivität und Kommunikation scheinen per se ‚gut‘ und ‚besser‘ als die präreflexiven Routinen der Konvention und die darin enthaltene Nicht-Kommunikation, die ihrerseits zu Heimlichkeiten und Scheinheiligkeiten führe.“ (Schadler/Villa 2016: 13) An dieser Stelle verkoppelt sich die Reflexions- und Kommunikationsethik auf zweifache Weise mit der Produktion von Authentizität und Differenz. Zum einen werden „Mehrfachbeziehungen [...] als authentischer und wahrhaftiger gedeutet als die Norm der Monogamie, die Menschen zur Lüge zwingt“ (Schadler/Villa 2016: 19). Der Appeal der



Polyamorie liegt hier also darin, qua Denken und Sprechen eine bedürfnisnähere, auf-richtigere und qualitativ höherwertige Beziehung zu führen – und vielleicht auch: eine höherwertige Form der Subjektivität zu kultivieren –, als (unhinterfragt) monogam lebende Menschen das vermeintlich tun. Dass im Sinne der reinen Beziehung heute *in jeder Beziehungsform* das gemeinsame Miteinander und die jeweils gewählte Beziehungsform reflektiert, besprochen und verhandelt werden müssten, bleibt hier offenbar außen vor. Oder aber: Polyamorie profiliert sich in dieser Hinsicht als Steigerungsform der reinen Beziehung.

Authentizität ist aber nicht nur zentrale Bezugsgröße innerhalb der Beziehung, sondern auch im Selbstverhältnis der Subjekte, die sich darüber als Individuen konstituieren. So schreiben Schadler und Villa referenzierend auf Foucault (1983):

„Die Form ‚individualisiertes Subjekt‘ verläuft vor allem über die rhetorische Betonung von je *eigenen* Bedürfnissen – Personen werden dabei als individuell unterschieden konturiert, was sich zudem durch die situative Gebundenheit von Bedürfnissen intensiviert. Zu dieser Form gehören Subjekte, die die eigenen wahren Bedürfnisse immer wieder suchen, finden und vermitteln“ (Schadler/Villa 2016: 22).

Anders als es die pastorale Konzeption eines Suchens und Offenbarens einer fixen und vorgängigen inneren Wahrheit nahelegte (siehe Abschnitt 2.1.3), die das Subjekt an seine Identität fesselt, werden diese wahren Bedürfnisse in Polybeziehungen situativ und kommunikativ produziert, so Schadler und Villa: „In den Praktiken des Verhandeln werden ‚authentische‘ Gefühle, Bedürfnisse und Begehren hervorgebracht und in einen rationalen Verhandlungskontext überführt.“ (Schadler/Villa 2016: 21) Rationalität, Debatte und Vereinbarungen stehen somit der Konstitution als authentisches Individuum nicht entgegen, vielmehr wird die Verhandlungsmasse (wie ich mich fühle, was ich mir wünsche, womit es mir gut geht, etc.) performativ hervorgebracht und wahrgemacht. Produziert wird aber nicht nur die Authentizität, die man braucht, um sie bzw. sich selbst am Verhandlungstisch in die Waagschale zu werfen, sondern auch Individualität als Differenz:

„Die Menschen erscheinen in den Interviewnarrativen als dauerkommunizierende und -reflektierende Beziehungsteilnehmer\*innen, deren Gefühle, Bedürfnisse und Begehren sich voneinander unterscheiden. In diesem Prozess werden nachdrücklich Unterschiede zwischen den Menschen postuliert (‚er will/sie will‘), die durch die Praktiken des Verhandeln sichtbar werden.“ (Schadler/Villa 2016: 21)

Immerzu alles mit allen zu verhandeln, stelle den „Beziehungskitt“ (Schadler/Villa 2016: 24) und daher die „wichtigste[] Norm und Tätigkeit in Mehrfachpartnerschaften“ (Schadler/Villa 2016: 19) dar. Daraus ergäbe sich eine „paradoxe Situation, in der die beteiligten Personen einerseits als *Individuen* geschaffen werden, die sich hinsichtlich ihrer Bedürfnisse und Begehren ‚natürlich‘ stark voneinander unterscheiden“ und in der andererseits „*Polyviduen* geschaffen [werden], deren Grenzen sich zeitweise im Netzwerk auflösen“ (Schadler/Villa 2016: 19, kursiv i.O.).

Damit ist die zweite These angesprochen, die Schadler und Villa an ihrem Interviewmaterial bilden: „Zugespitzt formuliert: Prozesse der Mehrfachintimität hinterfragen Subjektgrenzen und verfestigen diese gleichzeitig.“ (Schadler/Villa 2016: 24) Einerseits werde das Subjekt als mit authentischen und ihm ureigenen, unverkennbaren und unhintergehbaren Bedürfnissen, Ansprüchen, Wünschen ausgestattetes Individuum produziert, das sich somit von anderen Subjekten mit anderen authentischen Bedürfnissen differenziert.

„Zugleich lösen sich durch die ständigen Verhandlungen durch den Imperativ zur andauernden Kommunikation und durch die überaus starke Wahrnehmung des Selbst als Teil eines komplexen Beziehungsgefüges Individuumsgrenzen auf: Im polyamoren Kontext sollen alle alles über alle wissen können. Die ständige Kommunikation der eigenen Aktivitäten, Gefühle und Gedanken macht Nicht-Kommunikation verdächtig. Es entstehen *Polyviduen*. Diese polyviduellen Subjekte erscheinen nicht als Einzelne, sondern als Immer-Verbundene, die innerhalb dieses Verbundenseins zugleich hoch individuell sind.“ (Schadler/Villa 2016: 23)

Die Auflösungstendenz des klar umgrenzten Subjekts zeige „sich insbesondere in zwei für Mehrfachpartnerschaften wichtigen Regelungen: Ehrlichkeit und Offenheit, insbesondere hinsichtlich aller Beziehungen, sowie eine verantwortungsvolle ‚Sexualhygiene‘.“ (Schadler/Villa 2016: 21) Ob die *Norm* der Ehrlichkeit und Offenheit tatsächlich konsequent und durchgängig mit einer *Praxis* des ‚Alle teilen allen alles mit‘ korrespondiert und ob dies notwendig zu einem Durchlässiger-Werden von Subjekt- und Beziehungsgrenzen führt, wird im empirischen Teil der vorliegenden Arbeit noch weiter zu beobachten und zu diskutieren sein (siehe Unterkapitel 4.3). Das gilt auch für den zweiten Punkt, die Betonung von „Sexualität als geteilte[r] Verantwortung“, die die „körperliche Verbundenheit der Beziehungsteilnehmer\*innen evident“ (Schadler/Villa 2016: 23) mache:

„Körper, die sonst klar Unterschiede zwischen Individuen markieren (etwa in Verhandlungssituationen), werden hier brüchig. Sogenannte ‚leaky bodies‘ (Shildrick 1997) machen die Verbundenheit der Körper deutlich. Die körperliche Polyvidualisierung wird in dieser Situation sichtbar.“ (Schadler/Villa 2016: 22)

Einerseits deutet die konstatierte Brüchig- und Undichtigkeit auf das Potenzial hin, Intimität zu entgrenzen und „boundaries of relationships [...] as semi-permeable and fluid“ (Bauer 2014b: 109) zu rekonfigurieren. Andererseits ist die Assoziation von nichtmonogamem Sex mit einer gefährlichen Überschreitung/Verwischung/Kontamination von Körper- und Beziehungsgrenzen – im Gegensatz zur guten romantischen Verschmelzung und zu monogamem, heterosexuellem genitalem Penetrationssex zu Fortpflanzungszwecken – historisch keineswegs neu. In diesem Sinne stellt Nichtmonogamie, die sich als ‚verantwortungsvoll‘ geriert, weniger die biopolitische Risikokonstruktion selbst infrage: Indem sich z.B. alle Beteiligten nicht nur zu *safer sex* verpflichten, sondern auch dezidiert besprechen und aushandeln, welche Praktiken und Vorkehrungen als *safe* durchgehen und welche nicht, präsentiert sich einvernehmliche und ‚ethische‘ Nichtmonogamie als eine sicherere und damit moralischere und sozial akzeptable Alternative zu gedankenloser Promiskuität und zu beim mononormativen Fremdgehen erworbenen *sexual transmitted diseases* (STD), von denen man den Partner\*innen lieber nichts erzählt und dadurch auch deren Gesundheit gefährdet.

Allerdings, so schränken Schadler und Villa in Bezug auf die Thematisierung mehr oder weniger durchlässiger Körper ein: „Die materiellen Körper der Beteiligten scheinen, zumindest narrativ, generell in den Hintergrund zu treten. Körper tauchen allenfalls da auf, wo es um Krankheit oder Sexualität geht.“ (Schadler/Villa 2016: 23) Eine Entsprechende Leerstelle zeige sich auch in der (Nicht-)Thematisierung von Geschlecht – eine dritte aufschlussreiche Feststellung in der Studie Schadlers und Villas.

„Interessant ist, dass Geschlechtsidentitäten und -körper in den Alltagsnarrationen unseres Materials kaum vorkommen. [...] Alle Menschen erscheinen in den Erzählungen als Kommunizierende und Aushandelnde, alle Personen haben eigene Bedürfnisse und sind gleichermaßen Teil der komplexen Beziehungsgeflechte (Pflichten und Rechte inklusive). Die rhetorisch naturalisierten Bedürfnisse erscheinen als höchst individuell, jenseits von ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘. In den Erzählungen unseres empirischen Materials erscheinen geschlechtsneutrale Menschen, die vor allem höchst unterschiedliche Bedürfnisse sowie Kommunikations- und Verhandlungsfähigkeiten aufweisen. [...] Wir können hier lediglich vermuten, dass sich – neben nie auszuschließenden normativen Effekten durch das

Wissen um z. B. feministische Positionen der Interviewenden – die Personen im Sample entlang des ‚Individualisierungsimperativs‘ als ‚jenseits von Geschlecht‘ erzählen.“ (Schadler/Villa 2016: 23)

Auch dieser Befund ließe sich in verschiedene Richtungen deuten: Vielleicht stellt die Verhandlungsethik der Polyamorie ihren Partizipierenden Subjektpositionen bereit, die es ihnen auch im Alltag erlauben, sich jenseits binärer oder überhaupt irgendwelcher Geschlechtskategorien zu verorten? Vielleicht aber existieren solche diskursiven Gender-Positionen auch weiterhin, doch die polyamor lebenden Subjekte nehmen es sich (im Interview) trotzdem heraus, entsprechende Anrufungen zu ignorieren sich außerhalb dieser Positionen zu positionieren? Zugleich aber besteht offenbar die Gefahr, oder zumindest der Verdacht, dass die Konstruktion und Affirmation authentischer individueller Bedürfnisse und die Konstruktion als unterschiedliche, aber ebenbürtige Verhandlungspartner\*innen – darin ganz auf der Linie reiner Beziehungen – weiterhin bestehende diskursive und soziale Positionierungen als vergeschlechtlichte Subjekte unsichtbar macht. Machtverhältnisse und Ungleichheiten, die sich tagtäglich zwischen den Beziehungssubjekten materialisieren und ihre Beziehungen prägen, verschwinden so aus der Wahrnehmung.

Zusammenfassend, und für unseren Zusammenhang nochmals hervorzuheben, betonen Schadler und Villa die produktive Kraft des Konzepts und die Moralcodes der Polyamorie hinsichtlich der diskursiven Produktion von Subjektpositionen unter besonderer Berücksichtigung der Aushandlungs-Maxime:

„Die Subjektpositionen in den Narrativen zu den polyamoren Beziehungen pendeln zwischen Individuum und Polyviduum bzw. verklammern diese beiden Formen miteinander. Wir sehen diese spezifischen Subjektformen nicht als Grundlage für eine spezifische Form von Liebe und Beziehung, sondern – gewissermaßen umgekehrt – dass die Praktiken des Aushandelns bestimmte Subjekte hervorbringen, die im polyamoren Kontext normativ hegemonial gesetzt werden (z. B. das ‚ehrliche, offene, reflexive und nicht-konventionelle Individuum‘).“ (Schadler/Villa 2016: 22)

Zwar wird das Verhältnis von diskursiven Subjektpositionen, narrativen Selbstpositionierungen und tatsächlichen Subjektivierungen im Methoden- und Methodologie-Kapitel noch genauer zu diskutieren und zu definieren sein (siehe insbes. die Abschnitte 3.2.3 und 3.2.4). Die Ergebnisse und der Ansatz Schadlers und Villas geben aber einen ersten und inspirierenden Eindruck davon, dass Polyamorie bzw. konsensuelle Nichtmo-

nogamien nicht nur als Beziehungsphilosophien und -stile, sondern weitergehend auch Technologien und Praxen der Subjektivitätsproduktion untersucht und theoretisiert werden können.

### 2.4.3 Polyamorie in der Kritik

Viele der Einwände und Polemiken, die in kritischer Absicht speziell gegen das Konzept Polyamorie vorgebracht werden, lassen sich vor dem Hintergrund der weiter oben skizzierten Diskurse um romantische Liebe und reine Beziehung und deren Verbindungen zu den in Unterkapitel 2.3 diskutierten Theoremen der Individualisierung einordnen. Demnach scheint Polyamorie, je nach Perspektive und Argument, entweder zu sehr reine Beziehung oder zu romantisch.

Exemplarisch zeigen lässt sich die erstere Linie der Kritik, welche konsensueller Nichtmonogamie technokratischen Verrat am Gefühl vorwirft, an der Diskussion um die Diskursbeiträge Oliver Schotts. Als im Jahre 2010 Schotts Bändchen *Lob der offenen Beziehung* erschien, zog er damit allerlei Missgunst auf sich. Bereits drei Jahre zuvor hatte Schott (2007: 18) in der *Jungle World* erklärt, „[w]as an konformistischen und romantischen Beziehungsmodellen abzulehnen ist“ und dafür den Vorwurf kassiert, ein „Optimierungskonzept systemtheoretisch gefasster Beziehungsmodelle“ (Winter 2007: 5) zu propagieren. Schotts „Beziehungspragmatik“ (Behrens 2007: 18) der Eifersuchtsabschaffung qua Selbstdisziplinierung frage „nicht nach dem Wahren, sondern pragmatisch nach dem optimalen Funktionieren als einzigem Kriterium des Richtigen“ (Winter 2007: 5). „Die ganze Verhaltenheit der distanzierten, durchrationalisierten Begegnung, die Schott als Ideal vorschwebt“ zeuge von „traurige[r] Abgeklärtheit, [...] Distanzierung, Rationalisierung und Beherrschung noch in den engsten Zweierbeziehungen“ (fremdgenese 2007: 18). Im *Lob der offenen Beziehung* werde von Schott dann insbesondere die „Polyversion als Optimierung menschlichen Sozialverhaltens gefeiert“ (Dankemeyer 2011).<sup>54</sup>

Ein beliebter Vorwurf an das Programm und (Selbst)Verständnis der Polyamorie bzw. der „Polyamoristen“ lautet, sie redeten der neoliberal-gouvernementalen Anrufung zur

---

54 Tatsächlich lobt Schott (2010: 88) zwar die offene Beziehung, rät aber weitergehend dazu, Hierarchien zwischen Partner\*innen bzw. zwischen Primär- und Sekundärbeziehungen höchstens als „Übergangsformen“ zu tolerieren, nicht aber „an diesem Punkt stehenzubleiben und der sanften Exklusivität der Hauptbeziehung die Kritik zu ersparen, die auch gegen die harte Exklusivität der monogamen Liebesbeziehung vorzubringen ist“. Dies habe ich (Mayer 2011: 37) seinerzeit als „moralisierendes Evolutionsmodell“ und „Beispiel für Poly-Normativität“ kritisiert, da ich hier eine Tendenz zur pauschalen Höherbewertung im Gestusmoralischer Überlegenheit (vermeintlich) egalitärer Polybeziehungen gegenüber als regressiv konstruierten, hierarchischer strukturierten Nichtmonogamien sah.

Selbstverwirklichung und -optimierung (vgl. Abschnitt 2.3.3) das Wort und seien Produkt derselben:

„[P]olyamorists are portrayed as some wondrous beings who have an amazing capacity to have many lovers. Easton and Liszt even go as far as to describe polyamory as an ‘advanced sexuality’ (1997, p.268). Many of these texts issue a blueprint for discovering your true authentic sexuality, and there is a great emphasis upon self-improvement. These narratives are often framed within a discourse of choice, free-will and personal liberty. These popular stories of polyamory are therefore easily subsumed into a wider neoliberal agenda.“ (Wilkinson 2010: 244)

Richteten sich historische Kämpfe gegen Mononormativität noch gegen grobe und internalisierte gesellschaftliche und politische Missstände wie Patriarchat, Kapitalismus, Faschismus, „zielt der Begriff Polyamorie kaum auf Gesellschaftskritik, dafür umso stärker auf individuelle Persönlichkeitsentfaltung und Selbstbestimmung: Liebesgefühle aller Art, auch und vor allem zum eigenen Selbst, sollen nicht durch gesellschaftliche Strukturen beschnitten werden.“ (Schadler/Villa 2016: 13) Statt als politischer Einsatz erscheint Polyamorie so als privilegierte Arena des trügerischen neoliberalen Freiheitsversprechens der Persönlichkeitsveredelung, individualisierter Machbarkeitsfantasien und der Differenzvermarktung.

Auch wenn die Kritiknoten an Schott ebenfalls mit Begrifflichkeiten wie „Optimierung“ oder auch „Arbeit an sich selbst“ (Klaue 2011) aufwarten, wirkt Schotts Plädoyer für Nichtmonogamie durch den (ihm unterstellten) Anteil an herzenskaltem Funktionalismus, unsinnlichem Protestantismus und Selbst*disziplin* offenbar zu wenig auf Selbst*verwirklichung* ausgerichtet, zu normativ und nicht normalistisch genug, um von seinen Kritiker\*innen als im engeren Sinne neoliberal abgetan werden zu können. Stattdessen verkenne und verrate Schotts „praktische Ethik der Gefühle“ – und gleiches gelte für alle „Apologeten von Polyamorie“ – das emanzipatorische Potenzial (früh-)romantischer „Individualität, sinnliche[r] Lust und Spontaneität“ (Klaue 2011).

„Indem sie das am Modell der bürgerlichen Ehe gewonnene Ideal der Monogamie pauschal als ‚romantisch‘ verwerfen, verstellen sie sich den Blick auf die Dialektik von bürgerlicher und romantischer Liebe. Letztere ist nicht einfach die Ideologie der ersteren, sondern klagt polemisch ein, was diese nur versprach.“ (Klaue 2011)

Besonderer Dorn im Auge ist den Retter\*innen der romantischen Leidenschaft und der „geduldige[n] Hinwendung zum Besonderen, Individuellen, [...] das Eigentumsprinzip

transzendierenden Form von *Treue*“ (Klaue 2011, kursiv i. O.) das durch polyamore „Kommunikationsnormen“ verordnete Hervorzerrn und Zerreden des „Sprachlose[n], Dunkle[n], Unbearbeitete[n], das Sexualität in der gegenwärtigen Gesellschaft notwendig ausmacht“ (Klaue 2011: Abs. 9.). Wohlwollend gewendet: „Pure Vernunft darf niemals siegen.“ (Tocotronic) Allein, beim Versuch der Verteidigung und Reanimierung mystisch-extradiskursiver Affektivität schweigt Magnus Klaue von Machtverhältnissen und Gewalt, von hetero-patriarchalem Sexismus und Mononormativität.<sup>55</sup> Immerzu beschwätzen, regeln und dadurch einschränken zu wollen, was besser ungeregelt und uneingeschränkt bliebe, wird Polyamorie interessanterweise aber nicht nur von (Früh-)Romantik-Fans vorgeworfen, sondern auch von beziehungsanarchistischen Anti-Romantiker\*innen: „Polyamory requires a lot of rules. [...] Rules have an inverse relationship to trust. They are intended to bind someone to someone else’s preferences. They are aimed at constraint. I will limit you, and you will limit me, and then we’ll both be safe.“ (Zanin 2013; ausführlicher zur beziehungsanarchistischen Kritik s. u.)

Aus diskurs- und dispositivtheoretischer Sicht fällt die diskursive Nähe von idealtypischer Polyamorie und *reiner Beziehung* mit ihrer Subjektposition vermeintlich gleichberechtigter und -befähigter Verhandlungspartner\*innen ins Auge. Verhandlungsmoral und das Ideal demokratisch erzielten Einvernehmens negierten und verstärkten Machtverhältnisse und an Differenzkategorien geknüpfte Ungleichheiten. Unter anderem reifiziere der Polyamorie-Moralcode und die von ihm ausgehenden Anrufungen klassistische Privilegien: „[T]he endorsement of reflexivity, relationship talk, the rationalisation of emotions and carefully scripted negotiation in polyamory favours particular modes of habitus, which are much more prevalent in middle class cultures“ (Klesse 2014a: 207).<sup>56</sup> Die hohen Anforderungen, die Polyamorie an die individuelle Reflexions-, Kommunikations- und Verhandlungskompetenz stellt, werden zum einen als Barrieren des Zugangs zum polyamoren Lifestyle kritisiert. Zum anderen produzierten sie Subjektpositionen der Überlegenheit für jene aufgeklärten, distinguierten und smarten Subjekte, die es bewerkstelligen, die komplizierten Vokabeln und Spielregeln des Poly-Codes zu verstehen und umzusetzen. Der Polyamorie-Diskurs formiere seinen Gegenstand, seine Be-

---

55 Karina Korecky, selbst beileibe keine Freundin der Polyamorie, konstatiert bezugnehmend auf Klaues gender-vergessenen Rekurs auf das wahre Potenzial romantischer Liebe: „Das Modell für Klaues Haltung, die von einer bestimmten Strömung der deutschen Linken, die eher Subjektrettung als -kritik betreiben will, geteilt wird, hat vielleicht schon Max Horkheimer 1936 in den Studien über Autorität und Familie geliefert.“ (Korecky 2017: 20)

56 Wie in Abschnitt 2.3.3 besprochen, definiert Reckwitz (2019: 275) die „neue Mittelklasse“ weniger über ökonomisches denn über kulturelles und insbesondere Bildungskapital.

griffe und seine Subjekte „on the expense of its ,Others“ (Klesse 2006). Dabei gehe es nicht nur um die Frage, welche Formen der Nichtmonogamie und welche Subjekte dazu gehören dürfen und wollen und welche nicht, also nicht nur um Ein- und Ausschlüsse. Sondern auch um mehr Sensibilität dafür, welche ungleichheitsbedingten und -bedingenden Wissens- und Machtimbancen *innerhalb* von Poly-Communities und *zwischen* polyamoren Beziehungs-Subjekten bestehen können. „Polyamory endorses the values of shared knowledge, commitment, integrity and consent [...]. In reality, of course, consent is contingent and always compromised by power imbalances between partners“ (Klesse 2014a: 204). Verhandlungspositionen und -chancen sind „profoundly troubled by gender inequalities“ (Klesse 2014a: 205). Gerade in konsensuell nichtmonogamen Beziehungen könne das Gleichberechtigungsideal dazu führen, dass Ungleichheiten eher kaschiert und beschönigt werden denn thematisiert und bearbeitet, wie Raab (2019) in Bezug auf die Verteilung von Care-Arbeit ausführt. Cornelia Schadler (2020) hat *klassistische Kommunikationspraktiken* und *kommunikative Gewalt in Polykülen* untersucht und fragt:

„Wer ist fähig zur erwähnten reflexiven Kommunikation? Wer kann sich richtig ausdrücken? Braucht es ein geistes- und sozialwissenschaftliches Studium, um die richtigen Worte zu finden? Was ist mit Menschen, die nicht gern sprechen wollen oder können? Was ist mit jenen, die in kommunikativen Aushandlungen unterlegen sind? Und wie hängt das mit jenen Machtverhältnissen in der Mehrheitsgesellschaft zusammen, die viele Polyküle zu überwinden glauben?“ (Schadler 2020: 178)

Zu untersuchen wäre außerdem, ob und inwiefern sich (unabhängig von oder in Relation zu hierarchischen Subjektpositionen) im Selbstinspektions- und Kommunikationsimperativ der Polyamorie möglicherweise die pastorale Technologie des Geständnisses und der Identifizierung aktualisiert (Mayer 2011: 31f.). Im Analyseteil 4.3 befaße ich mich ausführlich mit den Kommunikationsnormen des Moralcodes konsensueller Nichtmonogamie, wie er sich anhand meiner Interviews darstellt, sowie mit der dadurch angerufenen Subjektposition und den Selbstpositionierungen der Interviewten im Hinblick auf den Code. Dabei werden auch Grenzen der Besprechbarkeit und Einvernehmlichkeit zwischen den Beziehungssubjekten deutlich.

Zusammenfassend zum Problem der Privilegierung und Privilegiertheit, das im Zusammenhang mit Polyamorie (eventuell stärker als als im Kontext anderer Formen der Nichtmonogamie) besteht, konstatiert Klesse:



„In the context of polyamory, privilege is a pressing issue on various accounts: (a) the structural exclusivity of poly communities in terms of class and race, (b) the marginalisation of certain groups within poly communities and (c) the difficulties of intersubjectively negotiating power differentials within crossclass or crossracial intimacies. The latter two issues are important, because even if poly communities are predominantly white, highly educated and middle class, they are not necessarily exclusively so. Tensions regarding class and racial/ethnic differences thus do occur within polyamorous communities and relationships (see Klesse 2007; Sheff 2006). Polyamorous communities will only be able to measure up to their self-set expectation to advance ‚egalitarian‘ routes to intimacy and eroticism, if the culture of privilege which underpins current poly relationship and community practices is fully understood.“ (Klesse 2014a: 208)

Akademische Wissensproduktion ist – als machtvoller Akteur\*in im Feld der diskursiven Konstruktion von Polyamorie und zugehöriger Subjektpositionen – an der Errichtung (oder dem Abbau) von Bevor- und Benachteiligungen, Zentrierungen und Marginalisierungen nicht unbeteiligt. Ihr wurde unter anderem eine Dominanz *weißer* und ein Mangel an dekolonialen Perspektiven bescheinigt (Haritaworn et al. 2006; Pallotta-Chiarolli et al. 2020) sowie fehlende Berücksichtigung der Belange von Trans\*personen oder der Intersektionalität mit dis/ability (Noel 2006). Zwar erhalten Ein- und Ausschlussmechanismen in der Forschung mittlerweile verstärkte Aufmerksamkeit und es wird versucht, queere und anderweitig marginalisierte Stimmen in den Diskurs einzubringen. Bis dato randständige Themen wie Polyamorie und Elternschaft finden neuerdings gar Eingang in familiensoziologische und feministische Literatur und Debatten um die „Familie von morgen“ (Schadler 2019b: 89; vgl. Mayer 2022). Doch es besteht weiterhin die Gefahr, zirkelschlüssig vor allem jene Subjekte in die Forschung einzubeziehen und dann auf Basis der Daten jene Subjektpositionen zu reproduzieren, die sich ohnehin schon als typisch oder repräsentativ für Polyamorie qualifiziert hatten. Sei es durch die gewählten Erhebungsmethoden, pragmatische Entscheidungen beim Feldzugang, situiertheitsbedingte subjektive Färbungen der Interpretation oder die schlichte Tatsache, dass soziologische Drittmittel- und Stipendiumsanhträge zu Forschungsthemen, deren Relevanz sich den Geldgeber\*innen nicht erschließt, wenig Aussicht auf Erfolg haben. Von all diesen Problemen kann sich die vorliegende Studie nicht ausnehmen.

Während ein weiter oben skizzierter Argumentationsgang Polyamorie vorwirft, zu rationalistisch und ordnungsliebend zu sein (brav nach Anleitung vorgehende Subjekte anzuziehen und zu produzieren, die jede Leidenschaftlichkeit zerdenken, zerreden und ent-

zaubern), konstatiert eine andere Linie der Kritik, Polyamorie säße der normativen Liebes-Emphase des Romantikdiskurses auf. Das für die deutschsprachige Rezeption prägende Buch *Polyamorie. Eine Erinnerung* (Schroedter/Vetter 2010) begegnet dem Konzept durchaus mit Sympathie – was den Autor\*innen den nicht zutreffenden Vorwurf einbringt, „liberales Leben im falschen“ und „Training für [...] Selbstkonditionierung“ (Dankemeyer 2011) zu propagieren. Thomas Schroedter und Christina Vetter nehmen in ihrer durchaus differenzierten Betrachtung ein Argument auf, das Klesse schon einige Jahre zuvor formuliert hatte: „The prevalent definition of polyamory as ‚responsible non-monogamy‘ usually goes hand in hand with a rejection of more sex- or pleasure-centred forms of non-monogamy, such as ‚casual sex‘, ‚swinging‘, or ‚promiscuity‘.“ (Klesse 2006: 565) Ergänzend zur Kritik an der hierarchischen Konstruktion von ethisch-verantwortlicher versus verantwortungslos-leichtsinniger Nichtmonogamie problematisieren Schroedter und Vetter die (Über-)Betonung tiefer emotionaler Verbundenheit und eine „starke Tendenz innerhalb der Polyamory-Bewegung, Sex ohne Liebe als nicht polyamorös (ab-)zuwerten“ (Schroedter/Vetter 2010: 36). Hierin erblicken sie ein unreflektiertes Festhalten an der romantischen Beziehungsnorm: „Das Ideal romantischer Liebe prägt auch hier den Diskurs, und die Zusammengehörigkeit von Intimität und Sexualität wird als Norm übernommen.“ (Schroedter/Vetter 2010: 36) In wesentlichen Leitsätzen und Anrufungen (re)produziert Polyamorie demnach *Amatonormativität* (Brake 2012), also die Auffassung, dass es für Erwachsene das höchste Glück und unerlässlich sei, sich in stabilen, emotional hoch bedeutsamen Liebesbeziehungen zusammenzufinden. Als Advokatin der Mehrfach-Liebe stimme Polyamorie in den gesellschaftlich hegemonialen Diskurs der Überhöhung von Liebesbeziehungen und -paaren (Pöll 2020). Gerade durch ihre amatonormativen Züge geriere sich Polyamorie als verständlicher, gefälliger und damit akzeptabler als andere Formen der Nichtmonogamie (Mayer 2022: 602). Sex werde im Verhältnis zur Beteuerung tiefer Liebesgefühle und ‚ernster Absichten‘ als sekundär konstruiert. Und doch soll die Liebe auch körperlich sein, um den besonderen Status der Partner\*innenbeziehung(en) in Abgrenzung zu anderen zu definieren und zu festigen:

„For monogamists and many poly people, a ‚partner‘ is someone you are both fucking and romantically attracted to, and only that kind of relationship can be a space for commitment, for long-term cohabitation, for childrearing, for profound emotional intimacy and vulnerability, for financial interdependence, for sensual touch and nongenital physical affection, etc. For these people, a ‚friend‘ is not as important as a partner because they’re

neither the object nor the source of sexual desire and romantic attraction.“ (the thinking asexual 2013)

Die bürgerlich-romantische Konstruktion von Intimität als Innenraum und -leben von Liebesbeziehungen und deren Übernahme in das Konstrukt ‚reine‘ (Poly-)Beziehung habe ich bereits in Abschnitt 2.4.2 thematisiert: Das Wort „Beziehung“ steht spezifisch und emblematisch für Liebesbeziehungen, genauer: für Liebesbeziehungen, in denen genitaler Sex aus/mit Liebe praktiziert wird. Solche ‚richtigen‘ Beziehung-Beziehungen gelten als klar abgrenzbar von und qualitativ höherwertig als Beziehungen (und Subjekte), bei denen es ‚nur‘ um Sex oder überhaupt nicht um Sex oder um andere Spielarten von Sex geht (zur Problematisierung des Beziehungs-Begriffs durch meine Interviewpartner\*innen siehe Analyseabschnitt 4.4.2.4). Gegen den Moralcode der Amatonormativität und die damit verbundene Praxis des Kategorisierens, Separierens und Bewertens – einschließlich der polyamoren Unterscheidung von Primär- und Sekundärbeziehung(en), die sich das romantische Prinzip der Höchstrelevanz (vgl. 2.4.1) zu eigen macht – bringt sich das Konzept *Beziehungsanarchie* in Stellung:

„Relationship anarchy goes further than polyamory in its departure from the monogamous norm. [...] [It] seeks to completely break down [...] the Romantic Sex-Based Relationship Hierarchy by erasing relationship categories determined by the presence or absence of sex and/or romance.“ (the thinking asexual 2013)

Mit dem Anspruch, jede menschliche Beziehung losgelöst von vorgegebenen Schubladen individuell zu betrachten und zu formen, positionieren sich Beziehungsanarchist\*innen in bewusster politischer Konfrontation zu Amato-, Mono- und Polynormativität – und gegen (Selbst)Normalisierungsversuche von Polyamorie:

„Point is: Relationship Anarchy isn’t just ‚non-hierarchical polyamory.‘ It’s not even ‚customize your own relationships outside the bounds of amatonormativity.‘ Relationship Anarchy is a politic and, as both politic and practice, it’s actively anti-monogamy, anti-marriage, and anti-contracts/rules/policing. In a certain way, Relationship Anarchy is exactly what the Poly Movement has spent the last couple of decades trying to convince people it’s NOT.“ (Foxtale 2015)

Franklin Veaux und Eve Rickert ordnen das Konzept der Beziehungsanarchie mit seiner unbedingten Wertschätzung von „personal autonomy“ (Veaux/Rickert 2014: 21) als „the extrem end“ einer Nichtmonogamie- und Subjektposition „of free agency“ (Veaux/Ri-

ckert 2014: 22) ein: „The free-agent model places responsibility for decision making, and for bearing the consequences, on each person individually.“ (Veaux/Rickert 2014: 21) Beziehungsanarchie positioniert sich nicht als Widersacherin, sondern vielmehr als edelste (da freiwillige, selbstbestimmte und de-kategorisierende) Form von *commitment*. Mit Foucault müsste sie sich vermutlich fragen lassen, ob die ihr immanente Gouvernementalität souverän entscheidender, eigenverantwortlich handelnder Individuen nicht wiederum bestehende Machtverhältnisse, Positionierungen und Abhängigkeiten ausblendet.

Ein weiterer für meine Arbeit wichtiger Fokus der Kritik liegt auf Auslegungen von Polyamorie als sexueller Identität und/oder Orientierung. Identitäts- und Orientierungsdiskursen sowie entsprechenden Repräsentations- und Assimilationspolitiken der Polyamorie geht es in der Regel darum, analog zum ‚Erfolgsmodell‘ der Homosexualität gesellschaftliche Anerkennung und Rechte einzufordern (so wie es etwa Tweedy 2011 anstrebt). Außerdem versuchen diese Politiken, (potenziell) polyamor Lebenden eine Subjektposition, eine Gruppenidentität und ein Banner bereitzustellen, auf die sie sich positiv beziehen und unter denen sie sich versammeln können (Klesse 2014b: 94). Mit der Betonung von Natürlichkeit und Schicksalhaftigkeit stellen Identitäts- und Orientierungsmodelle einen – je nach Perspektive entweder von gouvernementaler Responsibilisierung entlastenden oder das Potenzial selbstbestimmten Handelns einschränkenden – Gegenentwurf zu Anrufungen und Narrativen der freien Wahl und der Eigenverantwortung dar. So berichtet Meg John Barker anhand eigener Forschungsergebnisse:

„Many of the participants’ statements strongly related to an implicit either/or question of whether polyamory is a part of one’s identity (generally linked to the idea that it is part of one’s ‚natural‘ make-up) or whether it is simply a behaviour people carry out (generally linked to the idea that people can ‚choose‘ to be polyamorous or not).“ (Barker 2005: 83)

Die in den Abschnitten 2.1.3 und 2.1.4 sowie 2.3.1 und 2.3.2 vorgestellte Kritik und Dekonstruktion von Identitätsmodellen und die queere Problematisierung von Bezugnahmen auf sexuelle Orientierung als „a natural, biological, unlearned, and unchanging sexuality“ (Anders 2015: 1182) greifen jedoch auch hier:

„[T]he promotion of sexual orientation models of polyamory will strengthen one-dimensional poly identity political currents in the wider field of politics around consensual non-monogamy. The equation of polyamory with sexual orientation may undermine the disruptive potential of the category polyamory, achieve only selective protection under the

law, obstruct the ability of poly movements to pursue broader alliances, and foster a politics of recognition at the expense of a more transformative political agenda.“ (Klesse 2014b: 92)

Gegen essentialistische Modelle der Polyamorie bzw. der Nichtmonogamie stehen Forschungsansätze und Theoreme, die Polyamory (sowie auch Monogamie) als „strategic identities“ und „strategies of sexual expression rather than as immutable orientations“ (Robinson 2013: 21) betrachten und die eine kohärente Identität polyamor lebender Subjekte weder voraussetzen noch durch Polyamorie hervorgebracht sehen: „It seems that polyamory has the capacity to help people to explore the different facets of themselves and perhaps come to alternative understanding of self identity through the different ways they might see themselves reflected in the eyes of others they are closely involved with.“ (Barker 2005: 78) Klesse (2014b) und Baumgartner (2020) setzen essentialistischen Seins-Modellen und -Aussagen eine Perspektive auf Polyamorie als *Praxis* statt als Identität entgegen. Veaux und Rickert (2014: 12) empfehlen: „It’s useful to think of polyamory as an outgrowth of a certain set of relationship ideas. Rather than asking, ‚Am I polyamorous?‘ you could ask yourself, ‚Are the tools and ideas of polyamory useful to me?‘“ Solche Konzeptionen der Poly-Philosophie als *toolbox* zur Ausbildung einer bestimmten Praxis, Haltung und/oder Subjektivität kommen bereits sehr in die Nähe einer Auffassung und Nutzung von Polyamorie als Ethik im Sinne Foucaults (vgl. Abschnitte 2.1.1 und 2.1.2) – also als Rahmen und Praxis der Selbstkonstitution und -führung als moralisches Subjekt, als Set von Praktiken der Selbstsorge und/oder als Ästhetik der Existenz (Cascais/Cardoso 2019: 22; Vaz da Silva et al. 2017). Dieser Perspektive wird im Analyseteil (unter 4.4.1) weiter zu folgen sein. Ebenfalls konträr zu identitären Konzeptionen bewegen sich Forschungen und Positionen, die Nichtmonogamie in spinozischer bzw. deleuzianischer Manier als Prozess des Begehrens und des Werdens in den Blick nehmen (Mayer 2014a, 2014b; Pieper/Bauer 2014; vgl. 2.2.1, 2.2.2 und 4.2). Ein dualistisches Verständnis von Monogamie und Nichtmonogamie stellen Ansätze und Studien infrage, die auf Überschneidungen und Grauzonen in der Praxis (nicht-)monogamer Beziehungsführungen hinweisen, zum Beispiel hinsichtlich der Herstellung von Transparenz (Mayer 2011: 32ff.), und der Erkundung von „fluidity, hybridity and transcendence [...] that disrupt and arguably outdo the non/monogamy system“ (Ferrer 2018: 3). Ein Verständnis von Beziehungen als *agencement* (vgl. Abschnitte 2.2.2 und 2.2.3) durchkreuzt die Dichotomie Monogamie/Nichtmonogamie und die Klassifizierung von Beziehungsformen anhand der Anzahl beteiligter Personen. Sex

involviert, so argumentiere ich im Anschluss an Margret Shildricks Überlegungen zu „libidinal intensities which play not across unified and integrated bodies, but at points of connection between disparate surfaces or entities that may or may not be organic“ (Shildrick 2004), *immer* mehr als zwei Akteur\*innen.

„Wird beispielsweise berücksichtigt, dass selbst die konventionellste monogame Blümchen-Sexualität nicht im luftleeren Raum stattfindet, sondern in einem bestimmten Setting, das an der Begegnung Teil hat und diese mit konstituiert – ist es dann noch monogamer Sex? Oder handelt es sich vielmehr um ein temporäres, sich ständig neu konstellierendes Zusammenfließen von Körperteilen und -zonen, Ge- oder Missfallensäußerungen, Einrichtungsgegenständen, Phantasien [...]? In ähnlicher Weise könnten nicht nur Sexualität, sondern alle möglichen Aktivitäten Liiertes (sich eine E-Mail schreiben, ein Abend vor bzw. mit dem Fernseher, Ausgehen mit Freund\_innen ...) von ihrer Zentrierung auf das monogame Paar gelöst werden, ohne dass die betreffenden Beziehungen und Zusammenkünfte dabei unbedingt als (im herkömmlichen Sinne) nichtmonogam definiert sein müssen.“ (Mayer 2014a: 192f.)

Was für die einen zur Durchkreuzung, Verflüssigung und Dekonstruktion tradierter Beziehungs- und Identitätskategorien einlädt, steht für andere unter Verdacht, ein Sammelorium neoliberaler Identitäts-Tickets auszugeben (Linkerhand 2017, 2020; vgl. 2.3.4). Im Hinblick auf die Ausdifferenzierung von Nichtmonogamie-Konzepten, Subjektpositionen und Selbstpositionierungen amüsiert sich Korecky:

„In den Selbstbeschreibungen scheinen die individuellen Liebes- und Beziehungsgeschichten hinter der Sorge um das zutreffende Label zu verschwinden: ‚How to know? Polyamorous or non-monogamous?‘ oder ‚Relationship Anarchy vs. Nonhierarchal Polyamory?‘ Die Zweifel an der richtigen Identitätsbezeichnung, die Suche nach der passenden Überschrift, unter der die eigene Liebespraxis einsortiert werden kann, ist der Drang und Zwang sich bestimmten Markierungen zuzuordnen, wie er sich in schwächerer Form auch in den Selbstdarstellungen von, beispielsweise, Mitgliedern eines Vereins für Modelleisenbahnbau äußert.“ (Korecky 2017: 20)

Bezeichnungspraxis und Subjektivierungen konsensueller Nichtmonogamien als Äquivalent zu spießbürgerlicher Vereinsmeierei? Autsch! „Das Sprechen [...] in endlos sich verzweigenden Definitionsketten“ (Korecky 2017: 20) ordnet die Autor\*in mit Foucault als dem Sexualitätsdispositiv verhaftetes Bedürfnis ein, unablässig „die ‚Wahrheit‘ der Person“ festzustellen und zum Reden zu bringen (wobei in den vorherigen Abschnitten deutlich wurde, dass die ‚innere‘ Wahrheit mittlerweile durchaus auch eine fragmentier-

te, flexible und situativ produzierte sein darf, solange sie authentisch wirkt). Auch ich habe mich mit Blick auf die vielen schillernden Begriffsschöpfungen des Polydiskurses gefragt:

„Wird denn nicht stets auch etwas abgeschnitten, etwas ausgeschlossen, etwas stillgestellt, etwas in die Ordnung des Diskurses (Foucault 2021) eingepasst oder – wie wir mit Gilles Deleuze und Félix Guattari (1977, 1992) sagen könnten – ein Begehrensstrom codiert, sobald ich ein Etikett draufklebe und einen Beipackzettel dazulege? Sobald ich mir eine Bezeichnung als ein ‚Ich bin so und nicht anders‘-Identitätsangebot zu eigen mache und/oder von anderen damit gelabelt werde? Ist es nicht manchmal besser, unaussprechlich zu sein, unleserlich, unvernünftig, unsagbar, unbeschreiblich, unerhört, weil weniger gut zu katalogisieren, weniger schnell in eine Schublade zu stecken, weniger leicht zu regieren? Einfach mal genüsslich die Aussage verweigern?“ (Mayer 2020a: 42)

Nach wie vor gehe ich davon aus, dass sich in den neuen Benennungen nicht (nur) das Begehren ausdrückt, sich in identitären Subjektpositionen einzurichten, sich in kleinlichen Streitereien um das korrekte Label zu verlieren und um sich selbst zu kreisen. Neue Bezeichnungen sowie Resignifizierungen alter Worte können auch als Spuren und Werkzeuge der Transformation des Moralcodes und der Ermöglichung neuer Formen der Subjektivität, der Affizierbarkeit und des Beziehungsaufbaus (auch im weiteren Sinne von ‚mit anderen in Beziehung treten‘) gelesen werden. Das wird sich allerdings kaum rein theoretisch und abschließend klären lassen, und vermutlich auch nicht in einem Entweder/Oder auflösen. Unter 4.1 befasse ich mich eingehend mit Positionen der Identität, unter 4.4 gehe ich auf Sprachpolitik ein, und die Frage, welcher Art nichtmonogame Subjektpositionen und Positionierungen sind, durchzieht ohnehin den gesamten Analyseteil.

## 3 FORSCHUNGSDESIGN

In diesem Teil stelle ich zunächst die wissenschaftstheoretischen und methodologischen Grundlagen dar, auf denen meine Studie fußt, insbesondere das Prinzip der datenverankerten Theoriebildung im Stil der Grounded Theory Methodologie (GTM) und das Prinzip der Reflexion der Situiertheit wissenschaftlicher Erkenntnisse (Abschnitt 3.1). Daran anschließend erörtere ich methodische und methodologische Aspekte der Erhebung und Auswertung narrativer Interviews und verbinde verschiedene methodische Bausteine zu einem Werkzeug für die Analyse von Subjektivierungsweisen (Abschnitt 3.2). Den Ablauf meines eigenen Forschungsprozesses stelle ich unter 3.3 dar.

### 3.1 Wissenschaftstheoretische und methodologische Grundlagen

Im Folgenden setze ich mich mit der Grounded Theory Methodologie (GTM) auseinander, auf die der Forschungsstil meiner Studie und ein Teil der darin angewandten Verfahren zurückgehen. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf dem Prinzip abduktiven Schließens und auf der erkenntnistheoretischen Frage, welcher Stellenwert theoretischem und subjektivem Wissen im Prozess der datenverankerten Theoriebildung eingeräumt werden (3.1.1). Daran anknüpfend erläutere ich, weshalb und auf welchen Ebenen die Subjektivität der Forscherin im Forschungsprozess reflektiert werden muss. Dass subjektzentrierte Reflexion allerdings nicht ausreicht, wird durch Einbezug des Konzepts des *Situierten Wissens* (Haraway 1995) und verwandter Ansätze deutlich (3.1.2).

#### 3.1.1 Grounded Theory Methodologie

Forschungsstil und Methodologie der Grounded Theory gehen auf die Soziologen Anselm L. Strauss und Barney G. Glaser zurück. Kernanliegen ihres gemeinsam verfassten Manifests *The Discovery of Grounded Theory. Strategies in Qualitative Research* (1967, deutsche Übersetzung *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung* 2005) und des darin präsentierten Forschungsansatzes ist die Generierung von Theorie aus dem empirischen Material heraus. Das heißt, die so erarbeitete Theorie soll in den Daten verankert sein. Damit richteten sich Glaser und Strauss gegen die in der damaligen US-amerikanischen Soziologie dominierende Forschungslogik quantitativer Forschung: empirische Testung vorab aufgestellter Hypothesen, die aus bestehenden Theorien abgeleitet sind. Insbesondere kritisieren sie die Einschränkungen, die es für soziologische Erkenntnisgewinne und Kreativität bedeute, wenn sich (Nachwuchs-)Soziolog\*innen auf



das Auswendiglernen und Applizieren kanonisierter Erklärungen „der ‚Großen Männer‘“ (Glaser/Strauss 2005: 20) beschränken – oder versuchen, selbst *grand theories* aufzustellen, die aber wenig Halt in den mikrosoziologischen Interaktionen des Alltags fänden. Erstens seien die bestehenden Theorien nicht ausreichend, „um alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens abzudecken“ und dessen Wandel zu erfassen, zweitens seien sie qua ihres Zustandekommens ohnehin nicht dazu geeignet, „eben weil ihnen die Fundierung in den Daten fehlt“ (Glaser/Strauss 2005: 20).

In Abgrenzung zum von ihnen kritisierten logico-deduktiven Verfahren gehen Glaser und Strauss in ihrem gemeinsamen Buch zwar „davon aus, dass sich eine Theorie in dem Maße bewährt, in dem sie induktiv entwickelt worden ist“ (Glaser/Strauss 2005: 15). Sie räumen aber ein, dass Vor- und Zwischenannahmen sowie plötzliche Einfälle der Wissenschaftler\*innen durchaus in den Forschungsprozess einfließen können:

„Eine Theorie auf der Grundlage von Daten zu generieren heißt, dass die meisten Hypothesen und Konzepte nicht nur aus den Daten stammen, sondern im Laufe der Forschung systematisch mit Bezug auf die Daten ausgearbeitet werden. Theorie zu generieren ist ein Prozess. Der Ursprung einer Idee oder gar eines Modells muss nicht in den Daten liegen. (Die Biographien von Wissenschaftlern sind voller Geschichten über gelegentliche Geistesblitze und zukunftssträchtige Ideen, die fern der Datenquellen auftauchen.) Doch die Generierung von Theorie aus solchen ‚Einsichten‘ heraus muss in Beziehung zu den Daten gebracht werden – ansonsten besteht die Gefahr, dass Theorie und empirische Welt nicht zu einander finden.“ (Glaser/Strauss 2005: 15f.)

Um das angestrebte Zueinanderkommen von soziologischem Wissen einerseits und sozialem Handeln der Akteur\*innen andererseits zu ermöglichen und um Theorien<sup>57</sup> aus den Daten heraus zu generieren, schlagen Glaser und Strauss (2005) mehrere zu kombinierende Methoden vor: erstens die *komparative Analyse* (konstantes Vergleichen der Daten auf Gemeinsamkeiten und Differenzen; Maximieren und Minimieren von Unterschieden und Ähnlichkeiten; Wählen geeigneter Vergleichsgruppen), zweitens das *theoretische Sampling* (sukzessive Nacherhebung von Daten parallel zur Auswertung, kontrolliert durch die im Entstehen begriffene Theorie) sowie drittens das kontinuierliche Verfassen von *Memos*. Das Verfahren, mit dem die Daten bearbeitet und ausgewertet

---

57 Glaser und Strauss (2005: 42) unterscheiden zwischen *materialen Theorien*, „die für ein bestimmtes Sachgebiet oder empirisches Feld der Sozialforschung [...] entwickelt werden“, und *formalen Theorien*, die für ein bestimmtes soziologisches Konzept entwickelt werden. Beide Typen sehen sie als Theorien mittlerer Reichweite, größer als eine Arbeitshypothese und bescheidener als eine *grand theory*.

werden, nennen sie *Kodieren*. Hierfür entwickelten Glaser, Strauss und Kolleg\*innen später getrennt voneinander verschiedene Vorgehensweisen, was in ihren unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Positionen und dem damit verbundenen Dissens zum Stellenwert theoretischen (Vor-)Wissens und zur Notwendigkeit der Verifikation der generierten Theorie begründet ist.

Zwar benötigen Forschende auch nach Glaser (1978) an ihre Person gebundene *theoretische Sensibilität*, die durch gezieltes Literaturstudium gefördert werden kann und die es ihnen ermögliche, in den Daten latente Muster zu entdecken und daraus Konzepte zu formulieren (*theoretisches Codieren*). Mit den dafür als Werkzeug vorgeschlagenen *Kodierfamilien* legt Glaser (1978) den Forschenden eine umfangreiche „Liste soziologischer Basiskonzepte“ (Strübing 2014: 72) vor, um ihren theoretischen Horizont zu erweitern. Solch offenkundig theorieinduzierter Strukturierung der Daten zum Trotz, so kritisiert Strübing (2014: 68, kursiv i.O.), bewegten sich Glasers Äußerungen oft dicht an einer „*tabula rasa*-Position rein induktiver Erkenntnis, die (notwendig) auf der Vorstellung einer schon existenten, absoluten Realität basiert“. Glasers positivistisch-objektivistisches Wissenschaftsideal zeigt sich insbesondere in der Auffassung, bei sorgsamer Anwendung der Methoden des konstanten Vergleichens und theoretischen Sampling könne die emergierende Theorie von etwaigen verzerrenden An- und Einflussnahmen der Forschenden reingehalten werden: „human biasing whatever is minimized to the point of irrelevancy“ (Glaser 2002: 4).<sup>58</sup> Eine streng den Daten entspringende Theorie bedürfe dann auch keiner Verifikation mehr (Glaser/Holton 2004).

Die GTM pragmatistischer Prägung hingegen erkennt die Bedeutung theoretischen (Vor-)Wissens und die Notwendigkeit zyklischer Überprüfungen der generierten Theorie anhand der erhobenen Daten an. Theoretische Sensibilität als „Bewußtsein für die Feinheiten der Bedeutung von Daten“, die es den Forschenden ermöglichen soll, „eine gegenstandsverankerte, konzeptuell dichte und gut integrierte Theorie zu entwickeln“, kann nach Strauss und Juliet Corbin im Forschungsprozess erworben werden, sie hänge

---

58 In Glasers polemischer Replik auf Kathy Charmaz' Kritik an seinem objektivistischen Ansatz reduziert Glaser Charmaz' Hinweis auf die Bedeutung von „bias or biography“ (Charmaz zitiert von Glaser 2002: 4) allein auf eine Frage von bias bzw. biasing. Wie Charmaz mit ihrer Bezugnahme auf die Biographie der Forschenden deutlich macht, zielt ihr Argument allerdings auf mehr als nur auf etwaige Befangenheiten, Neigungen oder Vorurteile (die man reflektieren, oder, wenn es nach Glaser geht, ganz aus den Daten heraushalten kann) – denn angesprochen ist hier im weiteren Sinnen die gewordene Subjektivität der Forschenden einschließlich diskursiver, sozialer, kultureller, ökonomischer und darunter auch unbewusster/intransparenter Positionierungen, die sich in einem bestimmten Forschungshabitus niederschlagen und/oder ein Machtverhältnis zwischen Forschenden und Beforschten konstituieren, die sich nicht einfach aus dem Forschungsprozess und seinen Ergebnissen herausrechnen lassen (siehe 3.1.2).

aber auch „ab vom vorausgehenden Literaturstudium und von Erfahrungen, die man entweder im interessierenden Phänomenbereich selbst gemacht hat oder die für diesen Bereich relevant sind“ (Strauss/Corbin 1996: 25). Damit sind sowohl (wissenschaftliche) Diskurse, in denen sich die Forschenden bewegen, als auch alltagspraktische Erfahrungen und diesen entspringende subjektive Deutungen in den Erkenntnisprozess einbezogen. Strauss und Corbin entwickeln verschiedene Verfahrensschritte des Kodierens, mittels derer „die Daten aufgebrochen, konzeptualisiert und neu zusammengesetzt werden“ (Strauss/Corbin 1996: 39, zum Vorgehen beim Kodieren im Einzelnen siehe Abschnitt 3.2.4).<sup>59</sup> Dabei empfehlen sie, „Daten zeitgleich zu erheben, zu kodieren und zu analysieren“ (Strauss/Corbin 1996: 52), um gewonnene Erkenntnisse in das theoretische Sampling einfließen zu lassen und um die sich herauskristallisierende Theorie den Daten anpassen zu können.

Die Datenauswertung folgt, so erläutert Jo Reichertz (2011; vgl. Strübing 2014), einer „Logik der qualitativen Induktion“, die „von der Existenz bestimmter qualitativer Merkmale einer Stichprobe auf das Vorhandensein anderer Merkmale“ schließt, so dass man den Fall, den man gerade vor sich hat, als „Exemplar einer bekannten Ordnung“ (Reichertz 2011: 285) werten und ihn entsprechend zuordnen kann – also vom Besonderen auf das Allgemeine schließt. Dies geschieht etwa, wenn eine Interviewpassage im Vergleich mit drei anderen, bereits kodierten, diesen so ähnlich scheint, dass man sie mit einem gleichlautenden Kode versehen kann, oder wenn Konzepte zu Kategorien gruppiert werden. Die von Glaser und Strauss kritisierte anleitungstheoretische Soziologie und quantitative Methodologie wiederum folgt einer deduktiven Logik, bei der aus vorausgesetzten allgemeinen Regeln auf das Besondere geschlossen wird. Ihr eigentlich kreatives Moment und Potenzial verdankt die GTM aber dem Einsatz „abduktiven Schlussfolgerns“ (Reichertz 2011: 293; vgl. Strübing 2014: 46ff.), mittels dessen es gelingen kann, einen neuen, bislang unbekanntem Zusammenhang zwischen Allgemeinem und Besonderem zu erschließen, der sich weder aus dem einen noch aus dem anderen direkt ergibt. Abduktion nutzt die Überraschung darüber, dass eine bereits bekannte Regel zur Erklärung des Vorgefundenen unzureichend ist, um eine neue Erklärung zu (er-)finden und bis auf Weiteres (d.h. bis zu ihrer Überprüfung) davon auszugehen, dass diese zutreffen könnte. Allerdings handelt es sich beim Ergebnis abduktiven Schließens nicht um eine

---

59 Die Rede vom Aufbrechen der Daten mag etwas brutal und martialisch anmuten, dieses Bild macht aber durchaus Sinn vor dem Hintergrund, dass es später/parallel darum gehen soll, die Bruchstücke auf neue und vorher noch nicht absehbare Weise konzeptualisierend zu einander in Bezug setzen und zusammenzubringen auch wenn zwischenzeitlich alles nach einem Scherbenhaufen aussehen mag.

brandneue, sondern um eine erweiterte bzw. verschobene Einsicht: Elemente bestehenden Wissens oder vorheriger Überzeugungen werden im Prozess der Abduktion in einen neuen Zusammenhang gebracht und neu verknüpft, so dass neue Konklusionen bzw. neue Interpretationen möglich sind. Abduktion selbst vollzieht sich nach Charles Sanders Peirce (1991: 123) als Prozess, der „nicht kontrollierbar und daher nicht voll bewusst ist“. Bei der Überraschung, dem Erstaunen oder dem „Mikro-Schock“ (Massumi 2010: 74), die am Beginn der Abduktion stehen, handelt es sich um Affekte, die in der Begegnung zwischen Forschenden und Material (und/oder anderen Aktanten) produziert werden – was unterstreicht, dass Abduktion nur eingeschränkt als geistig-rationaler Akt des erkennenden Subjekts zu begreifen ist. Reichertz (2011: 287) verweist jedoch auf die Konstruktionsleistung der Forschenden bei der Herbeiführung von Abduktionen durch eine „Art der Datenbearbeitung“, die darin besteht, „aufgrund der Ausdeutung der erhobenen Daten solche Merkmalskombinationen zusammenzustellen bzw. zu entdecken, für die sich im bereits existierenden Wissensvorratslager keine entsprechende Erklärung oder Regel findet.“ Dabei werde die Kapazität, sich Abduktionen fördernd von den Daten und der eigenen/soziologischen Erklärungsnot verblüffen, also affizieren zu lassen, durch eine kritische Haltung der Forschenden begünstigt:

„Alle Maßnahmen, günstige Bedingungen für Abduktionen zu schaffen, zielen [...] auf die innere Bereitschaft, alte Überzeugungen aufzugeben und neue zu suchen. [...] Gemeint ist die Haltung, gegenüber dem gesellschaftlich Bewährten und Bekannten eine gewisse Distanz zu pflegen – und immer damit zu rechnen, dass es auch anders sein könnte.“ (Reichertz 2011: 288)

In diesem Prozess verändert sich das Forscher\*in-Subjekt selbst: Die Forscher\*in wird durch die überraschenden Konfrontationen mit den Daten und die absichtliche Verunsicherung, die den kreativen Prozess der Abduktion in Gang setzen und halten, notwendigerweise selbst anders und das Vermögen, sich von den Daten, die auch schon nicht mehr dieselben sind, affizieren zu lassen, verändert sich (vgl. Abschnitte 2.2.2 und 3.1.2).

Strauss und Corbin (1996) selbst nutzen den Begriff der Abduktion in ihrem Lehrbuch nicht, doch geben sie dem\*der Leser\*in mit ihren Vorschlägen zur Erhöhung der theoretischen Sensibilität beim Kodieren eine Reihe von Techniken an die Hand, „um die ausgetretenen Wege des Nachdenkens über Phänomene zu vermeiden“ (Strauss/Corbin 1996: 57). Auch der Ansatz, die Daten im Auswertungsprozess auf neue Weise mitein-

ander zu verbinden und bis dahin nicht sichtbare Beziehungen zwischen Phänomenen herauszuarbeiten, kann Anlass für überraschende Aha-Momente geben. Dies umso eher, wenn das von Strauss und Corbin entwickelte Instrumentarium zur Datenkodierung nicht als starres Ordnungsschema behandelt wird, sondern im Sinne „einer pragmatischen Heuristik“ (Strübing 2014: 72) und als Instrument zur Reflexion von Vorannahmen (Steinhardt 2015: 37).<sup>60</sup>

Eine abduktiv aufgestellte Hypothese ist kein sicherer Schluss, sondern eine Vermutung, die allerdings nicht beliebig sein sollte. Zwar sind bereits Glaser und Strauss (2005: 15) spontane, intuitive „Geistesblitze und zukunftssträchtige Ideen, die fern der Datenquellen auftauchen“, willkommen. Den Daten zu sehr entrückt sollen sie allerdings nicht sein, und zumindest auf die Daten rückbezogen werden. Die Feststellung, ob und in welchem Umfang die Resultate der Abduktion intersubjektive Plausibilität beanspruchen können, obliegt einem „iterativ-zyklischen Prozess experimenteller Erprobung, in dem aus qualitativen Induktionen ebenso wie aus Abduktionen *ad hoc*-Hypothesen erarbeitet werden, die dann im nächsten Prozessschritt in einer deduktiven Bewegung wiederum auf Daten bezogen werden“ (Strübing 2014: 48). Zwar können die komparative Analyse und das theoretische Sampling durch *theoretische Sättigung* (Glaser/Strauss 2005: 68ff.; Strauss/Corbin 1996: 159) begrenzt werden, die gegeben wäre, wenn einer Kategorie auch durch Hinzuziehen und Vergleichen neuen Datenmaterials keine weiteren Eigenschaften und Dimensionen hinzugefügt werden können und die Beziehungen zwischen den entwickelten Kategorien ausgearbeitet sind. Da aber Theorien – oder, bescheidener, *Theoretisierungen* (siehe Abschnitt 3.2.4) – nach pragmatistischem Verständnis „in einem Prozess kontinuierlichen Werdens“ (Strübing 2014: 48) begriffen sind bzw. sein sollten, „immer unvollständig und relativ“ (Steinke 1999: 116), kann theoretische Sättigung stets nur eine Momentaufnahme sein, ein temporäres und situatives Hilfskonstrukt der Forschenden, die sonst nie einen Forschungsprozess abschließen könnten.

Bei aller Verbundenheit mit den Daten ist also die Theorieproduktion notwendig mit der Subjektivität und Aktivität der Forschenden verwoben: Theoretisches Sampling und the-

---

60 Auch wenn Strauss und Corbin nach Selbstauskunft „Leitlinien und Vorschläge für Auswertungstechniken – nicht jedoch starre Anweisungen oder Kochrezepte“ präsentieren, sind ihr Vorgehen und insbesondere auch das Kodierparadigma verschiedentlich als zu technisch, positivistisch, unflexibel, verkürzend und dem eigentlichen Anliegen der GTM – die Daten zum Sprechen zu bringen, statt sie in vorgefertigte Prozeduren und Schablonen zu zwängen – kritisiert worden (Glaser 1978; Charmaz 2011: 97; Steinhardt 2015: 31; Truschkat et al. 2005: 3). In Abschnitt 3.2.5 zeige ich jedoch, dass sich GTM relativ flexibel durch ergänzende bzw. alternative Methoden (*tagging, mapping*) bereichern lässt.

oretische Sättigung sowie die Zu- und Anordnung von Codes und Kategorien basieren auf Auswahlentscheidungen und Grenzziehungen der Forschenden; theoretische Sensibilität wird von ihnen gefordert; Abduktionen werden durch ein von den Forschenden (mit)arrangiertes Zusammentreffen mit dem Material evoziert und verändern alle Beteiligten. Von den Interaktionen bei der Datenerhebung noch ganz zu schweigen (siehe dazu Abschnitt 3.1.2). Dass die Person des\*der Forschenden unweigerlich in die Wissensproduktion involviert ist und dass auch datenverankerte Theorieproduktion nicht getrennt vom erkennenden Subjekt zu betrachten sind, wird insbesondere in Kathy Charmaz' (2011) konstruktivistischer Ausformung der GTM und in Adele E. Clarkes (2011, 2012) „Ansatz zur Bildung einer konstruktivistischen/postmodernen Grounded-Theory-Methodologie“ (Clarke 2011: 208) berücksichtigt und bildet die Grundlage für eine *Reflexive Grounded Theory* (Breuer 2010). Auf welchen verschiedenen Ebenen die Subjektivität der Forschenden im qualitativen Forschungsprozess eine Rolle spielt und wie dies reflektiert werden sollte, hat insbesondere Iris Steinke (1999, 2010) für das Gütekriterium der *Reflektierten Subjektivität* herausgearbeitet, das ich im folgenden Abschnitt ausführlich darstelle – ebenso wie notwendige Einschränkungen und Ergänzungen des Konzepts.

### **3.1.2 Reflektierte Subjektivität und situiertes Wissen**

Im Rahmen ihrer Zusammenstellung und Herleitung von Gütekriterien qualitativer Forschung formuliert Steinke (1999, 2010) sieben Kernkriterien: Intersubjektive Nachvollziehbarkeit, Indikation (Angemessenheit) des Forschungsprozesses, empirische Verankerung der Theoriebildung und -prüfung, Limitation, Kohärenz, Relevanz und reflektierte Subjektivität. In diesem Abschnitt soll auf das Kriterium der reflektierten Subjektivität gesondert und ausführlich eingegangen werden, weil es vor dem wissenschaftstheoretischen Hintergrund meiner Studie von besonders hoher Bedeutung ist – ebenso wie auf die macht- und affekttheoretischen Grenzen der Selbstreflexion und auf die Probleme, die mit einer anthropozentrischen Fokussierung auf das Forscher\*innen-Subjekt als Wissens-Konstrukteur\*in verbunden sind.

Der (natur-)wissenschaftlichen Fiktion, „alles von nirgendwo aus sehen zu können“ (Haraway 1995: 81), neutral und objektiv auf Tatsachen zu blicken, die eine\*n selbst nicht berühren und die eine\*r selbst nicht berührt, steht die unvermeidliche Involviertheit und Situiertheit – nicht nur – sozialwissenschaftlich Forschender entgegen: „der Forscher [sic] ist immer Teil der sozialen Welt, die er erforscht“ (Steinke 1999: 116).

Das heißt jedoch nicht, für die Forschenden sei ihre soziale Welt selbsterklärend: Es gehört zu den Grundannahmen des *Interpretativen Paradigmas* der Soziologie (Wilson 1981), soziale Interaktion als einen interpretativen Prozess aufzufassen, den Forscher\*innen ihrerseits interpretieren müssen, statt ihn abbildend zu beschreiben. Dies, ohne davon ausgehen zu können, dass es *einen* überhistorischen und allgemein geteilten „kulturell etablierten Konsens gäbe, der sich in einem geteilten Symbolsystem darstellt und vom Forscher als vorausgesetzt und gesichert angesehen werden kann“ (Wilson 1981: 72). Über die notwendigen Interpretationen bei der Datenaufbereitung und -auswertung hinaus, bezeugen die vielfältigen Interaktionen zwischen Forschenden und den ‚Objekten‘ ihrer Forschung „[d]ie Unmöglichkeit, die Subjektivität des Forschers im Forschungsprozess auszuklammern“ (Steinke 1999: 117). Dies gilt es zu reflektieren und produktiv zu wenden, statt – wie etwa bei Glaser (2002) – zu negieren. Daher formuliert Franz Breuer (2010) als Prinzip einer *Reflexiven Grounded Theory*:

„*Selbst-/Reflexivität* der Forscher/innen-Person und ihres Forschungshandelns: Die Subjektivitäts-Charakteristik der/des Forschenden zählt und findet Beachtung – sowohl hinsichtlich ihrer lebensweltlichen Einbettung als („private“) Person wie hinsichtlich der Bedeutung für die Forschungsinteraktion. Sie gilt nicht als Fehler und Makel im Forschungsprozess, vielmehr wird sie in Bezug auf ihre positiven Erkenntnismöglichkeiten umgewertet und genutzt.“ (Breuer 2010: 9, kursiv i.O.)

Zum einen geht es also darum, Subjektivität als Forschungsinstrument bewusst einzusetzen und das „Privileg einer partialen Perspektive“ (Haraway 1995: 86) produktiv zu nutzen, um anderes Wissen zu produzieren und andere Geschichten zu erzählen als jene, die dem Kriterium positivistischer Objektivität folgen. Zum anderen geht es aber auch um *accountability*, um Rechenschaftspflicht, die eine Selbstpositionierung der Forschenden, eine Markierung ihres Sprechortes verlangt: Entgegen „verschiedener Formen nicht lokalisierbarer und damit verantwortungsloser Erkenntnisansprüche“ (Haraway 1995: 83) ermöglicht es eine Verortung der Forschenden, für ihre – niemals neutrale – Wissensproduktion „zur Rechenschaft gezogen [zu] werden“ (Haraway 1995: 86). Die Reflexion und Offenlegung der Situiertheit des ‚eigenen‘ Wissens in seiner Verwobenheit in Diskurse, Machttechnologien und -verhältnisse ist damit nicht nur ein erkenntnistheoretisches, sondern auch ein forschungsethisches Gebot (Baumgartinger 2014: 102f.).

Die Sicherung und Prüfung des Kriteriums der reflektierten Subjektivität sollte nach Steinke (1999: 232ff.; vgl. in gekürzter Fassung: 2010) auf mehreren Ebenen erfolgen:

- „(1) Auf den gesamten Forschungsprozess bezogene Reflexivität
- (2) Reflexion der (biographischen) Beziehung des Forschers zum Untersuchungsthema
- (3) Reflexion der Beziehung zwischen Forscher und Informant
- (4) Reflexion während des Einstiegs in das Untersuchungsfeld.“ (Steinke 1999: 232)

(1) Auf den gesamten Forschungsprozess bezogene Reflexivität schließt erstens ein, den Forschungsprozess durch *Selbstbeobachtungen* zu begleiten und insbesondere „Irritationen, Ängste, Verunsicherungen, Konflikte“ (Steinke 1999: 233) festzuhalten und als Daten in die Analyse einzubeziehen. Zweitens sollen die *persönlichen Voraussetzungen für die Untersuchung des Gegenstandes* reflektiert werden; darunter fallen eine Reflexion darüber, ob das methodische Vorgehen und der Untersuchungsgegenstand der Subjektivität der Forschenden angemessen sind, eine Reflexion der eigenen Voraussetzungen als Angehörige einer bestimmten Berufsgruppe sowie eine Reflexion der kulturellen Herkunft der Forscherin (Steinke 1999: 233f.). Drittens soll der einseitigen Konzentration auf bestimmte Phänomene und Hypothesen durch das psychoanalytische Konstrukt der „*gleichschwebende[n] Aufmerksamkeit*“ (Steinke 1999: 234f.; kursiv i.O.), bezogen auf Thema und auf sich selbst, entgegengewirkt werden. Viertens soll eine „*reflexive Beziehung zum Untersuchten durch Oszillation zwischen Annäherung und Distanz zum Untersuchten hergestellt*“ (Steinke 1999: 235; kursiv i.O.) werden. Breuer (2010: 30; kursiv i.O.) erinnert in diesem Zusammenhang an die Herausforderung für ethnographisch orientierte Forschungsarbeiten, „zweierlei Operationen“ miteinander zu verbinden bzw. abzuwechseln, „wobei die eine *empathische* und *engagierte Nähe* zum Feldgeschehen, die andere eine *reflektierende Distanznahme* beinhaltet bzw. verlangt“.

(2) Um die persönliche und biographische Beziehung zum Forschungsthema zu reflektieren, schlägt Steinke vor, Interviewfragen auf Zuschreibungen und Wertungen des\*der Forschenden im Hinblick auf den Untersuchungsgegenstand zu prüfen (Steinke 1999: 235f.).

(3) Als „Voraussetzung für die Erhebung von kultur- und gegenstandsangemessenen Daten“ betrachtet Steinke (1999: 236) das Bestehen „eine[r] (Vertrauens-)Beziehung zwischen Forscher und Informant“. Um die Qualität dieser Beziehungen einschätzen und ggf. im laufenden Forschungsprozess nachsteuern zu können, sei es wichtig, die Gestaltung der Interaktion sowie die wechselseitigen Rollenzuschreibungen zwischen For-



schenden und Untersuchungsteilnehmenden zu dokumentieren und zu reflektieren. Eine Beziehung gänzlich ohne Misstrauen und Missverständnisse herzustellen, sei allerdings „in der Praxis eher eine Ideal- als eine vollständig realisierbare Zielvorstellung“ (Steinke 1999: 236). Eine wichtige Ergänzung hierzu liefern Bogner et al. (2014: 55, kursiv i.O.), die mit Blick auf Expert\*innen-Interviews<sup>61</sup> zwischen „einer gelungenen *Anerkennungsbeziehung*, die die eigenen Wünsche und Erwartungen befriedigt, und einer gelungenen Situation der *Datenproduktion*“ unterscheiden. Dass nicht jede Beziehung, die sich für die Forschenden (und für die an der Forschung Teilnehmenden) angenehm, wertschätzend und bestätigend anfühlt, zugleich auch gute Daten produziert, gilt sicherlich auch über Interviews mit Expert\*innen hinaus (vgl. Abschnitt 3.2.1). Im Hinblick auf das Expert\*innen-Interview und das dort von den Interviewten zur Sprache Gebrachte erklären Bogner et al. (2014: 51, kursiv i.O.):

„Die produzierten Äußerungen hängen von den Wahrnehmungen und den Zuschreibungen gegenüber dem Interviewer oder der Interviewerin ab, und zwar in mindestens dreierlei Dimensionen:

- Zuschreibungen hinsichtlich der *fachlichen Kompetenz* der Interviewerin wie auch ihrer fachlichen Herkunft (beispielsweise ihrer Herkunftsdisziplin)
- Vermutungen über die *normative Bewertung* des Feldes und der Rolle des Befragten, insbesondere
- Vermutungen darüber, ob die Experten von geteilten oder divergierenden normativen Orientierungen ausgehen.“

Eine Reflexion über die interaktiv hergestellten Rollenzuschreibungen an die Interviewer\*in/Forscher\*in und die daraus resultierenden Konsequenzen für die Datenproduktion und -analyse entlang der von Bogner et al. (2014: 52ff.) vorgelegten Typologie (Co-Expertin, Laie, potenzielle Kritikerin, Komplizin, Evaluatorin, fachliche Autorität) ist m. E. auch über Expert\*innen-Interviews im engeren Sinne hinaus gewinnbringend.

(4) Reflexionen der ersten Eindrücke beim Einstieg in das Untersuchungsfeld, insbesondere die Beschäftigung mit empfundenen „Unbehaglichkeiten und Irritationen“ (Steinke 1999: 238), bilden nach Steinke eine wichtige Quelle der Erkenntnisgewinnung. Denn

---

61 Von sogenannten Alltagsexpert\*innen grenzen Bogner et al. (2014: 13, kursiv i.O.) Expert\*innen als Zielgruppe von Expert\*inneninterviews durch ihre höhere Diskursmächtigkeit ab: „*Experten lassen sich als Personen verstehen, die sich – ausgehend von einem spezifischen Praxis- oder Erfahrungswissen, das sich auf einen klar begrenzbaren Problembereich bezieht – die Möglichkeit geschaffen haben, mit ihren Deutungen das konkrete Handlungsfeld sinnhaft und handlungsleitend für Andere zu strukturieren.*“

hier, bei den ersten Kontakten, bestehe noch jene erkenntnisfördernde Distanz, die nach längerer Sozialisation im Forschungsfeld in Nähe umschlage, welche es dann ungleich schwerer mache, Besonder- und Eigenheiten des Feldes als solche wahrzunehmen.

Alle vorgenannten Reflexionen „können nicht allein im Kopf des Forschers vorgenommen werden, sondern es Bedarf der *Verschriftlichung von Felderfahrungen*“ (Steinke 1999: 239, kursiv i.O.). Als ergänzende „Selbstbeobachtungstechnik“ kann ein „*reflexives Gespräch*“ (Steinke 1999: 239, kursiv i.O.) mit den Informant\*innen anberaumt werden, in dem die Beziehungsdynamik rekonstruiert und Selbsteinschätzungen der Forschenden mit jenen der Informant\*innen kontrastiert werden sollen.

Bei aller Unverzichtbarkeit von Selbstreflexion im Forschungsprozess muss allerdings ebenfalls reflektiert werden, dass Über-sich-selbst-Nachdenken und Über-sich-selbst-Auskunft-Erteilen keine ‚unschuldigen‘ Techniken sind: Zumindest in einem christlich-pastoral geprägten Kulturkontext zielen sie auf ein Subjekt der Selbsterkenntnis, das sein Innerstes zu inspizieren, zu durchschauen und wahrheitsgetreu nach Außen zu kehren weiß (siehe Abschnitt 2.1.4). Zudem könnte die Forderung, Verantwortung für die ‚eigene‘ Wissensproduktion zu übernehmen, in eine individualisierende Adressierung einer souverän, rational und eigenverantwortlich agierenden Wissenschaftsunternehmerin ihrer Selbst umschlagen – wenn der Forschungsprozess nicht als *agencement* mit vielfältigen Akteur\*innen, gouvernementalen (Selbst)Regierungsanforderungen und kapitalistischer Vergesellschaftung betrachtet wird. Es ergeben sich daher mehrere Probleme, Herausforderungen und klärungsbedürftige Punkte:

Erstens und wie in Abschnitt 2.3.1 besprochen, zielen die Machtwissenstechniken der Selbsterkenntnis und des Rechenschaft-Ablegens historisch auf die Subjektform des Individuums, das über eine Identität (oder eine Liste intersektionaler Positionierungen) verfügt, anhand derer es sich dingfest machen lässt. Eine entsprechende Selbstauskunft läse sich dann möglicherweise so: „Ich bin nichtmonogam, cis-weiblich, *weiß*, Mutter, weitgehend *able-bodied*, Bildungsaufsteigerin aber trotzdem arm und prekär beschäftigt...“. Oder als psychologisierende Innenschau, die die Legitimität der Sprechposition aus der eigenen Biographie, dem Schürfen nach persönlichen (Un)Tiefen und dem Gestehen derselben bezieht. Dies alles wäre jedoch keine Positionierung im Sinne des situierten Wissens. Vielmehr erinnern mich meine poststrukturalistischen Weggefährt\*innen daran, „als wissenschaftlich Erkennende nicht die Subjektposition der Identität [zu] suchen“ (Haraway 1995: 86). Viel eher gilt es zu berücksichtigen und darzulegen, dass nicht nur ‚meine‘ Theorien und Gegenstände, sondern auch ich selbst als Wissenschaft-

ler\*in nie kohärent, komplett und fixiert bin – worin kein Mangel liegt, sondern konnektives Potenzial:

„Das erkennende Selbst ist in all seinen Gestalten partial und niemals abgeschlossen, ganz, einfach da oder ursprünglich, es ist immer konstruiert und zusammengeflickt, und deshalb fähig zur Verbindung mit anderen und zu einer gemeinsamen Sichtweise ohne den Anspruch, jemand anderes zu sein.“ (Haraway 1995: 86)

Interessanter als Aussagen über das eigene Sein sind also möglicherweise Beobachtungen zu den Dispositiven der Macht, innerhalb derer solche Aussagen produziert werden (sollen) und in denen ich situiert bin, sowie zu partialen Verbindungen mit anderen Akteur\*innen des Forschungsprozesses im Modus des Werdens. Das führt zur zweiten und dritten Herausforderung.

Die zweite Herausforderung betrifft die Berücksichtigung der Verkörpertheit jedes Wissens. Clarke (2011: 212) definiert „die Anerkennung von Verkörperung (*Embodiment*) und Situiertheit“ als erstes Kriterium einer zur *Situationsanalyse* modifizierten GTM, wobei sie sich ausdrücklich auf Haraway bezieht. Da Wissen und dessen Produzent\*innen unweigerlich verkörpert seien, müsse „das so lang verleugnete *embodiment* [...] in Zukunft stärker und reflexiv berücksichtigt werden“ (Clarke 2011: 214). So richtig diese Forderung ist, so groß ist möglicherweise die Schwierigkeit, sie angemessen umzusetzen. Während es beispielsweise an vielen Stellen des Forschungsprozesses augenfällig ist, dass Zuschreibungen und Inszenierungen von Geschlecht in die Interaktion und Interpretation hineinspielen (zu Gender-Aspekten im Interview z.B. Bogner et al. 2014: 55ff.), ist es gar nicht so leicht, die Wechselwirkungen zwischen Körper- und Wissensproduktionen reflexiv zu erfassen. Auch wenn dies bei Steinke (1999) nicht explizit thematisiert wird, so verweisen ihre Bezugnahmen auf Irritationen, Unsicherheiten, Ängste, Unbehagen etc., denen im Zuge der Selbstreflexion besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden soll, auf eine affektive Dimension, die *auch* Körper betrifft: Affekte, die z.B. im Zusammentreffen mit den Interviewpartner\*innen auftauchen, oder mit dem Datenmaterial, vielleicht auch mit dem neusten MAXQDA-Update („Puh, schon wieder neue Features?!“) oder mit einem Journal-Artikel, der eine willkommene oder weniger willkommene Perspektiv-Verschiebung anregt, obwohl das entsprechende Analysekapitel doch eigentlich schon fertig geschrieben war. Oder mit dem schlechten Wetter heute (zur Handlungsmächtigkeit nichtmenschlicher Akteur\*innen s.u. und 3.2.4). Wie im Abschnitt 3.1.1 skizziert, spielen solche produktiven Verunsicherungen eine zentrale Rolle

beim Zustandekommen von Abduktionen. Um die Ebene bewusster Reflexion zu erreichen, durchlaufen Affektionen allerdings, so erklärt Brian Massumi (1995: 94) beziehend auf Spinozas Konzeption des Affekts, zwei Abstraktionen. Die Abstraktion erster Ordnung bewerkstelligt der affizierte Körper:

„it conserves the impingement minus the impinging thing, the impingement abstracted from the actual action that caused it and actual context of that action. This is a first-order idea produced spontaneously by the body: the affection is immediately, spontaneously doubled by the repeatable trace of an encounter.“ (Massumi 1995: 94)

Im Verkörpert-Werden (beim Vorgang des im Körper Ankommens und ihn Veränderns) wird das affektive Ereignis zugleich reduziert (um die Entität, mit der das Aufeinandertreffen stattfindet) und verdoppelt, und dieses aufgehobene/überschießende Überbleibsel des Zusammenstoßes wird der Iterabilität unterstellt. Neben dieser Transformation muss sich noch eine zweite Dopplung/Verschiebung ereignen, um die Spuren einer Affektion bewusst wahrnehmen und (über-)denken zu können: „it is only when the idea of the affection is doubled by an idea of the idea of the affection that it attains the level of conscious reflection“ (Massumi 1995: 94).<sup>62</sup> Dass uns Affektionen kognitiv nicht ‚pur‘, sondern nur als diskursiviertes und gedeutetes Echo zugänglich sind, heißt selbstverständlich nicht, dass Forschende sich nicht mit (den Spuren von) Affektionen beschäftigen sollten – im Gegenteil. Wenn auch vielleicht nicht ausschließlich mit den unangenehmen Begegnungen, denn auch die angenehmen verändern das Tätigkeitsvermögen. Es muss aber klar sein, dass die Auseinandersetzung mit und das Schreiben über Affektionen nicht einer Logik der Präsenz, Identität und Repräsentation folgen kann, sondern einer der Wiederholung und Differenz (oder der *différance*), des Werdens und der Performativität.

Die dritte Herausforderung besteht darin, die Konstruktionsmacht der Forschenden weder zu unterschätzen noch zu überschätzen. Dass es sich in der qualitativen Sozialforschung bei den Untersuchungsteilnehmenden – hier: Interviewpartner\*innen – in der

---

62 Damit unterlaufe Spinoza die Dichotomie von Aktivität (Geist) und Passivität (Körper) „Mind and body are seen as two levels recapitulating the same image/expression event in different but parallel ways, ascending by degrees from the concrete to the incorporeal, holding to the same absent center of a now spectral-and potentialized-encounter. Spinoza’s Ethics is the philosophy of the becoming-active, in parallel, of mind and body, from an origin in passion, in impingement, in so pure and productive a receptivity that it can only be conceived as a third state, an excluded middle, prior to the distinction between activity and passivity: affect. This ‚origin‘ is never left behind, but doubles one like a shadow that is always almost perceived, and cannot but be perceived, in effect.“ (Massumi 1995: 93)

Regel um menschliche Subjekte handelt, deren Handeln (und, als Voraussetzung dafür, deren Sinnzuschreibungen) wir verstehen möchten, denen wir also Handlungsfähigkeit und *cogito* zuschreiben, schützt sie bis zu einem gewissen Grad vor der Behandlung als „passives und träges Ding“, als Wissensobjekt, das ausschließlich „Materie für die befruchtende Kraft und Tat des Erkennenden“ (Haraway 1995: 92) liefern soll. Der Forschungs- und Schreibprozess als *agencement* umfasst jedoch weit mehr Beteiligte als die Forscher\*in und Studienteilnehmer\*innen; es müssen auch Relationen und Konnexionen mit nichtmenschlichen Akteur\*innen einbezogen werden – und zugleich der Dualismus menschlich/nichtmenschlich problematisiert bzw. dekonstruiert werden. Wichtige Stichworte liefert hier wiederum die Situationsanalyse nach Clarke (2011). Diese kombiniert das Erkenntnismodell und Forschungsverständnis der GTN, in dem die positivistische „Entgegensetzung von erkennendem Subjekt und äußerer, ‚objektiver‘ Realität zu Gunsten eines Kontinuitätsmodells aufgehoben“ (Strübing 2014: 48) ist, mit einem an Foucault angelehnten Diskurs- und Machtbegriff sowie mit Haraways Posthumanismus und dem Konzept des Situiereten Wissen. Die Situationsanalyse „berücksichtigt ganz explizit die nicht-menschlichen Bestandteile der Forschungssituation, sowohl die materiellen wie auch die diskursiven“ (Clarke/Keller 2011: 117). Dabei möchte sie die dualistische, hierarchische „Trennung zwischen Menschlichem und Nichtmenschlichem“ (Clarke/Keller 2011: 117) zugunsten einer Perspektive auf wechselseitige Hervorbringung aufgeben.<sup>63</sup> Auch soll eine Entgegensetzung von diskursiv und nicht-diskursiv vermieden werden, indem die „Semiotik der Materialität“ (Clarke 2011: 209) wie auch deren Relationalität herausgearbeitet werden. Noch konsequenter umgeht Cornelia Schadlers (2016, 2019a) am *new materialism* orientiertes Forschungsverständnis den Anthropozentrismus manch sozialkonstruktivistischer Zugänge: „Research within a new materialist framework is not a construction of a research subject but a shared *enactment* of a research process that includes research subjects, all types of tools, scientific discourses, values, norms and research objects.“ (Schadler 2019a: 217) Forschung als *agencement* heterogener Elemente und „die Welt als gewitzte Agentin“ (Haraway 1995: 94) zu begreifen, heißt allerdings nicht, die Forscher\*in als austauschbares und/oder untätiges Rädchen im Gefüge abzutun. Schadler (2019a) hebt die mitgestaltende und verantwortliche Aktivität der Forscher\*in hervor, wenn sie deren Tätigkeit unter Bezugnahme auf Karen Barad (2007) als ein Neu/Umbauen (*rebuilding*) der Spuren von Werden-

---

63 Auch wenn das infolge des konstruktivistischen Zugangs nicht immer ganz zu gelingen scheint (vgl. 3.2.4).

sprozessen betrachtet. Im Zuge des umorganisierenden Neuerrichtens nimmt die Forscher\*in performativ Abgrenzungen vor, die den Forschungsgegenstand in einer spezifischen Gestalt hervortreten lassen:

„If a phenomenon includes a ‘sedimented history’ (Barad, 2007: 180) of boundary making processes, the goal of a new materialist analysis is to rebuild this sedimented history. This includes the researcher as a formative part of this history. The assumption is that the differentiation processes leave a trace during their material becoming, and through that trace, these processes can be rebuilt. Still, identifying traces does not mean having unfiltered access to original processes. Yet this method of analysis allows me to define a range of processes that could have been the basis of a current situation. By rebuilding these processes, I draw boundaries and define the research object.“  
(Schadler 2019a: 224)

Welche Grenzen wo gezogen werden, welche Affektionen mit Menschen, anderen Lebewesen und Dingen und welche Abduktionen wann zustande kommen (und welche nicht) und welche Geschichten über welche Geschichten erzählt werden, wird dabei auch eine Frage der *policy* und *politics* der Forschenden sein sowie ihrer physisch-psychischen materialen Existenzbedingungen, die sich während des Forschungsprozesses verändern. Subjektivität zu reflektieren und sich zu positionieren heißt dann, den Spuren der stärkenden und schwächenden Begegnungen zwischen ‚Teilen‘ des Selbst mit anderen Akteur\*innen dies- und jenseits des Forschungs-*agencements* nachzugehen und Situiertheit und Werden, Partialität und Parteilichkeit der eingenommenen Perspektive erkennbar zu machen (ohne Anspruch auf Repräsentation und vollkommene Transparenz).

## **3.2 Erhebungs- und Auswertungs-Instrumentarium**

Im folgenden stelle ich zunächst das Instrument *narratives Interview* vor, mittels dessen in meiner Studie die Daten erhoben wurden, und diskutiere methodische und forschungsethische Herausforderungen, die dem Instrument inhärent sind (Abschnitt 3.2.1). Im darauf folgenden Abschnitt 3.2.2 erfolgt dann eine grundsätzlichere Auseinandersetzung mit Grundannahmen und zum Verhältnis von Biographie- und Diskursforschung. Als ein möglicher verbindender Ansatz wird anschließend die *Interpretative Subjektivierungsanalyse* (Bosančić 2019) erläutert, die jedoch im Hinblick auf mein Forschungsvorhaben noch Fragen aufwirft und Modifikationsbedarf aufweist (Abschnitt 3.3.3). In Abschnitt 3.3.4 werden die vorgestellten Ansätze auf ihre Tauglichkeit für die Analyse von Interviewdaten hin befragt, bevor in Abschnitt 3.3.5 als Synthese aus den vorherigen Überlegungen ein Werkzeugkästchen zusammengestellt wird, mit dem sich (Selbst-)Positionierungen in narrativen Interviews untersuchen lassen.

### 3.2.1 Erhebungsinstrument Narratives Interview

Narrative Interviews zielen auf die Generierung von „Stegreiferzählungen“ (Schütze 1984; Hermanns 1991: 183) – das sind spontane, nicht vorher zurechtgelegte Erzählungen – über Ereignisabfolgen und Verläufe, an denen die interviewte Person persönlich beteiligt war. Gabriele Rosenthal fasst Ziel und erwarteten Nutzen der Methode wie folgt zusammen:

„Lassen wir uns auf eine Stegreiferzählung und einen Prozess des Erzählens von Geschichte zu Geschichte ein, setzt in der Regel ein Erinnerungsfluss ein, der eine viel stärkere *Nähe* zur damals *erlebten* – nicht einer vermeintlich wirklichen – Vergangenheit ermöglicht als bei kontrollierteren Formen der biographischen Selbstpräsentation (wie z. B. dem Anekdotenerzählen, dem Erzählen von Fremderlebtem, dem kondensierten Berichten oder gar dem Argumentieren über Bestandteile der Vergangenheit). Damit ist jedoch nicht gemeint, dass die Erzählung sich jemals mit dem Erleben in der Vergangenheit decken könnte, sondern nur, dass die Erzählung eine größere Annäherung an den Handlungsablauf in der damaligen Situation ermöglicht als andere Formen der sprachlichen Darstellung. Vor allem ist es möglich, dass in dem durch das Erzählen geforderten oder induzierten Erinnerungsvorgang Eindrücke, Gefühle, Bilder, sinnliche und leibliche Empfindungen oder bisher zurückgedrängte Komponenten der erinnerten Situationen vorstellig werden, die mit der Gegenwartsperspektive nicht kompatibel sind, nicht dem Präsentationsinteresse und den Regeln der gegenwärtig wirksamen sozialen Diskurse entsprechen – oder auch solche, an die man sich lange nicht mehr erinnert oder über die man noch nie gesprochen hat.“ (Rosenthal 2010: 200, kursiv i.O.)

Auf den Zusammenhang und die Differenz von Erleben, Erinnern und Erzählen sowie auf das Verhältnis von narrativen Selbstpositionierungen und diskursiv angetragenen Subjektpositionen gehe ich in den folgenden Abschnitten genauer ein. Hier soll zunächst das Erhebungsinstrument vorgestellt und im Hinblick auf ihm eigene methodische und forschungsethische Probleme diskutiert werden werden.

Herrmanns (1992: 114) stellt das narrative Interview ausdrücklich in die Tradition der GTM und charakterisiert es als ein auf Theoriegenerierung ausgelegtes Verfahren, weshalb sich Datenerhebung und Auswertung grundsätzlich abwechseln sollten. Der Erhebungsprozess eines einzelnen narrativen Interviews kann wiederum in sechs Phasen – Anwerbungsphase, Einstiegsphase, Haupterzählung, immanente Nachfragen, exmanente Nachfragen, Abschluss – untergliedert werden. Bevor es zum Interview kommen kann, müssen in der sogenannten „Anwerbungsphase“ (Hermanns 1991: 184, kursiv i.O.) zu-

nächst der Zugang zum Feld erschlossen und mittels geeigneter Medien geeignete Interviewpartner\*innen kontaktiert und zur Teilnahme gewonnen werden. Bei der Auswahl möglicher Interviewpartner\*innen empfiehlt Hermanns (1992: 116) die Strategie der „theoretischen Stichprobenbildung“, d.h. des theoretischen Sampling im Sinne der GTM (siehe Abschnitt 2.1.1). Mit den möglichen Teilnehmer\*innen sind auf schriftlichem oder mündlichem Wege organisatorische und rechtliche Rahmenbedingungen zu klären (grobes Thema, Verwendungszweck des Materials, Aufwandsentschädigung, Ort, ungefähre Dauer des Gesprächs). Bereits in der Rekrutierungsphase stehen die Forschenden allerdings vor einem methodisch-forschungsethischen Dilemma: Um ein zur Mitwirkung einladendes Vertrauensverhältnis aufzubauen und um dem forschungsethischen Kriterium der *informierten Einwilligung* (Hopf 2016: 197ff.; Unger 2014: 19) zu genügen, sollten die potenziellen Studienteilnehmenden ausreichend Informationen über Forschungsinteresse und Thema des Interviews erhalten. Ist ihnen aber vorab bekannt, worum es im Interview gehen soll, besteht die Gefahr, dass in der Interviewsituation eine zuvor zurechtgelegte Story abgerufen wird, die mit Stegreiferzählen wenig zu tun hat. Zwar hält der Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (1993) fest, dass eine praktische Umsetzung der informierten Einwilligung schwierig ist und auf alternativem Wege erreicht werden soll, „wenn durch eine umfassende Vorabinformation die Forschungsergebnisse in nicht vertretbarer Weise verzerrt werden“. Dennoch bleiben ein verantwortlicher Umgang mit dem Aufklärungsbedarf der Interviewten und die Balance zwischen Nicht-zu-viel- und Nicht-zu-wenig-Information eine Gratwanderung. Auch die Wahl des passenden Ortes verlangt oft Abwägungen und Kompromisse: Eigentlich sollte der Interviewtermin nicht an einem öffentlichen Ort (Café u.ä.) stattfinden, um Ablenkungen während des Gesprächs und Störgeräusche auf der Aufnahme zu vermeiden. Ist es aber für das Wohlbefinden, das Sicherheitsgefühl oder den Persönlichkeitsschutz der Interviewpartner\*in und/oder der Interviewer\*in wichtig, sich nicht in privaten Räumen bzw. an abgeschiedenen Orten zu treffen, ist hier Flexibilität gefragt, zumal ein Unsicher- und/oder ein Unwohlfühlen erhebliche Beeinträchtigungen der Interviewsituation darstellen. Eine praktikable Kompromisslösung können halböffentliche Räume (z.B. Büro an der Uni) sein – sofern die Anreise und das institutionelle Setting kein zu großes Hindernis für die Interviewpartner\*in und ihre Auskunftsbereitschaft darstellen. Wichtig ist in jedem Fall, im Vorfeld (gemeinsam) eine Örtlichkeit festzulegen, die Interviewpartner\*in und Interviewer\*in einigermassen genehm ist.



Die *Einstiegsphase* zum eigentlichen Interview sollte mit einer Begrüßung beginnen, die eine möglichst zwanglose und vertrauensvolle zwischenmenschliche Atmosphäre schafft. Zum Einstieg gehört auch die Wiederholung wichtiger Rahmeninformationen zum Forschungsvorhaben und die Klärung noch offener Fragen und organisatorischer Details.<sup>64</sup> Hat der\*die Interviewte zugestimmt, dass das Gespräch nun beginnen und aufgezeichnet werden kann, leitet der\*die Interviewer\*in die *Hauptphase des Interviews* ein, indem er, sie oder dey eine – vorher wohlüberlegte – *Erzählaufforderung* setzt. Die Formulierung der Eingangsaufforderung und die damit zu produzierende beabsichtigte Textsorte Erzählung stützen sich auf ‚westliche‘ kulturelle Konventionen zum literarischen Genre Erzählung, deren Kennzeichen es ist, Entwicklungen und Handlungsverläufe chronologisch und durchgängig aus einer Erzählperspektive darzustellen.

„Aus der gegenwärtigen Erinnerung wird die Entwicklung des Stromes (vergänger) Ereignisse dargestellt: Es wird zunächst die Ausgangssituation geschildert (‚wie alles anfang‘) und es werden dann in der Fülle der Erfahrung die für die Erzählung relevantesten Ereignisse ausgewählt und als zusammenhängender Fortgang von Ereignissen dargestellt (‚wie sich die Dinge entwickelten‘) bis hin zur Situation am Ende der Darstellung der Entwicklung (‚was daraus geworden ist‘).“ (Hermanns 1991: 183)

Die Erzählaufforderung sollte so offen formuliert sein, dass sie der\*dem Interviewten gestattet, ihre eigenen Relevanzen zu setzen. Ist der Einstieg allerdings für das Verständnis der\*des Interviewten zu offen gehalten, kann dies für Irritationen sorgen, etwa zur erzählhemmende Befürchtung, am eigentlichen Forschungsinteresse ‚vorbei zu sprechen‘. Dann wird eventuell eine *Ratifizierung* notwendig, mit der sich die Interviewten über ihre Aufgabe und Freiheiten rückversichern.<sup>65</sup> Nach Hermanns (1991) besteht ein

---

64 Z.B.: Hat die Interviewpartner\*in tatsächlich so lange Zeit wie vorher abgesprochen?; Pausenregelung: Ist es okay, zwischendurch kurz zu unterbrechen? (Die Haupterzählung sollte nicht unterbrochen werden, bei langen Interviews ist aber eine kurze Pause vor den exmanenten Nachfragen produktiver als eine Interviewte, die ungeduldig auf die letzte Frage wartet, um endlich auf Toilette gehen zu können); Eigenheiten des narrativen Interviews: die Interviewer\*in interessiert sich für alles, was die Interviewte zu sagen hat, wird zunächst einmal nur zuhören und sich als Gedankenstütze eventuell zwischendurch ein paar Notizen für spätere Nachfragen machen, davon soll sich die Interviewte bitte nicht irritieren lassen und einfach weitersprechen; Zeitpunkt des Ausfüllens von Datenblatt und schriftlicher Vereinbarung über Datenschutz und -verwendung (meiner Erfahrung nach: Ausfüllen nach dem Interview, Ankündigung dazu aber vor dem Interview); gemeinsame Entscheidung über den Zeitpunkt zum Einschalten des Aufnahmegeräts....

65 Auf Basis gesellschaftlich vermittelter Vorstellungen von einem Interview rechnen die Interviewten eher mit journalistischen Frage-Antwort-Spielen oder mit Leitfadeninterviews, die maßgeblich durch die Fragen des\*der Interviewer\*in strukturiert werden. Auch wenn im Vorfeld besprochen wurde, dass man den Interviewten „erstmal nur zuhören“ wird und sich „hin und wieder ein paar Notizen“ machen wird für eventuelle spätere Nachfragen, stehen die Interviewten im Anschluss an die Erzählaufforderung vor der ungewohnten Aufgabenstellung, plötzlich selbst den aktiven Part zu übernehmen, die thematischen Relevanzen festzulegen und die Länge und Detailliertheit der Erzählung

häufiger Interviewfehler darin, die Eingangsfrage so zu formulieren, dass sie keine Erzählungen, sondern Argumentationen oder Beschreibungen (s.u.) evoziert.<sup>66</sup> Trotz der Offenheit stellen die Formulierung der Erzählaufforderung, der darin angesteuerte lebensgeschichtliche Zeitraum und das Thema eine Entscheidung und Umgrenzung der Forschenden dar, die die erzählten Geschichten mit konstruiert. Sofern der\*die Interviewte der Erzählaufforderung nachkommt, beginnt dey, er oder sie nun die *Haupterzählung*. Während diese andauert, sollte der\*die Interviewer\*in durch dezente paraspachliche Signale deutlich machen, dass dey interessiert und aufmerksam zuhört, jedoch nicht lenkend eingreift (etwa durch Skepsis ausdrückende oder anderweitig wertende Laute und Gesten) und möglichst nicht verbal interveniert (keine Nachfragen und Kommentare). Ivonne Küsters (2009: 10) weist jedoch darauf hin, dass es in Ausnahmefällen – wenn der\*die Interviewte nicht ins Erzählen kommt – sinnvoll sein kann, durch (nochmalige) Bekundung des Interesses an den persönlichen Erfahrungen nachzuhelfen. Nach Schütze (1977: 1) greifen im Modus des Erzählens drei „Darstellungszugzwänge“: Der Zwang zur *Detaillierung* sorgt an Stellen, an denen „der Übergang von Ereignis A zu Ereignis B“ aus Sicht der Interviewten als für den\*die Interviewer\*in bzw. das jeweils imaginierte Publikum ansonsten nicht hinreichend klar und plausibel erschiene, für eine Schilderung sämtlicher für das Fremdverständnis potenziell notwendigen Einzelheiten. Der Zwang zur *Gestaltschließung* lässt die interviewte Person die Erzählung einer einmal begonnenen Ereigniskette oder Situation zu Ende erzählen. Der Zwang zur *Relevanzfestlegung und Kondensierung* sorgt angesichts der Fülle möglicher Inhalte und Aspekte dafür, dass insbesondere diejenigen Ereignisse und Verläufe, bzw. bestimmte Aspekte davon, erzählt und als wichtig markiert werden, die aus Perspektive der Interviewten für die Geschichte tatsächlich relevant erscheinen. Jenseits grundsätzlicher me-

---

selbst zu verantworten. Häufig möchten sie sich deshalb noch einmal rückversichern: „Soll ich wirklich *alles* erzählen? Da sitzen wir ja in drei Tagen noch hier!“ – Antwort: „Ach naja, ich habe viel Zeit mitgebracht. Erzähl gern einfach alles, was dir in den Sinn kommt.“

Des Weiteren wird der Haupterzählung manchmal eine Präambel vorangestellt, mit der die Interviewten den Interpretationsrahmen für die gesamte danach erzählte Geschichte zu setzen beabsichtigen. So beginnt etwa mein\*e Interviewpartner\*in Luca ihre Rede mit den Worten: „Also .. ich würd’ mal sagen, wenn ich das so/ jetzt mal so holterdipolter auf’n Punkt bringen soll, fand ich eigentlich .. also würd’ ich so als/ .. als Haupt-Reibungspunkt für mich immer sagen, dass ich immer das Gefühl hatte, ich beweg’ mich so’n bisschen quer zu den äh Vorlagen und Vorbildern, die ich hab’.“ Zum analytischen Umgang damit siehe Abschnitt 4.1.1.

66 Eine Argumentation wird provoziert, wenn – ggf. trotz des Verbs „erzählen“ – eine Rechtfertigung, Erklärung, Theoretisierung erfragt wird: „Können Sie mir bitte erzählen, warum Sie polyamor leben?“ Einen Grenzfall stellt die Formulierung „wie es dazu gekommen ist“ dar (die ich daher eher vermeiden würde), denn diese kann sowohl als Aufforderung zum Erzählen einer Ereignisfolge als auch als Aufforderung zur Rechtfertigung und/oder Präsentation von Eigentheorien aufgefasst werden.

thodologischer Fragen bezüglich der Subjektform, die durch diese Zwänge angerufen bzw. narrativ produziert wird (siehe 3.2.2), ergeben sich hier einige methodische und forschungsethische Probleme. So greifen Detaillierungszwang und Gestaltschließungszwang insbesondere dann, wenn die Interviewten davon ausgehen können, der erzählte Zusammenhang sei für den\*die Interviewer\*in tatsächlich neu und müsse ihr plausibel gemacht werden (Schütze 1977: 13). Es ist daher angeraten, vor und während des Interviews nur so viel gemeinsam geteiltes Wissen preiszugeben bzw. zu suggerieren, wie für den Aufbau und Aufrechterhaltung einer Vertrauensbeziehung notwendig ist. Hier zeigt sich, dass eine gelungene Anerkennungsbeziehung (z.B. Anerkennung der Interviewerin als respektable Fachfrau für das Thema) nicht unbedingt einer für ergiebige Datenproduktion förderlichen Beziehung gleichkommt (vgl. Abschnitt 3.1.2). Dies lässt sich selbstverständlich nicht immer ganz steuern. Hat der\*die Interviewer\*in beispielsweise schon zum Forschungsthema publiziert und ist dies den Interviewten bekannt, so wäre es für die Vertrauensbeziehung nicht hilfreich und zudem forschungsethisch fragwürdig, sich im Interview als naiver Neuling auszugeben, in der Hoffnung, dann detailliertere Darstellungen zu erhalten. Eine bewährte Lösung nach Fischer/Fischer-Rosenthal (1997) besteht hier darin, auf die Einzigartigkeit jeder Geschichte und jeder persönlichen Erfahrung zu verweisen (womit allerdings wiederum eine normative Anrufung verbunden ist, nämlich die zur Einnahme der Subjektposition des ‚einzigartigen Individuums‘). Forschungsethisch problematisch oder zumindest reflexionsbedürftig sind die Zugzwänge insofern, als dass die Methode darauf angelegt ist, Interviewte dazu zu bringen, mehr bzw. anderes von sich preiszugeben, als sie bei der Einwilligung zum Interview und zu Beginn der Haupterzählung selbst erahnen konnten. Dieser Überraschungseffekt wird auch durch den Kondensierungszwang nicht ausgeräumt, denn auch bzw. gerade Privates, Intimes, ‚Heikles‘ und machmal auch Traumatisches erscheint oft so erläuterungsbedürftig und relevant, dass die entsprechenden Erlebnisse ausführlich und abgeschlossen erzählt werden (müssen). Am Ende des Interviews zeigen sich Interviewte dann häufig überrascht über die Tiefe des Einblicks in ihr Leben, den sie einer fremden Person und einer unüberschaubaren Rezipient\*innenschaft unversehens gewährt haben. Zwar heben es viele Interviewte nach dem Gespräch positiv hervor, wie wohltuend es war, sich einmal ‚alles von der Seele‘ reden zu können. Die Nutzung einer Technik der Datenproduktion, deren Zugzwänge an die Technologie pastoraler Gegenstandsproduktion anknüpfen, muss allerdings im Hinblick auf die dadurch angerufene Subjektform kritisch reflektiert werden (siehe Abschnitt 3.2.2).

Trotz der Zugzwänge des Erzählens bzw. in Abhängigkeit davon, wie gut diese greifen, wird der\*die Interviewpartner\*in aber auch mehr oder weniger ausgedehnte Segmente der beiden anderen Textsorten einstreuen: Argumentationen (Eigentheorien, Überzeugungsäußerungen, Rechtfertigungen, Erklärungen, Begründungen) und Beschreibungen (wenig detailreiche Schilderungen anhaltender oder wiederkehrender Zustände ohne erkennbare Ereignis- und Handlungsfolge; zum Umgang mit solchen Passagen in der Analyse siehe Abschnitt 3.2.4). Die Haupterzählung wird häufig durch eine *Koda* beendet, mit der die interviewte Person signalisiert, dass ihre Schilderung nun vorerst abgeschlossen ist und/oder dass sie jetzt nicht mehr weiter weiß und für Nachfragen an die Interviewer\*in übergibt.<sup>67</sup> Jetzt schließt sich ein Nachfrageteil an, in dem zunächst *immanente Nachfragen* gestellt werden. Das sind erzählgenerierende Nachfragen des\*der Interviewer\*in, die im Sinne des Forschungsinteresses relevante Aspekte aufgreifen, die in der Haupterzählung bereits angesprochen wurden, die aber noch nicht auserzählt scheinen, die trotz der Zugzwänge offenbar übersprungen wurden oder die dem\*der Interviewer\*in inkonsistent und/oder unverständlich erscheinen. Rosenthal (2015: 181) regt an, „im Nachfrageteil [...] Fragen zu stellen, die bereits eine Überprüfung möglicher Hypothesen zur Haupterzählung ermöglichen“ und dabei nicht aus falsch verstandener Pietät auf vermeintlich unangenehme Nachfragen zu verzichten. Bei den immanenten Nachfragen unterscheiden Rosenthal und Fischer-Rosenthal (1997: 146f.) zwischen dem Ansteuern einer bestimmte Lebensphase, einer bestimmten Situation oder einer Belegerzählung zu einem Argument bzw. einer Theoretisierung.<sup>68</sup> Im Anschluss an die immanenten könnten noch *exmanente Fragen* gestellt werden, in der der\*die Interviewer\*in eigene (im Vorfeld festgelegte) Themen einbringen kann und in der auch Eigentheorien/Argumentationen angeregt werden können. In der Literatur weniger berücksichtigt, gleichwohl von hoher methodischer und forschungsethischer Bedeutung, ist die Abschlussphase des Interviews. Es bietet sich an, nach den exmanenten Nachfragen noch einmal explizit den Raum zu eröffnen für ergänzende (Beleg)Erzählungen (die

---

67 Interview-Beispiel für eine Koda: „So. Das is’ so der aktuelle Stand eigentlich. Ja, jetzt hab ich ’ne Menge erzählt, wahrscheinlich die Hälfte vergessen, weiß nich’, willst du erstmal fragen?“ (Jonas)

68 Fiktives Beispiel für die Ansteuerung eines Lebensabschnitts: Du hattest eben davon erzählt, dass du vor der Trennung viel Streit mit Hanna hattest. Wie ist es denn dann weitergegangen mit euch, was war da los und wie hat sich das entwickelt, bis ihr wieder zusammengekommen seid?

Fiktives Beispiel für die Ansteuerung einer Situation: Du hast ja gerade erzählt, dass du dich in der einen Nacht ganz doll mit Hanna gestritten hattest. Weist du noch, wie das losging, und wie dann so eins zum anderen gekommen ist, dass ihr da so aneinandergeraten seid?

Fiktives Beispiel für die Ansteuerung einer Belegerzählung: Du meinst ja vorhin, dass jeder im Streit halt mal die Nerven verliert. Hattest du selbst denn auch schon mal so einen Moment, wo du mal mal die Nerven verloren hast? Wie ist das abgelaufen?

ggf. doch noch weitere Nachfragen anregen) oder Bilanzierungen der Interviewten. Selbst wenn dieses Angebot spontan nicht wahrgenommen wird, da es die Interviewten überfordert, jetzt nochmals eigene Relevanzen/Themen setzen zu sollen, oder da sie schlicht erschöpft sind, so können die Interviewten auf diesem Wege ‚förmlich‘ aus dem Detaillierungs- und Gestaltschließungszwang entlassen und ihnen der Wert der Stegreiferzählung bestätigt werden.<sup>69</sup> Zusätzlich, nach einvernehmlicher Beendigung des Interviews und der Aufnahme, kann den Interviewten noch die Möglichkeit zum informellen Austausch gegeben werden. Insbesondere, da im Vorfeld des Interviews aus methodischen Gründen eher wenig über Forschungsinteresse und Person der Forschenden offengelegt wird, haben die Interviewten m. E. einen Anspruch darauf, spätestens nach dem Interview auch ein wenig über ihr Gegenüber und deren Situiertheit zu erfahren. Wie ausführlich oder ‚privat‘ das Nachgespräch gestaltet wird, sollte davon abhängen, was der Subjektivität und den Ressourcen der Forscherin, der Interviewten, der Beziehung der beiden und der Situation angemessen erscheint.

### **3.2.2 Biographie- und/oder Diskursforschung?**

Narrative Interviews als Methode der Datenproduktion sowie die klassischerweise zur Auswertung vorgesehenen Prozeduren und die dahinter stehenden Grundannahmen werfen vor einem pragmatistisch-poststrukturalistischen Theoried Hintergrund und Subjektbegriff einige Probleme und Fragen auf. Diesen gehe ich im Folgenden im Spannungsverhältnis von Biographie- und Diskurs-/Dispositivforschung nach.

Die ursprüngliche Prämisse hinter der Entwicklung und dem Einsatz narrativer Interviews geht davon aus, von der erzählten Geschichte auf die erlebte Geschichte schließen zu können:

„Erzählungen eingelebter Erfahrungen sind diejenigen vom thematisch interessierenden Handeln abgehobenen sprachlichen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orien-

---

69 Beispiel für Interviewabschluss: So, ich glaube, ich habe jetzt tatsächlich alles nachgefragt, was ich hier so auf dem Zettel hatte. Aber vielleicht gibt es noch etwas, das wir nur kurz oder noch gar nicht angesprochen haben, das du noch ergänzen möchtest?

Fiktive Beispiel-Antwort Variante A: „Ja, zu dem Streit mit Hanna sollte ich vielleicht noch ergänzen, dass wir circa einen Monat davor tatsächlich schon mal ne ganz ähnliche Situation hatten, deshalb hatte mich das dann da auch so getriggert. Alles in allem muss ich sagen, dass mich solche Streits in der Öffentlichkeit einfach unheimlich stressen.“

Fiktiver Beispiel-Dialog Variante B: „Nee, ich glaub, das wars im großen und ganzen, mehr fällt mir jetzt grad auch nicht mehr ein.“ Interviewerin: „Okay, klar, so ein Interview ist ja auch immer eine Momentaufnahme, und die braucht überhaupt nicht vollständig oder abschließend zu sein. Und du hast ja auch schon ganz viel erzählt, total super, ganz vielen Dank!“

tierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungs[re]kapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren“ (Schütze 1977: 1).

Zwar ist die „Homologieannahme von Erzählung und Erlebnisaufschichtung“ (Küsters 2009: 191) zugunsten einer Konzeption der „Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen“ (Rosenthal 2010: 197; vgl. Rosenthal 1995) aufgegeben worden. Wie Rosenthal (2010: 200) unter Berufung auf Edmund Husserl ausführt, sei das, an das wir uns in der Gegenwart erinnern, durch die Gegenwartsperspektive maßgeblich mitbestimmt. Neben der Differenz von Erleben und Erinnern komme es zu einer „sehr erheblichen Formung von Erinnerungen durch die sprachliche Übersetzung, die vor allem auch an die in der jeweiligen Sprache möglichen Ausdrucksformen, Begriffe und Konventionen gebunden ist“ (Rosenthal 2010: 201) und damit zu einer Differenz von Erinnern und Erzählen. Zudem werde das Sprechen über Erinnerungen „durch die jeweiligen interaktiv ausgehandelten und handlungspraktisch hergestellten Rahmungen“ (Rosenthal 2010: 201) konstituiert. Gabriele Lucius-Hoene (2010: 160) schließlich verabschiedet jedweden Anspruch auf Repräsentation und damit auch ein Ausschau-Halten nach einem hinter dem Erzählten liegenden tatsächlich So-Gewesenen, das im Interview originalgetreu oder verzerrt wiedergegeben werden könnte: „Die performativen Leistungen des Erzählens bilden eben nicht vergangene Ereignisse ab, sondern schaffen Geschehnisse als neu entstandene Wirklichkeit.“

Rosenthals oben zitierter Hinweis auf interaktive Rahmungen verdeutlicht – erneut – die Notwendigkeit, den Einfluss zu reflektieren, den die Anbahnung und Gestaltung des Interviews, gegenseitige Rollenerwartungen und -zuschreibungen, das Verhalten und die Verkörpertheit der Interviewerin auf das produzierte Datenmaterial haben können. Schütze hingegen lobt das Verfahren gerade dafür, dass es einen „Erzähltext“ generiere, „der den sozialen Prozess der Entwicklung und Wandlung der biographischen Identität kontinuierlich, d.h. ohne exmanente, aus dem Methodenzugriff oder den theoretischen Voraussetzungen des Forschers motivierte Interventionen und Ausblendungen, darstellt und expliziert.“ (Schütze 1983: 286) Der von Schütze verwendete Begriff der „biographischen Identität“ verweist allerdings bereits auf die kulturelle, diskursive Präformierung der Art und Weise, wie die Interviewpartner\*innen ihr Leben erleben, erinnern und narrativ entwerfen: Im Gegensatz zur statischen und präskriptiven Identität in der historischen Ständegesellschaft (man bleibt zeitlebens das, als was man geboren ist), ist biographische Identität ein modernes, ‚westliches‘ Konstrukt und unter spätmodernen

Bedingungen zunehmend als „dynamische Entwicklungsidentität“ souveräner Subjekte konzipiert: „Der Mensch hat sein Leben als eine Geschichte des soziokulturellen Werdegangs und der psychosozialen Entwicklung zu gestalten und dies sich und anderen gegenüber zu vertreten und zu verantworten.“ (Engelhardt 2011: 40; genauer zum historischen Wandel der diskursiven Konstruktion von Identität siehe Subkapitel 2.3, zur „Kulturabhängigkeit des Verfahrens“ des narrativen Interviews siehe Küsters 2009: 187ff.) Dennoch scheint Schütze den subjektpositionierenden Anrufungs-Charakter des Erhebungsinstruments selbst zu unterschätzen bzw. auszublenden. Dagegen arbeitet Gabriele Lucius-Hoene (2010; vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004) heraus, wie narrative Identität im Interview durch „Identitätsarbeit“ interaktiv hergestellt wird und macht „den Umgang [der Interviewten] mit den Positionierungen, die implizit oder explizit durch die Interviewerin und durch den Aufforderungscharakter der Interviewsituation entstehen“ zu einem Fokus von Interviewanalysen, die auf die „Rekonstruktion narrativer Identität“ (Lucius-Hoene 2010: 149) zielen. Über die notwendige Reflexion der in der Erhebungssituation und Anwerbungsphase erfolgenden Anrufungen hinausgehend stellt sich jedoch die Frage, ob der Methode des autobiographisch-narrativen Interviews und ihrem Gebrauch in der Biographieforschung nicht Annahmen und Mechanismen inhärent sind, die gewissermaßen als selbsterfüllende Prophezeiungen ebenjene Subjektposition anweisen, die sie dann zum Gegenstand der analytischen Rekonstruktion machen. Tina Spies und Elisabeth Tuijer (2017) rekapitulieren einleitend zu einem Sammelband, der mögliche Verbindungsmöglichkeiten von Biographieforschung und an Foucault orientierten Diskurs- bzw. Dispositivanalysen erörtert, zunächst die von beiden Schulen aneinander gerichteten Hauptvorwürfe: „Der Biographieforschung wird dabei vorgeworfen, sie gehe von einem mit sich selbst identischen, autonomen Subjekt aus; setze also als Methode ein Subjekt voraus bzw. produziere ein Subjekt, das (diskurs)theoretisch längst dekonstruiert ist.“ (Spies/Tuider 2017: 2f.) Zwar erkennen weite Teile der Biographieforschung mittlerweile an, dass Identität in der Interviewsituation und durch die im Interview aufgerufenen Erzählnormen kommunikativ hergestellt wird (s.o.). Auch bemühten sich manche Diskursteilnehmer\*innen, den Begriff der Biographie von jenem der Identität abzugrenzen, da ersterer „auf einen interpretativen, offenen Prozess des Werdens [verweise], wohingegen ‚Identität‘ einen fixierten Status des Seins bzw. Habens fokussiere“ (Spies/Tuider 2017: 3). Nun ist die sozialwissenschaftliche Definition *eine* Sache, das Alltagsverständnis der Interviewten aber womöglich eine andere. Selbst wenn in meinen Interviews nur ein Teilgebiet der Biographie erfragt wird („die

Geschichten deiner bisherigen Beziehungen, intimen Bekanntschaften, Kontakte und so weiter, [...] gern von der allerersten bis heute“<sup>70</sup>) läuft das Erhebungsinstrument mit seinem Andocken an kulturelle Erzählkonventionen, der nahegelegten chronologischen Abfolge und mit den Zugzwängen Gefahr, die Interviewpartner\*innen als ebendas anzurufen und zu konstruieren, was sie und ihr Leben ‚eigentlich‘ gar nicht sind: kohärent, konsistent, gradlinig und selbstbestimmt. So problematisiert Birgit Griese (1999) mit Foucault und Althusser, dass die im narrativen Interview angereizte „Erzählung einem doppelten Wahrheitsappell unterliegt“ (Griese 1999: 105): Neben kulturell tradierten „Redenormen des Autobiographischen“ (Griese 1999: 102) ereile die Interviewten die Anrufung eines „wissenschaftlichen Wahrheitsanspruch[s]“ (Griese 1999: 101). Ganz im Sinne pastoraler Seelenforschung und deren Appropriation im Dienste der Sozialwissenschaft sollen die Interviewten kundige Auskunft über sich erteilen und als zitierbare Kronzeug\*innen die Echtheit und Richtigkeit des Gesagten verbürgen, was auch durch Anonymisierungszusagen nicht ausgeräumt wird. Griese (1999: 101, kursiv i.O.) resümiert: „Die Interviewten sind also angehalten, sich als *wahres Ich* zu positionieren.“ Dem fügen Thomas Schäfer und Bettina Völter (2005) hinzu, dass Erhebungsinstrument und -situation die Interviewten nicht nur auf spezifische Weise adressieren, sondern dass sie auch und über das Interview hinaus performativ und subjektivierend wirken können, sofern sich die Interviewten ihre Erzählung

„als ‚Wahrheit über sich selbst‘ *aneignen*. Und zwar vor allem durch den mit der Erzählung verbundenen – und vom Gegenüber auch erwarteten – *Authentizitäts- und Wahrheitsanspruch*. Die Selbstdarstellung erscheint nämlich als die objektive Gestalt des Selbst, die zur Identifikation auffordert, mithin also – frei nach Louis Althusser – als ‚Selbstanrufung des Subjekts‘ beschrieben werden kann.“ (Schäfer/Völter 2005: 169, kursiv i.O.)

Hinzu kommt die gegenwärtige Hegemonie eines neoliberal-gouvernementalen Diskurses, der ‚freie‘ Subjekte zur Übernahme von Eigenverantwortung für ihre Lebensentscheidungen heranzieht und der ein ‚Scheitern‘ oder Verzweifeln an solchen Zumutungen als selbstverschuldetes und/oder pathologisches Versagen fasst (siehe Subkapitel 2.3). Umso schwerer dürfte es Interviewten fallen und/oder umso stärker ihre wahrgenommene Selbstwirksamkeit beeinträchtigen, ihre Geschichte im Darstellungsmodus des Erleidens zu erzählen, statt sich als quasi-souveräne Urheber\*innen ihrer Handlung

---

70 Zur Konstruktion und Kritik meiner Erzählaufforderung siehe Abschnitt 3.3.1.



gen und als planvolle Erfolgsproduzent\*innen ihrer Biographie zu präsentieren (außer es gelingt, sich durch konsequente Erleidensdarstellung einer antizipierten Responsibilisierung zu entziehen). Demnach muss damit gerechnet werden, dass im Interview aufgerufene Selbstentwürfe stärker an der Performanz von Authentizität und Selbstverwirklichung orientiert sind, als es den empirischen, „tatsächliche[n] Subjektivierungsweisen“ (Keller/Bosančić 2017: 37) entspricht. Lucius-Hoene (2010: 162) dagegen betont, erzählende Interviewte seien sehr wohl in der Lage, sich den kulturell tradierten und in der Interviewsituation aktualisierten „Darstellungsregeln“ ein Stück weit zu widersetzen oder kreativ damit umzugehen. Demnach

„würden wesentliche Facetten der Identitätsverhandlungen verloren gehen, würde man die im Erzählen auftauchenden Geschichtenmuster einfach als Übernahme eines Master-narrativs oder als Konstruktion eines Gegennarrativs betrachten. Erzähler können im strategischen Einsatz und in der interaktiven Aushandlung mit Aspekten der Narrative spielen, lokal jeweils unterschiedliche Perspektiven relevant machen, sie mischen, wechselseitig ausspielen und funktionalisieren.“ (Lucius-Hoene 2010: 162f.)

Ob solche Feinheiten – und, grundsätzlicher, Differenzen zwischen Anrufung und Umwendung – allerdings mit diskurs- bzw. dispositivanalytischen Mitteln erfasst werden können, wird von Teilen der etablierten Biographieforschung stark in Zweifel gezogen. So wurde die (sicher nicht einheitliche) Diskursforschung vonseiten der Biographieforschung dafür kritisiert, über keinen (hinreichenden) Begriff von sozialen Akteuren und deren Handeln zu verfügen. Was „dazu führt, dass zwar (zunehmend) über Subjektivierungsweisen gesprochen wird, aber so etwas wie biographischer Eigensinn, Handlungsfähigkeit und Handlungsmacht oder auch Agency diskurstheoretisch und -analytisch nicht zu fassen sind“ (Tuider/Spies 2017: 2f). Tatsächlich verharren manche Ansätze, die sich als Diskurs- oder Dispositivanalyse labeln und die sich FOUCAULT auf die Fahne schreiben, in einem Subjekt- und Subjektivierungsverständnis, das Foucaults Überlegungen zur Ethik nur unzureichend einbezieht. Stefan Paulus (2015: 3) zufolge etwa „produziert das Dispositiv Subjektivierungen und reagiert bzw. antwortet auf Subjektivierungen“ – es bleibt aber fraglich, wie Subjekte hier eigene Akzente setzen können. Zwar betont Paulus (2015: 3): „Die Subjektivierung wirkt nicht einseitig repressiv auf ein Individuum, sondern durch die Subjektivierung aktiviert und formt sich ein Individuum“. Als Beleg führt Paulus aber ausgerechnet Foucaults (2005a : 245) archäologische Bestimmung des Subjekts als durch Fremdherrschaft unterworfenen und „durch

Bewusstsein und Selbsterkenntnis an seine eigene Identität“ gebundenes an und bemüht zudem Butlers psychoanalytisch gefärbte Foucault- und Althusser-Interpretation aus *Psyche der Macht* (2001).<sup>71</sup> Die Handlungsfähigkeit des Subjekts wird so auf eine (zwar immer schon scheiternde) Selbstunterwerfung im Bannkreis des normierenden Dispositivs oder einer schuldeinflüsternden Psyche reduziert; Selbsttechniken und Prozesse des Werdens, Affektionen und Konnexionen, die über normierenden und normalisierende Machtmechanismen der Subjektivierung hinausweisen, sind hier konzeptionell schwer greifbar.

### 3.2.3 Grundzüge der Subjektivierungsanalyse

Auf der Suche nach Ansätzen, die bei der Interviewanalyse den feinen Blick des Interpretativen Paradigmas für mikrosoziologische Aushandlungs- und Aneignungspraktiken der Subjekte mit einer machtsensiblen bzw. -kritischen Perspektive verbinden und die beanspruchen, die „Untersuchung von Lebensführungen [...] mit diskurstheoretischen Überlegungen kombinierbar zu machen“ (Keller/Bosančić 2017: 32), bieten sich – wenn auch nicht ohne notwendige Modifikationen und Ergänzungen – die *Wissenssoziologische Diskursanalyse* (WDA) (Keller 2005; Keller/Bosančić 2017) und, eher noch, die daran anknüpfende *Interpretative Subjektivierungsanalyse* (ISA) (Bosančić 2019) an.<sup>72</sup> Beide Ansätze gehen einerseits davon aus, „dass Diskurse die Kontextbedingungen des Biographischen stark (wenn auch bei weitem nicht ausschließlich) prägen“ (Keller/Bosančić 2017: 33), und zwar sowohl auf den Ebenen des Erlebens, des Erinnerns und des Erzählens. Zugleich kalkulieren die Ansätze ein, dass Subjekte in ihrer Selbst-Konstituierung und der Gestaltung ihrer Selbstverhältnisse über gewisse Spielräume und Widerstandskapazitäten verfügen, und dass von diskursiven Anrufungen nicht auf (identische) Umwendungen geschlossen werden kann. Vielmehr gelte es, die je spezifischen Verhältnisse zwischen dispositiven Vorgaben und subjektiven Haltungen und Verhaltensmöglichkeiten zu erforschen, da „Fragen der Machtwirkungen von normativen Subjektordnungen und der Agency von Akteur\_innen nicht im Vorfeld von Untersuchungen theoretisch zu bestimmen sind, sondern als empirische Frage gewendet werden müssen“ (Bosančić 2019: 43).<sup>73</sup> Hierfür entwickeln Reiner Keller und Saša Bosančić

---

71 Wie in Abschnitt 2.2.1 angemerkt, wird die Reduktion von Subjektivierung auf Doppelunterwerfung häufig – und so offenbar auch von Paulus – als Foucaults *allgemeine* Subjekt-Definition missverstanden (statt als Analyse und Kritik zweier historischer Subjektpositionen).

72 Die Abkürzungen WDS und ISA werden von den Autoren selbst verwendet – nicht zu verwechseln mit den ISA bei Althusser (1977), den Ideologischen Staatsapparaten.

73 In diesem Zusammenhang kritisieren die Autoren die Subjektphilosophien Judith Butlers und Ernesto Laclaus dafür, mit ihren „Konzepten des Begehrens oder konstitutiven Mangels [...] konstitutive

„in Auseinandersetzung mit Michel Foucaults Subjekt- und Machtkonzeptionen sowie im Anschluss an das Interpretative Paradigma der Soziologie heuristische Analysebegriffe zur Umsetzung von qualitativ-empirischen Forschungsvorhaben, die in einer Doppelperspektive sowohl normative Subjektpositionen als auch die Selbstverhältnisse und Subjektivitäten tatsächlich lebender, handelnder und verkörperter Menschen in den Blick nehmen“ (Bosančić 2019: 43).

WDA und ISA unterscheiden heuristisch drei Ebenen, deren jeweilige Beschaffenheit und Wechselwirkung sie zum Gegenstand der Analyse machen: erstens „Sprechpositionen“, zweitens „Subjektpositionen“ und drittens „tatsächliche Subjektivierungsweisen“ (Keller/Bosančić 2017: 36f.) bzw. „Selbst-Positionierungen“ (Bosančić 2019: 49, siehe auch Abschnitt 2.1.5). Die Analyse von *Sprechpositionen* untersucht in Anlehnung an Foucaults *Archäologie des Wissens* (1981)<sup>74</sup>, welche Orte und Formen des Sprechens innerhalb eines Diskurses bzw. Dispositivs für die Produktion wahrer Aussagen vorge-

---

Bedingungen *allen* menschlichen Seins“ zu postulieren (Bosančić 2019: 46, kursiv i.O.; vgl. Keller/Bosančić 2017). Derlei ontologische Setzungen würden sie vermutlich auch dem Begehrenskonzept Deleuze/Guattaris ankreiden (auch wenn sie deren Arbeiten nicht rezipieren/erwähnen). Foucault hingegen loben sie als Archäologen (statt Konstrukteur) solcher Prämissen: „Wir denken, dass ganz im Sinne Foucaults solche weitreichenden Annahmen über die Eigentlichkeit der Subjekte, ihr Begehren und die Freiheitsgrade ihres Handelns eher zum Gegenstand als zur Grundlage diskurstheoretisch informierter Forschungen gemacht werden sollten.“ (Keller/Bosančić 2017: 32)

- 74 Foucault (1981) unterscheidet bei der Analyse der Regeln, anhand derer Diskursformationen auf je spezifische Weise Wahrheit produzieren und sich von einander abgrenzen lassen, vier Ebenen: *Formation der Gegenstände*, *Äußerungsmodalitäten*, *Formation der Begriffe* und *Strategien*. Die Analyse von Sprechpositionen und Subjektpositionen fällt bei Foucault unter die Analyse der Äußerungsmodalitäten. Diese stellt als „[e]rste Frage: Wer spricht?“ (Foucault 1981: 75). Demnach verleiht der Diskurs dem oder der legitimerweise Sprechenden den Status einer\*s zur Wissensproduktion Berechtigten und bekommt gleichzeitig von der so autorisierten Sprecher\*in Wahrheitswirkung verliehen. Zudem interessieren Foucault die „institutionellen Plätze“ (Foucault 1981: 76; kursiv i.O.), von denen aus gesprochen wird. Auch die Analyse von „Positionen des Subjekts“ (Foucault 1981: 78) ist in der Archäologie bereits vorgesehen: Hier fragt Foucault, welche Plätze ein Diskurs Subjekten in Relation zu den Gegenständen und Aussagetypen zuweist: In welchem Abstand ist es zu den Informationen platziert, von wo aus blickt es auf die Dinge, in welcher Wahrnehmungssituation ist es lokalisiert? Der Coup der poststrukturalistischen Archäologie ist ihr radikaler Gegenentwurf zur modernen, westlichen Konzeption eines souveränen, kohärenten, mit sich selbst identischen Subjekts und zum „göttlichen Trick“ (Haraway 1995: 81) nichtlokalisierbarer Wissensproduktion. Denn wie Foucault betont, werden die Äußerungsmodalitäten nicht durch Bewusstsein und Intention des sich äußernden Subjekts bestimmt, sondern durch die Regeln der diskursiven Praxis. Diese situieren, dezentrieren und spalten das Subjekt, indem sie es auf „verschiedene Positionen der Subjektivität“ (Foucault 1981: 82) im diskursiven Feld verstreuen. In dieser Hinsicht erscheint es stimmig, wenn Foucault später sagte, sein Thema sei immer schon das Subjekt gewesen. Allerdings wird in der Archäologie die Produktion und Positionierung von Subjekten, ebenso wie Fragen von Machtbeziehungen und -wirkungen (die in der Archäologie unter den *Strategien* verhandelt werden) hauptsächlich unter dem Aspekt positionierender Regeln des Diskurses betrachtet – die Möglichkeit von Selbstpositionierungen ist hier nicht vorgesehen. Zur weiteren Abgrenzung von Wissenssoziologischer bzw. wissenspolitischer Diskursanalyse und der archäologischen Analyse diskursiver Formationsregeln nach Foucault siehe auch Pieper 2006: 274ff.

sehen und autorisiert sind und – darin von Foucaults Analytik der Oberfläche abweichend – welche Äußerungsmodalitäten nicht oder nur eingeschränkt als legitim und wahrheitskonstituierend zugelassen werden. Das Hauptaugenmerk gilt allerdings diskursiv nahegelegten *Subjektpositionen* und tatsächlichen *Subjektivierungsweisen* bzw. *Selbst-Positionierungen*, die in ihren Wechselwirkungen betrachtet werden sollen:

„Im Rahmen einer wissenssoziologisch-diskursanalytischen Perspektive lässt sich Subjektivierung demnach als ein doppelseitiger Prozess begreifen. Zum einen werden in Diskursen *Subjektpositionen* (verstanden als Identitätsangebote und -modelle, als Verbindungen einer situierten Handlungsträgerschaft mit ‚doings‘, Praktiken des Handlungsvollzugs, und ‚Dingen‘ bzw. Materialitäten, auf die sich die Praktiken beziehen) konstituiert, die an tatsächliche lebende, handelnde und verkörperte Subjekte adressiert sind und die einen gewissen Positionierungsdruck erzeugen (können). Zum anderen werden die so adressierten Subjekte in ihren *tatsächlichen Subjektivierungsweisen* vor dem Hintergrund der jeweiligen Biographie, der sozialstrukturellen Verortung und den situativ-alltäglichen Kontexten nach Maßgabe eigener, subjektiver Relevanzen auf diese ‚Anrufungen‘ mehr oder weniger kreativ-eigensinnig reagieren, d.h. sich positionieren.“ (Keller/Bosančić 2017: 36f.)<sup>75</sup>

Analog dazu versteht die ISA unter *Subjektpositionen* diskursiv konstituierte und diskursanalytisch rekonstruierbare idealtypische Subjektmodelle, Handlungsschablonen, Anrufungen, „die möglichen Adressaten nahelegen, wie sie ihr Selbst zu formen haben, um in bestimmten Kontexten z.B. ‚erfolgreich‘ zu sein, Anerkennung zu erhalten oder als ‚normal‘ wahrgenommen zu werden“, während mit „dem Konzept der *Selbst-Positionierung* [...] die mehr oder weniger kreativ-eigensinnige Ausdeutung, Aneignung oder Ablehnung der Subjektpositionen bezeichnet“ (Bosančić 2019: 49, kursiv i.O.) und untersucht wird. Insbesondere die ISA veranschlagt „keine dualistische Trennung von den machtvollen Adressierungen einerseits und den lediglich Adressierten andererseits“ (Bosančić 2019: 50). Sie geht davon aus, dass die angerufenen Subjekte sich nicht ‚einfach nur‘ mehr oder weniger normgerecht positionieren oder daran scheitern, sondern dass sie „in kollektiven Prozessen in Sprechpositionen“ gelangen können, „die bestehende

---

75 Bezeichnenderweise werden Verbindungen zu Praktiken, Dingen, Materialitäten hier zwar mitgedacht, aber auf der Ebene der *Subjektpositionen* verortet, nicht auch auf der Ebene der tatsächlichen Subjektivierungsweisen. Das Gefüge wird also offenbar eher aus der Perspektive der Anrufung und des Dispositivs gedacht (welche Handlungsweisen, Berührungspunkte und welcher Umgang mit Dingen sind für Modellsubjekte vorgesehen, erscheinen ihnen gemäß, werden ihnen zugetraut und angeraten), weniger auf der Ebene transformativer Selbstpraktiken und Techniken des Selbst als *mikro-agencement*.

Subjektpositionen herausfordern und die Genese neuer Positionierungsmöglichkeiten vorantreiben“ (Bosančić 2019: 50). Ein Weg zur Ermöglichung und Ermächtigung anderer Subjekt- und Lebensformen wäre demnach die kollektive Eroberung diskursiver Autorität, um über dieses Mitsprechen-Können neue Modelle des Subjekt-Werdens und -Seins zu prozessieren und publik zu machen. Bislang diskursiv marginalisierten Personen, Gruppen und Lebensformen im Interview ‚eine Stimme zu geben‘, ihren Geschichten und Perspektiven wissenschaftliche Anerkennung zukommen zu lassen und somit ihre Teilnahmefähigkeit an Wahrheitskämpfen zu stärken, kann somit auch als politischer Einsatz betrachtet werden. Mit dem selbstverständlich immer auch die Gefahr eines „normalisierenden Einschluss[es]“ (Nay 2019: 373) der so Beforschten, ihrer narrativ und interpretativ konstruierten Selbsttechniken und Beziehungsentwürfe in etablierte Wissensordnungen und den Bereich gesellschaftlich (gerade noch) verdaulicher Differenz verbunden ist, was es ebenfalls kritisch zu reflektieren gilt.

Wie oben erwähnt, nehmen WDS und ISA für sich in Anspruch, auch in biografieanalytischen Fragen und für die Interpretation narrativ-biographischer Interviews Erhellendes beitragen zu können. Dabei gehen sie in der Tradition des Interpretativen Paradigmas und in Anbetracht soziologischer Gegenwartsdiagnosen zur Pluralisierung, Fragmentierung und Intersektionalität von Identitäten davon aus,

„dass die in biographischen Erzählungen erfolgten Bezugnahmen auf Subjektpositionen notwendigerweise durch ‚Brüche‘ (Tuider 2007, Abs. 31) gekennzeichnet sind. Dies zum einen deswegen, weil die Identifikation bzw. Aneignung solcher Subjektpositionen, mag sie nun freiwillig oder erzwungen erfolgen, stets interpretationsabhängig erfolgen muss, und diese Interpretationen immer durch die in Sozialisationsprozessen konstituierten subjektiven Wissensvorräte beeinflusst sind sowie von den jeweiligen (sozialstrukturell) unterschiedlich verteilten Ressourcen abhängen. Zum anderen auch aus dem Grund einer multiplen Situiertheit moderner Individuen, die, wie unvollkommen auch immer, über ein sozial konstituiertes, aber individuell anhaftendes Erinnerungsvermögen verfügen, das um eine Vielzahl von Situationen, identitären Positionierungen usw. weiß.“ (Keller/Bosančić 2017: 37)

Während die WDA bei der „Untersuchung von Subjektivierungsweisen“ eine Abfolge der Analyse vorgibt – zunächst „komplexe Anforderungsprofile an Subjekte und Identitäten in Form von diskursiv konstituierten Subjektpositionen [...] rekonstruieren und im Anschluss daran deren ebenso differenzierte, oftmals widersprüchliche und durch Brüche gekennzeichnete Aneignung in Selbst-Erzählungen“ (Keller/Bosančić 2017: 38)

– gibt sich die ISA bezüglich der Analysephasen und -fragen flexibler. Saša Bosančić begründet dies u.a. mit den je nach Forschungsfeld mehr oder weniger großen „Schwierigkeiten, [vorab] zu bestimmen, welche Diskurse relevant sein könnten für die biographischen Erzählungen“ (Bosančić 2019: 60). Gemäß der methodologischen Prinzipien der Grounded Theory müsste ohnehin davon abgesehen werden, vorab diskursanalytisch gewonnene Hypothesen und Subjektposition-Kategorien unidirektional auf das Interviewmaterial zu projizieren (auch wenn die Diskursanalyse ebenfalls auf Datenmaterial beruht). Insofern kommt die Maßgabe der ISA, diskursanalytisch herausgearbeitete Sprecher\*innenpositionen, Subjektpositionen und in den Interviews auffindbare Selbstpositionierungen „in einem iterativ-zyklischen Prozess zueinander ins Verhältnis“ zu setzen, dem Grounded-Theory-Stil eher entgegen.

Bei aller Elaboriertheit der WDA und ISA und bei allem Nutzen für ein Forschungsvorhaben, das Subjektivierungsprozesse anhand narrativer Interviewtexte be/umschreiben möchte, bleiben allerdings noch einige Aspekte offen. Die erste Unklarheit betrifft den Subjektivierungsbegriff selbst. „Tatsächliche Subjektivierungsweisen“ bezeichnen empirisch rekonstruierbare Bezugnahmen, Adaptionen, Übersetzungen und ‚Umwidmungen‘ oder Ablehnungen diskursiv und dispositiv angetragener Subjektpositionen.“ (Keller/Bosančić 2017: 33) Dass und wie Subjekte sich subjektivieren, wird zwar als aktives und fortgesetztes Sich-ins-Verhältnis-Setzen zu Anrufungen und Moralcodes gefasst, dieses Selbstpositionieren erscheint aber vor allem als *Reaktion* auf die Vorgaben und Setzungen des Diskurses und seiner Machtwirkungen, als mehr oder weniger erfolgreiche Territorialisierungsleistung des Dispositivs. Zwar wollen die Ansätze erstens die Wechselbeziehung von Subjektpositionen und Selbstpositionierungen in den Blick nehmen (was impliziert, dass von einer gegenseitigen Beeinflussung ausgegangen wird). Zweitens wird eine Interpretationsoffenheit und – bezugnehmend auf Butler – eine unablässig stattfindende „Resignifikation“ (Bosančić 2019: 48) diskursiver Positionszuweisungen angenommen (was hier erklären soll, warum vorgegebene Normen im Prozess der Subjektivierung nie eins zu eins umgesetzt werden können)<sup>76</sup> und drittens von

---

76 Bosančić verweist auf „Resignifikationsprozesse [...] die unweigerlich statthaben, wenn Menschen durch diskursive und dispositive Wahrheitsordnungen und darin situierte Subjektpositionen adressiert werden und sich dazu mehr oder weniger eigensinnig verhalten. Mit *Resignifikation* ist dabei gemeint, dass die Aneignung von Subjektpositionen niemals ‚vollständig‘ erfolgen kann. Hier könnte Butler (2001) folgend mit dem Konzept der Iterabilität und Performativität argumentiert werden, dass sich in jede performative Wiederholung von Subjektnormen eine Verschiebung der Norm ‚einschreibt‘.“ (Bosančić 2019: 47, kursiv i.O.) Eine wesentliche Grundlage für Butlers Begriffe der Resignifikation und der Performativität bildet Derridas Konzept der Iterabilität. Die Iterabilität besagt verallgemeinert, dass jede (sprachliche, soziale, psychische, körperliche usw.) Struktur in immer wie-

„mehr oder weniger  *kreativ-eigensinnigen Selbst-Positionierungen*“ (Bosančić 2019: 43, kursiv i.O. ) (was eine Fähigkeit und auch einen gewissen Willen zur Hervorbringung von Selbstverhältnissen und -praktiken voraussetzt, die gar nicht erst vorgeben/anstreben, eine Entsprechung in den bisher zur Verfügung stehenden Subjektpositionen zu finden). Tatsächlich wirksame „Transformationen von Subjektordnungen“ hingegen gelangen nur in „kollektiven Deutungskämpfen unterschiedlicher Akteure, die bestehende Wahrheitsordnungen in machtvollen Auseinandersetzungen bestätigen und stabilisieren, modifizieren, erweitern oder gänzlich transformieren“ (Bosančić 2019: 48) (was ein Potenzial von Subjekten im Plural einschließt, gemeinsam die Regeln der Subjektpositions-Produktion zu verändern, sie vielleicht sogar zur Neuformation zu zwingen). Um aber untersuchen und erklären zu können, dass und wie überhaupt eine Differenz zwischen Subjektpositionen und Selbstpositionierungen hergestellt werden kann, welche nicht allein auf strukturelles Scheitern an  *der* Norm des Subjekts zurückginge, fehlt für mein Verständnis ein Konzept von Techniken und (Mikro-)Praktiken des Selbst, die auch von produktivem Begehren z.B. nach Affektion, Konnexion, Distinktion, Transformation oder gar Subversion hervorgebracht und in Betrieb genommen werden. Entsprechend eingeschränkt ist dann der analytische Blick für Subjektivierung als Prozess des Werdens, in dem immer wieder Fluchtlinien entstehen (siehe Abschnitt 2.2.1). Diese wären vielleicht eher als Bewegungen temporärer Deterritorialisierung oder Depositionierung denn als Positionierung lesbar. Auch wenn sie dabei nicht gleich die gesamte Ordnung eines Dispositivs umstürzen (zumal ein Dispositiv der Gegenwart wohl nicht

---

der neuen Kontexten durch neue Praktiken  *wiederholbar* sein muss, um (weiter-)existieren zu können. Dabei konstituieren sich Strukturen auf der Grundlage von Praktiken und umgekehrt sind Praktiken erst vor dem Horizont von Strukturen bestimmt. Dadurch rekonstituiert jede neue Praktik die Strukturen, durch die sie selbst als Praktik bestimmt ist. Und weil jede Wiederholung in einem neuen Kontext stattfindet und allein schon deshalb anders ist als vorangegangene Wiederholungen, verschiebt sich mit jeder neuen Praktik die Struktur, vor deren Horizont sie bestimmt ist. Wie stark diese Verschiebung ist und wie groß der Kontext ist, in dem sie wirksam wird, hängt von vielen unterschiedlichen Faktoren ab, unter anderem von der Verkörperung der Praktik, von ihren Verbindungen zu im Kontext wirkmächtigen Diskursen und von den Machtverhältnissen der im Kontext der Praktik beteiligten Akteur\_innen. (Siehe hierzu Schütze 2022, Kapitel 2, der die „Logik der Iterabilität“ systematisch und detailliert ausarbeitet.) Ob sich durch diese – in den meisten Fällen marginalen – Verschiebungen wesentliche Veränderungen von Normen ergeben, hängt unter anderem davon ab, in welchem Ausmaß Praktiken, die stärker von der Norm abweichen, in darauf folgenden Praktiken aufgegriffen und wiederholt werden – etwa in einer kollektiven Praxis. Wichtig ist dabei, dass erfolgte Verschiebungen von Normen durch neue Praktiken auch wieder rückgängig gemacht werden können. Hier handelt es sich also um einen unabschließbaren Deutungskampf. So wird plausibel, was Bosančić schreibt: „Aus der Perspektive der ISA führt zwar jede Bezugnahme auf Subjektnormen in der Aneignung zu Veränderungen, Abweichungen und Brüchen, diese haben jedoch nicht unweigerlich Änderungen der normativen Subjektordnungen zur Folge. Vielmehr sind Transformationen der Subjektnormen abhängig von kollektiven Deutungskämpfen unterschiedlicher Akteure, die bestehende Wahrheitsordnungen in machtvollen Auseinandersetzungen bestätigten und stabilisieren, modifizieren, erweitern oder gänzlich transformieren. (Bosančić 2019: 48)

nur aus starren, störanfälligen Normen besteht, sondern als Normalisierungsmaschine recht flexibel mit der Bereitstellung neuer Subjektpositionen nachsteuern kann).<sup>77</sup> Hiergegen würden Keller und Bosančić vermutlich einwenden, dass etwaige Antriebe, Freiheitsgrade und Einhegungen der Subjektivierung eben empirisch, nicht theoretisch zu bestimmen seien und dass man sich vorgefertigten „Konzepten des Begehrens“ (Bosančić 2019: 46) ja gerade enthalten wolle/solle. Als heuristisches Werkzeug (statt ahistorisch als Seins-Aussage à la „Selbsttechniken und Begehren sind *immer* unterworfen/unterwerfend oder emanzipatorisch“) hingegen halte ich eine Ergänzung um eine spät-foucaultsche/deleuzianische Perspektive in Bezug auf mein Forschungsinteresse und mein Material jedoch für gewinnbringend, um die Subjekte nicht allein schon qua Analyseperspektive stärker an Subjektpositionen zu binden als nötig.

Daran anschließend schlage ich vor, den *agencement*-theoretischen und -analytischen Anleihen der WDS und ISA stärkeres Gewicht zu verleihen und sie weiter auszubauen. Als Referenzpunkt der „wissenssoziologisch-interpretative[n] Subjektivierungsforschung“ nennt Bosančić (2019: 45) – neben der *Hermeneutischen Wissenssoziologie*, der *Wissenssoziologischen Diskursanalyse* und an Foucault orientierten *Dispositivanalysen* – auch die *Situationsanalyse* nach Clarke. Auch Keller (in Clarke/Keller 2011: 111) weist auf „Parallelen und [...] Anknüpfungspunkte“ von Situationsanalyse und WDA hin. Alle drei Zugänge teilen ein Bemühen um die Vereinbarung pragmatistischer, interaktionistischer und poststrukturalistischer Perspektiven. Zudem berücksichtigt die Situationsanalyse, wie weiter oben (in Abschnitt 3.1.2) erwähnt, „ganz explizit die nicht-menschlichen Bestandteile der Forschungssituation, sowohl die materiellen wie auch die diskursiven“ (Clarke/Keller 2011: 117). Dies nicht nur als erkenntnistheoretisches Prinzip im Sinne Situierten Wissens, sondern auch bezogen auf die methodische Anlage der Erhebung und Auswertung von Daten: Anknüpfend an „die Offenheit des Straussschen Grounded-Theory-Ansatzes dafür, die Untersuchung eines breiten Spektrums nicht-menschlicher Objekte zuzulassen“ (Clarke 2011: 209), richtet Clarke ihre Modifikation der GTM darauf aus, die Rolle materieller Entitäten und ihre Verwobenheit in diskursiven Praktiken zu erfassen. Auch die WDA möchte, hier offensichtlich von der Situationsanalyse inspiriert, neben der Analyse von Diskursen (auf die sie das Hauptaugenmerk legt) und institutionellen Settings als Quellen und Schauplätze der Subjektpositionierung auch „Ereignisse, Begegnungen, Interaktionen, Gespräche, Gefühle, menschliche

---

<sup>77</sup> Eine weitere interessante Frage wäre, wie und warum sich Akteure für *kollektive* Deutungskämpfe zusammenfinden (Identitätspolitik? intersektionale Politik? affektive Politik?).



und nicht-menschliche Andere, die unmittelbar an konkrete Situationen angeschlossen sind“ (Keller/Bosančić 2017: 35) mit in die Untersuchung einbeziehen. Wie genau das geschehen kann, soll im folgenden Abschnitt durchdacht werden.

### 3.2.4 Subjektivierungsanalyse an Interviewdaten

Zunächst allerdings stellt sich die grundlegende methodische Frage, ob bzw. wie diskursive Konstruktionen von Subjektpositionen und ‚tatsächliche‘ Subjektivierungsweisen bzw. Selbstpositionierungen überhaupt anhand von in narrativen Interviews generierten und in Text transformierten Erzählungen (und Argumentationen und Beschreibungen) nachgegangen werden kann. Die ISA kann zwar *auch* auf qualitative Interviews angewandt werden (Bosančić 2019: 50; für Anwendungsbeispiele siehe Bosančić 2019; Har-dering 2019), grundsätzlich aber ist die ISA mit dem im Rahmen meiner Studie nicht eingelösten

„Anspruch verbunden, unterschiedliche Datenformate miteinander *ins Gespräch* zu bringen, wie sich ganz allgemein formulieren ließe, also bspw. diskursanalytisches oder ethnographisches Material mit Gruppendiskussionen, biographischen oder problemzentrierten Interviews zu kombinieren, um die Beziehungen zwischen Subjektnormen und Selbstverhältnissen empirisch auszuloten.“ (Bosančić 2019: 60, kursiv i.O.)

Für meine diskursanalytische Diplomarbeit (Mayer 2006) und parallel zur Durchführung der vorliegenden Studie habe ich mich eingehend mit Diskursen um Monogamie und Nichtmonogamie auseinandergesetzt (2014a,b, 2020b, 2022). Dabei habe ich sowohl Sprechpositionen legitimer Aussageproduktion als auch Subjektpositionen herausgearbeitet, die in diesen Diskursen formiert und angerufen werden. Die Ergebnisse dieser Vor- und Zwischenarbeiten fließen in die wiederholten Interviewinterpretationen ein, wurden dem Material aber nicht in Form von *ex ante*-Hypothesen bzw. vorgefertigten Kategorien übergestülpt. Allerdings wurde für die Dissertation nicht systematisch ein eigenständiger Datenkorpus (jenseits der Interviews) für eine Diskursanalyse gebildet, deren Ergebnisse dann zyklisch mit den Interviewdaten „ins Gespräch“ gebracht werden könnten. Auch ist die Untersuchung nicht als ethnographische Studie angelegt.<sup>78</sup> Es ist

---

78 Beobachtungsdaten liegen v.a. in Form von Memos über die Interviewsituationen und Selbstbeobachtungs-Memos vor, nicht aber aus teilnehmender Beobachtung im Feld zu Forschungszwecken (auch wenn ich als Alltagshandelnde seit vielen Jahren im Feld nichtmonogam lebender Menschen – und in einer mononormativen Gesellschaft – ‚unterwegs‘ bin und diese unweigerlich auch mit soziologischen Augen betrachte. Und auch, wenn als ‚Privatperson‘ gemachte Beobachtungen und Erfahrungen sich sicherlich auch in meinem Forschungsinteresse, meiner Teilhabe an der Datenproduktion und meiner Analyseperspektive niederschlagen.)

also zunächst zu klären, ob *Selbstpositionierungen* (deren Bestimmung dem ISA-Ansatz folgend haltlos wäre, wenn sie nicht irgendwie mit *Subjektpositionen* in Verbindung gebracht werden könnten) überhaupt allein an narrativen Interviews untersucht werden können. Diese Frage wird von Tina Spies (2019) bejaht.

„Die innerhalb einer biographischen Erzählung eingenommenen Positionierungen verweisen auf Subjektpositionen innerhalb unterschiedlicher Diskurse und erlauben damit einen Rückschluss darauf, welche Diskurse derzeit oder aber in der Vergangenheit von Bedeutung sind bzw. waren. Es lässt sich so die Wirkmächtigkeit von Diskursen als empirische Frage bearbeiten, da z.B. untersucht werden kann, welche Subjektpositionen unhinterfragt eingenommen werden, welchen widersprochen wird und welchen Einfluss andere Diskurse – und die damit einhergehenden Subjektpositionen – auf diese Möglichkeiten oder auch Einschränkungen ausüben“ (Spies 2019: 102).

Für Spies (2019: 102) ist daher eine an Selbstpositionierungen interessierte „Biographieanalyse [...] immer zugleich auch als Diskursanalyse zu verstehen“. Dabei muss zum einen bedacht werden, dass „Positionierungen [...] als ‚Lesarten‘ eines Diskurses zu verstehen“ (Spies 2019: 102) sind – die Interviewten referieren nicht ‚den Diskurs‘ oder ‚den Moralcode‘, sie filtern und interpretieren anhand biographisch und (Sb)kulturell geprägter Deutungsmuster diskursive Anrufungen (inklusive die mit der Interviewsituation verbundenen) bzw. einzelne oder miteinander verknüpfte Aussagen eines Moralcodes, um zu wissen oder zu ahnen, welche Positionen ihnen angedacht sind bzw. wären (z.B. „Ich weiß ja, Polys sollen nicht eifersüchtig sein.“), zu denen sie sich – im Interview vorwiegend im Medium der Sprache – ins Verhältnis setzen (z.B. „Bin aber neulich mal wieder ganz schön ausgeflippt.“). Manchmal wird die Markierung von Positionen und Positionierungen explizit und reflexiv vorgenommen – dann am ehesten in Form von Argumentationen bzw. Eigentheorien (z.B. „In vielen Ratgebern steht ja, man soll nicht eifersüchtig sein, ich persönlich finde das aber Quatsch, weil...“), meist wird es aber der Interpretin obliegen, narrative Selbstpositionierungen sowie Anrufungen, auf die sie sich womöglich beziehen, aus den transkribierten Interviewtexten herauszuarbeiten bzw. in diese hineinzulesen. Weder sind uns anhand von Interviews die komplexen „Selbstverhältnisse und Subjektivitäten tatsächlich lebender, handelnder und verkörperter Menschen“ (Bosančić 2019: 43) eins zu eins zugänglich, noch die „tatsächlichen Subjektivierungsweisen“ (Keller/Bosančić 2017: 32) und Subjektivierungsprozesse, in denen sich Selbstverhältnisse und Subjektivitäten bilden und transformieren. Zugänglich sind uns unter Interviewbedingungen gemeinsam produzierte Versionen dieser Sub-

jektivierungsweisen und -prozesse, die im Sprech-, Aufnahme-, Transkriptions-, Auswertungs- und Schreibprozess nochmals grundlegend neu/umgebaut werden. „The resulting text is not a representation of the real world outside but of the current becoming of the processes of the research object within the processes of research.“ (Schadler 2019a: 227)

Hinsichtlich der Frage, inwieweit von Selbstpositionierungen im Interview auf diskursive Subjektpositionen geschlossen werden kann, schränkt Spies ein: „Positionierungen in biographischen Erzählungen verweisen also auf Subjektpositionen im Diskurs, aber sie sind (selten) mit diesen identisch, da jede\*r Einzelne daran scheitert, eine Position vollständig zu verkörpern und jede\*r Einzelne mehr ist als nur eine Position.“ (Spies 2019: 100; vgl. 3.2.3) Dem ist hinzuzufügen, dass Subjekte vielstimmige, oft widersprüchliche Anrufungen ereilen und dass zur selben Zeit unterschiedliche Moralcodes wirksam sein können (vgl. 2.1.1). Eine bestimmte Positionierung mag zwar als denkbar große Distanzierung zu einer bestimmten Subjektposition und aus dieser Perspektive als eigensinnig oder als widerständig lesbar sein, zugleich aber große Nähe zu einer anderen (vielleicht nicht weniger normativen und machtvollen) aufweisen. Die Bestimmung des (Macht-)Verhältnisses von Subjektpositionen und Selbstpositionierungen ist daher immer eine Sache des Blickwinkels und ohnehin provisorisches Konstrukt der Forschenden – je nachdem, welche diskursiven Aussagen(netze) in welcher Körnung als Referenzpunkte herangezogen werden, erscheint das sich positionierende Subjekt mehr oder weniger ‚frei‘ oder territorialisiert. Dennoch können anhand der (innerhalb eines Interviews und Interview übergreifend) festgestellten Homo- bzw. Heterogenität und Streuung von Positionierungen vorsichtige Hypothesen dazu aufgestellt werden, wie normativ oder pluralistisch-normalistisch das diskursive Feld beschaffen ist und welche Brüche es aufweist. In jedem Fall ist die biographieanalytische Rekonstruktion diskursiver Subjektpositionen keine Archäologie im Sinne Foucaults, da „davon auszugehen [ist], dass die Positionierungen innerhalb einer biographischen Erzählung auf derzeit – also zum Zeitpunkt des Erzählens – aktuelle Diskurse verweisen“ (Spies 2019: 100) und nicht auf solche vergangener Epochen.<sup>79</sup>

---

79 „Die Positionierungen können jedoch auch auf Subjektpositionen innerhalb von Diskursen verweisen, die zum Zeitpunkt des Geschehens das Erleben beeinflussten, da sie damals (und möglicherweise heute nicht mehr) aktuell waren. Oder aber sie verweisen auf Subjektpositionen innerhalb von Diskursen, die – zu einem späteren Zeitpunkt – das Einordnen und Verstehen des Erlebten beeinflusst haben, z.B. weil damals das Erlebte gegenüber sich selbst oder gegenüber anderen Gesprächspartner\*innen (neu) erzählt wurde. Dabei ist jedoch davon auszugehen, dass auch frühere Positionierungen in der aktuellen Version narrativer Identität von derzeit dominante(re)n Diskursen beeinflusst werden“ (Spies 2019: 100).

Wieviel Positionierungsvielfalt sich im Material indes überhaupt zeigen kann, ist nicht zuletzt eine Frage des theoretischen Sampling und des Zuschnitts der vorgenommenen mini- und maximalen Vergleiche. Clarke (2011: 222) plädiert dafür, „Verschiedenheit(en), Komplexitäten sowie heterogene[] Positionierungen“ nicht nur beim Aufbrechen der Daten (dem offenen Kodieren) sichtbar zu machen, um diese anschließend bei der Kategorisierung wieder verschwinden zu lassen, sondern sie im ganzen Forschungs- und Auswertungsprozess zur Geltung zu bringen. Methodische Impulse kann hier wiederum die Biographieforschung geben, als deren Stärke Spies (2019: 102, kursiv i.O.) es sieht, „sehr genau auch Ambivalenzen und feine Nuancen aus den Biographien“ herausarbeiten zu können, sodass „nicht nur danach gefragt werden kann, welche Positionierungen sich rekonstruieren lassen, sondern auch wie die unterschiedlichen Subjektpositionen eingenommen werden.“ Wie weiter oben besprochen, sollte sich die Analyseperspektive dabei aber nicht nur darauf richten, „welche Subjektvorgaben wie angeeignet werden“ (Bosančić 2019: 59) bzw. inwiefern Subjekte notwendig daran scheitern, sondern die Analyse sollte auch Hinweisen auf Deutungskämpfe und auf Resignifizierungen nachgehen, die es den Subjekten erlauben, sich anders zu positionieren als bisher vorgesehen, und die nur dann ‚eingefangen‘ werden können, wenn die Regeln des Diskurses – oder zumindest die Deutungsmuster der abduktionsförderlich verunsicherten Interpretin – sich entsprechend transformieren.

### **3.2.5 Analyseinstrumentarium**

Wie kann die Datenauswertung nun konkret vonstatten gehen? Die von Schütze (1983) empfohlenen textstrukturellen bzw. -strukturierenden Verfahren zielten ursprünglich auf die Rekonstruktion von „Prozeßstrukturen des Lebenslaufs“. Der Annahme folgend, dass sich in der sequenziellen Ordnung der Geschichte die Erfahrungsaufschichtung der Biographieträger\*in spiegele, sollte nach Schütze eine *Sequenzierung* des Textes erfolgen. Zudem sollte der Text mittels einer *Textsortenanalyse* in erzählende Passagen und – in der Analyse nachrangig behandelte – Argumentationen und Beschreibungen untergliedert werden. „[B]iographische Deutungsmuster und Interpretationen des Biographieträgers“ interessierten dabei nur so weit, wie sie durch den\*die Forscher\*in „in den Zusammenhang faktischer Prozeßabläufe“ (Schütze 1983: 284) des Lebens der interviewten Person eingebettet werden können. Die Homologieannahme und die Ambition, im Interview die einst *erlebte* Geschichte nachstellen zu können, gelten allerdings mittler-

weile als überholt (siehe Abschnitt 3.2.1). Statt herausfinden zu wollen wie es wirklich war, interessiert die Konstruktion der Lebens- bzw. Beziehungsgeschichte und deren Gegenwart und Zukunft unter dem Aspekt der aktuellen Positionierungen der Interviewten. Dabei soll die Analyse berücksichtigen, dass und wie Positionierungsmöglichkeiten und -aktivitäten auch durch die Interaktion mit dem\*der Forscher\*in, die in der Erhebungssituation präsenten nichtmenschlichen Akteure einschließlich der vom Erhebungsinstrument transportierten Zugzwänge des Erzählens und „Redenormen des Autobiographischen“ (Griese 1999: 102) mit konstituiert werden – aber auch, „wie eine Person sie in spezifischen Situationen einsetzt, sie adaptiert und für ihre Belange zuschneidet, sie interaktiv verhandelt und sich mit ihnen auseinandersetzt“ (Lucius-Hoene 2010: 162). Lucius-Hoene spricht sich dafür aus, durchaus eine „Segmentierung des Textes unter strukturellen, funktionalen und thematischen Gesichtspunkten“ sowie „die Identifizierung von Textsorten“ (Lucius-Hoene 2010: 164) vorzunehmen – aber nicht, um die erlebte Geschichte selbst, sondern deren *Konstruktion im Interview* zu betrachten.

„Dieser strukturell ausgerichtete Teil der analytischen Arbeit erlaubt eine funktionale Beschreibung des Interviewprozesses und eine Rekonstruktion der zeitlichen Aufordnungsprinzipien der Erfahrungen, der Themenstränge und der interaktiven Verhandlungsaktivitäten. Dabei geht es jedoch nicht darum, eine Textsorte zu favorisieren [...]. Es geht im Gegenteil darum, den Gebrauch der jeweiligen sprachlichen Mittel im Kontext der lokalen interaktiven Verhandlung und Darstellung zu betrachten und die emergente Bedeutungskonstruktion im Lauf des Interviews zu rekonstruieren. Textsortenheterogenität ist so gesehen als eine analytische Ressource zu betrachten.“ (Lucius-Hoene 2010: 164)

Für die inhaltliche Analyse der Positionierungen und der Subjektpositionen, auf die sie (vielleicht) verweisen, bieten sich m.E. nach wie vor Kodieretechniken in Anlehnung an die GTM an. Beim *offenen Kodieren* wird jedes Interview Wort für Wort bzw. Satz für Satz durchgegangen und für jedes interessant erscheinende Phänomen entlang der Frage *Was geht hier vor?* ein Etikett vergeben. Die Benennung des Codes kann eine Kreation des\*der Forscher\*in sein, aus der Literatur entlehnt oder *in vivo* aus den Daten übernommen werden (Strauss/Corbin 1996: 49f.). Dabei arbeitet der\*die Analysierende mit sensibilisierenden Konzepten und permanenten Vergleichen und kann zur Erhöhung der theoretischen Sensibilität eine Reihe von Techniken anwenden, die von Strauss und Corbin (1996: 56ff.) empfohlen werden: Erstens „Fragenstellen ans Material“ (Wer? Wo? Wann? Was? Wieviel? Warum?); zweitens die „Analyse eines Wortes, einer Phrase,

eines Satzes“; drittens das „Fortführen der Analyse durch Vergleiche“ (Flip-Flop-Technik, d.h. Vergleichen von Eigenschaften mit ihrem – vorgestellten – diametralen Gegenteil, Vergleichen an den Extrempolen einer Dimension; systematischer Vergleich von zwei oder mehr Phänomenen, weit hergeholte Vergleiche) sowie viertens das „Schwenken der roten Fahne“, d.h. besondere kritische Aufmerksamkeit auf Worte und Ausdrucksweisen zu lenken, die auf vermeintliche Selbstverständlichkeiten hindeuten (wie z.B. nie, immer, selbstredend, natürlich..), um diese sowie eigene Gewissheiten zu hinterfragen.

In der GTM nach Strauss und Corbin schließt sich an das offene Kodieren der Prozess des *axialen Kodierens* an, in dem „die Daten nach dem offenen Kodieren auf neue Art zusammengesetzt werden“ (Strauss/Corbin 1996: 75). Das hierfür von Strauss und Corbin vorgeschlagene *Kodierparadigma* setzt seiner Anlage nach allerdings die Auswahl je einer Kategorie voraus, die ins Zentrum gestellt wird und die dann durch In-Relation-Setzen zu ihren – als solche zu identifizierenden – Subkategorien weiterentwickelt wird. Unter letztere fallen erstens verursachende Bedingungen (Ereignisse und Vorfälle, die zum Auftreten oder zur Entwicklung des Phänomens beitragen), zweitens der unmittelbare Kontext des Phänomens (bestehend aus darum herum stattfindenden Ereignissen und Vorfällen), drittens Handlungsstrategien der Akteur\*innen zur Bewältigung bzw. Ausführung des Phänomens, viertens strukturelle Bedingungen (soziale, diskursive, ökonomische usw. Kontextfaktoren), welche die Handlungsstrategien bzw. -möglichkeiten beeinflussen sowie fünftens Konsequenzen der Handlungsstrategien. Zudem können die in den Fokus gestellte Kategorie und ihre Subkategorien anhand ihrer jeweiligen Ausprägungen dimensionalisiert werden. Obwohl das Kodierparadigma nützlich sein kann, um Beziehungen zwischen Kategorien herauszuarbeiten, birgt es die Gefahr, Kategorien (vorschnell) hierarchisch anzuordnen und ihre Beziehungen logozentristisch zu konstruieren. Im Rahmen des Ansinnens, letztlich eine einzige Kernkategorie ausfindig zu machen, die alles erklärt (s.u.), macht dieser Schritt durchaus Sinn; er ist aber auch genau deshalb problematisch. Hat der\*die Forscher\*in ausreichend Zeit und Muße, könnte dey, sie oder er sicherlich versuchsweise mehrfach die Positionen der Kategorien tauschen, die Hierarchie umdrehen und versuchsweise je eine (vermeintliche) Subkategorie als *das* Phänomen ins Zentrum stellen und von dieser aus die Beziehungen entwickeln. Inwiefern stellen sich die Zuordnungen, Zusammenhänge und Verweise dann anders dar? Welche anderen Phänomene müssen dann auch noch mit einbezogen werden und welche verschwinden aus dem Blickfeld? In jedem Fall wird mit der Entscheidung,

welche Kategorie jeweils in den Mittelpunkt gerückt wird, ein bestimmter Einstiegsort in ‚das Geschehen‘ festgelegt, eine Perspektive eingenommen und weiterverfolgt, eine bestimmte Version der Geschichte gesponnen oder die Karte auf eine bestimmte Weise angelegt.

Weitere Anregungen dazu, wie Beziehungen zwischen Kategorien eher rhizomatisch denn baumartig entwickelt werden können, liefern Schadler (2016, 2019) und Clarke (2011, 2014): Schadler zieht für ihre *new materialist ethnography* zur Untersuchung situierter und sich transformierender Familienkonfigurationen eine Fülle von Materialien heran, darunter auch Interviews. Diese analysiert sie unter der Frage, „*which processes and boundary making practices led to the interviewee’s narration?* The goal is to establish a list of possible activities, boundaries and participants that appear in a specific world.“ (Schadler 2019a: 224) Dafür nutzt sie zu Beginn der Auswertung das Verfahren des *tagging*:

„While traditional coding methods are used to categorize and reduce information, the process of tagging marks the information and relates it to specific processes and their boundary making practices. In this step, the research is again responding to boundaries in the data and redefining them. The researcher, the theory, the tools and the data are working together and they are defining tags. Therefore, the process of tagging identifies parts of data, topics and narrations that form dense boundaries.“ (Schadler 2019a: 223)

Während Schadler durch *tagging* auch verschiedene Materialsorten miteinander verknüpft, kann das Verfahren m. E. auch inspirierend sein, wenn ‚nur‘ Interviewmaterial vorliegt. *Tagging* vermeidet es, mit einem Code versehene Phänomene/Prozesse vor-schnell einer Kategorie unterzuordnen und macht ungeahnte Überschneidungen sichtbar. Beispielsweise können „an einem Uni-Seminar teilnehmen“ und „Kuchen backen“ als unterschiedliche Prozesse identifiziert und entsprechend ausgezeichnet werden. Es kann aber sein, dass beide ähnliche (oder gar gleiche) Zustände, Tätigkeiten oder Werkzeuge bzw. Aktanten vereinen, z.B. „in einem Buch nachschlagen“, „genervt sein“, „elektrische Geräte“, „zwischen durch eine Rauchen“, was ebenfalls entsprechend getagt würde. Dies ermöglicht es, andere Verbindungslinien und Grenzen zu ziehen, als es sich nach konventioneller Ordnung der Dinge aufdrängte. Bereits Strauss und Corbin (1996: 69) empfehlen u.a. das Anstellen „weit hergeholter Vergleiche“, um die theoretische Sensibilität zu erhöhen und, so ließe sich ergänzen, um günstige Bedingungen für Abduktionen zu schaffen (siehe 3.1.1). Als Ergebnisse des *tagging*-Prozesses entstehen

nach Schadler „sub-phenomena“ als „joint product of the software, the data, the researcher, research conventions and new materialist theory“ (Schadler 2019a: 223). Sowohl die Verknüpfung der Daten durch tags, die einer vorschnellen und simplifizierenden Kategorisierung widerstehen, als auch den am *new materialism* orientierten Blick auf Daten und Forschungsprozess halte ich für bereichernd und durchaus in die GTM integrierbar. Bei der Spurensuche nach den „processes and boundary making practices“, die zur Erzählung der Interviewten geführt haben mögen, muss aber immer beachtet werden, dass niemals „unfiltered access to original processes“ (Schadler 2019a: 224) besteht, sonst wären wir wieder bei den Gründungsmythen des narrativen Interviews.

Clarke's Neufassung der GTM wiederum sieht das iterative Anfertigen von *Maps* vor, das im Dienste der Sichtbarmachung von „Verschiedenheit(en) und Variationen“ (Clarke 2011: 209), von „Differenzen und Diversität“ (Clarke/Keller 2011: 125) stehen soll. Diese Kartierungen sollen die auf Komplexitätsreduktion und Vereinheitlichung zielende Kategorisierung der Daten ersetzen oder mindestens zu ergänzen. Neben *Situations-Maps* (Bestandsaufnahmen der – vermutlich – wichtigsten in der Untersuchungssituation wirksamen menschlichen und nicht-menschlichen, symbolischen, kulturellen, politischen Elemente als Vorarbeit für das Forschungsdesign) soll in *Maps von „sozialen Welten/Arenen“ und Diskursen* versucht werden, die „sozialorganisatorische, institutionelle und diskursive Dimension“ (Clarke/Keller 2011: 119) der Situation zu kartieren. Ein solcher Wechsel der Aussageform ist, so scheint mir, ein aufschlussreiches, aber auch aufwändiges Projekt. Ob dabei die Komplexität des Gefüges wiedergegeben oder doch reduziert wird, welche Ausschnitte gewählt und welche Grenzen gezogen werden, ist eine Frage des Forschungsinteresses (Clarke/Keller 2011: 120), sicher aber auch eine Frage der jeweiligen Werkzeuge und Fähigkeiten, zeitlichen und sonstigen Ressourcen. Sicherlich kann es aber zur Schärfung der theoretischen Sensibilität und zur Reflexion der eigenen Situiertheit gewinnbringend sein, z.B. den Forschungsstand nicht nur ‚im Kopf‘ zu haben und/oder aufzuschreiben, sondern sich auch bildlich vor Augen zu führen, welche Disziplinen, Theorieschulen und Aussagen (in welchem Verhältnis zueinander und aus welchen Sprechpositionen heraus) welches Wissen über den Gegenstand produzieren.

Drittens sollen nach Clarke *Positions-Maps*

„die in den Daten hauptsächlich eingenommenen Positionen an[zeigen], und auch die, die *nicht* eingenommen werden. Diese Positionen beziehen sich auf verschiedene Achsen der



Variation und der Differenz, der Fokussierung und der Kontroversen, die in der betreffenden Situation vorfindbar sind. Das besondere an solchen Positions-Maps liegt vielleicht darin, dass sie nicht auf Personen und Gruppen bezogen sind; eher zielen sie darauf, das gesamte Spektrum *diskursiver* Positionen zu den Schlüsselthemen der Situation wiederzugeben. Dadurch lassen sie die Wiedergabe vielfältiger Positionen innerhalb von Individuen und Kollektiven zu.“ (Clarke/Keller 119: 2011, kursiv i.O.)

Übertragen auf die Interviewanalyse bedeutet die Anfertigung von Positions-Maps, die im Interviewtext ausgemachten Positionierungen und die Subjektpositionen, auf die sie sich beziehen, von denen sie sich abgrenzen, die sie angreifen usw. aufzuzeichnen.<sup>80</sup> Ganz ohne Konzeptualisierung ist dies aber m.E. nicht sinnvoll umsetzbar, denn die wimmelnden Mikro-Positionierungen, die auf der Stufe offenen Kodierens vermerkt und benannt werden, sind ja bereits Konzepte. Um beim *mappen* einen Erkenntnisgewinn zu erzielen, müssten sie nach und nach sinnvoll(er) zueinander in Relation gesetzt und geclustert werden, um so ihre spezifischen Zusammenhänge, ihre Tragweite und Relevanz und dadurch eine in den Daten verankerte Textur des Positionierungs-Positions-Netzes (inkl. Machtbeziehungen) hervorzubringen. Auch Subjektpositionen liegen im Text ja in der Regel nicht explizit vor, sie werden selten von den Interviewten bereits so pointiert als Anrufung ausgewiesen, dass es sich anbietet, sie *in vivo* zu übernehmen. Vielmehr werden sie erst von den Forschenden zu Positionen zusammengebaut und (hoffentlich) sinnvoll etikettiert, also konzeptionalisiert. So verstanden, ist *Positionsmapping* eine rhizomatik-freundlichere Alternative oder Ergänzung zu der (beim Arbeiten mit Analyseprogrammen wie *MaxQDA* nahezu unumgänglichen) Strukturierung und Hierarchisierung der Codes und Kategorien im Codebaum, mit dem sich Verbindungen, Überlappungen und Mehrdimensionalitäten nicht zeigen und daher auch viel schwerer denken lassen. Selbst wenn in engerer Orientierung an Strauss und Corbin (1996) nicht auf den Schritt des *axialen Kodierens* verzichtet werden soll, also einem Phänomen Bedingungen, Strategien, Konsequenzen und deren jeweilige Dimensionen zugeordnet werden sollen, kann die Ausarbeitung der jeweiligen Beziehungen von Visualisierungen profitieren.

---

80 Auch solche Positionen zu erfassen, „die *nicht* eingenommen werden“, würde ich bezogen auf meine Untersuchung interview-immanent verstehen, also als Subjektpositionen, die in den Erzählungen, Beschreibungen und Argumentationen als Angebote oder Normen der Subjektivierung benannt werden oder aufscheinen, die die Interviewten aber ausschlagen bzw. die in den Selbstpositionierungen keine Entsprechung finden. Eine Untersuchung, die eine interview-exmanente Diskursanalyse mit einbezieht, könnte auch solche diskursanalytisch erarbeiteten Subjektpositionen mappen, auf die in den Interviews überhaupt nicht Bezug genommen wird.

Kritisch zu betrachten ist unter der Maßgabe, Heterogenität und Widersprüche zur Geltung zu bringen statt sie auszulöschen, der Schritt des *selektiven Kodierens* nach Strauss und Corbin [Wort fehlt]. Hier sollte Strauss und Corbin (1996: 94) zufolge *eine* „Kernkategorie“ ausgewählt werden, die „für das zentrale Phänomen“ stehen soll, „um das herum alle anderen Kategorien integriert sind“ (Strauss/Corbin 1996: 94). Doch während sich innerhalb einiger Interviews oder auch zwischen manchen Interviews tatsächlich ohne Gewalt am Text so etwas wie ein „roter Faden der Geschichte“ (Strauss/Corbin 1996: 94) spannen lässt, sind andere Geschichten – den Redenormen des Biographischen zum Trotz – verästelter und, um im Bild zu bleiben, von verschiedenfarbigen Fäden durchzogen, die es zugunsten einer differenzierten soziologischen Perspektive auf Gesellschaft, deren Dynamik, Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche zu erhalten lohnt. Auch wenn in Bezug auf die untersuchten Subjektivierungen tatsächlich bestimmte Positionierung(sweisen) oder bestimmte Subjektpositionen ganz besonders bedeutsam und dominant erscheinen und sich diverse andere Positionierungen auf sie beziehen lassen (was in meinem Material der Fall ist), so marginalisiert die alleinige Konzentration auf eine so deklarierte Master-Kategorie all jene Positionierungen, die sich ihr nicht fügen bzw. die nicht mit ihr in Verbindung gebracht werden können. Das ist nicht wünschenswert. Und auch nicht notwendig. Hier schließe ich mich Clarkes Geltendmachung „der Hinlänglichkeit sensibilisierender Konzepte, Analysen und *Theoretisierungen* (statt kompletter Theorien)“ (Clarke 2011: 221) an. Ziel ist demnach nicht die Entwicklung einer formalen Theorie (z.B. zur Subjektivierung nichtmonogamer Menschen im Allgemeinen), sondern die Generierung datenverankerter und situierter Hypothesen und Theoretisierungen zur soziologischen Bedeutung der herausgearbeiteten Selbstpositionierungen der Interviewten im Verhältnis zu den diskursiven Anrufungen und Positionierungen, auf die sie sich beziehen.

Noch nicht geklärt ist allerdings, wie das Auftreten von nicht-menschlichen Akteur\*innen und Affektionen (z.B. bei der Konstruktion von Techniken des Selbst) *im Text* untersucht werden kann. Zur Durchführung von Situationsanalysen plädiert Clarke (2011: 208) für „*Multi-Site-Forschung* einschließlich diskursiver textförmiger, visueller und archivarischer historischer Materialien und Dokumente sowie ethnographischer Transkripte und Feldnotizen (Interview- und Beobachtungsdaten)“. Wie oben besprochen, wäre eine solche Materialvielfalt sicher auch für Subjektivierungsanalysen wünschenswert. Letztere können aber, sofern die Limitierungen kritisch reflektiert werden, auch allein an qualitativem Interviewmaterial durchgeführt werden – und sei es ‚nur‘ als Vor-

arbeit zur Erarbeitung sensibilisierender Konzepte für anschließende umfassendere Forschungen. Die situationsanalytische Perspektive konzentriert sich darauf zu untersuchen, wie „in Situationen implizierte nichtmenschliche Akteure“, die in diesen Situationen „physisch und/oder diskursiv präsent“ (Clarke/Keller 2011: 122) sind, konstruiert werden. Sie geht davon aus,

„dass menschliche Akteure (individuell oder als Kollektive in sozialen Welten) routinemäßig nicht-menschliche Aktanten aus ihren eigenen Perspektiven heraus konstruieren, indem sie die Eigenschaften und Handlungen interpretieren, die solche Aktanten in spezifischen Situationen zeigen. Zu den analytischen Fragen gehört dann: Was sind die spezifischen Eigenschaften und Fähigkeiten des oder der Aktanten? Wer konstruiert diskursiv was? Und warum tun sie das?“ (Clarke/Keller 2011: 122)

Den konstruktivistischen Zugang betrachtet Clarke zugleich als Machtanalytik: „Macht zu untersuchen bedeutet zu untersuchen, wessen Konstruktionen von wem oder was existieren.“ (Clarke/Keller 2011: 122) Damit wird allerdings, mit Foucault gesprochen, recht einseitig geschaut, wie menschliche Subjekte auf das Handeln nichtmenschlicher Akteure einwirken (indem ihnen bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten zugestanden werden), und – wenn überhaupt – nur in sekundärer Perspektive, wie nichtmenschliche Akteure die Subjekte (oder Teile von diesen) affizieren und damit ihre Kapazitäten steigern oder vermindern.<sup>81</sup> Zudem kann, zumindest im Sinne Foucaults, kein einzelnes Subjekt ‚alleine‘ oder ‚selbst‘ irgendetwas diskursiv konstruieren, da diskursive Praktiken überindividuellen Regeln gehorchen. Eher vielleicht verfügen einzelne und kollektive Akteur\*innen entsprechend ihrer jeweiligen Situiertheit und Positionierung über – geteilte oder divergierende – diskursiv produzierte Deutungsmuster, aus denen heraus sie der Welt Sinn verleihen.

Einen ähnlich gelagerten Zugang zur Analyse der Bedeutung nichtmenschlicher Akteure in narrativen Selbstentwürfen bietet die *Agency-Analyse* nach Lucius-Hoene (2012). Diese bezieht in die Interviewanalyse auch die *Analyse von Agentivierungen* mit ein. Letztere untersucht anhand der „Analyse von spezifischen Realisierungen der Prädikatsausdrücke und semantischen Rollen“ (Lucius-Hoene 2012: 54), welchen Instanzen die Erzählperson *Agentivität* (Handlungsfähigkeit, Urheberschaft, Intentionalität, Wirkkraft) zuschreibt, welcher Art und Qualität die so konstruierte Handlungsmacht ist und inwie-

---

81 Tatsächlich grenzt Clarke ihren eigenen Ansatz von „verschiedenen Varianten der Netzwerkanalyse“ und – im Kontext meiner Arbeit bedeutsamer – von „*Assamblage Theory*“ (Clarke/Keller 2011: 113, kursiv i.O.) ab, ohne letzteres allerdings näher auszuführen.

fern die Agentivierungen im Laufe der Geschichte variieren (oder auch nicht). Dabei berücksichtigt die Agentivierungs-Analyse nicht nur die Erzählperson selbst und andere in ihren Geschichten vorkommende menschliche Subjekte, sondern auch andere „belebte Wesen, Naturkräfte, soziale Bewegungen, Institutionen, etc.“ sowie beispielsweise auch die Agentivierung von „Körperteilen“ (Lucius-Hoene 2012: 52). Dies ließe sich auf die Untersuchung von Agentivierungen aller möglichen materiellen und immateriellen Instanzen ausdehnen. Bedeutungszuschreibung durch Menschen und/oder Diskurse zu betrachten – und es aufgrund des Datenmaterials auch schwerlich anders tun zu können. Aus *agencement*-analytischer Perspektive (siehe Abschnitt 2.2) wäre ergänzend mindestens zu fragen, inwiefern in der erzählten Geschichte Bezugnahmen auf Verbindungen und Affektionen mit nichtmenschlichen Akteur\*innen auffindbar sind, die für die Selbstpositionierungen eine Rolle spielen. Dabei steht auch die Analyse von Affekten und Affektionen vor dem Problem, dass diese nie direkt, sondern nur vielfach vermittelt zugänglich sind; bereits das Ereignis des Affiziertwerdens oder Affizierens wird nicht bewusst wahrgenommen (siehe 3.1.2) und hat, bis irgendetwas davon bei den Analysierenden und später bei den Leser\*innen ‚ankommt‘, viele Transformationen hinter sich gebracht. Dennoch ist es für eine Subjektivierungsanalyse unverzichtbar, auch den Spuren des Affektiven nachzugehen. Dabei kann, auch wenn Emotion und Affekt nicht das Gleiche sind, Lucius-Hoenes und Deppermanns (2004: 38) Unterscheidung zwischen „*Emotionsbeschreibungen* oder *-thematizierungen* und *Emotionsausdruck*“ weiterhelfen. Bei ersterem sprechen Interviewte *über* Gefühle, so wie sie sich ihnen zum Zeitpunkt des Erzählens darstellen bzw. so, wie sie aus strategischen Gründen dargestellt werden. Übertragen auf Affektionen: Sie erwähnen vergangene transformative Begegnungen mit Menschen, Zeichen, Dingen, Aussagen, so wie sie im Lichte heutiger Deutungsmuster und Diskurse (darunter Konstruktionsregeln des Biographischen) bedeutsam waren und sind. Auf einer textstrukturellen Ebene kann zunächst lokalisiert werden, wo, in welcher Frequenz und in welchen Textsorten Schilderungen affektiver Ereignisse und Prozesse auftauchen. In einem zweiten Schritt können dann die narrativen, beschreibenden oder argumentativen Bezugnahmen auf Affekte und affektive Ereignisse selbst zum Gegenstand einer Diskurs- und Agentivierungs-Analyse gemacht werden: Welche Affekte werden wie gedeutet und diskursiviert, welche Wirkmächtigkeit und Qualität wird ihnen zugeschrieben, inwiefern verweist dies auf Subjektpositionen und interferiert dies mit gegenwärtigen Selbstpositionierungen der Interviewten?

Der *Emotionsausdruck* hingegen meint das, was von einer Affektion oder Kette von Affektionen, die in der Interviewsituation selbst vonstatten gehen, bei den beteiligten Subjekten ankommt und zur Schau gestellt wird:

„Im zweiten Fall wird das Gefühl nicht nur beschrieben, sondern auch expressiv und nach außen durch Verhaltensmerkmale erfahrbar zum Ausdruck gebracht, etwa durch ein bestimmtes expressives Vokabular, Stimmführung, Gestik und Mimik. Geschilderter und zum Ausdruck gebrachter Affekt können im Erzählen gemeinsam auftreten. Sie können aber auch durchaus auseinanderklaffen“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 38).

Lucius-Hoene und Deppermanns (2004: 39) Hinweis, dass „Gemütsbewegungen“ in der Interviewsituation nicht nur wegen der Ergriffenheit vom eigenen Erinnern bzw. Erzählen entstehen, sondern auch in „Auseinandersetzung mit der Hörerin“, kann bei der Reflexion von Subjektivität und Interaktivität in der Erhebungssituation genutzt werden. Mikroschocks (oder manchmal auch größere) werden aber nicht nur in der Interaktion zwischen Interviewerin und Interviewter produziert, sondern durch und zwischen allen möglichen Bestandteilen des Erhebungs- und Auswertungsagencement. Um im Interview produzierte Affektionen wenigstens in Spuren zu erhalten, enthalten Transkripte in der Regel, so auch bei mir, bestimmte Zeichen und/oder Notizen zur Markierung paraspachlicher Aktivitäten und sprachlicher Besonderheiten. Außerdem liegt ein Schwerpunkt der direkt im Anschluss an die Interviews anzufertigenden Gedächtnisprotokolle zur Interviewsituation im Notieren von Gedanken zu Atmosphäre, Stimmung und eben den Affektionen, die sich (möglicherweise) zwischen Interviewerin, Interviewten und den sonstigen Bestandteilen der Situation ereignet haben. Diese Memos werden als Daten in die Analyse einbezogen, ebenso wie Memos zu Affektionen, die sich bei der Interpretation der Daten in der Begegnung mit den Daten, der Software und weiteren Akteuren im Auswertungsgefüge einstellen.

### **3.3 Forschungsprozess**

In diesem Abschnitt stelle ich meinen eigenen Forschungsprozess, Irritationen und das Sample vor. Der Abschnitt ist zugleich als Beitrag zur Reflexion meiner Subjektivität gedacht, auch wenn sich die Reflexion selbstverständlich nicht auf das in Kürze hier dargestellte reduziert. In Abschnitt 3.3.1 erzähle ich ein wenig davon, wie das damals alles anfang und wie es dann weitergegangen ist, bis heute. Die Zugzwänge greifen. Trotzdem ist die Erzählung längst nicht so offen, detailreich und interessant wie die

meiner Interviewpartner\*innen. Zu meiner Entlastung kann ich vielleicht geltend machen, dass ich meinen Interviewpartner\*innen eine umfassende Pseudo- und Anonymisierung der Daten zusichern konnte, mir selbst aber nicht. In Abschnitt 3.3.2 thematisiere und reflektiere ich drei Interviews, die mich in besonderer, nicht eben angenehmer, aber dennoch produktiver Weise affiziert und verunsichert haben. In Abschnitt 3.3.3 stelle ich kurz das Sample von Interviewpartner\*innen dar, deren Positionierungen den Gegenstand der Analyse bilden. Aber auch diejenigen, die aus in Abschnitt 3.3.1 dargestellten Gründen nicht mehr im finalen Sample vertreten sind, werden zumindest hier kurz gewürdigt.

### 3.3.1 Was bisher geschah

Meine Erzählung beginnt in den Jahren 2002/03. Im Rahmen eines dreisemestrigen Empirischen Praktikums zu *Nicht-heteronormativen Lebensformen*, geleitet von Marianne Pieper und Robin Bauer, forsche ich als Teil einer fünfköpfigen Gruppe Studierender zu *Nichtmonogamen ‚Beziehungs-Geflechten‘* (Goldt et al. 2006). Dafür führe ich 2003 ein narratives Interview (mein erstes narratives Interview überhaupt) mit Luca. Den Kontakt habe ich über zwei Ecken durch Bekannte hergestellt. Für das Interview darf ich nach Hause zu Luca in die WG kommen. Ich bin aufgeregt, nicht nur hinsichtlich der Handhabung des Erhebungsinstruments, sondern auch, weil Luca ein\*e Genoss\*in aus der linken Szene ist und ich besorgt bin, durch meine Wortwahl oder auf andere Weise nicht beflissen genug zu wirken und mich zu blamieren. Tatsächlich enthält Lucas Selbstpositionierung einen Aspekt, der mich in der Interviewsituation und darüber hinaus irritiert, weil ich ihn nicht verstehe: Luca lehnt sexuelle „*Monogamie*“ strikt ab, Liebesbeziehungen sind für demm<sup>82</sup> aber notwendig Zweierbeziehungen. Das scheint mir damals widersprüchlich, löst aber in der Folge einen ausgiebigen Reflexions- und Abduktionsprozess zu meinen Vorannahmen und zur diskursiven Konstruktion der Verhältnisse von Beziehungen, Liebe und Sex sowie von Monogamie und Nichtmonogamie aus. Am Forschungsbericht zu unserer Studie laboriert die Gruppe bis 2006 und wir setzen uns in dieser Zeit intensiv mit den Daten, mit der (damals noch spärlichen) Forschung zu konsensuellen Nichtmonogamien sowie mit poststrukturalistischer und queerfeministischer Theorie auseinander. Das Forschungsthema und die Theorien affizieren mich sehr, und auch das Interview mit Luca beschäftigt mich inhaltlich über die

---

82 Zu den Pronomen siehe 3.3.3.

Abgabe des Forschungsberichts hinaus. Ich gehe aber zunächst nicht davon aus, es in mein Dissertationsprojekt einbeziehen zu können. Dies erscheint mir im Forschungsprozesses zunehmend bedauerlich, da sich für mich mit Fortschritt der Analyse immer mehr herauskristallisiert, dass das Interview im Sinne des theoretischen Sampling und des kontrastiven Vergleichens Positionierungen bietet, die ich gerne mit einbezüge, die ich in meinen Daten aber so sonst nicht finden/konstruieren kann. Schließlich, im Jahre 2016, entschlief ich mich zu versuchen, Luca zu kontaktieren – was mir über Umwege auch gelingt –, um zu fragen, ob ich das Interviewmaterial für meine Dissertation verwenden darf. Luca stimmt zu. So wird das Interview mit Luca zugleich das erste und auch das letzte Interview in meinem Sample. Bei der Interpretation der Daten und beim Vergleich der Selbstpositionierungen muss berücksichtigt werden, dass das Interview heute 20 Jahre zurückliegt und seine Erhebung in die Zeit fällt, bevor der Polyamorie-Diskurs im deutschsprachigen Raum wahrnehmbar ankommt (das geschieht erst ab Mitte der 2000er-Jahre). Bestimmte Begriffe, Konzepte, Deutungsmuster und Anrufungen, die der Diskurs produziert, *können* in diesen Daten nicht angetroffen werden.

2006 verfasste ich meine Diplomarbeit, eine Diskursanalyse mononormativer Anrufungen in Treue-Ratgeberliteratur (Mayer 2006). 2007 lege ich meine Prüfungen ab und bin jetzt Diplom-Soziologin. Ich will sofort mein Dissertationsprojekt beginnen und anhand narrativer Interview erforschen, wie sich Mononormativität in Verkörperungsprozessen, insbesondere in der Produktion gegenderter Körper, materialisiert. Entsprechend lautet der erste Arbeitstitel meines Dissertationsvorhabens: *Die Verkörperung von Mono-Normativität*. Hier geht es mir noch nicht darum, selektiv mit Menschen zu sprechen, die konsensuell nichtmonogam bzw. polyamor leben und die sich – so meine Vorannahme – bereits dezidiert mit der Monogamie-Norm auseinandergesetzt und eine kritische Haltung dazu entwickelt haben. Vielmehr interessiert mich, welche diskursiven Elemente und Machtwirkungen von Mononormativität im Alltag, in der Beziehungsgestaltung, in den Geschlechter- und Selbstverhältnissen (auch) jener Menschen Relevanz besitzen, die (dem Anspruch nach) monogame Zweierbeziehungen führen oder die informell (ohne das Wissen und Einverständnis der Partner\*innen) nichtmonogam leben oder deren (ehemalige) Partner\*innen (zeitweise) nichtmonogam leb(t)en, ohne dass dies gemeinsam ausgehandelter Konsens ist. Überzeugt von meinem Vorhaben studiere ich Methoden-Literatur zu narrativen Interviews, Biographieforschung sowie dem neusten Stand zur Dispositivanalyse (mit Diskursanalyse habe ich mich für meine Diplomarbeit schon ausgiebig beschäftigt). Ich schreibe monatelang Exposés für Bewerbungen auf

Stipendien und Graduiertenkollegs. Außerdem beginne ich einen Lehrauftrag für Methoden qualitativer Forschung und habe richtig große Lust auf Soziologie und empirische Forschung. Was das Samplen angeht, will ich im Sinne der GTM versuchen, in der ersten Runde der Datenerhebung möglichst offen zu samplen, also durch die Form der Kontaktaufnahme zum Feld ein möglichst breites Spektrum potenzieller Interviewpartner\*innen zu erreichen und anzusprechen. Erst anschließend, nach ersten Auswertungen, soll dann stärker datenverankert theoretisch gesampelt werden. Durch meine Mitgliedschaft im größten Hamburger Sportverein *sportspaß* habe ich den Eindruck gewonnen, dass in dessen großen Centern eine in Bezug auf Geschlecht, Alter, kulturellen und ökonomischen Hintergrund recht heterogene Klientel trainiert und Kurse besucht. Für den ersten Zugang zum Feld entscheide ich mich daher für einen – entsprechend meiner methodischen Überlegungen möglichst offen gehaltenen – Aushang an den Schwarzen Brettern zweier *sportspaß*-Center im Hamburger Stadtgebiet. Mein Forschungsthema und -interesse formuliere ich darin wie folgt:

„Für meine Doktorarbeit im Fachbereich Soziologie an der Universität Hamburg zum Thema ‚Beziehungs-Konstellationen‘ suche ich Menschen, die Lust haben, mir von ihren persönlichen Erfahrungen zu berichten. In meinem Forschungsprojekt geht es darum, wie verschiedene Formen von Beziehungen heute aussehen. Ob nun Ehe, (eingetragene) Partnerschaft, Affären, sporadische Begegnungen, Zweier- oder Mehrfachbeziehungen und was es sonst noch so gibt – mich interessiert, welche Erlebnisse und Wünsche, welche schönen und auch nicht so schönen Momente damit verbunden sind.“

Auf den Aushang im Jahre 2008 hin melden sich fünf Personen, mit denen ich zunächst per Email weitere Modalitäten zum Interview kläre und mein Forschungsinteresse dabei weiter so offen formuliere wie im Aushang beschrieben. Alle Fünf sind zum Interview bereit. Es handelt sich um zwei Männer (Michael und Tobias) und drei Frauen (Katja, Christiane und Mara) zwischen Anfang 20 und Mitte 40 Jahre. Das Geschlecht entnehme ich der Selbstauskunft im Datenblatt, das die Interviewpartner\*innen im Anschluss an das Gespräch – selbstverständlich freiwillig und nur soweit sie möchten – ausfüllen. Die Erfassung der Selbstpositionierung zum Gender erfolgt bewusst als Freitext, also ohne vorgegebene Kategorien als Antwort- bzw. Ankreuz-Optionen. Erfragt werden außerdem Alter, Bildungsabschluss/Beruf, Familienstand/Kinder und Wunsch-Pseudonym (letzteres wird allerdings von den meisten offengelassen). Heute würde ich auch Selbstpositionierungen (Freitextauskunft) zur/m derzeitigen Beziehungsform/-status, zur Se-



xualität und zum Pronomen aufnehmen, damals versäume ich das mangels theoretischer Sensibilität. Die (Nicht-)Identifizierungen lassen sich zwar größtenteils wörtlich oder interpretativ den Interviewdaten entnehmen, einige haben ihr Wort für die aktuelle Beziehungsform auch im Datenblatt unter Familienstand eingetragen. Eine vollständige Erfassung der Eigenbezeichnungen wäre dennoch aufschlussreich.

Die Interviews finden bei den Interviewten zu Hause oder in deren Büro statt, eines auf Wunsch des Interviewten draußen in einem Park. Die Erzählaufforderung, die ich auch in den folgenden Interviews beibehalte, lautet:

„Es wäre schön, wenn Du mir die Geschichten deiner bisherigen Beziehungen, intimen Bekanntschaften, Kontakte und so weiter erzählen könntest, gerne von den allerersten bis heute. Also wie das jeweils so anfing und wie es dann so weitergegangen ist, gerne mit allen Einzelheiten, Begebenheiten und Situationen, die dir dazu jeweils noch in Erinnerung sind. Ich höre dir zunächst einfach nur zu und mache mir ab und an ein paar Notizen.“

Im Laufe des langjährigen, zyklischen Forschungsprozesses verschieben sich – durch neue theoretische Impulse und meine Rezeption der Entwicklungen des Forschungsstands – mein Forschungsinteresse und meine Forschungsfrage. Aufgrund meines ursprünglichen Fokus' auf Verkörperungen ist in der damaligen Fassung des Leitfadens eine exmanente Nachfrage enthalten, die speziell auf den Zusammenhang von biographischen Beziehungserfahrungen mit (der Veränderung von) Körpererfahrungen zielt. Meine Interviews (Gesamtsample einschließlich späterer Erhebungsrunden; ohne Vor- und Nachgespräche) dauern zwischen 45 Minuten (Mark) und drei Stunden 27 Minuten (Felix, erstes Interview). Im Anschluss an die Interviews bitte ich die Interviewten, das vorher angekündigte Datenblatt auszufüllen. Sofern sie einverstanden sind, schließen wir eine schriftliche Vereinbarung, mit der ich den Schutz und die Anonymisierung der personenbezogenen Daten zusichere und mit der mir die Interviewten die unentgeltliche Verwendung des Interviewmaterials für wissenschaftliche Zwecke gestatten. Direkt nach der Verabschiedung von den Interviewpartner\*innen verfasse ich Memos (Gedächtnisprotokolle) zu den wichtigsten Inhalten, zur Interviewsituation (einschließlich Störungen) und meinen Gefühlen im/zum Interview. Die Audiomitschnitte der Interviews (außer dessen mit Mara, siehe Abschnitt 3.3.2) transkribiere ich persönlich, vollständig und zeitnah, nachdem ich sie erhoben habe.<sup>83</sup> Während ich transkribiere, verfasse ich Memos zu spontanen Einfällen, Interpretationsansätzen oder Irritationen. Für das

---

83 Sämtliche Interviewtranskripte liegen der Graduate School und der Promotionskommission vor.

offene Kodieren (siehe 3.2.5) aller Interviews nutze ich die Software *MaxQDA* (wobei das Programm nicht die Arbeit des Kodierens übernehmen kann, aber die Handhabung der Codes technisch unterstützt). Außerdem nehme ich, wie auch bei den späteren Interviews, eine grobe Textsortenanalyse vor. Auf eine Sequenzierung verzichte ich erstmal, weil ich ohnehin keine klassische Analyse der Erfahrungsaufschichtung im Sinn habe. Später, beim Schreiben der Analyse, gehe ich aber immer wieder in die Interviews und studiere bei Passagen, bei denen mir das relevant erscheint, wie sie sequenziell strukturiert und eingebettet sind.

Alle Interviewten des ersten Samples sprechen über biographische Erfahrungen mit informeller Nichtmonogamie, keine\*r der Interviewten lebte jedoch bisher im strengen Sinne – damit meine ich hier: dem eigenen Anspruch nach und im Wissen und mit dem Einverständnis aller relevanten Beteiligten – einvernehmlich nichtmonogam bzw. polyamor. Zusammenfassungen der Lebens- und Beziehungssituationen dieser Interviewten (außer Mara), wie auch aller in der Folge interviewten Personen, finden sich in Abschnitt 3.3.3. Aufgrund der späteren Verlagerung meines Forschungsinteresses auf Subjektivierungen *konsensuell* nichtmonogam lebender Menschen ist keines der Interviews aus der ersten Erhebungsrunde mehr im finalen Sample und in der jetzigen Fassung der Analyse in der vorliegenden Arbeit enthalten (dazu ausführlicher unten). Gleichwohl kann ich damals an der Analyse dieser Interviews eine wichtige Hypothese bilden, die ich im weiteren Forschungsprozess weiter verfolge und die sich in iterativ-zyklischer Prüfung als stimmig erweist (vgl. insbes. 4.2.1.1). Nämlich, dass die Grenzen zwischen kommunizierter/einvernehmlicher und informeller Nichtmonogamie fließend und durchlässig sein können und dass sowohl das Kommunizieren wie auch das (partielle) Nichtkommunizieren von Nichtmonogamie moralisch und ethisch motiviert sein können.<sup>84</sup> Teile der Analyseergebnisse dieser Interviewdaten sind in Mayer 2011 und Mayer 2014a dokumentiert fließen in einige Vorträge ein, die ich im Laufe der Jahre im Rahmen universitärer Ringvorlesungen im Bundesgebiet (meist von dortigen Queer- oder Gender-Referaten/AGs organisiert), auf internationalen Konferenzen (u.a. *Non-Mono-*

---

84 Z.B. wenn gegenüber Affären-Personen die nichtmonogame Situation offengelegt wird, dem Ehemann gegenüber hingegen nicht (Christiane). Oder wenn jahrelang informell nichtmonogam gelebt wird und der Partnerin im Nachhinein in einer Krisensituation selektiv bestimmte Aspekte und Ereignisse aus der nichtmonogamen Praxis berichtet werden (Michael) oder wenn eine potenzielle nichtmonogame Praxis der Partnerin unter besonderen Umständen und für einen begrenzten Zeitraum (während die gemeinsame Zweierbeziehung temporär als prekär und nicht verbindlich definiert ist) geduldet wird (ebenfalls Michael). Oder wenn es okay ist, dass die Partnerin gelegentlich mit Freundinnen küsst, nicht aber mit Männern (Tobias; zu ähnlich gelagerten Effekten der Heteronormativität vgl. auch Analyseabschnitt 4.2.1.1).

*gamies and Contemporary Intimacies* 2017 und 2019), aber auch bei emanzipatorischen Veranstaltungen außerhalb des akademischen Wissenschaftsbetriebs halte.<sup>85</sup>

2009 beginne ich ein zweites Studium (Master of Higher Education) und einen nichtuniversitären Erwerbsjob. Auf all meine Bewerbungen um Stiftungs-Stipendien und Plätze in Graduiertenkollegs habe ich Absagen erhalten. Privat bemühe ich mich 2009/10 darum, eine vormals offene Zweierbeziehung in eine polyamore Konstellation umzubauen, um einen neu hinzugekommenen Partner zu integrieren, was sich aber als zunehmend schwierig erweist und letztlich scheitert. Aufgrund grob dieser Umstände arbeite ich für zwei Jahre nur sporadisch, hauptsächlich anlässlich von Vortragseinladungen an meiner Forschung weiter. Anfang 2011 beschließe ich dann, die Forschungsarbeit wieder stärker aufzunehmen. Fast zeitgleich berichten mir unabhängig voneinander zwei Bekannte aus unterschiedlichen Kontexten und Städten, sie seien locker mit Personen bekannt, welche es sich angesichts meines Forschungsthemas lohnen könnte zu interviewen. Beide bieten an, den jeweiligen Kontakt zu vermitteln. Einer dieser beiden Kontakte, Mark, wünscht sich zunächst ein persönliches Kennenlernen und Vorgespräch. Dieses führen wir in ungezwungener Atmosphäre im Beisein unserer gemeinsamen Bekannten in einer Kneipe. Daraufhin stimmt Mark einem Interview mit mir zu. Dieses findet, um Marks Wunsch auf Schutz seiner Privatsphäre nachzukommen, bei mir zuhause statt. Da ich Mark bereits aus dem Vorgespräch ‚kenne‘ und wir die gemeinsame Bekannte haben, habe ich in diesem Fall keine Bedenken, einen Unbekannten in meine Wohnung einzuladen.

Das zweite Interview aus dieser Runde (Felix) findet nach E-mailkontakt in Felix' WG statt. Das Interview mit Felix zeichnet sich nicht nur durch seine Länge von dreieinhalb Stunden aus, sondern auch dadurch, dass Felix im Sinne des Erhebungsinstruments ‚bilderbuchartig‘ detailreich und offen seine Beziehungsbiographie erzählt. Dies tut Felix unter anderem, so vermute ich, nicht *obwohl*, sondern *weil* ihm als Sozialwissenschaftler die Methodik bekannt ist und es ihm eine gewisse Freude zu sein scheint, sie einmal selbst an sich auszuprobieren. Die Stimmung im Interview wirkt auf mich angenehm und vertrauensvoll. Es ist zugleich das erste Interview mit jemandem, der\*die im vollen Sinne in einer konsensuell nichtmonogam-polyamoren Beziehungssituation lebt (wobei er auch von einigen Schwierigkeiten damit erzählt, siehe insbes. 4.2.2). Dieses Inter-

---

85 Eine Übersicht über meine Vorträge, Workshops etc. findet sich auf meiner Website <https://www.gesamayer.net> (aufgerufen am 25.09.2023).

view stellt insofern einen Meilenstein dar, als seine Inhalte einiges zur späteren Konzentration meines Forschungsinteresses auf einvernehmliche Nichtmonogamien beitragen. Unter anderem veröffentliche ich einen Beitrag, in dem es speziell um die Konstellation von Felix, Sina und Viktor und ihr Konzept produktiven Begehrens geht (Mayer 2014b). Blumig formuliert könnte ich sagen, die Daten aus den Interviews mit Felix (es gab noch ein zweites, s.u.) sind mir über die Jahre am meisten ‚ans Herz gewachsen‘, haben mich am positivsten affiziert. Ob das in der vorliegenden Dateninterpretation stark durchscheint, kann ich nicht genau sehen (da zu nah dran), auf zwei meiner Publikationen (Mayer 2014a, 2014b) trifft es aber sicher zu. Außerdem inspiriert mich u.a. Felix’ Hinweis auf die Schwierigkeit, jemand als „*meine Freundin*“ zu bezeichnen, weil dies von anderen meist mono- und amatonormativ gedeutet werde (siehe 4.4.2.4) – eine Beobachtung, die ich teile und in der ich mich sehr wiederfinde – Jahre später zum Verfassen eines teil-autobiographischen Buchbeitrags zu dieser Problematik (Mayer 2020a).

In der Zeit vor der Erhebung dieser Interviews reflektiere ich, auch im Rahmen des Promotionskolloquiums von Prof. Dr. Marianne Pieper, u.a. die methodologischen und methodischen Schwierigkeiten der Erforschung von Verkörperungsprozessen anhand von Interviewdaten. An der Methode des narrativen Interviews will ich aber weiter festhalten, auch weil dessen Methodik meiner Subjektivität und meinen kommunikativen Fähigkeiten als Forscherin sehr entgegenkommt und mir Freude macht. Eine Ergänzung um einen ethnographischen Zugang erwäge ich, verwerfe das aber als zu aufwändig (und auch nicht mit Gewissheit zielführend). Da ich mich schon lange eingehend mit den Theorien Michel Foucaults, inzwischen auch mit denen von Gilles Deleuze und Félix Guattari beschäftige, entscheide ich mich, mein Forschungsinteresse künftig stärker auf „Subjektivierungsweisen“, wie ich es damals nenne, zu richten. Verkörperungen sollen (obwohl sie auch in Subjektivierungsprozessen relevant sind) nun nicht mehr im Zentrum des Forschungsinteresses stehen. Obwohl die spezifisch auf den Körperaspekt gerichtete exmanente Nachfrage in den vorherigen Interviews durchaus interessante Daten produzierte, scheint sie mir methodologisch nicht mehr angemessen und ich nehme sie aus dem Leitfaden. Dafür füge ich eine Nachfrage-Option zu möglichen Diskriminierungserfahrungen, die mit der Beziehungs-/Lebensform einhergehen, hinzu. Die das Interview eröffnende Erzählaufforderung behalte ich, wie gesagt, etwa gleichlautend bei (sie ist durchweg sehr ähnlich, aber in keinem Interview ganz identisch formuliert, da ich sie immer frei gesprochen habe).

Sowohl Mark, der in einer offenen Beziehung lebt, als auch Felix, der Teil einer polyamoren Konstellation ist, schlagen mir nach dem Interview vor, auch ihre jeweilige aktuelle Beziehungspartnerin zu interviewen, was ich gerne annehme. Mark und Felix sichere ich zu, über die Inhalte des von ihnen im Interview Erzählten nicht mit ihren Partnerinnen zu sprechen. Das Interview mit Sina kommt tatsächlich kurz darauf zustande – ebenfalls bei Felix zuhause, als Sina, die in einer anderen Stadt wohnt, bei Felix (der beim Interview nicht zugegen ist) zu Besuch ist. Das geplante Interview mit Marks Partnerin hingegen wird zwar per Email vorbesprochen und geplant, ihrerseits aber mehrfach verschoben. Letztlich wird leider keiner meiner Terminvorschläge mehr bestätigt. Nach der Erhebung, der Transkription und dem offenen Kodieren der Datensätze von Mark, Felix und Sina bin ich aufgrund der als gelungen empfundenen Interviews und der inhaltlich spannenden neuen Perspektiven hoch motiviert, mein Dissertationsprojekt weiter voranzutreiben. Es kommt aber zunächst anders: 2011 bekomme ich meine erste Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Forschungsprojekt von Marianne Pieper an der Uni Hamburg. Und 2012 mein erstes Kind.

Ende 2012 kontaktiert mich dann Felix mit dem Vorschlag eines Folgeinterviews, da sich in seinem Leben seit dem ersten Interview einiges Erzählenswerte getan habe: Während zuvor v.a. Sina aktiv poly lebte, tut Felix dies nun auch verstärkt. Nicht nur Felix, sondern auch Sina möchte gern ein zweites Interview geben; beide kommen dazu im Frühjahr 2013 einzeln zu mir nach Hause. Zuvor aber bekomme ich Gelegenheit, auch mit Viktor, Sinas zweiter Beziehungsperson, zu sprechen. Dieses Interview findet bei mir im Unibüro statt, als Viktor, der nicht in Hamburg wohnt, ohnehin einen anderen Termin in der Stadt hat. Zu den produktiven Irritationen, die mir mit diesem Interview entstehen, äußere ich mich in Abschnitt 3.3.2.

Für die beiden Zweitinterviews mit Felix und Sina habe ich den erzählgenerierenden Eingangsimpuls leicht angepasst. Außerdem füge ich auf Grundlage der bereits erfolgten Datenanalyse, auf deren Basis sich eine Hypothese zur mononormativen Konstruktion von Nichtmonogamie als Ursache und Effekt eines Mangels herausgebildet hat (Mayer 2014a, 2014b), eine zusätzliche Nachfrage ein, die ich in den folgenden Interviews beibehalte. Die drei Interviews mit Viktor, Felix, Sina transkribiere ich flott, kodiere sie offen und beginne mit der Bildung eines vorläufigen Kategoriensystems.

Im Nachgespräch des Interviews mit Sina erwähnt sie, dass Bekannte von ihr ebenfalls polyamor leben, jedoch in einem anderen Modell als sie selbst das mit Felix und Viktor tut: nicht egalitär polyamor, sondern mit klar definierten Primär- und Sekundärbezie-

hungen. Sina bietet an, diese Bekannten zu fragen, ob ich sie kontaktieren darf. Diese Vermittlung im *Schneeballsystem* nehme ich zugunsten des kontrastiven Sampling (Vergleich der unterschiedlichen Beziehungsmodelle im Hinblick auf damit in Verbindung stehende Positionierungen) gerne an. Nach Klärung der Modalitäten kann ich 2013 für ein Wochenende in die Stadt reisen, in der diese Konstellation lebt, und drei der Beteiligten (Rebecca, Ben und Dennis) getrennt voneinander jeweils in deren Wohnungen/WGs interviewen.

2014 kontaktiert mich Michael Raab, weil er meinen Text *What the fuck is Mono-Normativität?* (Mayer 2011) gelesen hat und gelungen findet. Er promoviert zu *Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken* (Raab 2019) und hat Interesse an wissenschaftlichem Austausch und der Gründung eines *Netzwerks für kritische Beziehungsforschung*.<sup>86</sup> Das finde ich super, insbesondere da sich die Forschungswerkstatt von Marianne Pieper gerade auflöst und Promovieren ganz ohne Anbindung nicht gut funktioniert. Das Netzwerk wächst über die Jahre, trifft sich ein bis zweimal jährlich (möglichst in Präsenz, während der Covid-Pandemie remote), unterstützt einander wissenschaftlich und ideell und wird ein wichtiger wissenschaftlicher und menschlicher Bezugspunkt für mich. Der Austausch und die Mitglieder motivieren mich immer wieder, gerade auch in Krisenzeiten, das Dissertationsvorhaben nicht aufzugeben. Danke euch!! Es ist immer noch 2014 und ich bin im außeruniversitären Kontext in einer deutschen Großstadt zu einem Vortrag mit anschließender Diskussion zu *Polyamorie und Grenzen der Einvernehmlichkeit* eingeladen. Diese Veranstaltung hatte ich zum Anlass genommen, die Interviews mit Rebecca, Ben und Dennis fertig zu transkribieren und zu kodieren, um daraus gewonnene Zwischenergebnisse in den Vortrag einbeziehen zu können. Im Anschluss an die Veranstaltung spricht mich eine der Anwesenden, Alisa, an und fragt mich, ob ich bereits Menschen „mit Migrationserfahrung“ interviewt hätte. Eine solche könne ihrer eigenen Erfahrung nach für Fragen der Einvernehmlichkeit ebenfalls eine Rolle spielen. Tatsächlich sind zwar nicht alle Personen aus meinem bisherigen Sample in Deutschland aufgewachsen, sie sind aber, anders als Alisa, nicht in der zugeschriebenen Subjektposition der Migrant\*in von rassistischer Diskriminierung betroffen (wie sich später im Interview herausstellt, wird Alisa zudem intersektional klassistisch und sexistisch positioniert). Alisa will sich gerne als Interviewpartnerin zur Verfügung stellen und bietet an, ihre beiden Partner, Tim und Jonas, zu fragen, ob sie ebenfalls mit mir sprechen mögen. Im Hinblick auf die Methode des narrativen Interviews, die eine

---

86 <http://kritischebeziehungsforschung.arranca.de/> (abgerufen 12.03.2022)

Stegreiferzählung produzieren will, scheint es mir zwar problematisch, dass Alisa und Jonas durch den Vortrag schon Einblick in einen Teil meines Forschungsinteresses und Vorgehens bekommen haben. Andererseits habe ich zu diesem Zeitpunkt bereits publiziert und einige Vorträge gehalten, so dass sich potenzielle Interviewpartner\*innen ohnehin im Internet über meinen Forschungsansatz informieren können. In erster Linie aber lässt der mögliche Erkenntnisgewinn es lohnenswert erscheinen, das Sample durch die Dreierkonstellation zu erweitern. Da sie in einer von Hamburg relativ weit entfernten Stadt leben, verabrede ich mich mit ihnen – auf ihren Vorschlag hin – zu Einzelinterviews per Skype. Auf die Probleme bei und mit diesen Interviews gehe ich in Abschnitt 3.3.2 ein.

Die Erkenntnisse, die ich aus der Analyse (offenes Kodieren, teilweise Kategorisieren) dieser Interviewdaten erziele, nehme ich zum Anlass einer Überarbeitung meines Vortrags zu *Grenzen der Einvernehmlichkeit*, den ich in der modifizierten Fassung 2015 an drei deutschen Universitäten halte. Im Anschluss an eine dieser Veranstaltungen sprechen mich zwei der Zuhörer\*innen an, um sich noch weiter mit mir inhaltlich auszutauschen. Anhand der Informationen aus diesem Gespräch scheinen mir die beiden als mögliche Interviewpartner\*innen interessant, um mein Sample zu diversifizieren: Erstens sind die beiden über eine gemeinsame Poly-Vernetzung/Gruppe miteinander bekannt (aber nicht miteinander liiert). Ich habe bisher noch keine Personen im Sample, für die Polyamorie die Grundlage kollektiver (Selbst-)Organisation darstellt, und der Aspekt scheint mir möglicherweise relevant. Zweitens sind sie Mitte 40 Jahre und Anfang 50 Jahre alt und stellen generationell eine Diversifizierung meines Samples dar, das abgesehen von Christiane bis dahin aus Menschen in ihren 20er und 30er-Jahren besteht. Noch vor Ort stimmen beide meiner Einladung zu und in den darauf folgenden Wochen kann ich für Einzelinterviews zu ihnen nach Hause kommen (sie wohnen nicht in der gleichen Stadt).

2015 schließe ich auch endlich meinen Master of Higher Education ab und arbeitete mittlerweile als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Forschungsprojekt in der Sozialen Arbeit an der HAW. Ich weiß, dass die Interviews mit Chris und Paula wichtige analytische Impulse enthalten, unter anderem zu Fragen polyamorer Identitätsproduktion. Trotzdem dauert es fast ein Jahr, bis ich es schaffe, sie fertig zu transkribieren und mit der Auswertung zu beginnen.

2016 gelingt ich es mir, in die neue Promotionsordnung der Fakultät zu wechseln. Was die Diss angeht, so sitze ich jetzt auf einem Berg von Daten und vor einem ausufernden

Codebaum, finde aber nicht den roten Faden, den irgendwann zu entdecken Strauss und Corbin mir doch in Aussicht gestellt hatten. Ist mein Fokus überhaupt noch Mononormativität? Was mache ich dann mit den ganzen anderen Konzepten und Kategorien, die ich nebenbei entwickelt habe? Mittlerweile habe ich viel mehr Daten von einvernehmlich nichtmonogam lebenden Menschen als von informell nichtmonogamen. Was fange ich damit jetzt an? Für einen Vergleich bräuchte ich noch mal Interviews mit informell nichtmonogam Lebenden, aber ich muss doch auch irgendwann mal fertig werden und habe, abgesehen von den Vorträgen und Artikeln, noch keinen ausformulierten Satz für die Diss zu Papier bzw. in den Laptop gebracht. Die ersten Interviews sind schon ewig her, die Daten werden langsam alt (und ich auch nicht jünger). Sind die Daten vielleicht bald schon nicht mehr zu gebrauchen? Vor zehn Jahren war Polyamorie ein soziologischer Geheimtipp, jetzt schreibt gefühlt jede\*r Zweite eine Bachelorarbeit darüber. Nun aber schnell! Ich habe jetzt vier ‚Hauptkategorien‘, die in dieser Form keine guten Kategorien sind, weil sich auf unterschiedlichen Komplexitäts- und Theoretisierungs-Niveaus in unterschiedlicher Nähe und Ferne zu den Daten bewegen: „Mononormativität“, „Poly sein und poly werden“, „Ethik“ (hätte vom Inhalt her aber „Moralcode“ heißen müssen), „Affektivität: De- und Reterritorialisierung.“ Ich schreibe ein erstes, langes Analysekapitel zu Mononormativität, finde es aber nicht analytisch genug. Das Problem, wie ich die unterschiedlichen Beziehungsformen sinnvoll in die Analyse einbinde, ist noch nicht gelöst. Im Moment bildet sich die Kategorie „Mononormativität“ vor allem aus Daten der informell nichtmonogam Lebenden, die drei anderen hauptsächlich aus Daten der einvernehmlich Nichtmonogamen. Kontrastive Vergleiche funktionieren so nur innerhalb der Kategorien, aber was will ich damit anfangen? Außerdem gibt es noch teil-einvernehmliche, teil-mononormative ‚Mischtypen‘ wie Mark und Christiane. Ihre Geschichten sind spannend, aber ich weiß nicht recht, wie analytisch damit umgehen. Privat habe ich keine gute Phase. Ich möchte ein zweites Kind, aber das gestaltet sich schwierig. Ich lebe in einer offenen, potenziell polyamoren Beziehung mit dem Vater meiner Tochter, aber im Moment knirscht es in Sachen Nichtmonogamie. Wie kann ich gut zu dem Thema forschen, wenn es mich privat gerade so stresst?

2017 wird mein zweites Kind geboren. Sobald ich wieder laufen kann, gehe ich als erstes in einen Computerladen und kaufe mir ein goldenes MacBook, um mich zu motivieren, die Diss trotzdem noch zu schreiben. Ich arbeite erstmal weiter an der HAW und gehe 2018, als das Projekt endet, in Elternzeit. Danach bin ich lohnarbeitslos und will die Zeit für einen neuen Anlauf mit der Diss nutzen. Ich entscheide mich schweren Her-



zens, die informell Nichtmonogamen nur noch in den Fußnoten mitzunehmen und die Analyse auf einvernehmliche Nichtmonogamie zu fokussieren. Ich erfinde X neue Arbeitstitel wie *Warum poly? – Selbstkonzepte und Beziehungsethiken einvernehmlich nichtmonogam lebender Menschen*. Ich gruppiere den Codebaum noch mal um und habe jetzt fünf vermeintliche Kernkategorien: „Narrative der Identität“, „Narrative des Werdens“, „Wo fängt Nichtmonogamie an?“ (ein Behelfstitel; mir ist noch kein treffender eingefallen), „Poly-Push: Akteure“ (angelegt als *agencement*-Analyse diverser menschlicher und nicht-menschlichen Akteur\*innen), „Ästhetik der Existenz: Poly als Lebenskunst“. Ich schreibe ein neues Exposé, das ich in meinem Forschungsnetzwerk vorstelle und mit Feedback versehen lasse. Ich gehe täglich in die Stabi und schreibe zu allen o.g. Kategorien Analyseteile bzw. -skizzen. Ich will das jetzt durchziehen! Den Theorieteil will ich bewusst erst schreiben, wenn eine erste Vollversion der Analyse steht. Damit ich den Daten nicht zu viel Theorie überstülpe. Ich ahne zwar, dass insbesondere die Konzepte des späten Foucaults sich prima mit den Daten vertragen, und den Mononormativitäts- und Polyamorie-Diskurs kenne ich ziemlich gut. Aber bei meinem Blick auf die Daten fehlen noch ein paar Puzzleteile, um mir noch besser einen Reim darauf machen zu können, *um was es hier eigentlich geht (und um was nicht)*. Insbesondere fehlen mir noch die aktuelleren soziologischen Befunde zu Individualisierung und Singularisierung, die ich später für Abschnitt 2.3 studieren werde. Außerdem fehlt mir noch das Werkzeug der *Interpretativen Subjektivierungsanalyse* (siehe 3.2.3) mit ihrer so einsichtigen wie hilfreichen Unterscheidung von Sprecher\*innenposition, Subjektposition und Selbstpositionierung. Im Moment bin ich immer noch unsicher, welche Subjektebene ich da jeweils gerade vor mir habe. Und: ich will im meinem Text unbedingt eine nicht-normative Sprache gebrauchen. Deshalb werden meine Umschreibungen oft so ellenlang und schwer dechiffrierbar wie Viktors substituierte Liebeserklärungen an Sina (siehe 4.4.2.4).

Ich melde mich bei einer poly-friendly Dating-App an und muss manchmal an jene meiner Interviewpartner\*innen denken, die unbedingte Freiheit für ihre nichtmonogame Praxis einfordern. Ich jetzt auch.

Anfang 2019 erzählt mir eine Bekannte von einer Stellenausschreibung an der Technischen Universität Hamburg. Aber ich will ja die Diss fertig schreiben. Aber das ALG I läuft aus. Und es gibt so wenig Stellenangebote für Soziolog\*innen, zumal in Hamburg. Ich bewerbe mich halbherzig und bekomme den Job. Und weiß nicht, ob ich froh oder traurig bin. Keine Zeit mehr für die Diss. Aber ich kann noch nicht loslassen.

Es ist 2020, und es ist Corona. Die Schule und die Kita haben geschlossen, die Kinder sind zuhause und hüpfen mir im homeoffice durch die Zoom-Konferenzen. Ich stelle einen pandemiebedingten Verlängerungsantrag, dann noch einen und dann noch einen jeweils mit ärztlichem Attest. Ich mache die großartige Erfahrung, wie sich eine im doppelten Sinne eng gewordene Beziehung in entspanntes und warmes In-Beziehung-und-Eltern-Sein transformiert, sobald wir amatonormativen Dogmen adieu sagen. Und ich verstehe manche meiner Interviewpartner\*innen nun besser, glaube ich. Irgendwann dazwischen schreibe ich den Foucault-Teil (2.1) und den Deleuze-Teil (2.2) des Theoriekapitels und verliebe mich neu. In die Theorie. Aber es ist noch so viel zu tun.

Es ist November und Dezember 2021. Ich bin von meinem Uni-Job für zwei Monate freigestellt, um die Diss fertigzustellen. Die Stunden muss ich ab März nacharbeiten. Was, wenn ich es nicht schaffe? Wenn ich endgültig alle enttäusche, Marianne und Robin und meine Kinder, die sich so sehr auf die Zeit freuen, wenn ich endlich diese Arbeit abgegeben habe? Meine Mitbewohner\*innen dekorieren die WG mit Schildern und Girlanden und Lebkuchenherzen, auf denen steht „Gesa, du schaffst das!“ Ich gehe wieder jeden Tag in die Stabi, diesmal mit Maske und Impfzertifikat. Ich schreibe das Forschungsdesign-Kapitel runter bis auf diesen Abschnitt hier und bekomme eine immer klarere Idee davon, wie die Analyse eigentlich aussehen müsste. Ich will z.B. die neu entdeckte Situationsanalyse da noch unterbringen und Positions-Maps erstellen. Wenn ich noch Zeit habe. Ich schreibe den Individualisierungs-Teil (2.3). Fast.

Es ist Januar 2022. Ich muss wieder lohnarbeiten. Ich schreibe trotzdem weiter, das Theoriekapitel fertig. Jetzt, mit dem neuen Theorie- und Methodenwissen und den neuen Interpretationsideen, muss ich die Analyse nochmal komplett überarbeiten. Ich schreibe Abschnitt 4.1 neu und finde die Analyse jetzt zum ersten Mal stimmig. Aber es dauert zu lange. Mein Abgabedatum ist der 28. Februar. Ich bin so kurz davor, aber jetzt wo ich ahne, was ich aus der Analyse noch rausholen könnte, noch hätte rausholen können, frustriert mich die Zeitknappheit so sehr. Für meine Arbeit ist das Konzept der Selbstsorge zentral, meine eigene ist bescheiden. Es geht mir nicht gut. Das sieht auch der Arzt so und schreibt mich krank.

Es ist eine Woche vor Abgabe. Ich bin umgeben von wundervollen Menschen, die sich sorgen und die mich unterstützen, die Korrekturlesen, die sich um die Kinder kümmern und beim Literaturverzeichnis helfen. Gesa, reiß dich zusammen! Ich überarbeite die restliche Analyse. Ohne Maps. Und ohne Schlaf.

Es der Tag der Abgabe. Ich habe in den letzten Tagen sehr wenig geschlafen und sehr viel geschrieben, auf dem goldenen MacBook. Jetzt noch schnell ein paar Formalia und dann los zum Copy Shop. Ich kann's immer noch nicht glauben.

Nachtrag. Es ist Ende 2023 und ich muss nun endlich die Dissertationsschrift veröffentlichen. Die Dissertation und Disputation wurden mit *magna cum laude* bewertet, was mich sehr freut. Trotzdem war 2022 ein schwieriges Jahr für mich. Ich benötigte einige Monate der Regeneration und des Abstands, bis ich die Datei noch einmal öffnen, überarbeiten und gehenlassen kann. Geschafft.

### **3.3.2 Drei Irritationen**

In diesem Abschnitt greife ich exemplarisch drei Interviews als Ereignisse heraus, die mich auf die eine oder andere Weise irritierend affiziert haben. Alle haben produktive Reflexionen ausgelöst, manche vielleicht sogar die eine oder andere Abduktion.

#### **Mara**

Das Interview mit Mara findet im Rahmen meiner ersten Erhebungsrunde 2008 statt. Ich erinnere es als inhaltlich reichhaltig und intensiv. Nach anfänglicher Zurückhaltung und Unsicherheit erzählt Mara lange, detailreich und teils emotional ergriffen. Ich habe bereits während des Gesprächs den Eindruck, dass die Zugzwänge des Erzählens hier außergewöhnlich stark und ‚erfolgreich‘ greifen und dass es mir gelungen ist, eine einladende Erzähl-Atmosphäre zu schaffen. Nach dem Interview versichern Mara und ich uns unseres gegenseitigen Danks für das Gespräch. Ich bin nach dem Interview erschöpft, aber glücklich über den Verlauf und die tolle Datenausbeute. Am Tag nach dem Interview schreibt Mara mir eine Email: Sie habe die ganze Nacht nicht geschlafen, weil sich bei ihr einige Stunden nach dem Interview eine hohe Beunruhigung und Sorge eingestellt hätten, zu viel und zu Intimes von sich preisgegeben zu haben. Obwohl es ihr sehr leid tue und sie deshalb ein schlechtes Gewissen mir gegenüber habe, da ich mir ja extra so viel Zeit genommen habe, bittet sie mich nun darum, das Material nicht zu verwenden. Dies sichere ich ihr sofort zu, spreche mein volles Verständnis aus und lösche die Aufnahme sowie alle Kontaktinformationen umgehend. Für mich ist diese Erfahrung ein frühes, eindruckliches Lehrstück für die Mächtigkeit und Problematik der Methode des narrativen Interviews. Und auch ein bisschen für meine Fähigkeit als Interviewerin, dieses Instrument (meistens) so einzusetzen, dass es funktioniert. Das bringt aber, so wusste ich schon, erfahre es nun aber persönlich, eine hohe forschungsethische Verant-

wortung mit sich. Die Erfahrung nehme ich seither mit in alle Interviews, auch in die ‚ganz harmlosen‘ im beruflichen Kontext. Auch in der Lehre qualitativer Methoden ist es mit seitdem stets besonders wichtig, die Zugzwänge zu behandeln und beispielsweise durch seminar-interne Selbstversuche greifbar zu machen (zur Methodenreflexion und -kritik vgl. auch 3.2.1 und 3.2.3).

### **Viktor**

Da die früheren Interviews mit Felix und Sina so gut gelaufen sind, erwarte ich dasselbe auch von dem Gespräch mit Viktor. Doch das Interview gestaltet sich schwierig für mich. Im Laufe seiner Ausführungen stellt sich heraus, dass Viktor alle für ihn normativ konnotierten Begriffe und Kategorien wie „Beziehung“, „Liebe“, „Freundin“ ablehnt und sie nicht verwenden möchte. Zum einen fällt es mir schwer, mein Vokabular in der Interviewsituation spontan umzustellen (auf was auch?) und damit auch schwer, nachzufragen. Zum zweiten bin ich noch nicht mit dem Konzept der Beziehungsanarchie vertraut, was mir hätte helfen können, Viktors Haltung besser zu verstehen und einzuordnen. So aber weiß ich mir auf manche seiner Äußerungen und Positionen keinen Reim zu machen und bin verunsichert. Das darf ich aber nicht zeigen, denn, wie ich anschließend notiere, *„ich hab die ganze Zeit das Gefühl gehabt, er will mich prüfen“*. Viktors Auftreten wirkt kühl auf mich. Von seinem Konzept, das ich nicht recht begreife, wirkt er fest überzeugt. Deshalb muss er mich, die Beziehungsforscherin, mit Argwohn betrachten. Gleichzeitig überzeugt mich die Art, wie er sich narrativ und argumentativ als *„Autonomes Subjekt!?!“* (Memo) entwirft, aus meinem poststrukturalistischen Blickwinkel überhaupt nicht und ich betrachte ihn ebenfalls mit Argwohn. Ich bin froh, als das Gespräch vorbei ist. Mein Selbstvertrauen als Interview-Talent hat einen Dämpfer bekommen. Beim Transkribieren wiederholt sich der Effekt. Erst Jahre später, als ich mich mit Beziehungsanarchie auseinandersetze (ohne Fan zu werden), kann ich die Selbstpositionierungen, die Viktor dem Sample hinzufügt, entziffern und richtig wertschätzen.

### **Tim (und Jonas und Alisa)**

Die Interviews mit dieser Konstellation, insbesondere das mit Tim, sind inhaltlich, methodisch und affektiv wohl die für mich herausforderndsten Interviews im Sample. Weil wir in entfernten Städten wohnen, schlagen die Drei Interviews per Skype vor. Damals ist das für mich eine neue Technologie, insbesondere für das Führen von Interviews. Als erstes skype ich mit Alisa. Bei diesem Interview geht technisch alles glatt, bei Tim und Jonas dagegen bricht die Verbindung zwischendurch immer wieder kurz ab oder wa-

ckelt. Manchmal auch an emotionalen Stellen des Interviews. Ich will dann den Erzählfluss nicht unterbrechen, aber im Interview und im Transkript fehlen mir manchmal Zusammenhänge, weil ich einen Satz nicht richtig oder vollständig hören bzw. aufnehmen konnte. Alisa, Tim und Jonas erzählen u.a. von Alisas prekären Aufenthaltsstatus, der zurzeit noch an die Ehe mit Tim gebunden ist. Aus Angst vor behördlicher Repression zeigen sie sich in der Öffentlichkeit nur selten als nichtmonogam. Als politisch sozialisierte Person und als Forscherin bin ich sensibel, was Datensicherheit angeht – und frage mich nun, ob Skype hierfür die richtige Adresse ist. Bei allen drei Interviews habe ich Sorge, die Informationen könnten in falsche Hände geraten, was mich in meinen Nachfragen einschränkt und mich emotional stresst. Obwohl die drei nichts Illegales tun. Aber das kümmert den „repressiven Staatsapparat“ (Althusser 1977) erfahrungsgemäß manchmal wenig. Noch viel mehr stresst mich allerdings Tims Erzählung von seinen sexuellen Grenzüberschreitungen gegenüber Alisa (siehe 4.3.4.3 und 4.3.4.4). Das Thema nimmt – wie generell das starke Machtgefälle zu Alisas Ungunsten in der Konstellation – im Interview großen Raum ein und Tim kommt immer wieder darauf zu sprechen. Zuerst verklausuliert, dann immer offener. Ich aber nehme ich die ganze Dimension seiner Äußerungen erst spät, im Zuge wiederholter Analysen, nach und nach wahr. Aus existenzieller Abhängigkeit und Pflichtgefühl habe Alisa *„Sachen zugelassen oder mitgemacht, obwohl ich sogar gefragt habe, die sie eigentlich gar nich’ in dem Moment wollte [...] ((seufzt, weint))“* (T: 5) In der Interviewsituation kann ich kaum aufmerksam zuhören, weil ich um die Aufnahme und die Internetverbindung besorgt bin und/oder sie gerade streikt. Im Moment von Tims oben zitiertes Äußerung bin ich vor allem damit beschäftigt, (online) damit umzugehen, dass Tim anfängt zu weinen. Das tut er auch an anderen Stellen. Ich bin nervös wegen Technik und Datenschutz, Tim erzählt hochemotional von seinem Fehlverhalten und weint, ich kann das a) digital über Skype nicht auffangen und b) mit Tätern nicht empathisch sein, auch wenn ich den vollen Umfang seiner erzählten Übergriffigkeit noch nicht mitschneide. Ich weiß: Wenn Interviewpartner\*innen affektiv schmerzhaft berührt sind, weinen, sich grämen, es ihnen aufgrund des Erzählten offensichtlich schlecht geht usw., ist es gut, ihnen ruhig und besonnen die Möglichkeit zu geben, sich aus der schwierigen Situation wieder herauszuerzählen. Das klappt auch bei Tim, aber er kommt mehrfach wieder auf seine Schuld zurück. Das Interview lässt mich mit einem äußerst schlechten Gefühl zurück, das Transkribieren ebenfalls. Ich entwickle eine Mischung aus Angst und Abscheu vor diesem Interview und kann es mir jahrelang buchstäblich nicht richtig ansehen. Meine Strategie

ist, das Interview nur oberflächlich und lückenhaft zu kodieren. Und gerade im Hinblick auf die Übergriff-Sequenzen auch fehlerhaft, wie mir später auffällt: Ich hatte die entsprechenden Passagen der Subkategorie „Konzept vs. Affekt“ zugeordnet, das entspricht in etwa dem heutigen Abschnitt 4.2.2.1. Mein Umgang ist zunächst, mir eine gefällige Textstelle aus dem Interview herausgreifen, die ich aus dem Kontext gerissen gut für einen Vortrag brauchen kann. Tim argumentiert, dass er *„jetzt wirklich Sex nich’ mehr haben kann grade“* (T: 27), mit niemandem, weil ihn das sonst immer an seine eigenen Übergriffe gegen Alisa erinnere. Ich aber eigne mir selektiv eine andere, anekdotenhafte Interviewpassage an:

*„Bin ich getrampt mit einem Autofahrer und der hat dann erzählt von seiner Beziehung, [...] dann hab ich auch gesagt, dass ich grade zwei Beziehungen führe, vielleicht sogar drei, [...] und dann meinte er erst so »Voll cool, das is’ ja super, und dann hast du/«, äh und dann meinte er, er hätte auch gern so viel Sex, da meinte ich, ich hab zu gar keinen Sex gerade von meinen Beziehungen, und er guckt mich verständnislos an und sagte »Und wieso machst du das dann?«“* (T: 29)

Bei Vorträgen sorgt der von Tim erzählte Schwank, zumal wenn ich ihn szenisch vortrage, beim Publikum oft für Lacher oder Schmunzeln. So nutze ich sie mehrfach, um auf unterhaltsame Weise zu zeigen, dass Polyamorie es nicht zwingend verlange, in Beziehungen Sex und Liebe zu vereinen. Eine Bloßstellung von Stereotypen zu nichtmonogamen Beziehungen („so viel Sex“) wird gleich noch mitgeliefert. In gewisser Weise muss ich Tim dankbar sein, dass er mir so einen gut verwertbaren Stimmungshit hinterlassen hat. *Warum* Tim keinen Sex hat, blende ich dabei aus, auch für mich selbst. Und fühle mich trotzdem immer ein bisschen mies, wenn ich das Zitat bringe, weil ich am liebsten nie wieder an Tim denken würde. Ich weiß aber auch, dass ich das Interview, wie auch die Interviews mit Alisa und Jonas, in meiner Arbeit im Hinblick auf die Analyse von Macht und Grenzen/Grauzonen des Einvernehmens noch mal angehen muss. Und tue das auch. Als ich 2022 die ganze Analyse noch mal überarbeite, wird mir immer unwohler, je weiter es auf die betreffenden, schon geschriebenen Abschnitte zugeht. Für die Überarbeitung lese ich das ganze Interview mit Tim noch mal *line by line* ganz genau durch und manche Zusammenhänge mancher Äußerungen erschließen sich mir erstmals. Außerdem bekomme ich beim Studium des Transkripts (die Aufnahme habe ich längst gelöscht) den Eindruck, dass Tim mich in der Interviewsituation benutzt, um sein

Sündenbekenntnis abzulegen. Und dass er deshalb mehrfach und immer unverblümt und klagender seine Schuld gesteht (vermutlich ohne es vorher geplant zu haben, das kann ich nicht genau sagen). Ich frage zwar im Interview vorsichtig nach, ob er die Vorfälle mit Alisa im Nachhinein mit ihr thematisiert habe, was er bejaht. Wobei nicht allein sein Sex mit ihr sie „traumatisiert“ (T: 5) habe, sondern das Reflexionsgespräch darüber sie erneut „traumatisiert“ (T: 27). Als Interviewerin, noch dazu vorm Bildschirm, kann ich ihn, zumindest in der Interviewsituation, nicht harsch anklagen. Weil meine Rolle und die Methode das nicht erlauben. Somit erteile ich ihm durch mein Ruhigbleiben und die Fortsetzung des Interviews ungewollt Absolution wie eine Priesterin hinter der Wand im Beichtstuhl. Außerdem kann Tim wegen des zugesicherten Datenschutzes darauf bauen, dass ich seine Identität nie nirgendwo öffentlich mache. Sollte ich jemals wieder ein inhaltlich und/oder affektiv vergleichbares Interview erleben, werde es zeitnah mit Kolleg\*innen aus dem Forschungsnetzwerk thematisieren und reflektieren. Das habe ich mit dem Tim-Interview schließlich auch getan, was mir und der Analyse gutgetan hat. Gerade nach schwierigen, verstörenden oder ‚gescheiterten‘ Interviews (Eckert/Cichecki 2020) ist der Austausch mit Kolleg\*innen wichtig, das habe ich gelernt.

### 3.3.3 Die Interviewpartner\*innen

Zunächst eine Übersicht in alphabetischer Reihenfolge der Vornamen (Pseudonyme):

Name	Interviewte aus derselben Konstellation	Erfahrungen m. konsens. Nichtmonogamie	Jahr	Kenn-Nr. Transkript	Namens-Kürzel (für Zitate im Analyseteil)
Alisa	Tim, Jonas	ja	2014	12	A
Ben	Rebecca, Dennis	ja	2013	10	B
Chris	–	ja	2015	15	C
Christiane	–	eingeschränkt	2008	04	–
Dennis	Rebecca, Ben	ja	2013	11	D
Felix	Sina, Viktor	ja	2011 2013	06a 06b	F1 F2
Jonas	Alisa, Tim	ja	2014	14	J
Katja	–	kaum	2008	02	–

Luca	–	ja	2003	00	L
Mark	–	ja	2011	05	M
Michael	–	kaum	2008	01	–
Paula	–	ja	2015	16	P
Rebecca	Ben, Dennis	ja	2013	08	R
Sina	Felix, Viktor	ja	2011	07a	S1
			2013	07b	S2
Tim	Alisa, Jonas	ja	2014	13	T
Tobias	–	kaum	2008	03	–
Viktor	Sina, Felix	ja	2012	08	V

Insgesamt wurden für diese Studie 20 narrative Interviews mit 18 Personen geführt. Davon auf Wunsch gelöscht/vernichtet und nicht in obiger Übersicht enthalten: ein Interview samt Datenblatt, Memo.

Felix und Sina wurden auf eigene Anregung hin ein zweites Mal interviewt (bei Zitaten gekennzeichnet durch Namens Kürzel mit Zusatz 1 oder 2).

Lucas Interviewtranskript trägt die Kennziffer 00, da es ins Sample aufgenommen wurde, als die Zahl 1 schon vergeben war. Chronologisch, vom Erhebungszeitpunkt her, liegt das Interview mit Luca vor Interview/Transkript 01.

Die Zeitangaben und alle anderen Daten in den folgenden Kurzbiographien beziehen sich, sofern nicht anders gekennzeichnet, auf den Zeitpunkt des Interviews. Die Zusammenfassungen beinhalten Komplexitätsreduktionen und Vereindeutigungen u.a. in Bezug auf Geschlechter, Begehren, Beziehungskonzepte und -praxen der Interviewten. Für eine detailliertere und differenziertere Darstellung siehe den folgenden Analyseteil 4.

Alle Zitate (kursiv und in Anführungszeichen gesetzt) in diesem Abschnitt sind dem Interview mit der jeweils vorgestellten Person entnommen.

### **Alisa**

Alisa ist zum Interviewzeitpunkt Anfang 30 und versteht sich als Frau. Alisa studiert und wohnt in einer deutschen Großstadt. Bis Anfang/Mitte 20 lebte sie in einem Staat außerhalb des Schengen-Raums, in den sie nicht zurückkehren möchte. Alisa ist seit etwa acht Jahren mit Tim und seit sechs Jahren mit Jonas liiert und lebt mit beiden in ei-



ner gemeinsamen Wohnung. Alisa ist aus aufenthaltsrechtlichen Gründen mit Tim verheiratet; beide wären lieber ohne Trauschein miteinander zusammen. Einige Monate vor dem Interview hat Alisa eine „Sache“ mit einer Frau begonnen, deren weitere Entwicklung noch nicht absehbar ist. Die Beziehung zu Tim bezeichnet Alisa als ihre „*erste funktionierende Beziehung im Leben*“, erwähnt aber auch Verletzungen ihrer sexuellen Selbstbestimmung am Anfang der Beziehungen zu Tim und Jonas. Frühere Kontakte mit Männern in ihrem Herkunftsland beschreibt sie als patriarchal geprägt, sexistisch und gewaltförmig. Alisa hat keine Kinder und möchte auch zukünftig keine.

### **Ben**

Ben ist zum Interviewzeitpunkt Ende 20 und identifiziert sich als Mann. Er hat einen Hochschulabschluss und lebt in einer deutschen Großstadt. Mit aktuellen Beziehungspartner\*innen wohnt er nicht zusammen. Im Interview berichtet er, was ihn selbst betrifft, ausschließlich von heterosexuellen Beziehungen und Affektionen. Ben ist mit Rebecca zusammen (die ich ebenfalls interviewen durfte). Diese zunächst als „*Verhältnis*“ eingestufte Verbindung wurde einige Monate vor dem Interview auf den Status einer verbindlicheren „*Poly-Beziehung*“ gehoben. Im Rahmen der „*Primary/Secondary-Unterteilung*“, die Rebecca bei ihren Beziehungen mit Dennis und Ben vornimmt, bekleidet Ben die „*Secondary-Position*“. Zusätzlich begann er einige Wochen vor dem Interview eine „*Affäre*“ mit einer anderen Frau. Bevor er Rebecca kennenlernte, hatte Ben ein monogames Konzept und sukzessive drei Freundinnen „*im klassischen Beziehungsinne*“. Gemeinsam mit seiner damaligen Freundin Hanna bemühte er sich, die Beziehung für Rebecca zu öffnen, was sich (für Hanna) letztlich als nicht machbar erwies. Ben hat keine Kinder und ist noch unentschieden, ob er sich für die Zukunft eine Elternschaft – ggf. gemeinsam mit Rebecca und Dennis – vorstellen kann.

### **Chris**

Chris ist zum Interviewzeitpunkt Anfang 50. Chris' Gender ist „*fluide*“. Zur non-binären Schreibweise mit \* und den genutzten Pronomen dey/demm bitte ich zu berücksichtigen, dass sie bei Chris auf variierende Positionierungen im Genderspektrum verweisen. Dey ist Akademiker\*in und wohnt in einer deutschen Großstadt. Chris lebt in Wohngemeinschaft mit einer Mitbewohnerin, die eine sehr wichtige Bezugsperson, aber keine Liebesbeziehungspartnerin ist. Dey bezeichnet sich als „*bi*“ und als „*poly*“ bzw. „*Poly*“. Neben einer langjährigen Fernbeziehung mit Conrad, der mit einem Lebensgefährten zusammenlebt, erzählt Chris von mehreren einvernehmlich nichtmonogamen

Kontakten und Beziehungen. Schon vor der Beziehung mit Conrad führte dey eine „*polyamore Beziehung*“ mit Martin und anderen. Biographisch weiter zurückliegend bevorzugte Chris informell nichtmonogame Konstellationen. Dey hat keine Kinder und äußert keine Ambitionen, dies zu ändern.

### **Christiane**

Christiane ist zum Zeitpunkt des Interviews Anfang 40, definiert sich als weiblich und lebt in einer deutschen Großstadt. Sie verfügt über ein abgeschlossenes Studium. Im Interview erzählt sie ausschließlich von heterosexuellen Beziehungen und Affektionen.

Christiane ist seit über 20 Jahren mit ihrem Ehemann liiert, mit dem sie aktuell aus beruflichen Gründen eine „*Fernbeziehung*“ führt. Das gegenwärtige Verhältnis zwischen ihr und ihrem Ehemann charakterisiert Christiane als „*bisschen so wie Geschwister*“. Ohne das Wissen ihres Mannes hat Christiane seit einigen Jahren primär sexuell ausgerichtete Online-Chats, Treffen, „*Affären*“ und „*Zweitbeziehung[en]*“ mit anderen Männern. Sie hat nicht vor, ihre nichtmonogame Praxis dem Ehemann gegenüber offenzulegen. Dating-Partnern gegenüber macht Christiane transparent, dass sie verheiratet ist. Sie hat keine Kinder und keinen Kinderwunsch. Christianes Position und Praxis stuft ich als Grenzfall zwischen offener Nichtmonogamie (gegenüber außerehelichen Partnern) und nicht-einvernehmlicher Monogamie-Überschreitung (im Verhältnis zum Ehemann) ein. Nach ausführlicher Analyse und reiflicher Überlegung habe ich das Interview nicht mit in die zweite theoretische Stichprobe übernommen.

### **Dennis**

Dennis ist zum Zeitpunkt des Interviews Mitte 20 und identifiziert sich als Mann. Er studiert und lebt in einer deutschen Großstadt in einer eigenen Wohnung. Dennis führt seit etwa zwei Jahren eine „*offene Beziehung*“ mit Rebecca (die ich ebenfalls interviewt habe), die biographisch seine „*erste Beziehung*“ ist. Neben Rebecca hat Dennis bislang keine weiteren Liebesbeziehungen oder Dates, ist aber dafür offen. Dennis hat keine Kinder, zieht aber mittelfristig eine Elternschaft gemeinsam mit Rebecca und ggf. mit deren Sekundärpartner Ben in Betracht. Voraussetzung ist für Dennis, dass ihm dann die Rolle des hauptverantwortlichen „*Vater[s]*“ zukäme.

### **Felix**

Zum Zeitpunkt des ersten Interviews ist Felix Ende 20, zwei Jahre später fand ein Folgeinterview statt. Felix identifiziert sich als männlich und lebt bislang überwiegend he-

terosexuell, ohne auszuschließen, auch von Männern affiziert zu werden. Felix steht beim zweiten Interview kurz vor dem Abschluss seines Studiums. Er lebt in einer „*polyamorösen Beziehung*“ in „*V-Form*“ mit seiner Freundin Sina und seinem Metamour Viktor (die ich beide ebenfalls interviewen konnte). Felix lebt in einer deutschen Großstadt in einer WG. Mit Sina führt er eine Fernbeziehung, plant aber beim zweiten Interview, in Sinas Stadt umzuziehen (nicht aber in eine gemeinsame Wohnung). Felix regte ein zweites Interview an, da er in den vergangenen zwei Jahren selbst sexuell und amourös nichtmonogam aktiv geworden war. Bevor er mit Sina zusammenkam, hatte Felix nur Beziehungen mit Monogamie-Anspruch sowie einige kurzfristige, v.a. sexuell ausgerichtete Kontakte. Felix hat keine Kinder, erwägt aber für die Zukunft egalitäres Elternwerden zusammen mit Sina und Viktor.

### **Jonas**

Jonas ist zum Interviewzeitpunkt Ende 20 und versteht sich als Mann. Er studiert und lebt in einer deutschen Großstadt. Im Interview berichtet er ausschließlich von heterosexuellen Beziehungen und Affektionen. Jonas führt seit etwa sechs Jahren eine „*offene Beziehung*“ mit Alisa. Er lebt in einer „*Wohn- und Lebensgemeinschaft*“ mit Alisa und Tim (die beide auch interviewt wurden), hat selbst aber kein amouröses Verhältnis mit Tim. Vor der Beziehung mit Alisa hatte sich Jonas weder konzeptionell noch praktisch mit einvernehmlicher Nichtmonogamie beschäftigt. Während der Beziehung mit Alisa ging er zwischenzeitlich eine „*zweite Beziehung*“ mit einer anderen Frau ein. Vor einigen Monaten hat Jonas im Auslandsemester „*noch 'ne Freundin kennengelernt bzw. 'ne Beziehung begonnen*“, aus der nach Jonas' Abreise eine einvernehmlich nichtmonogame Fernbeziehung geworden ist. Jonas hat bisher keine Kinder, seine neue Freundin Julia, die möglicherweise zu ihm nach Deutschland ziehen wird, bringt allerdings ein Kind mit in die Beziehung.

### **Katja**

Katja ist beim Interview knapp 20 Jahre alt und identifiziert sich als weiblich. Sie wohnt und macht eine Ausbildung in einer deutschen Großstadt. Katja erzählt ausschließlich von heterosexuellen Beziehungen und Affektionen. Sie führt zum Interviewzeitpunkt keine feste Beziehung und plant dies auch nicht. Sie berichtet von einem Verhältnis zu einem Mann, das sie als „*offene Beziehung*“ bezeichnet und von einer vollwertigen „*Beziehung*“ im Sinne einer festen romantischen Liebesbeziehung abgrenzt. Letztere müsste für Katja zwingend monogam und sie selbst dann „*absolut treu*“ sein. Dieses

Kriterium gilt nicht notwendig für „Affären“, die für Katja definitiv durch geringere Verbindlichkeit gekennzeichnet sind. Ihre bislang einzige Beziehung (im engeren Sinne) beschreibt sie als von starker Eifersucht ihres damaligen Freundes geprägt. Obwohl sich Katja derzeit in begrenztem Maße für Nichtmonogamie offen zeigt, überwiegen bei ihr monogamie-zentrierte Erfahrungen und eine mononormative Subjektposition. Das Interview mit Katja wurde daher nicht in die zweite theoretische Stichprobe aufgenommen.

### **Luca**

Luca ist zum Interviewzeitpunkt Mitte 20 und bezeichnet sich als „Unfrau“ bzw. als „in Dauerkündigung“ der Subjektposition Frau lebend. Meine spätere Nachfrage zum Pronomen ließ Luca unbeantwortet; ich verwende hier dey/demm in der Hoffnung, Lucas Positionierung außerhalb binärer Kategorien nahezukommen. Luca berichtet von Beziehungen und Begehren ohne geschlechtliche Einschränkung. Dey lebt in einer deutschen Großstadt, hat eine Ausbildung absolviert und studiert. Zum Zeitpunkt des Interviews führt Luca seit etwa einem Jahr eine „Liebesbeziehung“ und „Zweierbeziehung“ mit Max. Die Beziehung ist nichtmonogam, was Luca auf „Körperlichkeit“ bzw. „Sex“ mit anderen Menschen bezieht. In diesem physisch-affektiven Sinne hatte dey biographisch „noch nie das Bedürfnis nach Monogamie“. Vor der Beziehung mit Max lebte Luca eine längere „Liebesbeziehung“ mit Lea sowie Freund\*innenschaften mit variierenden Affektionen, die sich nicht in die normative „Vorlage Liebesbeziehung“ einordnen lassen. Dey hat keine Kinder und erwähnt im Interview keine Überlegungen in diese Richtung.

### **Mark**

Mark ist zum Zeitpunkt des Interviews Mitte 30 und definiert sich als männlich. Er ist Akademiker und lebt in einer deutschen Großstadt. Neben seriellen Liebesbeziehungen mit Frauen pflegt Mark auch freundschaftliche und/oder sexuelle Kontakte mit Männern. Mark führt seit einem halben Jahr eine „möglichst offen[e]“ „Zweierbeziehung“ mit Tina, was u.a. auch gemeinsame Besuche im „Swinger-Club“ mit einschließt. Zuvor war und lebte er über zehn Jahre mit Christin zusammen. In dieser Beziehung waren Marks Dates und „Affären“ mit anderen Frauen nicht erwünscht und nicht kommuniziert, während Marks sexuelle Kontakte mit Männern im Einvernehmen mit Christin stattfanden. Mark hat keine Kinder und wünscht sich – anders als seine derzeitige Freundin Tina – „zumindest im klassischen Modell“ keine Familiengründung.

### **Michael**

Michael ist beim Interview Ende 20, begreift sich als Mann, hat studiert und lebt in einer deutschen Großstadt. Im Interview erwähnt er ausschließlich heterosexuelle Beziehungen und Aktivitäten. Michael ist, nach einigen Jahren On-Off, seit einem guten Jahr mit seiner Freundin Tami fest zusammen. Seither ist er einmal „fremdgegangen“ und hat dies gegenüber Tami, die ein monogames Konzept vertritt, nicht angesprochen. In vorherigen Beziehungen und „Affären“ agierte Michael zu verschiedenen Gelegenheiten nichtmonogam, jeweils ohne Wissen und Zustimmung seiner Partner\*innen. Michaels Ansicht, man könne „ruhig mal was anderes haben in 'ner Beziehung“, gelte theoretisch auch für Tami. Insgesamt stufe ich Michaels Beziehungskonzept und Haltung aber als zu mononormativ ein, um das Interview in die zweite theoretische Stichprobe zur Untersuchung konsensueller Nichtmonogamie aufzunehmen.

### **Paula**

Paula ist zum Zeitpunkt des Interviews Mitte 40 und identifiziert sich als Frau. Sie hat ein Studium absolviert und wohnt allein in der Nähe einer deutschen Großstadt. Biographisch lebte Paula zunächst heterosexuell, darauf folgte eine Phase, in der sie sich unentschlüssig war, ob sie „jetzt lesbisch oder bi“ sei. Nach ihrem „lesbische[n] Coming-out“ lebt Paula nun seit ca. fünf Jahren in einer Fernbeziehung mit Helen. Helen ist mit einem Mann verheiratet und führte die Beziehung zu Paula von Beginn an einvernehmlich nichtmonogam. Seit etwa drei Jahren definiert sich Paula als „poly“. Sie erzählt von lesbischen „Liaison[s]“, einer „Freundschaft Plus“ und freundschaftlich-sexuellen Kontakten, in die Helen teils auch teilnehmend einbezogen ist. Wenige Wochen vor dem Interview hat Paula eine „neue Frau“ kennengelernt, mit der sich eine Liebesbeziehung entwickelt. Vor Helen und dem „Poly Coming-out“ führte Paula nichtmonogame Beziehungen, die nicht oder nur teil-/ansatzweise dem Prinzip der Einvernehmlichkeit folgten. Paula hat keine Kinder und Elternschaft ist (zumindest im Interview) kein Thema für sie.

### **Rebecca**

Rebecca ist zum Interviewzeitpunkt Mitte 20 und identifiziert sich als weiblich. Neben Beziehungen mit Männern hatte Rebecca bisher eine Liebesbeziehung mit einer Frau. Rebecca verfügt über einen Hochschulabschluss und lebt in einer deutschen Großstadt in einer WG. Unter ihren Mitbewohner\*innen sind keine aktuellen Beziehungspartner\*innen. Rebecca führt hierarchische „Poly-Beziehungen“, die sich an einem „Primary-Secondary-Konzept“ orientieren, mit Dennis als Primärpartner und

Ben als „*Secondary-Beziehung*“ (beide sind ebenfalls meine Interviewpartner). Als Rebecca vor etwa zwei Jahren mit Dennis zusammenkam, hatte sie mit dessen Wissen parallel noch eine „*Affäre*“ mit einem anderen Mann. Davor führte Rebecca, neben „*One Night Stands*“ und „*kürzere[n]*“ oder „*längeren Affären*“, bereits eine weitere für sie bedeutsame „*offene und Poly-Beziehung*“. Rebecca hat noch keine Kinder, hofft aber, in den nächsten Jahren gemeinsam mit Dennis und Ben eine Familie zu gründen.

### **Sina**

Zum Zeitpunkt des ersten Interviews ist Sina Mitte 20, zwei Jahre darauf findet ein Folgeinterview statt. Sina bezeichnet sich als Frau, schränkt die Identifikation im Interview jedoch durch ein „*vermute ich*“ ein. Sie lebt bisher überwiegend heterosexuell, ohne für die Zukunft Körperlichkeiten und Beziehungen mit Frauen auszuschließen. Zum zweiten Interview hat Sina ihr Studium abgeschlossen, lebt in einer deutschen Großstadt und teilt weder mit Viktor noch mit Felix die Wohnung. Sina lebt „*Poly-Beziehungen*“ mit Viktor und Felix (die beide ebenfalls interviewt wurden) und zeitweilig in „*polyamoren Geflechten*“ mit weiteren Beteiligten. Sina selbst hat außer Felix und Viktor momentan keine weiteren Partner\*innen, die Konstellation wäre dafür aber offen. Bevor sie Felix kennenlernte, hatte sie mit Viktor schon zwei Jahre eine „*ungelabelt[e]*“ bzw. „*offene Beziehung*“. Deren Beginn überschneidet sich zeitlich mit einer bestehenden, ursprünglich monogamen Beziehung, die dann versuchsweise graduell für Viktor geöffnet wurde. Vor der Monogamie-Phase war Sina ohne „*Label*“, „*Kategorien*, [...] *Regeln und Normen*“ liiert. Sie hat bislang keine Kinder, plant dies jedoch gemeinsam mit Viktor und Felix.

### **Tim**

Tim ist zum Zeitpunkt des Interviews Mitte 30. Tim macht keine Angabe zum Gender (Feld im Datenblatt freigelassen). Da Tim von Alisa und Jonas als „*er*“ bezeichnet wird und selbst im Interview nichts Gegenteiliges erwähnt, übernehme ich hier dieses Pronomen. Tim studiert und wohnt in einer deutschen Großstadt. Im Gespräch thematisiert Tim bezogen auf sich selbst ausschließlich heterosexuelle Beziehungen und Begehrenswesen. Er ist seit ungefähr acht Jahren mit Alisa zusammen, mit der er zugunsten ihres Aufenthaltsstatus' auch verheiratet ist. Gemeinsam mit Alisa und Jonas (die beide ebenfalls interviewt wurden) lebt Tim in einer „*WG*“ und „*Solidaritätsgemeinschaft*“. Daneben führt er, mit Alisas Wissen, seit etwa einem Jahr eine Fernbeziehung mit Katinka. Seine Beziehungen bezeichnet er als „*offen*“ und sich selbst als „*polyamor*“. Neben den beiden festen Beziehungen mit Alisa und Katinka gibt es eine weitere signifikante,

nicht kategorisierte Verbindung mit einer Frau, die sich aus einer vorherigen „*offenen Beziehung*“ entwickelt hat, welche bereits vor und parallel zu Alisa bestand. Davor lebte Tim mit monogamem Konzept, aber teils nichtmonogamem Begehren. Tim hat keine Kinder und wünscht sich – anders als seine Freundin Katinka – auch für die Zukunft kein (biologisches) Kind.

### **Tobias**

Tobias ist zum Interview Anfang 20, sein Geschlecht gibt er als männlich an. Er lebt in einer deutschen Großstadt und macht dort eine Ausbildung. Er erwähnt, was seine Person betrifft, im Interview ausschließlich heterosexuelle Beziehungen und Begehren. Tobias lebt seriell monogam, hat noch nie nichtmonogam agiert und setzt „*Treue*“ synonym mit „*Vertrauen und Respekt*“. Tobias' Partnerin erlaube sich gelegentlich, „*mit irgendwelchen Freundinnen rumzuknutschen*“; er habe „*((lachend\*)) sie freundlich gebeten, das zu unterlassen ((\*))*“. Da Tobias ein dezidiert monogames Konzept vertritt und über keinerlei Erfahrungen mit einvernehmlicher Nichtmonogamie verfügt, habe ich sein Interview nicht in die zweite theoretische Stichprobe aufgenommen.

### **Viktor**

Viktor ist zum Interviewzeitpunkt Anfang 30. Viktor macht im Datenblatt keine Angabe zum Geschlecht, wird jedoch von Sina und Felix (die ich ebenfalls interviewen konnte) als „*er*“ bezeichnet, weshalb ich das Pronomen hier vereindeutigend übernehme. Viktor verfügt über ein abgeschlossenes Studium und wohnt in derselben deutschen Großstadt wie Sina. Die beiden leben nicht in einem Haushalt. Viktor sagt ungern und nur aus Vereinfachungsgründen, dass er mit Sina eine „*offene Beziehung*“ führt, denn er möchte der Verbindung möglichst „*kein Label geben*“. Auch für seine anderen zwischenmenschlichen Kontakte lehnt er pauschalisierende, normativ aufgeladene Kategorien ab. Parallel zu seiner Verbindung mit Sina hat Viktor mit Sinas Einverständnis gelegentlich sexuelle oder affären-ähnliche Kontakte zu anderen Frauen, die aber für Viktor bislang „*schnell den Reiz [...] verloren*“. Viktor hat keine Kinder, zieht aber für die Zukunft eine gemeinsame Elternschaft mit Sina und Felix in Betracht.

# 4 ANALYSE: SUBJEKTPOSITIONEN UND POSITIONIERUNGEN

## 4.1 Positionierungen der Identität

In diesem Kapitel analysiere ich narrative Selbstpositionierungen, durch die sich einige der Interviewten – meiner Interpretation nach – in oder nahe einer Subjektposition der Identität verorten. Darunter fallen Erzählungen, nach denen sich (immer schon gelebtes oder zunächst verborgenes) Nichtmonogam-Sein als durchgängige Linie durch die Biographie zieht (4.1.1.) und in denen nichtmonogames Begehren als feststehende Wesenseigenschaft oder sexuelle Orientierung gefasst wird (4.1.2). Im Abschnitt 4.1.3 formuliere ich Hypothesen zur Funktion und Bedeutung dieser Identitätsnarrative im Hinblick auf die Selbstverhältnisse und Subjektivierungen der Interviewpartner\*innen.

### 4.1.1 Immer schon anders

Im Fokus dieses Abschnitts stehen erstens Selbstpositionierungen, mit denen sich die Interviewten als Subjekte entwerfen, die in ihrer Subjektivität, ihrem Begehren und Moralverhalten niemals den hegemonialen mononormativen Anrufungen entsprachen (4.1.1.1). Zweitens betrachte ich das Narrativ des Coming-out und der Selbstfindung bei Paula, mit dem sie Polyamorie gleichsam als innere Wahrheit und rückwirkend als sinngebende Logik ihrer Beziehungsbiographie verankert (4.1.1.2).

#### 4.1.1.1 „Der einzig Verrückte in 'ner Welt von Normalen“

Der Schwerpunkt dieses Abschnitts liegt auf der Analyse der Selbstpositionierungen von Luca und Rebecca; beide entwerfen ihre Subjektivität und ihr Begehren als biographisch durchgängig abweichend von der Monogamie-Norm. Um die Stellung und Funktionen zu verstehen, die die Konstruktionen eines konstanten Andersseins bei diesen beiden einnimmt, ist es hilfreich, zunächst kurz die Selbstpositionierungen anderer Interviewter zu betrachten.

Unabhängig davon, ob sie ihre Jugend schwerpunktmäßig in den 1970er, '80er oder '90er Jahren verlebten, konstruieren und situieren die meisten Gesprächspartner\*innen ihr früheres Ich und ihr Moralverhalten als Jugendliche und junge Erwachsene im Abgleich mit Anrufungen durch mono- und/oder heteronormative Moralcodes, Subjekt- und Begehrensnormen. Diese diskursiven Normen, so wie sie sich den Erzählenden aus heutiger Perspektive darstellen, bilden die Folie und Skala, vor und auf denen sie ihre



Subjektivität und ihr Verhalten als mehr oder weniger norm(alität)konform oder abweichend konstruieren und einordnen. Mark, Tim und Felix etwa markieren die Beziehungen, die sie im Jugendalter und als junge Erwachsene führten, als einer allgemein verbindlichen Formatierung und Choreographie entsprechend. Marks erste Anbahnungsversuche von Beziehungen waren „*dieses ganz Klassische so in der fünften Klasse, so »Willst du mit mir gehen?«*“ (M: 107) Tim konstatiert: „*meine erste Beziehung mit Händchenhalten und Rumküssen war noch in der Schule und war absolut klassisch*“ (T: 3). Bei Felix war es „*in der ... sechsten, siebten Klasse oder sowas, ähm wo es dann aber so losging, wie man das vielleicht irgendwie typischerweise kennt so'n bisschen, ... ähm ich weiß nich', das war noch die Zeit, in der wir uns Zettelchen geschrieben haben und dann dieses ähm »magst du den?«, und keine Ahnung, »wie findest du denjenigen?« und so weiter*“ (F1: 5). Mit der Einordnung ihrer ersten Beziehungen als „*klassisch*“ und typisch rekurren diese Interviewten auf ein als allgemein geteilt vorausgesetztes kulturelles Wissen darüber, wie solche Teenager-Beziehungen aussehen und inwiefern sie sich von den darauf folgenden, ernsthafteren und längerfristigen Zweierbeziehungen und körperlich-sexuellen Praktiken unterscheiden: „*über Händchenhalten ging das nich' hinaus irgendwie zu der Zeit noch*“ (F1: 5). Als „*klassisch*“, also als formvollendet und zeitlos gültig, bezeichnet Mark auch das von den Eltern übernommene, an bürgerlicher monogamer Ehe, Kleinfamilie und Lebensstandard ausgerichtete Beziehungsmodell und Vorgehen: „*Also es wird ganz klassisch geheiratet und Kinder gemacht. Haus gebaut.*“ (M: 127) Indem er wiederholt betont, wie sehr diese Lebensform auch ihm viele Jahre lang unbedingte Zielvorstellung war, positioniert er sich als Subjekt, das lange Zeit in Harmonie mit dem als verbindlich akzeptierten Moralcode lebte (zu Marks biographischer Distanzierung vom monogamen Modell siehe Abschnitt 4.2.1.1).

Tim, Mark und Felix entwerfen ihr früheres Selbst und Leben – das heißt den Lebensabschnitt vor dem Hereinbrechen der Nichtmonogamie (siehe 4.2) – als im Einklang mit den Konventionen der Mono- und Heteronormativität gestanden habend. Damit lassen sie zugleich erahnen, welche subjektivierende Relevanz diese Normen und Ideale auch heute noch für sie besitzen: Das gegenwärtige Wissen um und über die Kriterien der Normentsprechung wird in der Interviewsituation ungefragt abgerufen und zum Referenzpunkt der Biographiekonstruktion. Dagegen heben andere Interviewpartner\*innen hervor, dass sie bereits in jungen Jahren *nicht* den diskursiven Anrufungen zur korrekten Performanz von romantischer Liebe und monogamer und/oder heterosexueller Sexualität entsprachen bzw. gehorchten. Auch hierfür müssen die entsprechenden Anrufungen

zitiert werden, um sich davon abgrenzen zu können. Bei mehreren Interviewten beziehen sich diese Selbstmarkierungen als von der diskursiven Norm und den sozialen Erwartungen abweichend auf den – als zeitlich verzögert eingestuft – Zeitpunkt der Aufnahme von Liebes- und/oder Sexualbeziehungen. So stellt Sina fest: *„Mein Beziehungs- und generell Sex-und-so-Leben hat halbwegs spät angefangen, [...] nämlich mit 19“* (S1: 5). Das Wissen, vergleichsweise spät dran zu sein, entnahm Sina in ihrer Jugend einem Zentralorgan der Produktion binär gegenderter Subjektpositionen: *„zumindest dacht’ ich damals aufgrund meiner BRAVO-Girl!-Lektüre, es wäre halbwegs spät“* (S1: 5). Stärker noch als Sina markiert sich Viktor als jemand, der im Vergleich zur Normalverteilung der Bevölkerung erst am äußersten Rande des akzeptablen Zeitfensters eine Zweierbeziehung vorweisen kann, die die Kriterien einer gewissen Dauer und affektiven Qualität erfüllte: *„Also das erste/ mh also/ ’ne erste richtig große spannende Kiste war eigentlich erst im Studium, ich gehör zu den Leuten, die sehr, sehr spät gezündet haben.“* (V: 7) Obwohl sich Viktor über weite Strecken des Interviews als freies Subjekt gibt, das sich nahezu vollständig von Amatonormativität emanzipiert hat, ist das normative Wissen (denn auch die Normalverteilung fungiert hier eher als Norm denn als erweiterter Toleranzbereich), wann ein zeitgerechter Einstieg ins Beziehungsleben stattfinden hat bzw. stattgefunden gehabt haben sollte, (noch) in der Gegenwart von so hoher Relevanz, dass es im Rahmen des Interviews in die Biographiekonstruktion einfließt. Auch Jonas weiß um ein allgemein als angemessen bestimmtes biographisches Zeitfenster, bis zu dessen Ablauf man nicht nur Interesse an sexuell-romantischen Beziehungen entwickeln, sondern auch in der Lage sein sollte, dies in die Praxis umzusetzen:

*„Okay, Beziehungen, ja, da fängt man sich ja für an in der Pubertät zu interessieren, und da is’ so meine Erinnerung, dass da erstmal nüschts war. Also ich hätte/ wäre gerne welche eingegangen, aber die Menschen, also Mädchen in dem Fall, mit denen ich das wollte, waren dann nicht so interessiert, und das zog sich dann so’n paar Jährchen hin, was natürlich nicht so angenehm war, mit 17 muss das gewesen sein, hatt’ ich meine erste Freundin.“* (J: 2)

Rechtzeitig gewollt zu haben, aber nicht rechtzeitig gewollt worden zu sein, scheint aus amatonormativer Sicht noch problematischer und kränkender (und daher unangenehmer zu erzählen), als die von Sina und Viktor berichtete Situation, selbst nicht rechtzeitig gewollt zu haben. Zugleich aber positioniert sich Jonas ein Stück weit in Distanz zu Hete-

ronormativität, indem er sein Interesse an heterosexuellen Beziehungen nicht als Selbstverständlichkeit voraussetzt und ausgibt, sondern als individuelle und extra zu spezifizierende Präferenz markiert („*Menschen, also Mädchen in dem Fall*“).

Verglichen mit den anderen Interviewten, nimmt die Selbstpositionierung als schon früh nicht mit vorgegebenen Begehrenssubjekt-Positionen konform in den Erzählungen Lucas und Rebeccas besonders großen Raum ein. Dies möchte ich im Folgenden genauer analysieren.

Direkt zu Interviewbeginn, in einer Präambel zur Haupterzählung, präsentiert Luca deys „*Fazit oder Thema meines Lebens von Beziehung*“: „*Also würd’ ich so als/ .. als Haupt-Reibungspunkt für mich immer sagen, dass ich immer das Gefühl hatte, ich beweg’ mich so’n bisschen quer zu den äh Vorlagen und Vorbildern, die ich hab’.*“ (L: 3) Damit gibt Luca die Perspektive und Parole vor, unter der deys deys Beziehungsbiographie und Subjektivierung deutet und gedeutet sehen möchte: deys Eigentheorie und Selbstpositionierung nach agierte und fühlte Luca schon immer in Distanz und/oder im Widerstreit zu den Anrufungen und Anforderungen, denen deys sich in Herkunftsfamilie, sozialem Umfeld und weiterem gesellschaftlichen Kontext ausgesetzt sah und sieht. Wie andere Interviewte führt auch Luca deys als nicht altersgemäß bzw. -typisch eingestufte Sexualentwicklung an: Zu „*richtigen Pubertätszeiten, so mit 13, 14, [...] wenn die andern irgendwie sich mit BRAVO beschäftigt haben, waren für mich einfach andere Sachen wichtiger so, hab’ ich irgendwie/ deswegen war ich irgendwie so so’n Spätstarter quasi.*“ (L: 7) Anders als deys Altersgenoss\*innen, die sich willig und wissensbegierig durch das Dr. Sommer-Team & Co. darin unterweisen ließen, wie man Sex hat, Liebesbeziehungen gestaltet und sich als moralisches Begehrens- und Geschlechtssubjekt konstituiert und führt, war Luca im Jugendalter an solchen Instruktionen und Praktiken schlicht „*nich’ interessiert*“ (L: 7). Nicht nur startete Luca, so ergibt deys Messung an der Norm, zeitlich verzögert ins Sexual- und Beziehungsleben. Obendrein basierte auch deys Motivlage, später dann doch Beziehungen einzugehen, eher auf pragmatischen Erwägungen denn auf romantischer, heterosexueller Hingerissenheit:

„*Dann ähm ... hab ich so ... zwei kurze Beziehungen mit Jungs gehabt, also die ich als Beziehungen irgendwie definiert hab’, wo mir aber eigentlich von Anfang an relativ klar war, ... ich find die cool, weil das sind irgendwie coole Typen, die mit den Leuten rumhängen, auf die ich Spa/ auf die ich Lust hab’, die auf den Pa/ auf die Parties gehen, die ich toll finde, und deswegen bin ich mit denen zusammen. Und ich kann von denen halt ganz viel lernen, das ist nett mit denen so, aber da hat ich halt nich’ so’n/ also das war irgend-*

wie ((lacht)) eher so/ eher so Vernunftsehen.“ (L: 7)

Nach den Maßstäben der romantischen Norm, nach der die Partner\*innenwahl auf Basis unwiderstehlicher Affektion erfolgen sollte und beide Beziehungsleute ineinander verliebt und intim miteinander verbunden sind (vgl. Abschnitt 2.4.1), hatten Lucas Beziehungen eher den Charakter freundschaftlicher und zweckrationaler Bündnisse – auch hier eckten Lucas Subjektivität und Handeln also an und entsprachen nicht den an demm herangetragenen Erwartungen. Das Narrativ eines grundlegenden und durchgängigen Spannungsverhältnisses zur Norm durchzieht auch die weitere Biographiekonstruktion: Lucas Selbstpositionierung als anders und deys Problematisierung vorgegebener Subjektpositionen manifestiert sich in deys „Leben von Sexualität“, schließt aber in einem umfassenderen Sinne die Gestaltung „menschliche[r] Beziehungen“ (L: 3) und deys Verhältnis zur (zugeschriebenen) Geschlechtsidentität mit ein: „ob das irgendwie Auseinandersetzung damit is' 'ne Frau zu sein, oder ob das Auseinandersetzung damit is', ähm ob ich mit Männern oder Frauen ins Bett geh', ob ich mit Männern oder Frauen/ oder mit welchen Menschen ich befreundet bin oder sonst so mein Leben teile“ (L: 3). Im Hinblick auf sexuelle Identität und Geschlechtsidentität positioniert sich Luca weitgehend außerhalb der heterosexuellen Matrix, was durch den Hinweis auf die biographisch weit zurückreichende Verankerung und Kontinuität der Nonkonformität bekräftigt wird. Zwar lebt Luca „ja in 'ner Gesellschaft, die mich jeden Tag zur Frau macht“ (L: 121). Statt jedoch deys Subjektivität dieser permanenten Zurichtung unterzuordnen, „wollte [dey] halt eigentlich immer gerne keine Frau mehr sein, [...] aber ich wollte halt kein Mann werden. Also ich bin ganz, ganz sicher irgendwie kein Transsexueller.“ (L: 117) Auch hier macht Luca durch das „immer“ deutlich („immer gern keine Frau mehr sein“), dass dey schon sehr lange und ständig mit der Ordnung binärer Zweigeschlechtlichkeit auf Konfrontationskurs ist, auch wenn dey täglich als Frau angerufen und positioniert wird: „man kann da nich' raus, man kann da halt nur gegen rennen.“ (L: 133) Zum Interviewzeitpunkt lebt Luca „in Dauerkündigung“ (L: 125) der Identitätskategorie Frau und erprobt, „wie sich das so lebt als .. Un-Frau“ (L: 131).

„Also weil das/ das fand ich 'n ganz guten Begriff, da vor paar Tagen saß hier 'n Freund von mir und wir ha'm halt diskutiert .. und er meinte »Ey, wenn du jetzt keine Frau mehr bist und kein Mann, was bist du denn dann?« Und wir/ also wir haben englisch geredet, er meinte halt so »unwoman?« Und dann dacht' ich, ja, das is/ eigentlich is' das 'n ganz guter/ das is' 'ne ganz gute Bezeichnung.“ (L: 131)

Allerdings, so schränkt Luca ein, ist es „*nich' mein Ding, allen zu sagen »Hier, ich bin jetzt keine Frau mehr«, so. Ich glaube, ich sag' das halt immer mal wieder so, wenn's sich so aus dem/ sozusagen Kontext ergibt“ (L: 129). Zwar sei dey weiterhin aktives Mitglied einer (Cis-)Frauen-Kampfsportgruppe, überlege aber zugleich hinsichtlich des Besuchens von Festivals, einer bestimmten Frauen/Lesben-Kneipe und anderer Räume, wo „steht ‚Nur für Frauen‘, ob ich da .. noch hingehen würde“ (L: 127). Was bedeutet, dass demm als Un-Frau deutlich weniger Räume und soziale/politische Netze bleiben, oder zumindest, dass Luca der Ausschluss aus vielen der demm vertrauten und wichtigen Räume und Bezüge droht – was die Frage der Selbstpositionierung und des möglichen Outings als nichtbinär tatsächlich zu einer existenziellen macht. An dieser Stelle macht sich bemerkbar, dass das Interview mit Luca schon Mitte der 2000er Jahre geführt wurde. Mittlerweile sind (linke) feministische Bezeichnungspraxen und Räume – gerade Kampfsportgruppen sind hier ein gutes Beispiel – inklusiver für nicht cis-normative Menschen. Diese Errungenschaft verdankt sich nicht zuletzt jenen queer-feministischen Interventionen, die von Linkerhand (2017, 2020) für unbrauchbar und schädlich erklärt werden (siehe 2.3.4).*

Luca positioniert sich nicht nur im Clinch mit der binären Geschlechterordnung, auch mit den binären Kategorien sexueller Identität bzw. Orientierung sei dey noch nie konform gegangen. So widersetzte sich Luca schon als Jugendliche den heteronormativen Ansprüchen ihrer Herkunftsfamilie und habe sich „dann halt relativ früh irgendwie da [...] ziemlich quer verhalten [...] zu allen so, und grade auch als ich ähm mich als nich' so heterosexuell wie geplant herausgestellt hab“ (L: 186). Doch auch die ihr offerierte binäre Gegenidentität zur Heterosexualität erwies sich für Luca nicht als geeignetes Identifikationsangebot: Als dey in „Teenagerzeiten, so von 17 bis 19 oder so, oder von 16 bis 19“ Jahren versuchte, „in der Junglesbenszene“ (L: 3) einen Ort für sich zu finden, erwies sich auch deren (Bi- bzw. Pansexualität ausschließende) Normativität und Identitätspolitik als nicht mit deys Begehren kompatibel. So habe Luca

„das Gefühl gehabt so, nee, eigentlich ... pass ich da gar nich' rein so, weil eigentlich so empfind' ich mich nich' so richtig als Lesbe, so dieses ganz mit so'm/ so'ner Vorstellung von Frauenzentriertheit konnte ich mir halt irgendwie nichts vorstellen so. Und ähm hab auch an ganz vielen anderen Stellen gemerkt, ich/ ich funktionier einfach 'n bisschen anders irgendwie.“ (L: 3)

Eine dieser weiteren Ebenen, auf denen sich Luca als immer schon sperrig und qu(e)r

präsentiert, betrifft deys Verhältnis zur Norm, sexuell exklusive Zweierbeziehungen zu führen: „*Ich hatte nie so das Bedürfnis nach Monogamie“ (L: 33).<sup>87</sup> Lucas Positionierung als immer schon sexuell nichtmonogam ist somit eingebettet in eine umfassende Positionierung als essentiell queer.*

In Teilen thematisiert und rahmt Luca die Erfahrung permanenter Nichtpassung in hetero- und mononormative Subjektpositionen als persönliche Unzulänglichkeit. In dieser individualisierenden Perspektive erscheinen nicht die vorgefertigten Subjektnormen inadäquat und gewaltvoll, sondern im Verhältnis zu diesen Normen scheint Luca selbst mangelhaft. So habe dey sich im Verlauf ihres Lebens immer wieder gefragt:

*„warum ... kann ich mich denn nich' irgendwie als Frau fühlen, in' Kerl verlieben und monogam sein, so ((lachend\*)) warum irgendwie ((\*)) ähm sozusagen pass ich weder bei den/ bei den Heteros, noch irgendwie bei den Lesben, noch bei den Schwulen rein, weil mir immer irgendwas/ irgendwas fehlt, so.“ (L: 150)*

Allerdings erzählt sich Luca nicht durchgängig in Narrativen des Mangels und des Scheiterns an der Verkörperung und Ausfüllung vorgegebener Identitätskategorien; deys Selbstpositionierung steht nicht durchweg im Zeichen des Erleidens von Marginalisierung oder des Ausschlusses. Stellenweise tritt dey als durchaus handlungsfähiges oppositionelles Subjekt auf. „*Also eigentlich dass ich oft probiert hab', Dinge zu machen oder Dinge zu leben oder ich Dinge gefühlt hab' oder gedacht hab', wo ich so das Gefühl hatte, ((jedes Wort einzeln betont\*)) das passt nich' rein ((\*)“ (L: 3). Die Erfahrung, nicht in das Korsett der Hetero- und Mononormativität zu passen, wird also zumindest partiell auch als handelnd vollzogene Unangepasstheit und Widerständigkeit gefasst.*

Die von Luca konstatierte Diskrepanz zwischen dispositiv hervorgebrachten Subjektpositionen einerseits und eigener Subjektivität und Verhalten andererseits, die sich nach eigener Darstellung als roter Faden durch deys bisheriges Leben zieht, erscheint sowohl Luca selbst wie auch mir als Interpretatorin umso bemerkenswerter, als dass Luca eigentlich eine recht deterministische Theorie von Subjektivierung vertritt, der zufolge Subjektivität und Affektivität nachhaltig von den kapitalistischen Produktionsverhältnissen geprägt werden.

---

<sup>87</sup> Monogamie und Nichtmonogamie definiert und unterscheidet Luca anhand des Kriteriums sexueller (Nicht-)Exklusivität. „*Charakteristikum* von 'ner Liebesbeziehung“ ist für Luca hingegen, „*dass das was is', was zwei Leute haben“ (L: 5). Es geht hier also nicht um Polyamorie im Sinne mehrerer paralleler langfristiger und verbindlicher romantischer Beziehungen.*

„[I]ch funktionier einfach 'n bisschen anders irgendwie und .. ich weiß auch gar nicht so genau, woran das liegt, also weil eigentlich denk ich, dass jede/ ja, so jede Gesellschaftsform, jede Produktionsweise auch ihre emotionalen Verhältnisse hervorbringt. Und dass halt so dieses/ sozusagen dieses emotionale Modell der Liebe, der Liebesbeziehung einfach ja zur ähm .. geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung irgendwie [G: mhm] von halt/ wo halt ähm der Mann Lohnarbeit macht und die Frau irgendwie seine Arbeitskraft reproduziert, dass so'n ökonomisches Verhältnis halt auch so'n emotionales Verhältnis hervorbringt, und dass .. wir uns trotzdem mit diesem emotionalen Verhältnis beschäftigen auch wenn vielleicht real unsere ökonomische Situation ganz anders is' also ich meine .. ähm bei uns beiden is' es ja eher wahrscheinlich, dass wir uns selber ernähren werden als dass wir irgendwie ähm... 'n Mann finden [G: hmm] und irgendwie ähm .. unsere Aufgabe irgendwie in der Hausarbeit sehen, also jetzt wirklich für den/ also für entscheidende Teile unseres Lebens.“ (L: 3-7)

An dieser Stelle adressiert Luca mich direkt und setzt in zweifacher Weise eine geteilte Erfahrung und ähnliche Situiertheit voraus: Aus der Subjektposition täglich zur Frau gemachter Subjekte innerhalb einer hetero-patriarchalen Gesellschaft gehören wir beide der großen Gruppe von Menschen an, denen das Modell romantischer Liebe nicht zum Vorteil gereicht. Zweitens positioniert dey uns als Angehörige einer Generation und darin als zwei konkrete Subjekte, die nicht mehr zwangsläufig auf geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und ökonomische Abhängigkeit verwiesen sind und die sich auch subjektiv davon emanzipiert haben – nicht aber unbedingt auch von deren Spätfolge, dem Ideal der romantischen Liebe. Zwar befände sich ein fordistisch organisierter Kapitalismus, welcher sich auf die hetero-patriarchale bürgerliche Kleinfamilie stütze und die romantische, monogame Liebesbeziehung als alternativlos propagiere, längst unübersehbar im Niedergang. So dass sich, so Lucas Argumentation, zwar allmählich „dieses Beziehungsmodell äh Liebesbeziehung auflöst, weil sich die ökonomische Basis verflüchtigt“ (L: 23). Dennoch könnten mononormative Subjektivierungen und Affektmodulationen nicht von heute auf morgen neutralisiert werden: „trotzdem sind aber so'ne emotionalen Vorstellungen da. Aber oft konnte ich damit halt nicht so richtig was anfangen.“ (L: 23) Während das Modell der heterosexuellen romantischen Liebe also gesamtgesellschaftlich betrachtet nach wie vor subjektivierende Kraft besäße, scheinen Lucas eigene Subjektivität und Moralverhalten auf wundersame Weise vom derlei Durchdringung verschont. Selbst wenn und wo dey einmal von Subjekt- und Beziehungsnormen tangiert werde, bewahre sie\* sich doch einen kritischen Abstand zu diesen: Zwar sei Luca „jetzt

*nicht völlig abgelöst von allem*“, doch empfand und empfinde dey die diskursiv vorgegebenen Subjektpositionen binärer Geschlechtlichkeit und Sexualität „*sehr oft als Einschränkung*“ (L: 3). Lucas singuläre und beständige Resistenzkraft gegenüber einer mononormativen Subjektpositionierung wird noch weiter unterstrichen, indem dey deutlich macht, dass auch deys engeres, durchaus patriarchats- und kapitalismuskritisches soziales Umfeld keineswegs frei von der Wirkmächtigkeit der Mononormativität sei: „[U]m mich rum beschäftigen sich ganz viele Leute mit dem Thema, und für ganz viele Leute hat das auch was sehr/ sehr Drückendes so. Und das hat es für mich eigentlich nie, also ich hatte nie das Bedürfnis ... d/ danach, ... monogam zu sein“ (L: 117). Während sich für andere – darunter auch für die meisten anderen Interviewpartner\*innen – eine affektive Distanzierung von der Monogamie-Norm als ein schwieriger und langwieriger, diskontinuierlicher biographischer Prozess darstellt (vgl. 4.2.2), erscheint es für Lucas Selbstentwurf im Interview bedeutsam, die Norm gar nicht erst inkorporiert zu haben. Vergleichbar resistent gegen Mononormativität erscheint von den Interviewpartner\*innen nur Viktor, der, so Sina, „*sowieso nie*“ „*eifersüchtig*“ (S1: 5) ist.

Sexuell nichtmonogam zu leben, entspringt und entspricht laut Lucas Selbstpositionierung schon immer und immer noch deys Subjektivität und Neigung. Nichtmonogamie erfordert daher für Luca keine Selbstbearbeitung, keinen Lösungsprozess, keine Lossagung und Entsubjektivierung von der Monogamie-Norm. Insofern begreife dey das Ausbleiben oder Unterlassen von Monogamie auch nicht als politische Praxis (L: 145) oder als Grundlage der Identitätskonstruktion: Auf meine Frage, „*was für ’n Stellenwert oder so dieses ähm Gefühl, kein Bock auf monogames Leben zu haben, in/ in dem ausmacht, was du bist*“ (Gesa), entgegnet Luca:

*„[E]igentlich nimmt das gar keinen großen Raum [G: mhm] in meinem Leben ein, weil halt eigentlich wär’ Monogamie halt für mich was Positives, das macht man halt so. Und ähm ich mach es ja nich! Also sozusagen ich/ also eigentlich tu’ ich’s ja einfach gar nich’, [G: mhm] ((heiter\*)) also deswegen is’ es sozusagen so, wie soll etwas, das ich nicht tue, Stellenwert in meinem Leben einnehmen? ((\*))“ (L: 135-140)*

Die in meiner Frage angelegte Unterstellung, nichtmonogame Identitätskonstruktion und Subjektivierung vollziehe sich in Abarbeitung an Mononormativität (was die Norm auch in der bewussten Negation und Nichterfüllung immer wieder als Referenz aufriefe), weist Luca zurück. Bestanden schlicht niemals das Bedürfnis, der Anspruch oder Versuch, monogam zu leben, gibt es keine monogame Subjektivität und Ausgangssitua-



tion, von der aus man sich in Richtung Nichtmonogamie bewegen bzw. transformieren könnte. Von Mononormativität geprägt und betroffen sind *die anderen*. Im Kontrast dazu entwirft Luca deys eigene Biographie und Subjektivität im Zeichen einer ursprünglichen Immunität. Ob ihr diese allerdings bis in alle Zukunft erhalten bleibe, vermag Luca nicht sicher zu sagen. Nichtmonogam leben werde dey jedenfalls nur solange, wie dey dies als authentische Bestimmung und ohne Anstrengung möglich sei: „*also ich hatte nie das Bedürfnis .. d/ danach .. monogam zu sein, und wenn ich das irgendwann habe, dann hab ich das halt, dann würde ich auch nich' versuchen, dagegen zu kämpfen, dann würd' ich einfach sagen, »Juhu! Ich leb' in 'ner bürgerlichen Gesellschaft, also .. immer her mit der Monogamie«, so.“ (L: 140)*

Lucas Selbstpositionierungen ergeben ein komplexes Bild zwischen Subjektpositionen der Identität und Nichtidentität: Die Subjektnormen der binären Zweigeschlechtlichkeit (Frau/Mann) und Sexualität (hetero/homo) sind für Luca weder stimmig noch attraktiv. Mononormativität sei – zumindest in Bezug auf die Normierung der Sexualität – bisher komplett an demm abgeperlt; ein Wunsch nach sexueller Exklusivität habe daher noch nie einen Platz in ihrer Subjektivität und Praxis gehabt. Die nichtmonogame Praxis wiederum ließe dey ohne Gegenwehr hinter sich, sobald diese nicht mehr deys innerer Bedürfnislage entspräche. Für Luca scheint es zentral, dass deys Nichtmonogamie weder Produkt noch Generator einer Selbstzurichtung oder -bearbeitung ist noch je sein sollte, sondern ‚einfach so‘ dem entspricht, was dey möchte und fühlt. Damit werden nichtmonogames Begehren und nichtmonogame Subjektivität narrativ authentifiziert und essentialisiert.

Auch Rebecca entwirft sich im Interview als ein Subjekt, das sich schon immer jenseits sozialer Normen und Konventionen bewegt. Bereits in der Schulzeit sei sie an den gesellschaftlichen Normen und Normalitätskonstrukten zu Beziehungsführung und weiblicher Sexualität angeeckt. Mit ihrem eigenen Konzept und ihrer Affektivität konnte sie sich im Modell einer exklusiven heterosexuellen Paarbeziehung – und der ihr darin zugeordneten Zurichtung und Zurückhaltung ihrer Sexualität – nicht wiederfinden (vgl. auch 4.4.2.3). Ihr Begehren nach einer nichtmonogamen und nichtnormativen Beziehungsform und -praxis präsentiert Rebecca als biographisch tief verankert und gefestigt: „*dieser Gedanke, dass ich irgendwie gerne so 'ne sehr freie Beziehung hätte oder nich' unbedingt konventionell, [...] das hab ich schon seit ganz früh“ (R: 7). Und zwar seit so früh, dass Rebecca den Zeitpunkt des Entstehens der „*Vorstellung, irgendwie 'ne unkonventionelle oder nicht den Normen entsprechende oder Poly-Beziehung zu führen“ (R:**

7), gar nicht zu datieren vermag: Sie könne sich „*nich’ zurückerinnern an den Punkt, wo ich das erste Mal dachte, dass das infrage kommt, weil ich das Gefühl habe, dass das quasi schon immer so war.*“ (R: 7) Dass sie, wenn auch damals noch in Unkenntnis des Konzepts, bereits im Kindesalter eine Prädisposition zu Polyamorie aufwies, belegt Rebecca anhand der Erzählung von einer Auseinandersetzung mit einer ihrer Schwestern. Als ihre jüngere Schwester von der polyamoren Beziehungsführung der zu diesem Zeitpunkt bereits erwachsenen Rebecca erfuhr, versuchte die erzürnte Schwester, Rebecca die sprachliche Unmöglichkeit bzw. Unzulässigkeit von Polyamorie darzulegen: „*und dann hat sie sich irgendwie erregt und meinte so ähm »Man kann nur einen Liebsten haben und nich’ zwei, das steckt in dem Wort schon linguistisch drin. [...] Du kannst nich’ sagen: ‚Ich hab zwei Liebste‘.*«“ (R: 57) Dass der Superlativ unweigerlich mononormativ sei und auf eine monogame Subjektivität verweise, verneint Rebecca. Und belegt dies damit, dass sie selbst sich seit jeher dem romantischen Gebot von Selektion und Höchstrelevanz *einer* Entität (vgl. 2.4.1) enthalten habe:

„*Ich hab das aber schon immer, meine Schwestern haben sich da schon seit Ewigkeiten drüber lustig gemacht, immer wenn sie mich gefragt haben, was ich am liebsten mag, zum Beispiel in ’nem Museum, »Welches Gemälde magst du am liebsten?«, hab ich gesagt »Ich mag das am liebsten und das am liebsten und das am liebsten«, haben sie gesagt, »Das geht aber nich’«, und ich so, »Nee, ich mag die alle am liebsten.« So also ((lacht)) und das is’ in diesem Beziehungskontext halt auch so.*“ (R: 57)

Waren es früher die Kunstwerke im Museum, so ist es heute die Kunst des Liebens: Rebecca positioniert sich als Subjekt, dessen Subjektivität und Affektivität schon immer konträr zum romantisch-mononormativen Code laufen und die sich schon immer den an sie ergehenden Anrufungen widersetzt, sich für ein einziges Objekt bzw. Subjekt der Begierde *entscheiden* zu müssen.<sup>88</sup>

88 Wie in Abschnitt 4.2.1 erläutert, kann das Kriterium der Höchstrelevanz auch in nichtmonogamen Beziehungen intakt bleiben, sofern diese hierarchisch gegliedert sind. Mononormativität (als Norm) fordert aber weitergehend: Kommen zur gleichen Zeit mehrere Partner\*innen für eine Beziehung infrage, so ist höchstens eine\*r davon auszuwählen und alle anderen abzuweisen. Die polyamor lebenden Interviewten werden daher im sozialen Umfeld regelmäßig mit der Erwartung oder Forderung konfrontiert, sich für *eine* Beziehung zur Weiterführung zu entscheiden und die andere(n) zu beenden – ggf. nach einer kurzen Test- und Vergleichsphase, die der Identifizierung der beste\*n Beziehung/ Partner\*in dient. Felix: „*Mein Stiefvater meint, »Naja, aber irgendwann muss man sich ja entscheiden«, ((lacht kurz)) [...] so’n bisschen dieser Gedanke, okay, ihr seid jung, ihr könnt das jetzt noch machen, aber irgendwann, wenn’s ernst wird, dann muss man sich ja entscheiden, so nach dem Motto.*“ (F1: 17) Der Stiefvater verbucht die nicht-exklusive Beziehungsführung offenbar unter der Kategorie jugendlicher Leichtsinn – wobei Felix und Sina zum Zeitpunkt des ersten Interviews Mitte/ Ende 20 und schon zwei Jahre zusammen sind – und wertet ihre Polyamorie damit zugleich ab. (Nur)

In Ermangelung des Kontakts zu Peers mit ähnlichen Haltungen und Subjektivitäten habe Rebecca ihr wachsendes Interesse für Beziehungen und Sexualität jenseits monogamer Zweierkonstellationen lange Jahre allein mit sich „selber sozusagen ausgemacht“ (R: 19); in ihrer Familie und ihrem Umfeld gab es „niemanden, mit dem ich über sowas hätte reden können“ (R: 19). Statt im Verbund mit lebenden Subjekten kultivierte Rebecca ihr Begehren im affektiven *agencement* mit Büchern und fiktionalen Akteur\*innen: Allein für und mit sich habe sie „schon als ziemlich junger Teenager ziemlich viel erotische Literatur gelesen“, und diese habe in ihr „irgendeine Art von Resonanz ausgelöst, von langfristiger“ (R: 19). Rebecca beschreibt dauerhafte und nachhaltige Affektionen durch „literarische Figuren, die dann eben sehr freie Beziehungsmodell leben, wo ich immer dachte, hm, das klingt irgendwie interessant oder das könnt ich mir vorstellen oder das spricht mich irgendwie an oder das bringt in mir was zum schwingen“ (R: 19). Auch an dieser Stelle reklamiert Rebecca durch das „immer“ Absolutheit, Unbegrenztheit, Permanenz dieser (Gedanken an) Affektionen nicht nur im Zeitverlauf (im Sinne von: all die Jahre lang), sondern auch im Hinblick auf den Raum, den diese Gedanken/Affektionen in jedem Moment in ihrer Subjektivität einnahmen (im Sinne von: ich war immerzu damit beschäftigt). Dass sie durch ihre Lektüre „immer schon an solchen Konzepten vorbeigekommen“ sei und dass sie dann „irgendwie automatisch im Laufe der Jahre zu dem Schluss gekommen [ist], dass das ... auch das is’, wie ich sozusagen meine Beziehungen leben möchte“, stellt sich für Rebecca im Interview als eine „logische Kette“ (R: 7) dar. „Aber ich hab da mit niemandem glaub ich drüber geredet, bevor ich nach (hier in die Großstadt) gezogen bin“ (R: 19). Als Rebec-

---

im Deutungsrahmen eines zeitlich begrenzten Sich-Ausprobierens erachtet er die normwidrige Beziehungspraxis als begrenzt tolerabel. Doch spätestens, wenn oder damit eine der Verbindungen den Status einer ernstzunehmenden, ‚erwachsenen‘ Beziehung erlangt, müsse sich Sina – so die Argumentation des Stiefvaters – von einem ihrer beiden Partner verabschieden. Einer ähnliche Selektionslogik wird auch an Alisa herangetragen, die im Bekanntenkreis bereits des Öfteren gefragt wurde, „ob ich mir nich’ einfach rational überlege, einen [Freund] aufzugeben, weil ich ja schließlich zwei hab“ (A: 44). Wird auf der einen Seite mehrfach Liebenden ihre vermeintliche Unentschiedenheit als Zeichen von Unreife, Maßlosigkeit oder Inkonsequenz vorgehalten, so wird auf der anderen Seite ihren Partner\*innen unterstellt, sie müssten zutiefst unglücklich sein, da ihre Freund\*innen sich nicht exklusiv zu ihnen zu bekennen und Liebe/Beziehungen nicht auf eine einzige reduzieren mag: „Sina hat mir mal erzählt, dass ihre Eltern denken, sie würde/ äh keine Ahnung, ((lachend\*)) ich würde mich jeden Abend in den Schlaf weinen oder so, ((\*)) weil es mir so schlecht geht damit, dass sie sich nich’ entscheidet und so.“ (F1: 143) Derlei mononormative, oft gegenderte Anrufungen – Zuschreibungen von Ungenügsamkeit und Bindungsunfähigkeit einerseits, das unterstellte Leiden der ‚Betroffenen‘ andererseits – lassen auch die Interviewten nicht unberührt: Paula etwa war bereits in früheren Jahren in zwei Männer zugleich verliebt, dennoch war Polyamorie damals für sie selbst noch „überhaupt gar kein Weg, also ich musste mich dann damals so entscheiden, nä. Ihn oder ihn.“ (P: 18)

ca nach dem Abitur in die Großstadt umzog, war dies für sie aus heutiger Sicht „so 'ne Art Wiedergeburt, Neuerschaffung, so aus diesen ganzen Zwängen, aus diesem ganzen Umfeld so in der Schule, ich bin das uncoole Kind, keiner akzeptiert mich so wie ich bin, alle finden mich blöd, ähm auch so dieses familiäre Umfeld“ (R: 7). Die starken Begriffe der „Wiedergeburt“ und „Neuerschaffung“ verweisen zwar auf einen radikalen biographischen Bruch – dieser betrifft jedoch weniger Rebeccas Verlangen, unkonventionelle Beziehungen und Intimität zu leben oder sich dem zumindest anzunähern. Denn dieses Begehren bestand ja, so Rebecca, schon lange vor ihrem Weggang aus der Herkunftsstadt, der zum Interviewzeitpunkt acht Jahre zurückliegt. Rebeccas Erzählung handelt weniger von einer Transformation der Subjektivität als vom Erkennen und Nutzen der Möglichkeit, in der neuen Situation, im Gefüge der Metropole mit den ihr dort begegnenden Menschen, Räumen, Dingen und Gelegenheiten, das schon lange reifende Begehren zunächst zu kommunizieren und dann in die Praxis zu überführen:

„Ich hab das erste Mal überhaupt darüber angefangen mit jemand anderm zu reden, dass ich sozusagen diese Vorstellung von der Welt, von Beziehungen hab, mit meinem Mitbewohner, ähm als ich hier eingezogen bin, auch über diese Vorstellung, dass ich äh gerne zum Beispiel mich sexuell gerne freizügiger ausleben möchte, als die Gesellschaft das üblicherweise für angemessen hält oder so, und das war dann auch so, an dem Abend, wo ich Lennard kennen gelernt hab, bin ich mit (meinem Mitbewohner) in (einen sex- und kink-positiven) Club gegangen.“ (R: 19).

Zwar unterstützt der Mitbewohner Rebecca auf kommunikativer und Handlungsebene darin, ihre Lust auf *casual sex* und/oder non-vanilla Praktiken und auf sexuelle Selbstbestimmung zur Entfaltung zu bringen, ihre „Vorstellung“ von einer Lebensführung gegen gesellschaftliche Normativität und misogyne Sex-Negativität bringt sie aber bereits mit: „mir is' das mit der Freiheit irgendwie wichtig, ich will da jetzt nicht in so 'ner Standard monogamen Beziehung irgendwie sein“ (R: 7). Der oben erwähnte Club-Besuch fällt in die Zeit, als Rebecca nach ungefähr einem Jahr in der neuen Stadt beginnt, ihre Ideen praktisch umzusetzen und

„das erste Mal so'n bisschen so'ne wilde Phase [hat], dass irgendwie immer, wenn sich so'n bisschen was ergeben hat, ich hier und da mal so'n One Night Stand hatte, und da hab ich unter anderm mein ersten richtig echten Freund, wie ich sagen würde, kennen gelernt, Lennard, ähm das war eigentlich auch so'ne One Night Stand-Geschichte“ (R: 7).

Lennard ist während der Beziehung außerdem Teil einer „Dreieckskonstellation mit sei-

ner Exfreundin und seinem besten Freund“, während Rebecca „immer wenn es sich ergeben hat woanders irgendwelche One Night Stands“ (R: 7) hat.

Die neue Beziehungssituation, die nichtmonogamen Kontakte, Handlungsspielräume und Austauschmöglichkeiten in der Großstadt und in einem Internetforum, von denen Rebecca erzählt, lösen Rebecca zunächst nur bedingt von dem fremd- und/oder selbst zugeschriebenen Status der Exotin und dem „Gefühl, [...] ich bin so der einzig Verrückte in 'ner Welt von Normalen, die es alle anders machen“ (R: 31). Die Positionierung als „Verrückte“, einer konträren Position zur „Welt der Normalen“, lässt sich in zwei Richtungen deuten. Einerseits als Subjektposition (oder sogar: Position, auf der einer\*in der Subjektstatus abgesprochen wird), auf die eine sex-positive und nichtmonogam aktive Frau innerhalb eines mono- und heteronormativen Dispositivs verwiesen wird, um sie zu diskreditieren, zu pathologisieren, für unzurechnungsfähig oder mindestens absonderlich zu erklären, sie „zu isolieren und von anderen abzuschneiden“ (Foucault 2005b: 244) und sie zugleich als unberechenbar und gefährlich zu markieren – eben als die anormale Andere der damit zugleich mit-konstruierten moralischen, vernünftigen, gesunden, gesellschafts- und geschäftsfähigen monogamen Subjekte (vgl. 4.2.2.1). Andererseits als Selbstpositionierung, die aus dem Konstatieren eigener Differenz und Non-Konventionalität Aufwertung und Empowerment bezieht: Die ‚verrückte‘ nichtmonogame Lebensweise und das Subjekt, das sie verkörpert, stünden dann für Singularität, Originalität, Freigeistigkeit, Kreativität, Esprit und Mut – im Kontrast zur Gewöhnlichkeit und zum Konformismus der Masse. Im Anschluss an erstere Lesart wäre Rebeccas heutige Situierung in einer „filter bubble oder sozialem Umfeld“, in der nichtmonogam und polyamor zu leben „jetzt einfach nichts Verrücktes mehr ist“ (R: 31), eine entlastende Gegenerzählung zur früheren – und in der Welt ‚da draußen‘, außerhalb der *bubble* weiterhin drohenden – Diskriminierungs- und Vereinzelungserfahrung. Im Anschluss an zweite Lesart hingegen verlässt und verliert Rebecca durch die (wenn auch sozial- und diskursräumlich begrenzte) Normalisierung ihrer Lebensweise ein Stück weit ihre Position als einzigartiges, einfallsreich und unerschrocken ihren eigenen Weg gehendes Individuum. Um zu entscheiden, ob eine der beiden Lesarten plausibler ist oder inwiefern beide eine Berechtigung haben, muss noch weiteres Datenmaterial hinzugezogen und muss die Bedeutung narrativer Selbstpositionierungen dies- und jenseits von Normativität und Normalität noch eingehender analysiert werden. Das erfolgt nach und nach in den folgenden Abschnitten und Kapiteln.

#### 4.1.1.2 Rauskommen, Ankommen

Inbesondere Paula präsentiert eine Geschichte des Zu-Sich-Selbst-Findens, in der eine lange schon latent vorliegende Kapazität und Affinität zur Mehrfachliebe entdeckt und zur Entfaltung gebracht wird. Dem gehe ich im Folgenden nach.

Gleich zu Beginn der Haupterzählung setzt Paula den Interpretationsrahmen ihrer Biographie. Nämlich, sie sei in Wirklichkeit immer schon auf der Suche nach Polyamorie gewesen. Meine Erzählaufforderung zu *„bisherigen Beziehungen, beziehungsähnlichen Geschichten, manchmal nennt man das ja auch gar nich’ Beziehung oder es hat gar keinen Beziehungsstatus, sondern es is’ eher sowas wie ’ne Affäre, intime Freundschaft, was auch immer, aber alles, was so in diesen weiteren Dunstkreis fällt“* (Gesa) ratifiziert Paula mit der Interpretation, es gehe vor allem um ihr Leben seit und mit Polyamorie:

*„Aber du meinst schon eher die Poly-Geschichten, nää? Also weil/ fang jetzt einfach so an, nää? Also ich leb das/ oder der erste Kontakt, der war so (vor 12 Jahren) mit ’ner Frau, die in Mehrfachbeziehungen lebt, und davor kannte ich das überhaupt nicht. Und/ dieses Modell, nää? Und das war für mich total wichtig in den letzten Jahren, als ich selber so mein ich nenn das immer Poly Coming-out hatte, zu merken, dass es eigentlich das war, wonach ich immer schon gesucht hatte. Also ich hatte so mit, äh .. ja, so 14 so die ersten Erfahrungen, damals noch mit Jungs, die man vielleicht so als Freunde oder Beziehungsversuche ähm bezeichnen kann, aber es war alles auch immer sehr chaotisch so, aus bestimmten Gründen, kann ich später noch mal drauf eingehen, ähm und eigentlich is’ es so, dass ich in diesem Poly-Leben wirklich das oder so Räume gefunden hab, wo das lebbar is’, was ich/ wonach ich immer schon gesucht hab.“ (P: 4)*

Mit dem Begriff des Coming-out, welcher dem Diskurs sexueller Identität und Orientierung entlehnt ist und für die Bewusstwerdung und das (öffentliche) Bekenntnis zu den eigenen Empfindungen steht, legt Paula nahe: Polyamorie ist und war zeitlebens ein fester, essentieller Bestandteil meiner Subjektivität, auch wenn ich mir darüber früher noch nicht im Klaren war. Alle auf diese Präambel folgenden Erzählungen von den *„chaotisch[en]“* Lebensphasen und Beziehungen vor dem Entdecken ihrer polyamoren Subjektivität stehen so unter dem von Paula vorgegebenen Deutungsmuster, es habe sich hier um Etappen auf der Suche nach ihrer wahren Identität gehandelt – auch wenn ihr das selbst damals noch nicht bewusst sein konnte. Den Moralcode, dem sie in ihrer Kindheit und Jugend ausgesetzt war, schildert Paula als in denkbar großem Kontrast zu jenem der Polyamorie bzw. konsensuellen Nichtmonogamie stehend: Paula wuchs in ei-

nem „sehr, sehr hyperkonservativ[en]“ (P: 18) christlichen Elternhaus und dörflichen Umfeld auf, in dem Nichtmonogamie tabuisiert war und nicht kommuniziert werden konnte. Zwar gab es aufgrund von „Seitensprunggeschichten“ ihrer Eltern „immer schon ziemlich viel Stress Zuhause“ (P: 18). Doch war es in Paulas Familie, auch aufgrund der sozialen Kontrolle durch die „Dorfkirchengemeinde“ (P: 18), weder eine Option sich zu trennen noch die Karten auf den Tisch zu legen und offen über Bedürfnisse und Veränderungswünsche zu sprechen: „es war so’n/ so’n ... Muss quasi, zusammenzubleiben um jeden Preis. Aber ich glaub so ((schmunzelnd\*)) die Kompetenz in Beziehungsklärung ((\*)) war nich’ so besonders hoch so, nä. Und so und von daher, ich hab nie was anderes so erstmal kennen gelernt.“ (P: 18) Auf die rigide Hetero- und Mononormativität und Doppelmoral des Elternhauses und Dorflebens, geographisch wie diskursiv lokalisiert fernab urbaner, progressiver sozialer Bewegungen und Lebensstile, führt Paula auch zurück, dass sie als Jugendliche und junge Erwachsene selbst „’n sehr enges Konzept hatte von Beziehung“ (P: 18). Ihr, so stellt es sich zumindest heute dar, damals schon existentes bisexuelles bzw. lesbisches Begehren musste sie vor ihrem Umfeld, aber auch vor sich selbst verleugnen:

*„Es war halt auf’m Dorf, irgendwo [...] am Ende der Welt, und darum hatte ich auch mit meinem Coming-out, hat das auch so ewig gedauert, obwohl ich im Nachhinein weiß, das war damals schon total Thema mit den Mädels, und ähm da war auch familiär überhaupt gar kein Raum für so’ne Entwicklung.“ (P: 18)*

Paula positioniert sich als Subjekt, das sich früher zwar äußerlich und innerlich zwangsweise dem heteronormativen Moralcode fügte, gleichwohl aber in ihrem sexuellen Moralverhalten schon früh von den Gender- und Beziehungsnormen abwich, die an sie herangetragen wurden. Aus heutiger Sicht wertet sie ihre damalige Praxis seriell heterosexueller Affären und informeller Nichtmonogamie als problematisch:

*„Ich hab in meiner Jugend auch ziemlich viel getrunken und hab ziemlich früh angefangen mit kiffen und so, und hab dann irgendwie viel auch unter Alkohol irgendwas mit irgendwelchen Jungs angefangen, und damals gab’s dann auch immer ganz viel Dramen mit irgendwelchen auch Seitensprüngen oder dass ich dann von einer Beziehung in die nächste gehopst bin und da auch so immer so’ne Bestätigung gesucht hab, so.“ (P: 18)*

Über die Erwähnung frühen, ausgeprägten Alkohol- und Marihuana/Haschischkonsums, inklusive der Information, betrunken (also berauscht und nicht im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte) mit Jungs geflirtet und/oder Sex gehabt zu haben, lokalisiert Paula ihr ju-

gendliches Selbst als in einem Subjektstadium befindlich, das die Kriterien rationalen Handelns und souveränen Entscheidens nicht erfüllt. Zum einen unterstreicht Paula damit, dass der Sex mit den Dorfjungs und die ganze christlich-dörfliche Assemblage so unangenehm waren, dass das Ganze nüchtern nicht zu ertragen war. Zum anderen entsprechen *diese* Art nichtmonogamen Agierens und diese Subjektivität nicht jener Form reflektierten Moralverhaltens und geklärten Selbstverhältnisses, die Paula heute wichtig sind und die sie heute für sich reklamiert. Ihre Irrgänge in Jugend und jüngerem Erwachsenenalter stellen sich ihr aus heutiger Perspektive als verständlich und entschuldigbar dar, schließlich war damals „irgendwie gar kein Raum für, ... ja, da noch mal mehr zu gucken, was brauch ich eigentlich oder wer bin ich eigentlich wirklich, das kam dann halt erst viel, viel später für mich, nä“ (P: 18). Weder jene Praktiken der Selbstsorge (was brauch ich?) noch der Selbsterkenntnis (wer bin ich eigentlich wirklich?), über die Paula heute verfügt und über die sie ihr heutiges Selbst konstruiert, seien ihr damals zugänglich gewesen. Zwar führte sie zunächst nichtmonogame Beziehungen bzw. Beziehungen mit nichtmonogamen Partner\*innen, die aber nicht den moralischen Standards der Polyamorie entsprachen. Nichtsdestotrotz, so erklärt sie, habe ein Begehren nach einvernehmlichen Mehrfachbeziehungen und -lieben sie im Grunde genommen schon ihr ganzes Leben lang begleitet. Polyamorie ist „zumindest in dieser ((lachend\*)) Lebensphase ((\*)) und eigentlich ja rückblickend schon immer [...] genau das, was ich leben möchte“ (P: 103). Das Poly Coming-out verläuft bei Paula parallel zu einem zweiten wichtigen Prozess der Selbsterkenntnis: Als Paula vor 12 Jahren Helen kennenlernte, war sie noch „im Coming-out Prozess und wusste nich’ so genau, bin ich jetzt lesbisch oder bi“ (P: 4). Paula beschreibt ihre Bewusstwerdung über die lesbische und polyamore Identität nicht nur als kontinuierliche Entwicklung, sondern auch durch zwischenzeitliche Dynamiken und Konjunkturen gekennzeichnet: So hatte sie den „richtigen [...] Coming-out-Schub sozusagen, nachdem meine Mutter verstorben war. Nä. Da war ich/ bin ich 40 geworden, so, nä. Und danach ging ja noch mal mein Leben richtig ab so, nä.“ (P: 73) Der Weg in die eigene polyamore Praxis erforderte verschiedene Stufen und Phasen der Selbstklärung und des Gewährwerdens: „irgendwie durch viele Prozesse bin ich da gegangen, und dann, ja, hat sich irgendwie wie so’n Tor geöffnet und seitdem, ja, gibt’s eben auch noch andere Frauen in meinem Leben“ (P: 4). Dessen unbenommen bilden polyamore und nichtmonogame Affektionen aus Paulas heutigem Deutungsmuster heraus biographische Konstanten:



*„So, und darum is’ dieses Poly-Thema für mich so’ne tierische Entlastung. Und ich versteh mich selber viel besser, weil eigentlich hab ich immer genau danach gesucht, so. [...] Das zieht sich eigentlich echt durch mein Leben, dass es eigentlich immer parallel mehrere Menschen gab, die ich anziehend, attraktiv fand oder in die ich verliebt war oder für die ich geschwärmt hab oder die ich eben auch geliebt hab, so. Und ich bin einfach total froh, dass ich das jetzt ... mal so schauen kann, wie das wirklich auch lebbar is’. Auch wenn das nich’immer einfach is’.“ (P: 18)*

Dank des Konzepts der Polyamorie und des Bekenntnisses zu demselben kann Paula ihr Begehren und Handeln nun unter einem positiven Begriff einordnen und ihm darüber hinaus retrospektiv Kohärenz, Kontinuität und Sinn zuschreiben. Als Identitätsangebot ist Polyamorie die langersehnte Antwort auf die – vom Diskurs und der pastoralen Machttechnik der Selbsterkenntnis (vgl. 2.1.3) gestellten – Frage „*wer bin ich eigentlich wirklich*“? Der Hinweis darauf, dass eine entsprechende Praxis „*nich’immer einfach ist*“, unterstreicht nur, wie leitend Polyamorie als (Selbst-)Konzept und Moralcode für Paula sind: Sie hält auch in schwierigen Situationen aufrecht daran fest. Als Bürgin für die Richtigkeit ihrer Interpretation, sie habe in der Polyamorie zu ihrer wahren Bestimmung gefunden, zitiert Paula ihre jüngere Schwester:

*„Die sagte, »Ah, und bei diesem Polyding findest du halt tatsächlich ja das, dass du ohne Drama leben kannst, was du früher ja eigentlich immer schon gelebt hast«, so. Und das fand ich noch mal ’n total coolen Spiegel aus der Vergangenheit. Also sie hat’s echt auf’n Punkt gebracht, weil sie hat meine Dramen damals ja alle mitgekriegt so.“ (P: 75)*

Die Deutung der Schwester wirkt für Paula in doppelter Hinsicht entlastend: Zum einen werden Paulas frühere (Fehl-)Versuche, monogame oder nichtmonogame Beziehungen zu führen, im Nachhinein verständlich und entschuldbar, mangelte es ihr doch damals noch an einer Orientierung und Sinn gebenden moralischen Rahmen. Zum anderen erscheint Paulas heutige Polyamorie authentisch und legitim, sorgt sie doch dafür, dass Paula jetzt leben und in sich finden kann, was schon so lange in ihr angelegt war. Die sich im Interview als roter Faden durch Paulas Selbstpräsentation ziehende Feststellung, dass für sie nun endlich „*das lebbar is’, was ich/ wonach ich immer schon gesucht hab*“ (P: 4), evoziert ein Bild einer kräftezehrenden, aber letztlich erfolgsgekrönten Expedition zum wahren Selbst (vgl. auch 4.4.1.4). Polyamorie erscheint hier als biographisch fest im Subjekt verankerte Seinsweise, auch oder gerade weil diese früher erst schemenhaft erkennbar war, nunmehr aber entdeckt wurde und endlich zur Verwirklichung

kommt. Mit beidem zusammengenommen verleiht Paula ihrer heutigen polyamoren Beziehungsführung Berechtigung und den Status finalen Angekommen-Seins.

#### **4.1.2 Fixe Subjektpositionen**

Der folgende Abschnitt befasst sich mit Darstellungen, nach denen (die Kapazität zur) Polyamorie eine grundlegende Persönlichkeitseigenschaft bestimmter Subjekte (Differenzmodell) oder aller Subjekte (Universalmodell) sei (4.1.2.1) sowie mit Alisas Versuch, Nichtmonogamie analog zum Modell der Homosexualität als eine sexuelle Orientierung zu fassen.

##### **4.1.2.1 Zwei Identitätsmodelle**

Für Chris sind Polyamorie und Monogamie nicht nur Beziehungsphilosophien, -modelle und -praxen, die in einem konflikthaften Verhältnis zueinander stehen. Vielmehr *ist* ein Subjekt entweder monogam oder polyamor – wobei für Chris in Bezug auf sich selbst feststeht, dass „*ich [...] poly bin*“ (C: 5). Die jeweilige Subjektposition ist in dieser Sichtweise unveränderlich und kann nicht verlassen werden, wie anhand von Chris' Einordnung von deys Verhältnis mit André deutlich wird. André ist mit einer Frau verheiratet, die nicht damit einverstanden sei, dass André nichtmonogam und bisexuell lebt und engen Kontakt zu Chris hat (momentan v.a. per Telefon und Email, die beiden wohnen in entfernten Städten). André wiederum komme nicht gut damit zurecht, dass Chris mit Conrad fest zusammen ist. Chris resümiert: „*Ich hätte vom Kopf her auch gleich bei André sagen müssen, das is' 'n mono..sexueller Mensch letztlich, nein, mono-sexuell is' er nich', er is' ja bisexuell, aber er is' eigentlich monogam veranlagt.*“ (C: 13) Dass es „*mit ziemlicher Sicherheit*“ schwierig und emotional herausfordernd würde, mit André eine Affäre einzugehen, musste Chris antizipieren, denn „*wenn Polys und Monos aufeinander treffen, [wird] es mit großer Wahrscheinlichkeit Herzschmerz geben bei einem von beiden*“ (C: 13). Dass sich die Beziehung zwischen dem Angehörigen der sozialen und sexuellen Identität „*Monos*“ einerseits und Chris als Repräsentant\*in der Gruppe der „*Polys*“ andererseits kompliziert gestaltet und nicht mit der Verbindlichkeit und Intensität geführt werden kann, wie Chris es sich wünscht, und vor allem nicht mit der Zustimmung aller Beteiligten, erklärt sich Chris nicht zuletzt aus der feststehenden Inkompatibilität beider Subjekttypen und insbesondere aus der monogamen Disposition Andrés. Über den Begriff der Veranlagung verortet sich Chris in einem Diskurs, der die Kategorien Monogamie und Polyamorie sowie die Differenz zwischen beiden biologisiert, naturalisiert und essentialisiert. An der als fix gedachten monogamen Identität An-

drés kann auch Chris, so scheint es, nichts ändern. Dennoch gibt es „*manchmal so'n Moment, wo ich denk, ach, ich hätte so gern, dass der auch richtig poly is*“ (C: 27). Dieser Wunsch muss innerhalb von Chris' Deutungsrahmen unrealistisch anmuten. Denn jemand, der wie André eigentlich monogam ist, kann bestenfalls Polyamorie kopieren oder vorgeben, aber eben nie authentisch, zufriedenstellend, nachhaltig, „*richtig poly*“ sein/werden. Poly- und Monoamorie erscheinen hier als ontologische Konstanten: Zum einen im Sinne der unvereinbaren Subjektpositionen „*Poly*“ oder „*Mono*“ und zum anderen im Sinne einer (Wesens-)Eigenschaft der Subjektivität, die eben „*poly*“ oder „*monogam*“ gepolt ist. In jedem Fall als Seinsweisen, als etwas, das man *ist* und bleibt (wobei Chris die Absolutheit der Differenz von Polys und Monos mit Hinblick auf bei beiden auftretende romantische und nichtmonogame Affektivität relativiert, s.u.).

Die Konstruktion einer exklusiven Gruppe wirklich Polyamorer, die eher die Unterschiede zu anderen Lebensformen als verbindende Gemeinsamkeiten betont, mobilisiere, so Klesse (2014b: 90) im Anschluss an Elisabeth Emens (2004), „*minoritising identity narratives*“. Deren problematische Effekte diskutiert Klesse insbesondere unter dem Aspekt des Ausschlusses von Affektivität und Subjekten, die sich nicht getreu einer engen Auslegung des Polyamorie-Konzepts an langfristigen romantischen Liebesbeziehungen orientieren (Klesse 2014b: 93) sowie unter dem Aspekt der Unterminierung von Bündnispolitiken: „*The readiness of the polyamory movement to build coalitions across various non-monogamous interests is already limited. It is not un-warranted to fear that pushing minoritising identity models will marginalise coalitional strategies even further.*“ (Klesse 2014b: 94; vgl. 2.4.3). Eine weitere Problematik am identitätslogischen Deutungsmuster besteht in der Fixierung von Subjektpositionen: Sollten sich, um noch einmal auf die Geschichte von Chris' und André zurückzukommen, Andrés Subjektivität und Handeln tatsächlich in Richtung Polyamorie bzw. einvernehmlicher Nichtmonogamie bewegen – sei es zugunsten des Kontakts mit Chris oder aus sonstigen Gründen –, so ist fraglich, ob diese Verschiebung innerhalb jener festschreibend-binären Lesart überhaupt wahrnehmbar wäre: „*sexual orientation models obstruct our perception of common experiences of erotic fluidity*“ (Klesse 2014b: 83).<sup>89</sup> Dies stellt nicht nur ein theoretisches und politisches Problem dar. Es entbehrte nicht einer gewissen Tragik,

---

89 Insofern sind „*minoritising identity narratives*“, die versuchen, eine Gruppenzugehörigkeit möglichst eng einzugrenzen und rein zu halten, keinesfalls zu verwechseln mit dem Konzept des Minoritär-Werdens nach Deleuze/Guattari (1992), das gerade auf ein Verlassen bzw. eine Deterritorialisierung normierter Subjektpositionen zielt (vgl. Abschnitt 2.2.2).

sollten Chris und André und/oder andere nicht zueinander finden, weil sie einander diskursiv ein für alle mal auf scheinbar unüberbrückbar differente Subjektpositionen und inkompatible Begehrensstrukturen festgeschrieben haben.<sup>90</sup>

Im Gegensatz zu einem „minoritising identity narrative“ (Klesse 2014b: 90) und einem Differenzmodell der Poly-Identität, wie es Chris überwiegend zugeschrieben werden kann, setzt Tim in seiner Selbstpositionierung auf eine „universalising construction of polyamory“, die als solche eher die übergreifenden, verbindenden Züge von Nichtmonogamie betont, wie beispielsweise „a widespread disposition towards non-monogamy in the population“ (Klesse 2014b: 91):

*„Also würde ich schon sagen, dass ich polyamor bin und eigentlich würde ich sagen, dass ich sogar aus Gesprächen mit andern das Gefühl gekriegt hab, dass es alle sind. Also ich bin mir natürlich nich’ sicher, dass es alle sind, weil/ aber ich hab es so oft erlebt, dass Leute sich in mehrere Personen gleichzeitig verliebt haben, dass es zumindest sehr weit eigentlich verbreitet sein muss, die meisten verbieten sich, das dann irgendwie auszuüben, versuchen dann sogar, die Leute nich’ zu sehen oder gehen Affären ein, die sie verheimlichen.“ (T: 23)*

Tim verzichtet nicht nur auf eine kategoriale Unterscheidung zwischen offener Beziehung und Polyamorie – „ich setze das in meinem Kopf irgendwie zeitweise als synonym“ (T: 23) – sondern er vertritt auch eine relativ niedrighschwellige und inkludierende Definition von Polyamorie als Identifikationsangebot und/oder Zuschreibung: Um poly zu sein bzw. um sich mit Recht als poly zu bezeichnen, bedarf es einzig der Fähigkeit und Erfahrung, von mehr als einer Person amourös affiziert zu werden: „Polyamorie [...], das heißt ja einfach nur in mehrere verliebt sein, das hab ich schon immer wieder in meinem Leben erlebt“ (T: 23). Was zählt, ist der Affekt bzw. das Affiziertwerden des Subjekts; Kategorisierungen und Spezifizierungen von Beziehungsform, -konzept, -moral und -praxis sind hier zunächst einmal ausgeklammert.

Auch Ben positioniert sich innerhalb eines universalisierenden Diskurses. Das „monogame Beziehungsmodell, so wie man es häufiger glaub ich erlebt oder so wie’s ich auch erlebt hab, ähm das letzten Endes ’ne Anziehung für ’nen anderen Menschen, der nich’ Teil der Beziehung is’, [...] erstmal tabuisiert und irgendwie auch als Verrat an der Be-

---

90 Wobei in Chris’ und Andrés Fall die unterstellte Inkompatibilität beider Subjektpositionen zwar nicht aufgehoben, aber nichtsdestotrotz durch die Kraft des Begehren überflügelt wird: „ich hab letztendlich gesagt, es is’ grade dran, und das Leben tut nich’ immer nur/ macht nich’ immer nur Spaß, es tut auch manchmal weh, und das dass auch und das is’ es mir wert, ich probier das jetzt einfach“ (C: 13).

ziehung auslegt“, erscheint Ben mittlerweile „irgendwie ziemlich sinnlos“ (B: 13). Denn es negiere oder vertusche, was alle Menschen irgendwann einmal verspüren: nichtmonogames Begehren. Er konstatiert, dass „das wohl allen Menschen so geht, also man entwickelt dann auch mal Gefühle für andere Menschen, die nich’ Teil der Beziehung sind“ (B: 13). Diese Universalität oder zumindest weite Verbreitung nichtmonogamer Affektivität zeige, so Bens normalisierendes Argument, dass es sich dabei um nichts im moralischen Sinne Verwerfliches handele: „das is’ nichts Dämonisches oder so, sondern so is’ es halt bei vielen Menschen, und dann sollte man das eben auch nich’ tabuisieren, sondern dann sollte es zumindest in Ordnung sein, darüber zu sprechen und sich darüber zu unterhalten.“ (B: 13) Nicht die Emergenz nichtmonogamen Begehrens oder eine grundlegende Differenz zwischen monogamen und nichtmonogamen Subjektivitätstypen sind es, die für Ben den Unterschied zwischen Polyamorie und Monogamie ausmachen (denn *alle* Menschen werden ja irgendwann einmal von Menschen jenseits der Zweierbeziehung affiziert). Vielmehr geht es um die Haltung zum nichtmonogamen Affekt, um dessen Bewertung im Hinblick auf die Qualität und den Status der ‚eigenen‘ Beziehung und um die praktische Handhabung, insbesondere das Thematisieren oder Verschweigen nichtmonogamen Begehrens und nichtmonogamer Aktivitäten. Ähnlich fasst es auch Tim: Trotz des universalisierenden Gestus’ besteht seiner Erfahrung und Theorie nach zwischen einvernehmlich nichtmonogamen Beziehungen und Beziehungen mit monogamem Anspruch eine graduelle Differenz bezüglich der Umsetzung kommunikativer Offenheit und Offenbarung: „Also mein eigenes Lehrbuch is’, dass offene Beziehungen eigentlich sich gar nich’ von nicht-offenen Beziehungen unterscheiden, nur dass man sie mit mehreren Partnern hat und ehrlicher zu einander is’.“ (T: 13) Das bei Ben und Tim differenzgebende Prinzip der Ehrlichkeit wird in der weiteren Analyse noch eingehend zu studieren sein (siehe insbesondere 4.3.1 und 4.4.1.3). Interessanterweise relativiert auch Chris deys in weiten Teilen des Interviews differenz-identitäres Modell mit Blick auf bei beiden Gruppen, Polys und Monos, auftretende romantische Liebe einerseits und multiple Affektionen andererseits – auch wenn nichtmonogame Aktivitäten in polyamoren Beziehungen begrifflich und konzeptionell anders gerahmt sind als in monogamen und bei letzteren im Zeichen unethischer Nicht-Einvernehmlichkeit und Verheimlichung stehen:

„Naja, ich glaube Polys können mit mehr als einer Person ’ne romantische Beziehung haben, aber wenn man sich mal die monogamen Beziehungen anguckt, glaub ich, dass

*die meisten durchaus das Gefühl kennen, 'nen Partner zu lieben und sich in einen anderen Menschen zu verlieben. Sonst gäb's ja nich' so viele Fremdgänger. ((lacht kurz))“ (C: 39)*

Der universalisierende Ansatz versucht, Nichtmonogamie bzw. Polyamorie den Status des (ganz) Anderen, der Minderheitenidentität zu nehmen und bietet stattdessen an, potenziell jedes Subjekt zu inkludieren. In einem solchen Verständnis, nach dem (die Kapazität für) multiples Begehren nicht exklusiv auf bestimmte Subjekte und klar umrissene Gruppen begrenzt ist, sieht Emens (2004) allerdings „a basic stumbling block to public recognition of poly relationships. Rather than empathizing with others who share one's traits, people often fear or shun the people they could become, particularly when the common traits are stigmatized.“ (Emens 2004: 57) Statt Sympathie und Verständnis provoziere das universalisierende Modell öffentliche Distanzierungen und Ablehnung. Dies erkläre sich, so Emens, durch die bei Subjekten mit monogamem Selbst- und Beziehungskonzept durch das Universalitäts-Argument erzeugte bzw. getriggerte Besorgnis, womöglich *selbst* polyamor zu sein oder zu werden – sowie durch die Furcht, der\*die Partner\*in könne der Polyamorie anheimfallen: „Not only might an outsider to polyamory worry that *she* is poly because the desire for nonmonogamy is so widespread; an outsider might worry that her *partner* is, or could become, polyamorous.“ (Emens 2004: 59, kursiv i.O.) Tatsächlich erzählt Chris von einem Erlebnis, das sich im Sinne der von Emens angeführten Kontaminations-Phobie deuten lässt. Chris hatte gemeinsam mit deys Mitbewohnerin Britta, mit der dey auch eng befreundet ist, eine Party geschmissen. Zu Gast war unter anderem auch Martin, mit dem Chris damals frisch zusammen war, beide einvernehmlich nichtmonogam. Für die anderen Gäste gaben sich Martin und Chris als verliebtes Paar zu erkennen bzw. wurden von den Anwesenden als solches identifiziert.

*„[D]ann kam Martin zu mir in der Küche und sagte, »Ach mensch, die«/ weiß ich gar nich' mehr, wie die hieß, Bea, nee, Bea hieß die nich', irgendwie, jedenfalls 'ne Frau, mit der ich gar nichts mehr zu tun hab und die ich auch nich' kannte, »Ach, die gefällt mir so gut und die is' so traurig, macht dir das was aus, wenn ich da jetzt so'n bisschen meine Fühler ausstreck'?« Ich sag »Is' deine Entscheidung, musst du doch wissen, ob du das willst, mir is' das wurscht.« Und dann hat er diese Frau so'n bisschen angegraben, und die war aber ähm bestürzt. Also sie/ irgendwie fand sie's natürlich schön, dass er sich um sie kümmert, aber äh als sie begriffen hat, ich bin mit Martin frisch zusammen, fand sie das ganz, ganz furchtbar. Und .. für die andern am Tisch muss es auch befremdlich gewe-*

sen sein, zu sehen, dass ich mit Martin offenbar verliebt bin und er gleichzeitig diese Frau anmacht. Und die Rückmeldung von Britta paar Tage später war »Ich kann so mit Martin und dir nich' mehr feiern. Also meine Freunde haben alle gesagt, sie fanden ihn ganz furchtbar, und mit so jemand könnten sie überhaupt nich' feiern und am Tisch sitzen« (C: 29).

Aus dieser Diskriminierungs- und Ausschlusserfahrung nimmt Chris für sich bzw. ins Interview mit: „das Poly Coming-out ist offenbar doch schwieriger als das Bi Coming-out. Weil das hab ich/ ich hab nie von irgendjemandem gehört, »Ich will nich' mit dir feiern oder ich will nichts mehr mit dir zu tun haben, weil du bi bist.« Das hat die Leute nich' so angegriffen.“ (C: 29) Chris' Theorie zur Erklärung der Polyfeindlichkeit der Partygäste (und indirekt betrifft das ja auch die Mitbewohnerin und Freundin, die sich hier wenig solidarisch mit Chris zeigt) erinnert stark an die von Emens angeführte These von der Angst vor einem Umsichgreifen der Polyamorie: „Und ich erklär's mir so, dass sie [...] das gesehen haben und sich gefragt haben, würde mein Partner das vielleicht auch gerne wollen? ((lacht)) Weiß ich das? Oder kann es sein, ich denk, ich feier mit Pärchen, und einer von diesem Paar kommt auf meinen Partner zu?“ (C: 17) In letztgenannter Möglichkeit, die Chris als Grund für Ablehnung und Ausschluss in Betracht zieht, zeigten sich Poly- und Sex-Negativität darin, nichtmonogamen/polyamoren Subjekten eine Unersättlichkeit und Amoralität zu unterstellen, die sich darin äußere, die unantastbar geglaubten Umgrenzungen monogamer Zweierbeziehungen nicht zu respektieren und zu überschreiten. Die erstgenannte Möglichkeit („würde mein Partner das vielleicht auch wollen?“) ist aber aus mononormativer Perspektive viel bedrohlicher: Hier untergräbt nicht ein von außen kommendes unanständiges nichtmonogames Subjekt die Abschottung und Intimität der Zweisamkeit, sondern *im* eigenen Partner bzw. *in* der eigenen Partnerin selbst wird ein nichtmonogames Begehrt angereizt oder aufgeweckt. Polyfeindlichkeit und die Angst davor, Nichtmonogamie könne jede\*n ereilen und in jedem Menschen entfacht werden und somit jede monogame Beziehung von innen heraus sabotieren, wird aber nicht durch den universalisierenden Ansatz produziert und geschürt, sondern durch den Diskurs der Mononormativität (ohne Mononormativität wäre Polyphobie unnötig und sinnfrei). Statt Mononormativität als gegeben hinzunehmen und vor ihr zu kapitulieren, muss sie in ihren Anrufungen, Funktionsprinzipien und Machtwirkungen analysiert und kritisiert werden. Nichtsdestotrotz kann das universalisierende Identitätsmodell darauf hin befragt werden, inwieweit zugunsten und

im Zuge der maximalen Öffnung und Ausdehnung der Kategorie Polyamorie Homogenisierungen stattfinden, die unterschiedliche Situiertheiten und Selbstpositionierungen polyamor lebender Subjekte sowie Differenzen zwischen Beziehungen mit monogamem und nichtmonogamem Anspruch oder einvernehmlich und informell nichtmonogamen Beziehungspraxen verwischen (auch wenn diese Unterschiede nicht als absolute und undurchlässige zu begreifen sind, das wird in Analysekapitel 4.2 deutlich).

#### **4.1.2.2 Hilflös nichtmonogam?**

Wie in den vorangestellten Abschnitten gezeigt, verorten Paula und Chris (ihre) Polyamorie in einem Diskurs sexueller Identität in Analogie zu Homo- bzw. Bisexualität. Indem sie sich des Begriffs und Konzepts des Coming-out bedienen, erscheint Polyamorie als eine biographische Konstante und als Eigenschaft des Subjekts, die allmählich oder plötzlich erkannt und zu einem bestimmten Zeitpunkt anderen preisgegeben wird. Noch stärker essentialisiert Alisa Nichtmonogamie, indem sie sie als sexuelle Orientierung darstellt, die sich Intentionalität und Regierbarkeit entziehe. Sie erzählt von einem Streitgespräch mit einem Kommilitonen, der ihr vorgeworfen habe, Polyamorie sei „voll das Dogma“, also Vehikel und Ausdruck rigider und doktrinärer Normativität, sowie „voll neoliberal und totale Selbstoptimierung“ (A: 46, den Kommilitonen zitierend). Alisa, die mit Tim und Jonas zusammen ist und wohnt, versucht ihre Lebensweise dem Kontrahenten gegenüber zu verteidigen, indem sie betont, es handle sich hierbei keineswegs um eine Entscheidung freien Willens: „*ich hab versucht ihm zu erzählen, dass ich mir das nich' ausgesucht habe, dass ich auch viel lieber normal wäre als das, aber es einfach nich' funktioniert und ich einfach nur noch vor der Wahl stand, entweder so oder todunglücklich*“ (A: 46). Dem Deutungsmuster und Argument des Kommilitonen nach ist Polyamorie eine neoliberale Ideologie, unter deren Ägide sich unternehmerische Selbste auf mehr (Beziehungs-)Marktwert trimmen (siehe 2.3.4 und 2.4.3). Diesen Anschuldigungen begegnet Alisa mit einem Argument anderer diskursiver Prägung, welches Begehren als maximal unbeweglich und eben gerade nicht willentlich formbar konstruiert. Der dem Orientierungs-Diskurs eigene Biologismus und Determinismus positioniert Alisa zwar als nicht „normal“ (d.h. innerhalb dieses Diskurses: als deviant, krank, den Gesetzen der Gesellschaft und/oder Natur zuwider handelnd). Zugleich aber erlaubt es ihr diese Subjektposition, Nichtmonogamie und Polyamorie als für sie persönlich alternativlos und sich selbst als unschuldig ihrem Schicksal ausgeliefert auszugeben. Wobei der Kommilitone Alisas Sichtweise offenbar weder überzeugend noch



nachvollziehbar fand:

*„[I]ch hatte das Gefühl, der versteht es nicht, dass ich mir das nicht ausgesucht habe. Dass ich nich' mich bewusst dazu entschlossen habe, jetzt nur noch so zu leben, das macht doch nur noch Stress und natürlich wollt ich das nicht. Aber es ist trotzdem passiert. Und dann hab ich gesagt, »Würdest du das immer noch so sehen, wenn ich einfach homosexuell wäre?« Und dann meint er »Nee, das is' aber was anderes«, und dann meint' ich, »Ja, aber das [Polyamor-Sein; G.M.] hab ich mir auch nicht ausgesucht.«“  
(A: 46)*

Mit der Konstruktion von Polyamorie als Veranlagung und/oder Widerfahrnis, die ungewollt und ungeplant über Alisa kam, deren Unterdrückung und Verleugnung sie aber „*todunglücklich*“ machen würde, versucht sich Alisa zu rechtfertigen und gleichzeitig eine Responsibilisierung abzuwehren: Ich betreibe keine „*Selbstoptimierung*“ – und ich kann auch gar keine betreiben! Denn: Was ich bin entzieht sich meinem Willen und meiner Gestaltungsfähigkeit; es ist mein Schicksal und meine Natur. Dafür trifft mich keine Schuld und ich verdiene, wenn nicht gar Mitleid, dann doch zumindest Nachsicht und Schonung. Damit knüpft Alisa an einen biologisierenden Rechtfertigungsdiskurs an, wie er historisch von der späteren, konservativ gewendeten Homophilenbewegung mobilisiert wurde (vgl. Jagose 2001: 43) zur Erklärung/Entschuldigung von Homosexualität herangezogen wird. Um ihre Argumentation zu stärken, zieht Alisa explizit die Analogie von Polyamorie und Homosexualität und stellt beide als ein hartes Los dar, das sich willentlicher Einflussnahme entziehe. Dieser Schicksalhaftigkeit setzt Alisa eine Konstruktion von Polyamorie als bewusst angenommener und zelebrierter politischer Identität und Mission entgegen, von der sie sich distanziert:

*„[I]ch hab das von anderen Leuten auch gehört, naja, dass es entweder Menschen gibt, die sich politisch so definieren, das irgendwie zur Identität machen, dann total viel so danach leben, oder Menschen, denen das einfach passiert und die das überhaupt nich' zum Politikum machen, und ich glaube, ich bin irgendwie zweite Sorte.“ (A: 58)*

Statt das Begehren zu einer gewählten politischen Identität und/oder zu einem freiwilligen Lebensführungsprojekt zu *machen*, bemüht Alisa eine Darstellung passiven Erleidens. In dem so gesetzten Deutungsrahmen hat Alisa als Akteurin, als handelndes Subjekt der Subjektivierung und des Entscheidens für oder gegen eine bestimmte Lebensweise wenig Platz (die einzige Wahlmöglichkeit, die sie sich zuschreibt, bestand ja zwischen Nichtmonogamie und lebensbedrohlich tiefem Unglück). Wie in

Bezug auf die Konstruktion von Homosexualität bereits von der Gay Liberation Bewegung und Lesbischem Feminismus kritisiert, stellen der defensive Orientierungs-Natur/Schicksal-Diskurs und die damit verknüpfte Selbststigmatisierung gerade keinen wirksamen Schutz vor sozialer Diskriminierung und Verfolgung dar (Jagose 2001: 46ff.). Außerdem bleibt auch hier das Problem bestehen, dass die biologistische, deterministische und individualisierende Ich-*bin-so-und-kann-nicht-anders*-Argumentation historische Macht- und Wissensformen, die auf spezifische Weise zur Produktion von Subjektivität und Begehren beitragen, naturalisiert oder fatalistisch als höhere Gewalt wendet. In beiden Fällen sind sie der Kritik entzogen.

### **4.1.3 Hypothesen**

In diesem Kapitel habe ich Selbstpositionierungen analysiert, mit denen sich die Interviewten meiner Interpretation nach in Diskursen der Identität verorten. Diesen Identitätsnarrativen ist gemein, dass sie ein mit Tiefe, Dauer, Stabilität, Einheitlichkeit und Wahrhaftigkeit ausgestattetes Selbst konstruieren.

In Abschnitt 4.1.1.1 habe ich die Frage aufgeworfen, ob die Selbstpositionierung als konstant normabweichend Erfahrungen der fortgesetzten mononormativen und sexistischen Diskriminierung dokumentiert und/oder ob die Proklamation eigener Differenz unter den gegenwärtigen gesellschaftlich-diskursiven Vorzeichen auch einen Distinktionsgewinn verspricht und produziert. Wie angekündigt, wird diese Frage im Fortgang der Analyse weiter verfolgt werden. Ich möchte aber an dieser Stelle bereits die Hypothese aufstellen, dass die narrative Selbstpositionierung als immer schon anders bei Luca und Rebecca die Funktion einer Selbstermächtigung erfüllt und als eine Form der Selbstsorge gelesen werden kann: Beide konstituieren sich als aufrechte und konsequent widerständige Subjekte, deren Subjektivität und Begehren sich trotz aller damit einhergehenden bzw. drohenden Ausschlüsse und Verwerfungen zu keiner Zeit den Anrufungen des mononormativen und hetero-patriarchalen Moralcodes gebeugt haben. Dafür werden die normativen Anrufungen zwar zitiert und somit in ihrer gesellschaftlich fortbestehenden Relevanz ein Stück weit bestätigt und aktualisiert. In dem neuen Kontext, indem sie nun iteriert werden, verschiebt sich allerdings ihre Bedeutung und Rolle im Hinblick auf die Subjektconstitution: Die erzählstrategische Aneignung und Nutzung der Normen als Kulisse drohender (aber nicht erfolgter) Unterwerfung erlaubt es Luca und Rebecca, sich als integre und charakterstarke nichtmonogame Subjekte zu inszenieren.

Eine zweite, stärker theoriegeleitete Hypothese lautet, dass die in diesem Unterkapitel analysierten Selbstpositionierungen, mit denen sich die Subjekte als dauerhaft, kohärent und essentiell nichtmonogam bzw. polyamor präsentieren, Anerkennungs- und Legitimationsstrategien darstellen: Identitäts-Narrative erlauben es den Subjekten erstens, ihre biographischen Wege rückwirkend mit Sinn und Logik auszustatten und ihren Geschichten Glaubwürdigkeit und Dignität zu verleihen. Sie gestatten es polyamor Lebenden zweitens, im Differenz- und Minorisierungsmodell, sich entlang eines binären Schemas als intelligible und eigenständige (eventuell sogar überlegene) Subjektform zu konstituieren. Drittens können sie, im universalisierenden Ansatz, dazu dienen, sich als nicht-different zu normalisieren: Eigentlich sind doch alle ein bisschen poly, ist also gar nicht so wild. Gleichwohl kann hiermit auch eine Differenzierung und Aufwertung bewerkstelligt werden: Obwohl doch alle polyamor leben *könnten*, gibt es eben nur wenige, die ehrlich, konsequent und mutig genug sind, dies tatsächlich auch zu *tun*. Viertens können die Subjekte ihr Begehren durch Einschreibung in den Diskurs sexueller Orientierung – in Anlehnung an das gesellschaftlich etablierte und akzeptierte Vorbild der Homosexualität – als rechtmäßige und repräsentationsfähige Sexualität profilieren und/oder fünftens eine gesellschaftlich geächtete nichtmonogame Lebensweise damit entschuldigen und rechtfertigen, dass diese einem unhintergehbaren Wesenskern entspringe.

Vor dem Hintergrund der in den Abschnitten 2.1.3 und 2.3.1 erläuterten Kritik der Machtwissenstechnologie des Pastorats und des historischen Sexualitätsdispositivs sowie der in Abschnitt 2.4.3 besprochenen Kritik an polyamoren Identitäts- und Orientierungsdiskursen wirken diese Strategien problematisch, da sie die Subjekte auf eine innere Wahrheit festlegen, die ihrer Unterwerfung in die Hände spielen kann. Die dispositive Produziertheit und Verfangenheit der Subjektivität wird hier tendenziell negiert oder naturalisiert, während die Konstruktion als andersartig soziale Stigmatisierung verstärken kann. Inkohärenzen, Fragmentierungen und Widersprüche in der Biographie und Subjektivität werden überblendet, Prozesse und Potenziale der Selbsttransformation und Subjektivierung schwer greifbar. Die Konstruktion einer homogenen sozialen Poly-Identität kann intersektionale Differenzen und Ungleichheiten unsichtbar machen und politische Bündnisschlüsse erschweren.

In Anbetracht der in Abschnitt 3.1.2 dargelegten und reflektierten Anrufungen, die vom Erhebungsinstrument des narrativen Interviews ausgehen, sind diese Positionierungen zugleich erwartbar und können nicht als Repräsentationen einer ‚wahren‘

Subjektivität aufgefasst werden: Es ist damit zu rechnen, dass die Methode des narrativen Interviews mit seinen Zugzwängen des Erzählens, die Interviewsituation und die Interaktion mit mir als bewertende Autorität identitärere Positionierungen forciert und produziert haben, als sie in den alltäglichen Selbstverhältnissen der Subjekte präsent sind und zum Tragen kommen. Relativiert wird diese methodologische Kritik allerdings durch die Beobachtung, dass längst nicht alle Interviewten ihre Biographien durchgängig im Modus der Kohärenz und Linearität entwerfen (siehe dazu das folgende Unterkapitel 4.2).

Allerdings kann die Selbstpositionierung in einer fixen Subjektposition und einer Identität, die immer schon da war, nur ggf. erst entdeckt und herauspräpariert werden musste, im Kontext eines neu formierten Sexualitätsdispositivs, der Suggestion einer individuellen, freien Wählbarkeit der Lebensform und neoliberaler Anrufungen zur Selbstmodulation (vgl. 2.3.4) sowie der Unterstellung, Polyamorie sei Ausdruck derselben (vgl. 2.4.3) nicht nur als Verteidigungs-, sondern auch als Widerstandsstrategie gelesen werden. Mindestens im Fall von Alisa dient der Rückzug auf eine Natürlichkeit und Unveränderbarkeit nichtmonogamen Begehrens als Gegenargument zu der Anschuldigung, Polyamorie stelle eine Norm da (sei den Subjekten also aufoktroiert statt ursprünglich gemäß) und stünde zugleich für neoliberale Selbstoptimierung. Auch bei Luca steht das Ich-bin-eben-einfach-so-Narrativ einem Einwirken auf sich selbst ausdrücklich entgegen. Lässt sich das Selbst *per definitionem* nicht verändern (wie bei Alisa) oder wird jede Selbstmanipulation abgelehnt (wie bei Luca), geht der Vorwurf der neoliberalen Selbstoptimierung ins Leere. Es wird aber in den nächsten Abschnitten noch weiter zu untersuchen sein, wie sich andere Interviewte zum Problem der Selbstverwirklichung und -bearbeitung sowie der Polynormativität positionieren.

## 4.2 Positionierungen des Werdens

In Analysekapitel 4.1 standen Biographiekonstruktionen im Fokus, deren Subjekte – als Ausdruck einer durchgängigen inneren Bestimmung, erfolgten Selbstfindung und teils auch gegen den eigenen Willen – polyamor *sind*. Im Folgenden geht es dagegen um Erzählungen, in denen sich die Subjekte plötzlich, partiell und/oder in einem diskontinuierlichem Prozess der Nichtmonogamie zuwenden bzw. von Monogamie abwenden (4.2.1). Statt eine kohärente nichtmonogame oder polyamore Subjektivität zu entwerfen, positionieren sich einige Interviewte als Subjekte, die in ihrer Subjektivität und Affekti-

vität nicht (vollständig und immer schon) dem Moralcode konsensueller Nichtmonogamie entsprechen. Um die gewünschte Deckungsgleichheit herzustellen, werden dann Maßnahmen der Affektregulierung und -modulation nötig (4.2.2). Obwohl bei den meisten Interviewten entweder Selbstpositionierungen in einem Diskurs der Identität oder in einem des Werdens überwiegen, sind in manchen Biographiekonstruktionen auch beide Subjektpositionen präsent.

### 4.2.1 Emergenzen des Begehrens

In Unterkapitel 4.1 habe ich Narrative untersucht, nach denen die erzählenden Subjekte im tiefsten Inneren immer schon polyamor gewesen sind. Dem stehen eine Reihe von Darstellungen gegenüber, denen zufolge sich nichtmonogames Begehren im Erwachsenenalter mehr oder weniger spontan Bahn bricht: Unvorhergesehene Konfrontationen mit der bis dato nicht oder kaum hinterfragten Monogamie-Norm setzen eine Abkehr von derselben in Gang (4.2.1.1), Affektionen ziehen die Subjekte plötzlich und ungeplant in eine polyamore Beziehungspraxis hinein (4.2.1.2) und bestimmte Situationen vermögen es im *agencement* mit nichtmenschlichen Akteur\*innen, nichtmonogames Begehren zu produzieren (4.2.1.3).

#### 4.2.1.1 Brüche in der Norm, Brüche mit der Norm

In diesem Abschnitt analysiere und vergleiche ich Geschichten und Eigentheorien (von Mark, Tim, Ben und Chris), die je spezifische Momente und Prozesse einer Distanzierung von der Monogamie-Norm thematisieren.

Unter den Interviewten finden sich keine, die von Eltern oder sonstigen engen Bezugspersonen berichteten, welche ihnen in der Kindheit ein Modell einvernehmlicher Nichtmonogamie vorgelebt oder durch die sie Zugang zu einem entsprechenden Diskurs bekommen hätten. Entweder die Eltern seien bis heute ein Paar und es gäbe keine Hinweise auf nichtmonogame Ambitionen und Betätigungen, oder Elternteile seien nach der Trennung oder dem Versterben des\*der Partner\*in neue monogame Beziehungen eingegangen und folgten dem Muster *serieller Monogamie*.<sup>91</sup> Oder aber die Eltern lebten zwar nicht monogam, aber nicht einvernehmlich, sondern informell (vgl. 4.1.1.2 zu Paulas Eltern und s.u. zu Chris' Eltern).

---

91 So etwa Lucas Mutter: „Meine Mutter war/ hat halt meinen *Vater* kennengelernt als sie (sehr jung) war, die war 'n zusamm' bis mein Vater *gestorben* is' und dann hat sie sich *neu* verliebt. ((lacht)) Jetzt wird sie mit *dem* auch wieder zusammen bleiben, bis irgendwie einer von beiden diese Welt verlässt.“ (L: 182) Doch selbst diese (serielle) Monogamie bis dass der Tod sie scheidet stellte für Lucas Großmutter einen Verstoß gegen die Anstandsregeln dar: „meine *Oma* fand das halt auch lange sehr *unmoralisch* ... so, dass meine Mutter irgendwie 'n neuen/ neuen Mann hat“ (L: 184).

Insbesondere Mark und Felix betonen, dass sich das aus Elternhaus, Mehrheitsgesellschaft, Funk und Fernsehen bekannte mononormative Beziehungs- und Familienideal nachhaltig in ihre Subjektivität eingeschrieben habe. Mark, dessen Positionierungen ich im Folgenden näher betrachte, führt aus:

*„Also klassisch is’ halt für mich so, was ich von mein’/ also ich bin ja auf’m Dorf aufgewachsen, äh meine Eltern sind heute noch zusammen, haben ’n Haus, haben drei Kinder, äh hatten immer ’n Hund, das is’ für mich so das Klassische. Das man halt irgendwann wirklich sagt »Wir heiraten, und von jetzt an sind wir zusammen«, und halt auch wirklich anfängt, gemeinsam irgendwie, ... ja, richtig verbindlich zu/ oder sich aneinander festzubinden<sup>92</sup>, also im Sinne von große gemeinsame Investitionen, Kinder, gemeinsame Lebensversicherung, oder irgendwie so. Also das is’/ .... also von da/ also das is’ für mich so dieses Klassische, dass man wirklich sagt, ähm »Wir heiraten und wir bleiben für immer zusammen.«“ (M: 152)*

Das idealisierte Bild, das Mark vom „klassisch[en]“ Modell zeichnet, die wiederholte Erwähnung und detailverliebte Aufzählung der Akteur\*innen und Requisiten, die zur Herstellung einer solchen Situation benötigt werden – Dorf, Eltern, Haus, drei Kinder, Hund (immer!), performatives Eheversprechen, Bindungsrituale, Investitionen, Kinder, Lebensversicherung, nochmal performatives Ehe- und Ewigkeitsversprechen – lassen erahnen, wie mächtig dieses (einstmals) verbindliche Szenario auch heute noch für ihn ist: Es bildet den Bezugsrahmen, auf den Mark im Interview wiederholt referenziert, um die Tragweite seiner eigenen biographische Transformation zu ermessen und kommunizierbar zu machen.

*„Mit 17, 18, irgendwie so ähm dann meine erste richtig lange Beziehung. Über insgesamt sieben Jahre [...]. Und so rückblickend war es für mich ’ne ganz spannende Geschichte, weil ich/ weil ich halt in der Beziehung da zum letzten Mal noch so wirklich so nach den Idealen oder Vorstellungen gelebt hatte, oder Beziehungen ausgelebt hatte, wie ich sie halt immer so gelernt hatte, so also relativ konservativ. O/ ... obwohl ich irgendwie so’n Gefühl hatte, dass es vielleicht nicht stimmt, so mit Heiraten und Kinder kriegen und Haus planen und allem möglichen.“ (M: 5)*

Die Ahnung, „dass es vielleicht nicht stimmt“, dass also eine Lebensführung und -planung auf Basis der bürgerlichen und fordistischen Leitziele der Kernfamilienidylle und des Lebensstandards (vgl. 2.3.3) womöglich nicht authentisch in Einklang mit seinem

---

92 Meinem Hören nach sagt Mark im Interview: „aneinander festzubinden“, es kann aber auch sein, dass hier eigentlich oder ebenso gemeint ist: „aneinander fest zu binden“.

Begehren stehen, bestand für Mark – so stellt es sich zumindest rückblickend in der Interviewsituation dar – also schon seit Jahren. Die Empfindung oder Bewusstwerdung habe sich dann im Verlauf folgender Beziehungen immer weiter verstärkt: So ging seine vorletzte Liebesbeziehung, entgegen zunächst angestrebter Dauerhaftigkeit, *„Jahre später trotzdem auseinander, weil’s einfach/ (2) ja, weil ich mich halt auch irgendwie immer mehr entfernte von diesen Idealen, also mit Heiraten, Kinder kriegen, Haus bauen“* (M: 5). Zumindest einen Teil seiner erzählten Beziehungsbiographie baut Mark als linearen Verlauf und Entwicklung der allmählichen Wegbewegung vom bürgerlich-romantischen Lebensentwurf auf – im Gegensatz zu Luca, Rebecca, Paula oder auch Ben entwirft Mark seine Subjektivität aber nicht als ursprünglich nichtmonogam. Zudem erzählt er die Geschichte seiner – partiellen – innerlichen und handlungspraktischen Distanzierung von der früher übermächtigen Anrufung durch das hetero- und mononormative Zweierbeziehungs- bzw. Kleinfamilienmodell in weiten Teilen des Interviews nicht als eine gradlinige, zielgerichtete und intentional gesteuerte Progression, sondern als diskontinuierlichen Prozess, der sowohl durch langjähriges Festhalten an der Norm wie auch durch Ungleichzeitigkeiten sowie, aktuell, durch eine plötzliche Dynamik gekennzeichnet ist:

*„[V]or zwei Jahren war ich ja noch in dieser Beziehung mit Christin, da hätt’ ich gesagt auf jeden Fall [...] zu zweit irgendwo ähm ja nachhaltig vielleicht Bauen oder ’ne Eigentumswohnung haben, viel beide im Job machen, aber das war halt völlig utopisch, dann ’ne offene, also ’ne deutlich offenere Beziehung zu führen. ... Wo ich halt jetzt merk, dass das unglaublich gut tut.“* (M: 149)

Der an dieser Stelle vollzogene Sprung in der Narration über zwei Jahre – von der Utopie der einvernehmlich sexuell offenen Beziehung (über die hier nicht thematisierte Trennung von Christin und alle sonstigen Lebensereignisse hinweg) direkt in die Gegenwart der wohltuenden Erprobung dieses Konzepts in der noch frischen Beziehung mit Tina – könnte illustrieren, wie wenig vorhersehbar und planbar diese Wendung Mark selbst erscheinen. Zugleich markiert die Auslassung einen Sprung von einem Lebensstil in den (noch nicht genauer definierten, aber sicherlich zeitgemäßerem) anderen: Vom Sicherheitsdenken, der Vorhersehbarkeit und Langweiligkeit des alten, bürgerlich-*„konservativ[en]“* Lebensstandardmodells hin eine vergleichsweise *„spannend[ere]“*, beschwingtere und risikofreudigere Zukunft jenseits (einiger) der tradierten Werte und eines vorgezeichneten Lebenswegs. Mark selbst bekräftigt:

*„Ich kann nich’ sagen, dass ich von vornherein so darauf abgezielt hab, dass ich gesagt*

*hab so »Wir müssen jetzt ne offene Beziehung führen«, aber irgendwo das Ganze wieder offener anzugehen. (2) Also ... es is' relativ spannend für mich, weil's halt noch so neu is'. Also ich weiß nich' so genau wo's hingeht und was dabei rauskommt“ (M: 5).*

Die Dynamik der offeneren Beziehungsführung, an der er sich mit seiner neuen Freundin Tina versuchen möchte, steht nicht nur für neue Möglichkeiten in Sachen Verhandlung, Kommunikation und Praxis sexueller Nichtmonogamie. Sie gestattet es Mark, sich als Individuum (genauer gesagt: als in Individualisierung begriffen) zu positionieren; als Subjekt, das sich von der überkommenen Ehe-, Familien- und Besitzstands-Orientierung der Eltern emanzipiert hat und sich nunmehr einem flotteren, singularistischen Lebensstil zuwendet. Dabei lebte Mark schon während seiner vorherigen, achtjährigen Beziehung mit Christin nichtmonogam, dort allerdings teils informell: Mit Christin hatte er die Vereinbarung, dass es in Ordnung sei, wenn er gelegentlich Sex mit Männern hat. Zunächst war Christin *„bei den Männergeschichten durchaus mal dabei, und das war nachher aber so, dass sie halt relativ deutlich gezeigt hat, dass sie da kein Interesse dran hat, oder das nich' mehr spannend findet“* (M: 61) – wobei Mark offen lässt und ich nicht nachgefragt habe, welche Rolle Christin bei diesen Gelegenheiten vormals hatte. Von Sex bzw. *„Affären“*, die Mark parallel mit Frauen hatte, wollte Christin hingegen überhaupt nichts mitbekommen und erfahren. Als Erklärung für diesen genderspezifisch unterschiedlichen Umgang und die qualitativ unterschiedliche Affiziertheit Christins bringt Mark an, dass sich Christin im Vergleich mit anderen Frauen, nicht aber im Vergleich mit Männern, in Konkurrenz gesetzt sah:

*„Bei 'ne Frau hätt' sie halt immer probiert zu suchen so »Was hat sie, was ich nich' hab', ähm kann ich das ausgleichen, wodran liegt's, so, hab ich vielleicht 'n Mangel?« Und bei Männern wars halt einfach so, dass sie sagen konnte »So, naja, dass kann ich nich' bieten, das is' okay, is' halt einfach was anderes.« Und ich glaub, sie fühlte sich halt einfach nich' bedroht.“* (M: 71)

An anderer Stelle habe ich für eine Interpretation von Marks Darstellung die Möglichkeit *„einer pessimistischen Lesart“* (Mayer 2014a: 186) erwogen, die mit Butlers Lacan-Lektüre argumentieren und kritisieren könnte, dass *„die weibliche Position [...] als ein Mangel [...] im Verhältnis zum männlichen Subjekt erzeugt“* wird, da *„die weibliche Position einzunehmen bedeutet, die Figur der Kastration aufzunehmen oder zumindest ein Verhältnis dazu zustande zu bringen und damit [...] zugleich auch die Garantie, dass das Männliche den Phallus ‚hat‘“* (Butler 1997: 148) zu geben. Allerdings stellen sich



die Dinge hier deutlich komplexer dar – Heteronormativität, Polarisierung der Geschlechtscharaktere und Diskurs der romantischen Liebe seien Dank! Denn das (körperliche?) Guthaben der „Männer“ könne nicht aufwiegen, was ihnen an anderer Stelle abgehe: Christin gehe zurecht davon aus, dass er, Mark, sich „in Männer nich’ verlieben kann“ (M: 71).<sup>93</sup> Dass Christin (nach Marks Darstellung) so sicher annehmen kann, Mark sei zwar bisexuell, aber heteroamor, deutet auf die subjektivierende Überzeugungskraft von Heteronormativität selbst noch in ihrer partiellen Brechung hin. Und dass diese Annahme ausbleibender Verliebtheit (Marks Theorie zufolge) Christin beruhigt, da sie seine ‚reinen‘ „Sex-Geschichten [o]der Freundschaftsgeschichten“ (M: 75) als vergleichsweise unproblematisch einstufen könne, verweist auf die Wirkmächtigkeit von Amatonormativität, nach der romantisch-sexuelle Verbindungen stets höher zu werten und ernster zu nehmen seien als freundschaftliche und/oder lustbezogenere.<sup>94</sup> Somit

---

93 Mark bestätigt die von ihm referierte Einschätzung Christins: „ich glaub’ ich könnt’ mich nich’ in Männer verlieben, also is’ zumindest so’ne Erfahrung von mir, dass ich bisher ... so/ so/ ... gibt ja immer dieses abendweise Verliebtsein, dass man jemanden ganz toll findet und hinschmachtet, und ((schmunzelnd\*)) am nächsten Tag is’ wieder okay so. [G: ((empathisch, zustimmend)) mhm] Das is’ bei mir zu Frauen relativ normal oder gängig, ähm mit ’nem Mann is’ mir das halt noch nie passiert, das is’ dann [...] halt Sex-Geschichten. Oder Freundschaftsgeschichten, wo man auch gut befreundet is’, aber ähm wo’s nich’ um Liebe geht.“ (M: 73ff.)

94 Ähnliche Verquickungen mit Heteronormativität, nach deren Logik gleichgeschlechtliche Nichtmonogamie weniger relevant und daher weniger bedrohlich sei als gegengeschlechtliche, zeigen sich auch in den Geschichten von Felix (in Bezug auf Sina/Timo) und Rebecca (in Bezug auf Lennard/Karen). Als Felix zusammen mit Sina auf einer Party war, trafen sie dort auf Timo, mit dem Felix bis dahin eine platonische Freundschaft verbunden hatte. An jenem Abend jedoch „kam halt dieser Wunsch auf, Timo zu küssen, und bei Timo halt auch, und dann hab ich halt Sina gefragt, ob das für sie okay wäre und was sie meint, und sie fand das völlig in Ordnung und fand das irgendwie ganz/ ganz gut oder/ oder/ oder witzig, keine Ahnung, und wir haben uns dann halt vor ihr geküsst.“ (F2: 3) Was Felix an diesem Erlebnis als besonders eindrücklich und „spannend zu sehen“ hervorhebt, ist Sinas Reaktion, nämlich dass sie dieses Küssen so cool und in keiner Weise problematisch fand. „[I]ch glaube, das wär anders gewesen, wenn’s ’ne Frau gewesen wär. Ähm und ich glaube da/ das meinte sie auch schon mal, dass sie sich da durch andere/ also durch Männer, mit denen ich dann vielleicht irgendwie was hab, weniger bedroht fühlen würde als, weiß nich’, ’ne andere Frau. Mit der ich halt was haben würde. Also ich glaube, das wär nich’ so locker möglich gewesen, das mit ’ner andern Frau zu machen, halt vor ihr vor allem.“ (F2: 3) Dass es prinzipiell allen Beteiligten offensteht, mit Menschen jedweden Geschlechts kurz- oder längerfristige intime Begegnungen oder Beziehungen zu haben, ist Teil des Beziehungskonzeptes von Sina, Felix und Viktor. Dass aber Felix’ nichtmonogamer Kontakt diesmal von Sina aus so unkompliziert und noch dazu in ihrem Beisein stattfinden konnte, führt Felix – ganz ähnlich argumentierend wie Mark – darauf zurück, dass sich Felix’ Nichtmonogamie für Sina solange nicht als Gefahr darstelle, wie der nichtmonogame ‚Akt‘ (außerhalb der eigenen Beziehung) nicht heterosexuell ist – vorausgesetzt, dass Felix selber aber überwiegend heterosexuell begehrt (bzw. dass er sich als heteroflexibel positioniert). Den Gesprächen, die Felix zu diesem Thema mit Sina geführt hat, entnimmt er, „dass es quasi ’ne ähm ’ne andere Kategorie is’, in der das stattfindet, und [...] dass ’n Mann dann vielleicht, zumindest in dieser Vorstellung, halt andere ähm/ ... ja hm. Schwierig das auf’n Punkt zu bringen, aber in dieser anderen Kategorie stattfindet, dass es sozusagen ähm nichts is’, mit dem sie konkurriert in irgendeiner Form.“ (F2: 7) Dass Felix’ Kontakt mit Timo für Sina „vom Gefühl her“ also „quasi außer Konkurrenz“ (F2: 7) stattfindet und ihr kein eigenes Defizit anzeigt, erklärt Felix – obwohl er sich offenbar selbst schwertut, mir gegenüber solche Bezüge auf biologisch-anatomische Differenzen anzubringen – mit „Vorstellungen der körperlichen Voraussetzungen“ (F2: 7). Diese werden offenbar auch dann schon relevant und bestimmend, wo es vordergründig ‚nur‘ um eine Begegnung von Lippen-Zungen-Munschleimhaut-Zähnen-

ermöglicht hier ein spezifisches Ineinandergreifen von Hetero- und Amatonormativität eine partielle Unterbrechung von Mononormativität, verhindert aber zugleich deren weiteres Aufbrechen: Obwohl die Beziehung in mehrerlei Hinsicht nicht exklusiv war, wäre es, so gibt sich Mark überzeugt, in Anbetracht von Christins Haltung und Bedürfnissen „*nich' gut gewesen [...] anzusprechen, ob man die Beziehung nich' weiter öffnen will*“ (M: 61). Und so blieb ein Gutteil der Kontakte informell und weitergehend kommunizierte und verhandelte Nichtmonogamie eben vorerst „*utopisch*“.

Die nichtmonogame Praxis mit Nachfolgerin Tina wiederum besteht – neben kommunikativer Verständigung – nach Marks Kenntnisstand bisher in einem gemeinsamen Besuch „*in so 'nem Swinger-Club so, und fanden das da auch ganz spannend ähm, aber das is' halt so'n Feld, das wir gerade erst anfangen zu erforschen*“ (M: 83). Trotz des betont explorativen, interaktiven, ergebnisoffenen und alte Überzeugungen transformierenden Charakters des jüngst gestarteten Beziehungsprozesses ist Polyamorie (bei seiner Partnerin) für Mark nach wie vor keine denkbare Option. Auf meine Nachfrage, wie es wäre, „*wenn sie [Tina] jetzt ankommen würde und sagen würde, »Du, ähm ich hab mich ... noch in jemand anders verliebt«*“ (Gesa), zeigt sich Mark überrascht:

„*Das is' ja noch spannender, was du sagst, »noch in jemand anderen«, ähm also bisher*

---

Speichel geht – alles körperliche Voraussetzungen, mit denen Sina mir nach Augenschein ebenfalls ausgestattet schien. Dass die Konstruktion zweier grundverschiedener Typen von Körpern – Felix' Erzählung nach – die Wahrnehmung und Bewertung der ganzen Situation strukturiert und codiert, unterstreicht die Wirkmächtigkeit der binären Geschlechter- und Begehrensordnung, der sich selbst Subjekte, die sich so queer-positiv geben und die so um Nichtnormativität bemüht sind wie Felix, schwer entziehen können (vgl. auch Mayer 2014a). Eine sexistische Zuspitzung von Phantasien grundverschiedener körperlicher Ausstattungen, Funktionen und Vermögen wird in der Erzählung Rebeccas thematisiert. Als sie vor einigen Jahren eine Beziehung mit einer Cis-Frau, Karen, begonnen hatte, zeigte sich ihr damaliger Partner Lennard zunächst unbeeindruckt. Erst mit dem Voranschreiten der Beziehung zwischen Rebecca und Karen änderte sich Lennards Empfinden und Auftreten: „*Da war Lennard dann auch später extrem eifersüchtig, das hat sich eigentlich auch sehr interessant entwickelt, oder sehr, sehr prototypisch. Ähm am Anfang hat er immer gesagt, naja, er is' nich' eifersüchtig, weil 'ne Frau kann ihm ja sozusagen nich' seinen Platz streitig machen. Weil ... um es mal 'n bisschen vulgärer auszudrücken, er hat gesagt »'Ne Frau kann nich' ficken, deswegen is' das alles kein Problem.« Und hab ich gesagt, »Okay, wenn du da jetzt nich' eifersüchtig bist, is' ja gut.« Das hat sich dann aber geändert, als er irgendwie gecheckt hat, dass ich mich wirklich richtig in sie verliebt habe, also dass es für mich von emotionaler Bedeutung war und dass ich dann irgendwie super viel über sie nachgedacht hab, oder ständig von ihr geredet hab oder sie ständig treffen wollte und solche Sachen, und er dann doch das Gefühl hatte, dass ähm jetzt ... mh irgendwas anderes doch noch 'ne sehr hohe Bedeutung bekommen hat neben ihm und er das dann doch nich' so cool fand. War er doch auch sehr eifersüchtig, gab's dann auch 'n paar schwierige Situationen irgendwie.*“ (Rebecca) Die anfängliche Suspendierung von Konkurrenzgefühlen und Verlustangst gelang Lennard mithilfe einer sexistischen Mangel-Projektion: Nicht er, Lennard, sondern Karen (und folglich auch Rebecca) seien qua ihres Geschlechts, das heißt: fehlenden Glieds, defizitär und ihm, dem Mann, unterlegen – und Karen insofern keine Bedrohung für seine Nummer-Eins-Position. Die phallische Unanfechtbarkeit seines Primärstatus' geriet erst dann ins Wanken, als die in Lennards Phantasie mindere Frauen-Sexualität durch Beigabe einer romantischen Liebesbeziehung aufgewertet wurde. Auch hier ein bemerkenswertes Zusammenspiel von Hetero-, Mono- und Amatonormativität.

*hab ich immer so gedacht, ähm man führt 'ne Beziehung so, nä, ... und öffnet die möglichst, oder auch nich', also geht halt/ hat irgendwie 'ne andere Affäre, und im Normalfall war's bei mir immer so, dass ich halt am nächsten Tag/ also irgendwann kam die Ernüchterung und ich hab gesagt um Gottes Willen, das war jetzt mal ganz spannend das auszu-probiert zu haben so, das war 'n Reiz, aber zuhause is' es viel schöner. Und ich hab halt immer gedacht, und denk das eigentlich heute noch so, wenn halt dieses/ diese Ernüchte-rung nich' kommt und man feststellt, dass es da halt viel besser is', also viel schöner is', oder was auch immer, dann is' halt einfach der Punkt gekommen, wo man sich trennen muss. So, und eigentlich war ich halt immer selbst so selbstbewusst, dass ich gesagt hab, okay ähm/ (4) also dass/ ich denke, dass/ da muss halt erstmal jemand kommen, dass es halt schöner, besser, anders wird so, und wenn das halt so is', dann is' das so.“ (M: 93)*

Verlieben als affektiv-emotionale Verbindung, die über kurzzeitige und kurzweilige körperlich-sexuelle Attraktion und Aktivität hinausgeht, überschreitet für Mark (derzeit) die Grenze des Akzeptablen, da er romantische Liebe als nur mit einer Person zurzeit mög-lich betrachtet. Angesichts der romantischen Logik von Selektion und Höchstrelevanz, die bei Mark voll intakt ist, stellt Nichtmonogamie ein hohes Risiko dar und auf jeden Fall eine Konkurrenzsituation her: Entweder es ist hier „besser“ und „schöner“ oder dort. Und wo es besser und schöner ist, da wird man bleiben (bis es woanders besser und schöner ist). Denn Intimität kann, im übertragenden wie im räumlich-geographi-schen Sinne, nur ein „[Z]uhause“ haben. Da dieses Zuhause bis auf weiteres der Ort der bestehenden Zweierbeziehung ist, hat diese gewissermaßen einen Heimvorteil und es muss woanders schon „viel besser“ und „viel schöner“ sein, um sich dorthin zu ver-lieben. Trotzdem gilt: the winner takes it all. „Den ersten Platz verloren zu haben, heißt, alles, die ganze Liebe verloren zu haben. Liebt man selbst noch, liebt aber die Geliebte inzwischen einen anderen, so ist man von diesem auf der ganzen Linie verdrängt und ‚beraubt‘.“ (Tyrell 1987: 581) Damit sind sowohl nichthierarchische als auch hierarchi-sche Polyamorie als Optionen ausgeschlossen. Tina habe er „gesagt, sie kann fremdge-hen und ich find's super, sie kann auch abends rumknutschen oder so [...]. Also ich denk' es is' okay und sie soll's machen, ... wenn sie halt sich dann verliebt, dann is' es halt so gelaufen, so, nä, also dann/ nä, dann is' halt Pech.“ (M: 81) Der letzte Satz, so interpretiere ich ihn vor dem Hintergrund der sonstigen Positionierungen Marks, meint, dass dann die Beziehung von Tina und Mark mit hoher Wahrscheinlichkeit „gelaufen“, also vorbei wäre. Auch das mononormativ konnotierte Wort „fremdgehen“, das er für Tinas potenzielle nichtmonogame Handlungen wählt, deutet darauf hin, dass sich Marks

Position – trotz der erteilten Küss- und Sex-Erlaubnis und des gemeinsamen *swinging* – nur partiell nachhaltig wirkmächtigen mononormativen Diskurs- und Deutungsrahmen gelöst hat.

Ein zweites Beispiel für ein Narrativ, dem zufolge die Erzählperson nicht immer schon nichtmonogam war, sondern in der Folge eines Konflikts mit Mononormativität nichtmonogam wird, liefert Tim. In seiner Haupterzählung erzählt Tim, wie er sich während seiner „*erste[n] ernsthafte[n] Beziehung*“ (T: 3), die er im Studium mit Thea einging und während der beide als Paar in einer gemeinsamen Wohnung zusammenlebten, in eine Kommilitonin, Svenja, verliebte (mit der er aber nie zusammenkam). Tims Affiziertheit von Svenja sei innerhalb der „*unheimlich klassische[n] Beziehung*“ (T: 3) mit Thea, „*die auch explizit als monogame Zweierbeziehung definiert war*“ (T: 13), weder vorgesehen noch verhandelbar gewesen.

*„[D]iese Beziehung ähm ... hat dann bei mir dazu geführt, dass ich das erste Mal Probleme mit der klassischen Beziehung gekriegt hab, weil ich mich während der Beziehung in eine andere Person, eine Kommilitonin verliebt hab, auch relativ heftig, ähm eigentlich gar nicht zu dieser anderen Person unbedingt eine Beziehung wollte, aber auch die Gefühle nich' völlig verstecken konnte, und das dann zu Krach in meiner, ja, primären Beziehung geführt hat, was dann soweit ging, dass mir sogar ein Kontaktverbot zum Teetrinken mit dieser Person mir ausgesprochen wurde, worauf ich dann nach Nachdenken gesagt hab, dass ich die Beziehung so nich' fortführen kann, weil ich nich' auch die Angst haben möchte, mich wieder zu verlieben oder ich die Gefühle gar nich' zulassen will, die ich habe.“ (T: 3)*

Als Problem stellt sich für Tim wohlgermerkt nicht die Verliebtheit außerhalb der Zweierbeziehung dar (wie es in einem mononormativen Deutungsrahmen erwartbar wäre), sondern nunmehr das mononormative Zweiermodell selbst. Die Situation, die Tim zeichnet, enthält verschiedene Komponenten, menschliche und nichtmenschliche Akteur\*innen, welche die „*geschlossene*“ (T: 5) und „*total monogame[] Beziehung*“ (T: 3) mit Thea als klaustrophobisches Kammerspiel erscheinen lassen: Das räumliche Arrangement der Pärchenwohnung, in die beide nach dem Kennenlernen jung und „*eini-germaßen schnell zusammengezogen*“ (T3) waren; die drei Protagonist\*innen, von denen eine ausgesperrt ist, zwei auf der Bühne anwesend sind, aber nur eine, nämlich Thea, agiert und „*klare Definitionen*“ (T: 13) vorgibt; Streit und Lautstärkepegel („*Krach*“); das unterbundene Teetrinken (auch als Metapher für das Verbot selbst der denkbar harmlosesten, unschuldigsten Ersatzhandlungen für eine leidenschaftlich nicht-

monogame Liaison). Besondere Wucht erhält das Szenario durch den Diskurs der Authentizität, den Tim hier und an anderer Stelle im Interview mobilisiert: Weder konnte er seine wahren Gefühle verbergen noch durfte er diese in der Beziehung mit Thea zulassen noch erschien dies in der Zukunft veränderbar. Sofern aber Authentisch-Sein in einer Liebesbeziehung – und darüber hinaus in sämtlichen Lebensbereichen – des (spät)modernen Subjekts vornehmste Pflicht ist (vgl. 2.3.3 und 2.4.1) und, wie weiter unten (insbes. unter 4.4.1.3) noch detaillierter zu zeigen, gerade für polyamore Subjektivierung einen zentralen Bezugspunkt bildet, möchte man Tim aus dem Publikum zuruft: Alles richtig gemacht, du musstest da raus *und* zu deinen Gefühlen stehen! In Verteidigung der Authentizität erscheint Tims Handeln nur folgerichtig: *„irgendwann hab ich ihr dann gesagt, dass ich mich in jemand anderes verliebt hab und dass ich die Beziehung nich’ fortsetzen kann“* (T: 13). Nach der Trennung wohnten die beiden allerdings noch eine zeitlang zusammen; er habe sich *„so ’n bisschen verpflichtet gefühlt“* und um Thea *„gekümmert [...], bis sie ’n neuen Freund gefunden hatte“* (T: 3).<sup>95</sup> In der direkt anschließenden Sequenz fährt Tim fort: *„Danach hab ich mich viel theoretisch auch ein bisschen mit offenen Beziehungen beschäftigt, weil in meinem Umfeld sich viele damit beschäftigt haben“* (T: 3), insbesondere der oben schon erwähnte Freund bzw. Bekannte (Tim verwendet beide Bezeichnungen) der *„das immer propagiert und auch selbst gelebt“* (T: 3) habe.<sup>96</sup> Die Aneinanderreihung der Erzählsequenzen suggeriert eine direkte Abfolge und Verkettung der damaligen Ereignisse und Schritte: Auf die einschneidende Erfahrung starrer, harter, repressiver Mononormativität folgt zunächst die Befreiung aus der mononormativen Beziehung, dann die theoretische Hinwendung zum Konzept offener Beziehungen und darauf der Beschluss zur praktischen Umsetzung: Tim lernte zufällig Greta kennen, in die er *„nicht [...] verliebt war“* (T: 5) und ging auf Anraten des oben benannten Freundes mit ihr eine offene Beziehung ein:

*„und dann auch mit/ also ’n Freund, mit dem ich sehr viel zu tun hatte, Benni, von dem*

95 Auf eine spätere immanente Nachfrage hin vertieft Tim die Erzählung von der Beziehungs- und Trennungssituation mit Thea. Darin ergänzt er unter anderem, dass er sich schließlich *„’ne eigene Wohnung gesucht [hat], weil sie nich’ mehr mit mir zusammen wohnen wollte“*, was Tims agency im Vollzug der Trennung relativiert. Zudem führt er aus, dass Thea und er *„sogar danach [d.h. nach dem Auszug, G.M.] noch ein, zweimal Sex [hatten], äh ich glaube auch weil man diese Vertrautheit dann hat und sich einsam fühlte und als sie dann jemand anders kennen gelernt hat, hat sie auch gesagt, sie möchte jetzt nicht mehr und hab das voll akzeptiert und ihr geholfen mit ihrer neuen Liebe sozusagen zusammenzukommen“* (T: 13). Sowohl mit der Erwähnung des Post-Trennungs-Sex als auch in der Rolle des selbstlosen Beziehungsvermittlers – die beide als Bestandteile seines Kümmerns um Thea kontextualisiert sind – positioniert sich Tim als sorgender und verantwortungsvoller Freund.

96 Aus seinem heutigen Moralcode heraus allerdings kritisiert Tim die Haltung und Praxis dieses Freundes als zu promisk und zu wenig polyamor.

*ich eben schon erzählt hab, sehr viel dann auch darüber gesprochen hab, und er meinte »Wieso gehst du nich' eine Beziehung ein, wenn's für dich okay is, man kann doch alles das nehmen, was für beide Seiten okay is, und wenn's für einen zuviel wird seinlassen.« Und ich bin dann eine offene Beziehung, das war die erste bewusst offene Beziehung, mit Greta eingegangen, hab ihr das auch von Anfang an gesagt, dass ich also nich' genug Gefühle dafür habe und auch aus meinen schlechten Erfahrungen der letzten Beziehung mit ihr keine geschlossene Beziehung mehr haben möchte, äh und sie hat sich darauf eingelassen.“ (T: 5)*

Die Entscheidung für eine offene Beziehung sowie das explizite Zurückweisen und Zurücklassen des Modells exklusive Zweierbeziehung stellen sich so in zweifacher Hinsicht als plausibel und legitim dar: Zum einen gilt das offene Modell – verbürgt durch den wissenden und praxiserfahrenen Freund – Tim offenbar als weniger amatonormativ und mit weniger Totalitätsanspruch versehen als eine exklusive romantische Partnerschaft. Was es Tim erlaubt, trotz des von ihm problematisierten Verliebtheitsmangels mit Greta in Beziehungsstatus zu treten. Zum anderen verspricht dieser performativ als „ganz offizielle offene Beziehung“ (T: 5) be- und geschlossene Bund im Gegensatz zur vorherigen mononormativen Beziehung, potenziellen Affektionen mit anderen Personen nicht mehr verleugnen und unterdrücken zu müssen (was angesichts der hegemonialen Anrufung, stets authentisch zu sein, nur als wünschenswert erscheinen kann). Anders als in der Machtbeziehungssituation mit Thea, ist es hier Tim, der handelt (und auf Handeln handelt), indem er Greta die Ansagen macht, Bedingungen nennt und das Konzept vorgibt. Insofern kann Tim sich über die Erzählung seiner Entscheidung für das offene Modell und der Art und Weise des Zustandekommens der konkreten Beziehung mit Greta narrativ als souveränes Subjekt rehabilitieren.

Auch Ben, der heute mit Rebecca zusammen ist, berichtet von einer als konflikthaft erlebten Situation in einer mittlerweile beendeten Beziehung mit monogamem Anspruch:

*„Ich war dann [im Ausland] 'ne zeit lang und da hat ich mich dann auch in 'ne andere Frau verliebt, und das hat sie [die damalige Beziehungspartnerin, G.M.] dann auch erfahren, also da lief dann nichts, aber das hat sie dann auch erfahren und das war auch 'n ziemliches, ziemliches Drama, weil sie sich dann ... irgendwie betrogen fühlte, also sie wusste, dass da nichts gelaufen is', und das wusste sie auch tatsächlich. Ähm und aber ich glaub seitdem fühlte sie sich dann ziemlich unsicher, was/ also ... ja, sie fühlte sich mir unsicher, also so nach dem Motto als könnte ich jederzeit irgendwie weg sein auch. Und ähm ... joa, das führte dann auch zu 'nem Problem.“ (B: 11)*

Ganz ähnlich wie Tim schildert Ben ein biographisches Ereignis der Konfrontation mit rigider Mononormativität: Obwohl sich der Protagonist nichtmonogame Handlungen versagt und sich bemüht, dies auch der Partnerin glaubhaft zu versichern, führt seine emotionale Nichtmonogamie im Kontext eines mononormativen Deutungsrahmens bei ihr zu dem Gefühl, hintergangen zu werden und zu Verlustangst. Dies wiederum belastet die Zweierbeziehung stark und wird von Ben als (für ihn) äußerst auseinandersetzungintensiv, anstrengend und herausfordernd markiert („Drama“, „Problem“). Eben diese Episode führt Ben im Interview an, um seine spätere Hinwendung zum Konzept und zur Praxis der Polyamorie zu begründen: *„Also ich erzähl das jetzt auch mit dem, dass ich mich dann in jemand anders noch verliebt hab, weil das halt auch so’ne/ ’n Grund für meine Poly-Einstellung jetzt is’.“* (B: 11) Ähnlich wie Mark oder auch Felix betont Ben, dass er das monogame Modell über weite Strecken seines Lebens und bis vor kurzem (das heißt, bis er während seiner Beziehung zu Hanna vor einem knappen Jahr Rebecca kennenlernte, die bereits konsensuell nichtmonogam mit Dennis zusammen war) als verbindlich angesehen und *„immer nur so’n Beziehungskonzept eigentlich gelebt ha[t], wie man das halt so mitbekommt von Freunden, von der Gesellschaft, von irgendwelchen Einflüssen, wie man’s im Fernsehen sieht.“* (B: 11) Doch obwohl Bens Moralverhalten – in Ermangelung des Zugangs zu anderen Diskursen und Vorbildern – ganz den mononormativen Anrufungen entsprach, habe seine Subjektivität derweil eigentlich schon lange nicht mehr oder noch nie mit dem mononormativen Moralcode und dem Modell der romantischen Zweierbeziehung in Einklang gestanden:

*„Aber [...] was ich auch festgestellt hab, dass ich eben zu diesem Konzept nich’ sonderlich gut passe, ähm und das war dann immer so die Frage, so naja okay, ich pass’ da irgendwie nich’ so dazu, vielleicht bin ich nich’ so der Beziehungstyp oder vielleicht muss ich mich/ muss ich da einfach Kompromisse machen, weil das sonst nich’ klappen kann, weil das halt eh klar is’, dass Beziehungen so geführt werden, und vielleicht passt’s dann einfach nich’ so gut.“* (B: 11)

Ähnlich wie Luca (vgl. 4.2.1.1) sieht Ben seine Beziehungsbiographie und Subjektivität rückblickend durch die Erfahrung gekennzeichnet, zu Erleben und zu Reflektieren, mit den Beziehungsnorm dyadischer Zweisamkeit und Liebe subjektiv-affektiv nicht kompatibel zu sein. Anders als Luca positioniert sich Ben jedoch nicht als Subjekt, dass sich immer schon konsequent der Mono-Norm verweigert habe. Im Gegenteil, so stellt es sich Ben heute dar, habe er zumindest auf der Ebene der Moralverhaltens stets versucht,

der Norm und den Ansprüchen der Partnerinnen genüge zu tun, auch wenn dies nicht authentisch seiner Subjektivität und seinem Begehren entsprach. Aus heutiger Perspektive jedoch, in Kenntnis des vorher nicht verfügbaren Polyamorie-Konzepts, konstatiert Ben, dass er „so'n bisschen immer polyamor eigentlich war von meiner Grundeinstellung“ (B: 125). Ähnlich wie Paula stellt Ben also rückwirkend eine biographische Kontinuitätslinie in seiner Haltung und Subjektivität her, was seiner heutigen polyamoren bzw. nichtmonogamen Praxis Authentizität und Legitimität verleiht. An Bens Selbstpositionierungen zeigt sich, wie sich in der narrativen Biographie- und Selbstkonstruktion Deutungsmuster des Werdens (der durch übermäßig strenge Mononormativität provozierte Bruch mit derselben) und der Identität (die immer schon polyamor angelegte Subjektivität) ineinander verschränken können.

Die vierte und letzte Erzählung eines lebensverändernden Konflikts mit Mononormativität, die ich hier betrachten möchte, stammt von Chris. Wie in Abschnitt 4.1.2.1 analysiert, nimmt Chris für sich eine Kohärenz und Kontinuität von Begehren/Affektivität, Subjektivität und Praxis in Anspruch, die sie\*ihn als „Poly“ bzw. „poly“ qualifiziert. Ähnlich wie bei Ben habe es aber zunächst – bei Chris war das gut zehn Jahre, bevor wir das Interview führten – der Begegnung mit dem Konzept Polyamorie bedurft, um das Selbstverhältnis und das eigene Moralverhalten nach diesem Wissen auszurichten. Einen biographisch allerdings bereits viel weiter zurückliegenden Bruch mit dem Glauben der an das Glücksversprechen der exklusiver Zweierbeziehungen datiert Chris auf deys Kindheit und Jugend. Wie Chris heute lebt und sich heute definiert – und damit eröffnet deys deys Haupterzählung – „hängt viel damit zusammen, was ich bei meinen Eltern schon erlebt habe“ (C: 5). In dieser Hinsicht ähnlich wie Paula (vgl. 4.1.1.2) und gewissermaßen als Gegenerzählung zur ‚heilen Welt‘ Marks habe Chris als Kind beige-wohnt, wie Eltern mitsamt der inoffiziellen „feste[n] zusätzliche[n] Freundin“ ihres Vaters an der Norm, eine monogame Ehe zu führen, „gescheitert sind“ (C: 5).<sup>97</sup> Das Miter-

---

97 „Es is' so, dass meine Eltern eigentlich zwar 'ne normale Beziehung hatten, aber mein Vater ist schon immer fremdgegangen, und als ich 10 war, war klar, mein Vater hatte 'ne feste zusätzliche Freundin, die hatte er bis zu seinem Tod, also über 20 Jahre gehabt. Das heißt, er hat eigentlich 'ne Poly-Beziehung geführt, nur gab's natürlich kein Konzept dafür und es gab damit, ja, eigentlich keine echten Gewinner in dieser Situation, es gab drei Leute, die da sehr dran gescheitert sind.“ (C: 5) Dass Chris die Beziehung der Eltern, in der offenbar mehr schlecht als recht der Schein des Monogamen aufrecht erhalten wurde, als „normale Beziehung“ charakterisiert, verweist auf Chris' Wissen um die ungebrochene Hegemonie der Monogamie-Norm: Die Zweierbeziehung gibt noch immer *das* diskursive Modell einer Liebesbeziehung ab und üblich ist (auch heute noch), *nicht* konsensuell (sondern höchstens informell) nichtmonogam zu leben. Dass Chris die Verhältnisse des Vaters aus heutiger Perspektive zugleich als „eigentlich 'ne Poly-Beziehung“ charakterisiert (beziehungsweise mir durch das Poly-Label verständlich zu machen sucht), hat mich im Kontext des Gesamtinterviews zunächst überrascht. Denn Chris legt in deys heutigem Verständnis – darin dem Moralcode der Poly-



leben der schwierigen Situation insbesondere des Vaters habe Chris schon als Teenager dazu gebracht, die (Selbst-)Verpflichtung auf monogame Exklusivität grundlegend infrage zu stellen:

*„Und meine Idee, wie ich mir Beziehungen vorstelle, war dann einfach, dass ich mir dachte, man kann nich’ sinnvoller Weise irgendwann versprechen, immer treu zu sein. Das wird wahrscheinlich auch bei mir nicht funktionieren. Ich hab mich sehr mit meinem Vater identifiziert und hab gedacht, das versprichst du nie irgendjemand. Und du willst auch nicht lügen. ((lacht kurz)) Weil ich gesehen hab, dass das alles viel schlimmer gemacht hat. Und mit der Einstellung sozusagen bin ich in meine Pubertät reingegangen, und hab aber gleichzeitig gedacht, so bin ich ja gar nich’ zumutbar. Weil ja alle um mich herum monogam gedacht haben, hab ich gedacht, wie willst du zu jemandem hingehen und sagen »Ich möchte mit dir zusammen sein, aber ich möchte dir keine Treue versprechen, ((lacht kurz)) ich kann dir nur versprechen, dass ich ehrlich bin.« Schien mir irgendwie .. unmöglich. Also ich hab wirklich gedacht, das geht irgendwie gar nich’.“ (C: 5)*

Der hier angeführte Vorsatz – keine Monogamie-Versprechen und auch sonst keine falschen Versprechungen, kein Lügen, immer ehrlich sein – muss vor dem Hintergrund von Chris’ heutiger Beziehungsphilosophie gelesen werden, für die die Werte und Normen der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit von fundamentaler Wichtigkeit sind (siehe 4.3.1 und 4.4.1) sowie vor dem Hintergrund von deys Konstruktion einer polyamoren Differenzidentität (vgl. 4.1.2.1). Die Reklamation einer biographisch sehr weit zurückliegenden Orientierung an zentralen Prinzipien des Polyamorie-Moralcodes – lange bevor dieser überhaupt diskursiviert und Chris konzeptionell zugänglich ist und inmitten eines alternativlos mononormativen Dispositivs und sozialen Umfelds – stärkt deys Selbstpositionierung als originär polyamores Moralsubjekt.

Anders als Ben und andere Interviewte lebte Chris bereits vor ihrer Hinwendung zum Konzept und Moralcode konsensueller Nichtmonogamie nicht in konventionellen romantischen Zweierbeziehungen:

---

amorie ‚vorbildlich‘ folgend – äußerst großen Wert auf die Prinzipien der Kommunikation, Ehrlichkeit und Einvernehmlichkeit (vgl. z.B. 4.3.1.3), die hier offenbar gerade nicht gegeben waren. Plausibel wird die Etikettierung aber als Konjunktiv: *Hätten* die Eltern damals Zugang zum Konzept, zum Diskurs der Polyamorie gehabt bzw. haben können, so *hätten* sie Nichtmonogamie ganz anders, nämlich offen, als gute Moralsubjekte und ohne zu scheitern leben können – so wie Chris es heute dank Poly-Philosophie und -Identität für sich selbst in Anspruch nimmt. In dieser Lesart stellt die Bezeichnung/Projektion der väterlichen Beziehungen als „Poly“ kein Abrücken von Chris’ hohen moralischen Standards, keine Verwässerung des Moralcodes dar, sondern vielmehr eine Aufwertung.

„[I]ch lebte in so'ner kleinen/ naja, manchmal leb ich immer noch in so'ner kleinen LGBT-Blase<sup>98</sup> ((lacht)), hab nich' mehr so viele Kontakte zur heterosexuellen Welt, aber ich hab dann irgendwann auch gedacht, meine Güte, aber ich will ja trotzdem Sex haben. Und das find ich ich bei meinen schwulen Freunden nich', das find ich nich' bei meinen lesbischen Freundinnen, und dann hab ich angefangen, Anzeigen aufzugeben und hatte so offene Beziehungen oder Affären, würd' ich sagen, Affären glaub trifft's besser. Das heißt, ich hab Männern signalisiert, ich möchte 'ne offene Beziehung, ich möchte aber keine .. feste Freundschaft, ich möchte kein Treueversprechen, ich möchte einfach alle zwei Wochen sich treffen, miteinander ins Bett gehen, schönen Abend haben, und das wollt' ich aber nich' immer mit jemand Neues. Sondern das sollte schon 'ne Dauer haben. Und die längste Beziehung in der Form hat glaub ich sechs, sieben Jahre gedauert“ (C: 5).

Chris hat zwar seit deys Jugend auch Dates und „Affären“ mir Frauen<sup>99</sup>, fand es hier (aufgrund der an Chris herangetragenen Ansprüche und/oder gegenderter Handlungs- und Deutungsmuster) allerdings schwieriger, deys Wunsch nach in erster Line körperlichem Kontakt umzusetzen: „mit Frauen hat das irgendwie nie geklappt, so'ne lockere sexuelle Beziehung hat nich' funktioniert“ (C: 5). Die Männer wiederum, mit denen Chris sich traf, „hatten teilweise .. ähm feste Beziehungen und haben ihre Freundinnen betrogen“ (C: 5). Die informelle Nichtmonogamie von deys Affären stellte für Chris lange Zeit kein moralisches Problem dar, zumal demm selbst primär an Sex und weder am Aufbau romantischer (Vertrauens-)Beziehungen noch am Anspruch auf Exklusivität

98 An anderer Stelle verwendet Chris die Erweiterung um Inter\* und Queer, macht aber zugleich deutlich, dass es sich hier diskursgeschichtlich um eine aktuellere Neuerung handelt, die zum damaligen Zeitpunkt konzeptionell und praktisch noch nicht inbegriffen war: „ich hab so mit 30 ungefähr kam ich so'n bisschen in diese LGBTIQ-Szene ((lacht kurz)), die damals noch nich' so hieß“ (C: 5).

99 Chris erzählt u.a. von einer biographisch weiter zurückliegenden Affäre mit einer Frau, bei der es demm besonders wichtig war, dass die Nichtmonogamie nicht mit dem Partner kommuniziert war: „Mit 19 hatte ich dann 'ne Freundin, die hatte auch 'n Freund, auch der wusste am Anfang nichts davon, dass wir noch 'ne Beziehung haben, oder sexuelle Affäre würd' ich's vielleicht auch besser nennen, und da war's dann so, dass sie irgendwann ihrem Freund das gesagt hat, dass es mich gibt, und für mich war das damals erstaunlicherweise, das kann ich heute kaum noch nachvollziehen, totaler Vertrauensbruch. Und er war total begeistert, fand das total geil, wow, und ich dachte ((verächtlich)) äh ((\*)), das is' ja ekelhaft, ich wollte das nich' so auf diesem Niveau haben, also ich hatte das Gefühl, das stört mich, dass er das weiß. Das war unser kleines Geheimnis, ich hab da gut mit leben können, dass sie ihren festen Freund hat und dass wir unsere Sache irgendwie so getrennt hatten.“ (C: 5) Mit der Einlassung, dass Chris das Missfallen über die Offenbarung heute nicht mehr nachvollziehen kann, positioniert dey sich als nunmehr dem Moralcode konsensueller Nichtmonogamie verpflichtet: Diesem zufolge müsste der Vertrauensbruch nicht im Geständnis, sondern im Verschweigen der Nichtmonogamie bestehen. Allerdings kommt in der Geschichte auch eine weitere Komponente zum Tragen: Der vermutlich heteropatriarchal-sexistische Deutungsrahmen des Freundes. Chris' Problem mir der damaligen Informationspolitik rührt auch daher, so interpretiere ich die Erzählung, dass Chris annimmt oder weiß, dass der Freund die Information über die Affäre seiner Freundin auch deshalb „geil“ und „wow“ fand, weil er dies mit einer pornographischen oder/oder mangeltheoretischen Phantasie über Sex zwischen Frauen belegen konnte.

gelegen war.<sup>100</sup> Und vielleicht auch, weil wenig Grund für Verantwortungsgefühl und Solidarität gegenüber Frauen besteht, die der „heterosexuellen Welt“ angehören (eine Lebensform, die für Chris nicht nur sexuell, sondern weitergehend sozialräumlich, kulturell, politisch von deys eigener Sphäre und Identität abgegrenzt ist). Dabei nimmt Chris für sich selbst weiterhin ein biographisch durchgängiges Festhalten am Prinzip der Ehrlichkeit in Anspruch, nur habe dey sich „damals noch nich’ so viel Gedanken darum gemacht, ob die Idee, dass ich ehrlich sein will, bedeutet, dass vielleicht auch der Partner/ oder diese Person, mit der ich zusammen bin, vielleicht auch ’ne ehrliche Person sein sollte. Das hatte ich irgendwie noch nich’ so auf’m Zettel.“ (C: 5)

Allerdings seien demm Laufe der Zeit dann doch zunehmend Bedenken angesichts der mangelnden Aufrichtigkeit, die deys Sexualpartner deren Primärpartner\*innen gegenüber zeigten: Nach einigen Jahren teils informell nichtmonogamer Praxis habe dey „schon gemerkt, naja, irgendwie komm’ ich mit dieser Art auch doch nich’ so gut klar. Dass ich mit Männern zusammen bin, die andere Frauen eigentlich/ ähm ja, zwar sagen, dass sie sie lieben, aber ich hab das Gefühl, das stimmt irgendwie alles gar nich’“ (C: 5). Da weder Chris selbst noch die Männer, mit denen dey sich traf, über ein Konzept konsensueller Polyamorie verfügten, ist es offenbar auch für Chris nicht denkbar, dass deys Sex-Partner\*innen (informell) mehrfach verliebt sein könnten und/oder dass sie mit Chris Sex hatten und dennoch ihre Beziehungspartner\*innen liebten. Zusätzlich zu der sich entwickelnden Sorge um die moralische Integrität der informell nichtmonogam lebenden Affären-Partner\*innen (und Chris’ eigener Rolle in dieser Praxis) habe es dann aber ein konkretes Ereignis gebraucht, das den Anstoß gab, sich von der bisherigen Praxis informeller Nichtmonogamie abzuwenden:

„Genau, mein 40. Geburtstag, das war so’ne Situation, wo ich dann dem damaligen Lover gesagt hab, ich möchte, dass er da is’ und dann hat er gesagt, er kommt, und zwei Tage vorher hat er gesagt, »Nee, meine Freundin möchte mit mir da und da hinfahren, ich komm nich’«. Und dann hab ich gesagt, jetzt reicht’s mir, ((lachend)) jetzt hab ich irgendwie keine Lust mehr ((\*)) auf diese Art von Beziehung.“ (C: 5)

---

100 „Ich hab halt oft in solchen Dreierkonstellationen Affären gehabt. Weil äh da diese Frage nich’ aufkam, Treue zu versprechen. Weil ich war ja sowieso die Person, die von außen kommt, und die Person, mit der ich zusammen war, war schon mal ex definitione nich’ treu. Also konnte man da von mir auch nich’ erwarten, dass ich treu bin. Das schien mir irgendwie ’ne gute Konstellation und ich hab auch/ kann mich nich’ erinnern, dass ich irgendwann mal eifersüchtig war auf den festen Partner. Ganz im Gegenteil, ich hab oft das Gefühl, weil ich ja von der andern Person wusste und sie nich’ von mir, gab’s so’n gewisses Gefühl von .. Überlegenheit, würd’ ich’s fast nennen. Von so ich weiß Bescheid worauf ich mich einlasse, mensch, aber die arme Frau oder der arme Mann, der weiß ja gar nich’ ((lacht kurz)) wie sein Partner, wie ich ich tick.“ (C: 5)

Die Entlastung, die es für Chris zunächst darstellte, nicht in verbindlichen romantischen Liebesbeziehungen gebunden zu sein, tritt hier hinter der Erfahrung der Benachteiligung gegenüber der offiziellen Partnerin zurück sowie hinter der Erfahrung, dass es im Rahmen der nicht- bzw. nur teil-konsensuell nichtmonogamen Konstellation gemäß des romantischen Prinzips der Höchstrelevanz für Chris' Bedürfnisse wenig Verhandlungsspielraum gibt:

*„Is' natürlich auch das Problem, dass wenn man dann die zweite Frau is', dass wenn dann auf einmal die echte Freundin sagt »Ja, jetzt möcht' ich dich sehen«, dann kann er nich' sagen »ich bin aber grad bei meiner andern Freundin«, sondern dann war ich immer sozusagen »Ja, tut mir leid. Meine Freundin hat 'ne Überraschung für mich, ich kann nich' kommen.« ((lacht)).“ (C: 5)*

Mit dem „*natürlich*“ verweist Chris auf die (vorausgesetzte) Selbstverständlichkeit und Unumstößlichkeit des Vorrangs für die offizielle Freundin und der Nicht-Offenlegung der nichtmonogamen Situation innerhalb eines mononormativen Konstrukts. Zwar führte Chris nach dem ernüchternden Schlüsselerlebnis „*noch ein, zwei Jahre [...] relativ kurze Beziehungen mit Männern*“ (C: 5), die noch nicht als konsensuell nichtmonogame Liebesbeziehungen konzipiert waren. Parallel dazu habe dey sich dann aber zunehmend „*in Bi-Kreisen*“ bewegt<sup>101</sup>, die Chris somit als gesonderte Gruppe innerhalb der LGBTIQ-Community kennzeichnet bzw. konstruiert, „*und in Bi-Kreisen war's dann/ hab ich 'n Zugang bekommen zu dieser Polyamorie-Idee*“ (C: 5). Konkret war es Martin, die in Abschnitt 4.1.2.1 erwähnte Party-Begleitung, mit dem gemeinsam Chris sich das Polyamorie-Konzept auch auf theoretisch-philosophischer Ebene aneignete und eine handlungsleitende Version daraus extrahierte: „*Und mein allererster echter Freund, meine allererste echte Beziehung [...] war 'n homo/ ja, 'n bisexueller Mann, und wir haben das glaub ich so'n bisschen zusammen überhaupt so für uns erschlossen, Polyamorie, da war dann 2005 diese/ diese/ dieser Kongress, da waren wir schon so mittendrin*“ (C: 5). Der sinnstiftende Diskurs und das Konzept der Polyamorie ermöglichten es Chris erstmals, eine (Liebes-)Beziehung zu führen, die demm „*gemäß*“ war, also in Form, Philosophie und Praxis deys Bedürfnissen (so wie sie sich demm heute darstellen) ent-

---

101 Chris benutzt die Formulierung „*dann bin ich in Bi-Kreise gekommen*“, was sowohl passiv (im Sinne von: in Kreise geraten) als auch aktiv (im Sinne von: ich habe mir Zugang verschafft) verstanden werden kann. In jedem Fall deutet der Begriff „*Kreise*“, der einen relativ geschlossenen Verbund impliziert, dass es sich bei Bi für Chris nicht nur um eine Sexualität handelt, sondern auch um eine soziale und politische Gruppenidentität oder zumindest Community. U.a. als Mitherausgeber\*in einer Publikation, die sich an bisexuelle Menschen richtet, engagiert sich Chris aktiv in Diskurspolitik und *community building*.

sprach. Auch bei Chris mischen und überlagern sich Verortungen in Subjektpositionen der Identität (Poly sein, poly sein, bi bzw. nicht-hetero sein), mit Positionierungen, in denen Polywerden als Prozess erscheint, der durch eruptive Ereignisse und affektive Mikro-Schocks einen plötzlichen *push* erfahren kann. Gleichzeitig macht Chris deutlich, dass dieser Prozess in einem und durch ein Gefüge menschlicher und nichtmenschlicher Akteure stattfindet: Die Bi-Kreise (als Ort der Diskursproduktion und -zirkulation, als Identitätsangebot, als Community, als Formation einzelner verbundener Subjekte), Martin, die *International Conference on Polyamory and Mono-Normativity* an der Universität Hamburg, die Mitte der Nullerjahre einen frühen Meilenstein in der deutschen und europäischen akademischen Thematisierung und Sichtbarmachung konsensueller Nichtmonogamien sowie der Vernetzung von Theorie und Aktivismus setzt.

#### **4.2.1.2 Polyamour Passion**

Ein Narrativ, das in mehreren Interviews auftaucht, handelt davon, durch Begegnung mit und Affiziertheit von einer bereits nichtmonogam bzw. polyamor lebenden bzw. entsprechend eingestellten Person selbst unversehens in eine nichtmonogame Situation hineinkatapultiert zu werden. In diesen Geschichten sind die erzählten Ichs so sehr von ihrer neuen Leidenschaft bzw. ihrem Begehren getrieben und hingerissen, dass sie – ohne vorheriges Studium des Polyamorie-Konzepts – intuitiv und impulsiv in eine nichtmonogame Beziehungspraxis starten.

Die erste Geschichte, die ich hierzu exemplarisch anführen möchte, ist die von Jonas. Als Jonas Alisa vor gut sechs Jahren an der Uni kennenlernt, ist diese bereits mit Tim liiert.

*„Ähm ... joa, dann hat sich das 'n bisschen entwickelt, ehrlicherweise müsste ich sagen, dass glaub ich mein sexuelles Interesse größer war als das, weiß ich nich', emotionale so in der ersten Phase, das is' wiederum 'n Ding, was ich mir heute ziemlich vorwerfe. Mh ja, also ich hab da eigentlich nich' groß drüber nachgedacht, was ich so mache, hat sich so ergeben, hat sich angenehm angefühlt, ja, waren dann/ ja, das war 'ne relativ lange Phase, wo wir so uns getroffen haben, dann auf irgendwelchen Parties rumgeknutscht haben, [...] dann hab ich sie irgendwann überredet mit mir mal nach Hause zu kommen, aus/ nä, kann man sich vorstellen, was ich da im Kopf hatte. Äh haben wir dann miteinander geschlafen, denn riesiger Fehler meinerseits, am nächsten Morgen ziemlichen Quatsch erzählt, so von wegen, ja, ich weiß gar nich', ob ich jetzt mit ihr so 'ne Beziehung haben möchte, ja, so Messer in Rücken in emotionaler Hinsicht, und ... das hat sie mir natürlich richtig übel genommen und also wir haben dann später zum Glück drüber*

*reden können und haben's dann auch irgendwie überwunden, weißt ja, dass wir heute noch zusammen leben.“ (J: 5)*

Die heutigen Selbstvorwürfe, dass es kein „vernünftiges Verhalten“, sondern im Gegenteil ein „riesiger Fehler“ und „scheiße war“ (J: 5), ohne tieferes emotionales Commitment und ohne Beziehungsabsichten mit Alisa zu Knutschen und Sex zu haben, speisen sich bei Jonas weniger aus einem mononormativen Mindset und/oder aus Amatonormativität, der zufolge Sex und Liebe notwendig zusammengehören, Sex ohne Liebe hingegen verwerflich sei (vgl. 2.4.3). Vielmehr muss das Schuldbekenntnis im Kontext des spezifischen Verhältnisses zwischen Alisa und Jonas sowie zwischen Alisa und Tim gelesen werden: In allen drei Interviews sind die ungleiche soziale Positioniertheit und Alisas daraus resultierende strukturelle Abhängigkeit von Jonas und Tim ein bestimmendes Thema. In diesem Lichte sei Alisas Teilnahme an sexuellen Handlungen mit Jonas und insbesondere mit Tim als nur eingeschränkt freiwillig und als nicht selbstbestimmt zu werten (dazu ausführlich 4.3.4.3 und 4.3.4.4).

Trotz des heute als Fehlverhalten markierten One Night Stands hätten Alisa und Jonas dann nach einiger Zeit auf einem gemeinsamen Nachhauseweg (nachdem beide bei einer gemeinsamen Bekannten eingeladen gewesen waren) „irgendwie geschafft, nochmal 'n bisschen miteinander zu reden“, wobei Jonas offenbar einräumte, dass er sein Verhalten bedauere und sich zukünftig „vernünftige[r]“ verhalten wolle. In der direkt anschließenden Sequenz sind beide bereits zusammen:

*„Ja gut, damit ging das los mit der Beziehung, die jetzt ... warte mal , das muss vor sechs Jahren etwa gewesen sein. Genau, und ... ja, ich hatte eigentlich keine Ahnung von offenen Beziehungen, war mir völlig fremd, bin da nich' mit irgend so 'nem Konzept reingegangen von wegen das will ich haben oder das find ich spannend, sondern ich bin da irgendwie total bescheuert ((schmunzelnd\*)) hormongetränkt reingestolpert ((\*)). Und ja, ich erinnere' mich auch noch wie ... fertig ich war, oder wie schwer ich mit der Situation umgehen konnte, jetzt Tim zu treffen.“ (J: 5)*

Einem etwaigen präexistenten Wissen und Plan stellt Jonas das Bild eines biologie- bzw. affektinduzierten Sogs in die nichtmonogame Praxis entgegen. Über das „reingestolpert“ markiert er seine Bewegung sowohl als abrupt wie auch als unkontrollierte körperliche Aktivität, und mit dem „total bescheuert“ wertet er sein Handeln zugleich als ungenügend rational und reflexiv. Weder erzählt Jonas die Geschichte einer vorgängigen polyamoren Disposition oder Haltung, die zur Entfaltung kommen musste, noch

die Geschichte einer willentlichen und gesteuerten Transformation einer ehemals mononormativen Subjektivität und Affektivität: Nichtmonogamie und die Tatsache, dass Alisa bereits mit Tim zusammen ist, tauchen in Jonas' Erzählung von der Phase vor dem Beziehungsstart nur als Problem für Alisa auf: „*ich wusste ja, in welcher Lebenssituation sie is', also dass sie aus aufenthaltstechnischen Gründen verheiratet is', wobei ich/ also das war mir auch neu, Konzept der Schutz Ehe war mir vorher nich' bekannt*“ (J: 5). Insofern machte Jonas' und Alisas öffentliches Knutschen die beiden nicht nur aus Gründen gesellschaftlicher Alltags-Mononormativität „*natürlich*“ zum „*Klatschthema Nummer eins*“ (J: 5), sondern brachte Alisa (und Tim) auch aus aufenthalts- und strafrechtlichen Gründen in Gefahr. Als darüber hinausgehendes, moralisches Problem wird Nichtmonogamie als solche (anders als *casual sex*) von Jonas aber nicht thematisiert. Auch taucht Tim als Person und Alisas Partner im Plot und in der erzählten Ereignisabfolge in Jonas' Geschichte erst als Akteur auf, nachdem Jonas und Alisa sich bereits entschieden haben, eine Beziehung einzugehen. Auch wenn Jonas das erste Zusammentreffen mit Tim als angstbesetzt beschreibt, habe sich seine Ehrfurcht nach einer Weile „*in Wohlgefallen aufgelöst*“ und sich das Miteinander „*ziemlich gut eingespielt*“.<sup>102</sup> Diese Normalisierung und Harmonisierung stellt Jonas, was seinen Teil betrifft, als Learning-by-Doing-Prozess dar, der sich eher durch eine gemeinsame Alltagspraxis (die drei wohnen seit einigen Jahren zusammen) ergibt als durch eine planvolle Ausrichtung am Moralcode der Polyamorie (Aushandlung, gemeinsames Definieren eines Konzepts und handlungsleitender Regeln, Arbeit am Selbst) geleitet. Allerdings, so räumt Jonas ein, habe sich das empfundene Gleichgewicht und die freundliche Koexistenz von Tim und ihm doch nicht einfach so ergeben. Vielmehr wurde es von Alisa durch aktive Beziehungs-Sorgearbeit und eine permanente Praxis des Ausgleichs hergestellt: „*ich weiß noch, dass sie sehr darauf geachtet hat/ also so die Balance zwischen Tim und mir hat Alisa eigentlich hergestellt, indem sie äh zum Beispiel nie länger als äh einen Tag bei mir oder eine Nacht bei mir übernachtet hat und immer auch gesagt hat »Nee, ich muss*

---

102 „[I]ch war furchtbar verschüchtert und bemüht ihm nich' zu widersprechen und möglichst korrekt, und ((lachend\*)) im Nachhinein hat Alisa dann ausrichten lassen von ihm, ich soll mich doch gefälligst mal wie 'n normaler Mensch benehmen, ((\*)) [...] Und ... das war eigentlich 'ne ganz coole Ansage, und ja, das hat sich dann .. irgendwie/ ich weiß gar nich', warum das so gut geklappt hat, aber so im Nachhinein hat sich das dann ziemlich gut eingespielt.“ (J: 5) Abgesehen davon, dass der Prozess des Einspielens einige Zeit in Anspruch nahm, kann (oder möchte) Jonas im Interview nicht reflexiv rekonstruieren: „Und haben uns da auch ganz gut aufeinander eingestellt glaub ich auch. Von daher hat sich das lustigerweise äh in Wohlgefallen aufgelöst, einigermaßen. Also war natürlich nich' so einfach von diesem ersten Gespräch jetzt zum jetzigen Zustand, das hat natürlich 'ne Weile gedauert, aber ... ja, es fällt mir grad schwer zu rekapitulieren, wie ((lachend\*)) wir zu dem jetzigen Zustand gekommen sind. ((\*))“ (J: 5)

jetzt los, versuch nich' mich dazu zu überreden hierzubleiben.« (J: 5) Gleichwohl sei auch Jonas nicht in der Position anfänglicher Unbedarftheit verharret:

„Wobei ich mich da 'n bisschen, ja, keine Ahnung, natürlich auch erstmal bisschen reinfinden musste, wie so'ne offene Beziehung funktioniert, weil wie gesagt, ich bin da irgendwie ohne das vorher auch nur denken zu können da irgendwie so reingestolpert, fand's dann eigentlich ganz angenehm und .. praktisch oder passend, oder naja, wobei mit der Zeit eigentlich erst so die Erkenntnis kam, dass das eigentlich viel mehr Verantwortung bedeutet. [...] Genau, das war dann, ich würde sagen, eher so'n Lernprozess.“  
(J: 5)

Aus feministischer bzw. patriarchats-kritischer Perspektive – der Jonas vermutlich nicht nur selbst gewahr ist, sondern die er auch mir als Interviewerin und Interpretin zuschreibt – mutet Jonas' Positionierung als unbedacht und leichtfertig in die Polysituation hineinstolperndes, wenig souverän und reflektiert agierendes Subjekt auch deshalb problematisch an, weil sie die Verantwortung für Beziehungsmanagement und affektive Arbeit an die Frau im Bunde, an Alisa, delegiert. Noch heute habe Alisa in der Beziehung eine vermittelnde und sie teils belastende „Scharnierposition“ oder „Scharnierfunktion“ (J: 24).<sup>103</sup> Ich lese Jonas' Positionierung als in einem Lernprozess befindlich daher auch ein Stück weit als Rechtfertigung und Produkt antizipierter polynormativer Erwünschtheit: Es ist nicht okay, in Polybeziehungen einfach alles laufen zu lassen, zumal nicht auf Kosten der anderen Beteiligten und in Verlängerung traditionaler Geschlechterrollen. Man(n) muss sich schon auch selbst ein biss-

---

103 Den Scharnier-Begriff entnimmt Jonas meinem Vortrag zum Thema „Grenzen der Einvernehmlichkeit“, den er gemeinsam mit Alisa besuchte und in dessen Anschluss Alisa mich ansprach. In der Konstellation Tim–Alisa–Jonas manifestiert sich Alisas Zentrums-Position auch räumlich: „Also du hast das mal in deinem Vortrag als »Scharnierposition« oder »Scharnierfunktion« beschrieben, und das stimmt schon. Ähm also auch so, wie's jetzt so is' in der Beziehung, also Alisa hat das größere Zimmer, mit Balkon, weil sie halt raucht, ganz logisch, Tim und ich haben bisschen kleinere, und ihr Zimmer is' dadurch so'n bisschen der Mittelpunkt der Wohnung. Da is' auch der Esstisch. Das heißt, wenn wir zusammen kochen/ oder meistens kocht Tim, ((lacht)) wenn wir dann zusammen essen, was er gekocht hat, machen wir das da. Und das is' einerseits hat sie gesagt, das is' okay, von wegen ich hab das größte Zimmer, das is' automatisch klar, is' auch n bisschen öffentlicher Raum, auf der andern Seite führt das dann auch dazu, .. dass es manchmal zu viel is. Also es is' auch typisch, dass sie da in ihrem Zimmer is', am Laptop sitzt, ihr Unizeug macht, oder was auch immer sie eben grade machen mag, und mal kommt Tim angelaufen aus seinem Zimmer und möchte irgendwas, »ey, ich hab grad was gelesen, guck dir das mal an!« Dann komm ich angelaufen, »hey, übrigens« das und das und das, und das kann natürlich auch mal viel sein, also es gibt auch Situationen, wo sie sagt, könnt ihr mich nich' mal hier/ oder Situationen, keine Ahnung, liest sie grad n Artikel oder so, und Tim oder ich unterbrechen sie da. Und das war so'ne Sache, wo sie meinte, »ey, könnt ihr das mal lassen? Ich bin da grad mitten dabei, da müsst ihr jetzt nich' unbedingt sofort (1 uv).«“ (J: 25) Alisas Position als Mittel- und Verbindungsglied bedeutet allerdings nicht, dass sie innerhalb der Konstellation einen Machtvorteil habe (siehe 4.3.4.4).



chen bewegen und etwas dazulernen!<sup>104</sup> Dennoch wäre es verkürzt, Jonas' Selbstpositionierung allein im Zeichen einer normativen Ausrichtung am Moralcode der Polyamorie zu deuten. Zwar schreibt sich Jonas eine positive Selbst-Veränderung vom Ausgangspunkt eigener Naivität, mangelhafter Selbstregierung sowie der Orientierung an eigenen Interessen und dem eigenen Begehren hin zu einer zunehmenden Bewusstwerdung und Übernahme von Verantwortung. Im Kontext des gesamten Interviews (sowie der Interviews mit Alisa und Tim) ist das Konstatieren von „*vielmehr Verantwortung*“, die Jonas jetzt empfinde und auf sich nehme, aber nicht im Sinne eines abstrakt-beziehungsphilosophischen, normativen Plus' an Verantwortlichkeit zu deuten, das Jonas Polybeziehungen im Vergleich zu monogamen Beziehungen zuschrieb. Vielmehr bedeutet es für Jonas eine gesteigerte Verantwortung, *überhaupt* verbindliche Beziehungen einzugehen. Zum anderen ergeben sich „*krasse Verantwortungen*“ (J: 50) aus den spezifischen Situiertheiten der an der aktuellen Konstellation Beteiligten, aus ökonomischen Zwängen, ökonomischer und klassistischer Ungleichheit sowie aus dem rassistischen deutschen Einwanderungs- und Aufenthaltsrecht (konkret beschäftigt Jonas derzeit, ob und wie er es ermöglichen kann, dass seine zweite Freundin und deren Kind, die in einem Staat außerhalb der Festung Europa leben, zu ihm nach Deutschland migrieren können).<sup>105</sup>

Eine zweite Geschichte affektiven, unvorbereiteten Hineinschlitterns in eine Polysituation und -praxis stammt von Felix. Felix begegnete Sina, die in einer anderen Stadt wohnte als er, im Kontext seiner Arbeits- bzw. ihrer Praktikumsstelle. Just am selben Tag, an dem Felix abends das erste Mal mit Sina verabredet ist, trifft Felix früher am Tag seine Kommilitonin Ella, mit der er nicht zusammen ist, die er aber „*sehr anziehend*“ (F1: 17) findet. Beim abendlichen Date (erst Kneipe, dann Park-Spaziergang) mit Sina ist Felix „*so'n bisschen hin und hergerissen*“; eigentlich hatte er sich vor dem Treffen überlegt, „*dass ich ähm das mit Sina vielleicht lasse und lieber mich auf Ella konzen-*

---

104 Zu narrativen Selbstinszenierungen als Geschlechtergerechtigkeit wertschätzende und lebende Subjekte sowie zur Diskrepanz zwischen postulierter und tatsächlich (nicht) gelebter Geschlechtergerechtigkeit und Enttraditionalisierung in Bezug auf Sorgearbeit in konsensuell nichtmonogamen Netzen siehe Raab (2019, 2020).

105 „[Sie] hat eben schon gemeint, dass sie langfristig gerne da weg möchte. Das heißt, langfristig wäre auch eine Variante, ob ich nich' genau wie Tim dann sage, »Okay, dann heiraten wir vielleicht. Äh, ohne dass das jetzt 'ne Verpflichtung für dich wäre«, .. mh, is' natürlich noch mal schwieriger mit 'nem .. schulpflichtigen Kind, äh einfach so überzusiedeln, also da/ das is' vielleicht auch 'n bisschen sehr bescheuert, sich da jetzt schon Gedanken zu machen, weil wir uns seit drei, vier Monaten kennen, aber .. das wär so ein möglicher Entwicklungspfad. Was natürlich alles noch mal deutlich verkompliziert, und es sind ja auch krasse/ krasse Verantwortungen. Also ich seh's ja auch am Verhältnis von Tim und Alisa, äh Tim hatte sich das auch deutlich einfacher vorgestellt. Ähm .. allein auch, nää, finanziell. Ähm, da noch jemand mitzuversorgen, ähm .. das wär schon n ziemlicher Brocken.“ (J: 50)

tiere quasi“ (F1: 17). Wegen dieses Vorsatzes ist Felix bereits drauf und dran, sich (für den weiteren Abend und darüber hinaus) von Sina zu verabschieden. Doch entgegen der von Felix damals offenbar selbstverständlich aus einem mononormativen Moralcode heraus gerahmten Situation habe sich Sina dann unvermittelt auf eine Rasenfläche des Parks

*„hingesetzt und hat gesagt »Pass auf, ähm irgendwie ich find’ dich toll, ich find’ dich cool, gleichzeitig ich hab ’n Freund in (der Stadt, in der ich wohne), Viktor, der ähm/ ... genau, mit dem bin ich irgendwie seit anderthalb Jahren zusammen oder so, ähm und wir führen halt ’ne polyamoröse Beziehung. Und das heißt, das is’ völlig okay, dass/ er weiß auch von dir, er hat/« äh, also sie hat erzählt, es is’ sogar Viktor gewesen, der ihr/ also sie hat sich an Torsten gewandt und meinte »Hey, da gibt’s ’nen Typen, den find’ ich irgendwie spannend, was mach ich denn?«, und er hat gesagt »Ey, dann schreib ihm doch ’ne Email.« Also letztendlich ging es quasi von ihm mit aus, dass äh dass wir uns da getroffen haben. [...] Ich hab ihr dann auch von Ella erzählt, und hab gleich gesagt, »Pass auf, so ... ich find’ dich attraktiv, ähm ... ich find’ gleichzeitig Ella toll, ähm ja, und ich bin da einfach so/ und ich weiß einfach nich’ so genau, was ich jetzt machen soll, so. Oder ich bin da jetzt einfach so’n bisschen verwirrt, und das is’ ziemlich neu für mich, so dieses Polyamorie-Ding«, und so weiter. Ja. Ähm okay, und dann sind wir zur S-Bahn gegangen und dann hatte ich so das Gefühl, okay, wenn ich jetzt nich’ irgendwas mache, dann steigt sie in die Bahn und is’ weg. Ähm und hab dann gesagt »Ja hm, was machen wir denn jetzt?«, und so weiter, und ... dann hat sie halt gesagt »Ja, du kannst mir vorschlagen, dass wir beide jetzt nach Hause fahren, das is’ okay, du kannst aber auch mir vorschlagen, oder mich fragen, ob ich nich’ bei dir mit übernachten will.« So. Und äh hab ich gedacht ((atmet hörbar aus)) »Okay«, und dann ähm hab ich das halt gemacht, und dann sind wir zu mir gefahren. Und sie hat bei mir übernachtet. Mh (3) genau, und auch miteinander geschlafen und ähm keine Ahnung.“ (F1: 17)*

In seinen früheren Beziehungen war es für Felix unhintergehbare Norm, „dass wir dem andern da treu sind und da nichts mit andern Leuten, mit andern Frauen und mit andern Typen läuft.“ (F1: 11) Gemäß des romantischen Totalitätsanspruchs und der damit verbundenen Mangellogik erging vonseiten seiner damaligen Freundin an Felix die Forderung, ihn ganz für sich zu haben: „Sie hat immer gesagt »Ich teile dich nicht«, oder »Ich möchte dich nicht teilen ... ähm mit andern Frauen«, und für mich war das damals auch irgendwie völlig selbstverständlich“ (F1: 11). Eine Überraschung besteht für Felix also sicher darin, dass Zuneigung und eine mögliche intime Verbindung nicht nur vonseiten der bereits liierten Sina möglich schienen, sondern sogar aktiv von deren Freund

Viktor unterstützt wird. Das Aha-Erlebnis und den Mikro-Schock (der so mikro gar nicht ist), die Felix in der Erzählung vom ersten Date mit Sina allerdings besonders hervorhebt, beziehen sich auf seine schlagartig erweiterten eigenen Möglichkeiten: Dem romantischen, amato-mononormativen Moralcode mit seinen Prinzipien der Selektion und Höchstrelevanz (vgl. 2.4.1) folgend, war es für Felix vorher eine Selbstverständlichkeit, stets nur eine Person zurzeit erwählen zu dürfen (zum sozial vermittelten Entscheidungs-Zwang siehe auch 4.1.1.1). Konkret bezogen auf die zwei Dates mit Ella und Sina, war er *„irgendwie an dem Tag zu dem Schluss gekommen, ich müsste mich jetzt entscheiden, und hatte so das Gefühl, okay, vielleicht entscheide ich mich eher für Ella“* (F1: 17). Hier bewerkstelligt der im Zuge des abendlichen Park-Talks von Sina an Felix herangetragene bzw. von Sina verkörperte Moralcode der Polyamorie, der es ermöglicht und vorsieht, mehrere Liebesbeziehungen gleichzeitig zu führen, eine plötzliche affektive Wendung: *„in dem Moment war das einfach so, dass ich das Gefühl hatte, vielleicht muss ich mich auch jetzt gar nich’ entscheiden, vielleicht geht auch einfach beides.“* (F1: 17) Mit Sina Sex zu haben und sich ihr womöglich auch emotional anzunähern, scheint nun auf einmal denk- und machbar, ohne sich rational und affektiv sofort von der anvisierten Beziehung mit Ella zu verabschieden – und andersherum (auch wenn sich der Kontakt zu Ella letztlich dann doch nicht intensivierte). Allerdings, so verdeutlicht Felix im Interview nicht nur durch die in wörtlicher Rede wiedergegebene Offenbarung an Sina, er sei *„verwirrt“* angesichts des für ihn neuartigen und unbekannteren *„Polyamorie-Ding[s]“*, sei er zum damaligen Zeitpunkt sowohl auf der Ebene des Wissens wie auch der Affektivität weit von einer polyamoren Subjektivität entfernt gewesen. Die neue Beziehungssituation und -praxis mit Sina und Viktor charakterisiert Felix als Versuchsaufbau und probeweises Unterfangen, in die er sich so unvorbereitet wie wagemutig hineinbegibt: *„für mich war das anfangs so ähm, (2) okay, das is’ irgendwie so’n Experiment und ich lass’ mich da einfach mal drauf ein. Weil es für mich einfach komplett neu war, so diese Situation“* (F1: 17).<sup>106</sup> Da Felix zuvor weder nichtmonogam gelebt noch sich theoretisch mit konzeptionellen und philosophischen Fragen der Poly-

106 Als ganz ähnlich unpräpariert aber experimentierbereit positioniert sich auch Dennis. Als Dennis Rebecca kennenlernte, war Rebecca bereits in einer Affäre mit einer anderen Person involviert und habe Dennis mitgeteilt, dass sie grundsätzlich nur nichtmonogame Beziehungen führen wolle. Auf meine Nachfrage, ob das Konzept Polyamorie Dennis damals bereits vertraut war, antwortet er: *„Nee, da hatt’ ich mich vorher gedanklich noch nich’ mit befasst, äh ... ja. War also so neu, neues Konzept, aber ich hab halt gedacht, ja, warum nich’? Mal schau’n wie’s läuft, mal ausprobieren.“* (D: 15) Luca wiederum sieht es vor allem für deys Freund Max als Experiment an, mit Luca eine Liebesbeziehung zu führen, die zugleich konsensuell (sexuell) offen ist: *„ich hab mehr und mehr so das Gefühl so, dass das eigentlich eher so’n äh so’ne Entdeckung is’, so so’n Ausprobieren. Also auch für Max, dass das für ihn auch ungewohnt is’“* (L: 59).

amorie befasst hatte, sei er in den folgenden Gesprächen oder Lehrstunden mit Sina immer wieder auf Ideen, Betrachtungsweisen und bildliche Gleichnisse gestoßen worden, die für ihn „*anfängs auch einfach nich' klar war[en], ähm weil ich damit ja keine Erfahrungen gesammelt hatte mit so'ner Beziehungskonstellation*“ (F1: 17).<sup>107</sup> Wie ich in Abschnitt 4.2.2 zeige, nimmt die Thematisierung der Schwierigkeit und Leistung, kognitiv erkannte und moralisch für gut bzw. bindend befundene Prinzipien des Polyamorie-Moralcodes ‚tatsächlich‘ in die eigene Subjektivität zu implementieren, in den Interviews mit Felix vergleichsweise großen Raum ein.

Eine weitere Erzählung, die sich um einen affektiven *poly push* dreht, kommt von Paula. Einige Wochen vor dem Interview begegnete Paula Kristina:

*„Ähm ich hab sie auf 'ner Lesbenparty kennengelernt durch 'ne Kollegin sogar ((lacht kurz)), [...] dann hat das länger gedauert, bis wir uns mal treffen konnten, weil wir beide keine Zeit hatten, und dann hat das aber irgendwie haben wir uns gleich am nächsten Tag gesagt, so dass das 'n besonderer Moment war, so. Und wir haben uns irgendwie ziemlich sofort berührt und ähm, also emotional berührt“ (P: 36).*

Paula zeichnet das zweite und die weiteren Zusammentreffen mit Kristina als hoch affektive Ereignisse, die beiden buchstäblich den Kopf verdrehen, sie aber auch herausfordern: „*Und jetzt kam halt vor 'n paar Wochen diese neue Frau in mein Leben und auch mit ziemlicher Wucht, die is' jetzt grad 'n paar Wochen in Urlaub, und ich merk, das is' gut, ich/ wir haben erstmal so Abstand, so. Und ähm können uns erstmal so'n bisschen neu sortieren, nä, so.*“ (P: 36) Paula definiert sich schon seit einigen Jahren identitätsstiftend als poly (siehe 4.1.1.2) und führt eine langjährige Fernbeziehung mit Helen (die, mittlerweile eher freundschaftlich, mit ihrem Ehemann zusammenlebt) sowie eine „*Freundschaft Plus*“ mit Anette, „*wo eben dieser Teil mit Sexualität ((lachend\*)) höchstens fünf Prozent sozusagen ausmacht ((\*)*“ (P: 6). Gegenüber der Kollegin, die Paula und Kristina miteinander bekannt machte, hatte sich Paula bereits als lesbisch und poly „*geoutet*“, und von besagter Kollegin wiederum wusste Kristina schon, „*dass ich [Paula] poly bin*“ (P: 36). Kristina hingegen habe zwar „*in den '90ern ziemlich wildes Leben*“ gelebt und damals „*alle möglichen Konstellationen*“ der Bezie-

---

107 Konkret bezieht sich Felix etwa auf Sinas „*Metapher mit den zwei Töpfen*“, mit der sie ihm auseinandersetze, „*dass sowas wie Zuneigung halt einfach keine ähm sozusagen begrenzte Ressource is', die zur Neige geht*“ und dass Polyamorie „*'ner andern Logik folgt als das, wie man das glaub ich, wenn man aus so'm, ja, aus diesem romantischen Zweierbeziehungs..ding kommt, ähm ... was man da so im Kopf hat*“ (F1: 17) Ausführlich zur Bedeutung dieser neuen Bilder für Felix' Entsubjektivierung von der mononormativen Mangellogik: Mayer 2014a, 2014b.

hungsführung und Intimität kennengelernt. Zuletzt aber habe sie „in ’ner ziemlich monogamen Beziehung so auch jahrelang“ gelebt und wollte anschließend ein Jahr lang „keine Beziehung, keine Affären, gar nix, und dann kam ich jetzt halt in ihr Leben, so“ (P: 36). Hier ist es nicht die Erzählerin selbst, sondern deren neue Freundin, die ungeplant und angetrieben durch Begehren und heftige Affektion in eine polyamore Beziehungskonstellation und -praxis hinein rauscht und diese verändert. Paula zeigt sich jedoch optimistisch, dass Kristinas Haltung und Subjektivität bereits polytauglich ausgerichtet sind: „Und sie fand das halt super spannend von Anfang an mit dem Poly-Ding und ((schmunzelnd\*)) ihre Freundinnen sagen ihr wohl alle ((\*)) »Ja, das passt zu dir«, so, nä, so. Und da is’ sie auch total offen und das/ sie wird auch bestimmt äh ((schmunzelnd\*)) nebenher ((\*)) noch andere so ha..ben wollen so, nä.“ (P: 36) Einerseits ist Paula geschmeichelt, aufgeregt und begeistert von Kristinas großer Affiziertheit: „für die Kristina is’ das schon was Besonderes, und ich hab auch das Gefühl so von meiner Seite is’ das schon intensiver so. Einfach auch, weil’s auf Resonanz stößt, so. Und weil sie wirklich Interesse hat. Und ähm, ja, und ich bin gespannt. Also das is’ wirklich ganz frisch.“ (P: 36) Andererseits zeigt sich Paula aber auch leicht geschockt und überrumpelt vom forschen Vorgehen Kristinas:

„Aber das is’ schon so, dass sie sich halt richtig verliebt hat, und das auch Helen gesagt hat. Also dann kam sie hier/ irgendwann zu dritt haben wir uns dann noch mal vor ihrem Urlaub, da war Helen grad da und dann war sie kurz hier, und ähm dann hat sie das halt erzählt. Und ich wusste das bis dahin auch nich’. So. Und das war schon ’ne besondere Situation, so. Also es war klar, wir gehen dann gleich spazieren, Kristina und ich, und ich zieh mir noch ’ne Hose an und dann komm ich runter auf die Terrasse und merk so, die reden total intensiv ((lacht kurz)) und dann sagte die Frau halt so, woa, ja, dass sie sich halt verliebt hat, nä.“ (P: 36)

Im Sinne des Polyamorie-Gebots, dass alle (näher) Beteiligten voneinander wissen und mit der nichtmonogamen Praxis einverstanden sein sollten, handelt Kristina moralisch richtig, wenn sie Helen frühzeitig über die Intensität ihrer Affiziertheit aufklärt. Da dieser Schritt allerdings nicht mit Paula abgesprochen ist und Paula selbst auch noch nicht über die Dimension von Kristinas Hingerissenheit informiert war, fühlt sich Paula überrumpelt. Jedenfalls illustriert Paula mit der Erzählung von der Terrassen-Situation und Kristinas Vorpreschen die Dringlichkeit und Stürmischkeit, die sie Kristinas Begehren für sie zuschreibt.

Die hier angeführten Erzählungen kopflosen Begehrens und unregulierter Affektion

knüpfen an den kulturellen Code der *amour passion* und damit an eine spezifische Subjektposition des Diskurses der romantischen Liebe an (vgl. 2.4.1). *Amour passion* steht für unregulierte Leidenschaft, die sich über tradierte (Beziehungs-)Normen hinwegsetzt bzw. die Subjekte unversehens diesen Normen entreißt und sie ins Abenteuer stürzt. Gleichzeitig verbürgt sie die Authentizität des Handelns und des Zugangs zur Polyamorie, der hier eben nicht rational gesteuert und konzeptgeleitet ist, sondern dem Herzen folgt. Die Hervorhebung, dass sie sich damals (*noch*) *nicht* mit dem Konzept Polyamorie auseinandergesetzt hatten, deutet darauf hin, dass Polyamorie sich den Subjekten als spezifisches Wissen präsentiert (dessen sie damals noch nicht mächtig waren) und als spezifischer Moralcode (der ihnen damals noch nicht geläufig war). Wie nah oder fern sich die Subjekte gegenwärtig zu diesem Moralcode positionieren, variiert allerdings. Jedenfalls, so wird ab dem übernächsten Abschnitt deutlich, gilt ein dauerhaft freies Laufenlassen der Affekte im Polykontext als problematisch.

#### **4.2.1.3 Situative Begehrensproduktion**

In der bisherigen Analyse wurden schon einige erzählte *Situationen* betrachtet, in denen mit einer situations- und *agencement*-analytischen Perspektive zahlreiche menschliche und nichtmenschliche Akteur\*innen, belebte und unbelebte Entitäten ausgemacht und gemappt werden können, die diese Situationen mitkonstituieren und die Subjekte (oder Teile des Subjekts) affizieren. Das gilt für Alltagssituationen, wird aber besonders deutlich an Erzählungen von aus dem Alltag herausgehobenen Ereignissen wie jenem der *Party*. Eine dieser besonderen Situationen wird von Felix erzählt:

„Ähm genau, eine Sache, die noch war, wo/ ... die ich irgendwie spannend fand, war letztes Jahr im Sommer [...] als ich auf 'ner Party mit nem/ ... äh mit 'nem Freund, also mit 'nem guten Freund von mir rumgeknutscht hab, was für mich so die erste Erfahrung in dieser Hinsicht war, und naja, das war halt so'n bisschen so 'ne Party-Situation und ähm ... ja, keine Ahnung, ich hatte das Gefühl, dass ich da auch seit längerem schon so'n bisschen so'ne Spannung zwischen uns aufgebaut hatte, zwischen Timo und mir, ähm .... irgendwie ich weiß nich', wir waren/ wir sind häufig, wenn wir uns sehen ähm körperlicher, als ich das mit anderen/ äh mit anderen männlichen Freunden dann vor allem auch bin, also wir umarmen uns dann irgendwie mehr und haben mehr Körperkontakt zueinander irgendwie, ähm genau, und ich weiß gar nich' mehr genau, wie sich das dann irgendwie ergeben hat, ich glaub, wir haben einfach darüber gesprochen, wie es is', als Mann mit Männern zu knutschen, und er hatte das früher mal gemacht und so weiter, und irgendwie naja, und dann ham wir's halt auch gemacht. Und er meinte halt hinterher auch,

naja, ((schmunzelnd\*)) das wär ja was, was schon längst überfällig gewesen wäre ((\*)) und so weiter. Und es war 'ne sehr schöne Situation ähm, danach is' jetzt gar nich' groß weiter was passiert, auch weil ich ihn gar nich' so oft sehe, und so, aber es war irgendwie 'ne interessante Erfahrung, die ich gemacht hab, und ich hatte da das Gef/ da saß Sina halt auch daneben, und das war 'ne ganz witzige Situation, weil ich glaube, Sina saß in der Mitte und/ oder auf jeden Fall daneben direkt, und wir haben uns halt darüber unterhalten und Sina hat sich mit jemand anderm unterhalten, ich weiß es nich' mehr ganz genau, wie das war, und jedenfalls kam halt dieser Wunsch auf, Timo zu küssen, und bei Timo halt auch.“ (F2: 3)

Obwohl die beiden einander offenbar schon vorher affizierten und sich eine „Spannung zwischen uns aufgebaut“ hatte, wird das Begehren, Timo zu küssen (und andersherum), in der und durch die „sehr schöne Situation“ und „ganz witzige Situation“ produziert. An dieser sind neben Felix und Timo auch Sina, eine Sitzgelegenheit, die warme Jahreszeit, die Unterhaltung übers Männer-Küssen (bzw. der Diskurs, aus dem sich diese Unterhaltung speist und in dem die beiden positioniert sind), und eben die ganze „Party-Situation“ beteiligt, die sich vermutlich wiederum aus multiplen Akteur\*innen zusammensetzt (Partygäste, Musik, Stimmengewirr, Tanz, Beleuchtung, Getränke, Lachen, Rauch...). In einem weitergehenden Situations-Mapping müsste als Ausgangslage auch der polyamore Beziehungskonsens und die grundsätzlich queer-positive Haltung von Sina und Felix mit einbezogen werden.<sup>108</sup> Auch fand die Party offenbar in einem sozialen Umfeld statt, in dem es nicht (schwerwiegend) negativ sanktioniert wird, wenn sich zwei Männer öffentlich küssen und/oder wenn jemand im Beisein seiner Freundin jemand anderen küsst.

Auch bei Rebecca findet sich eine Erzählung von einem besonderen Abend, an dem ihr in einem besonderen atmosphärischen Gefüge ein besonderer Mensch, Karen, begegnete:

„Ich war auf so'ner (Motto-)Party, [...] ich hab meinen besten Freund untern Arm geklemmt, bin dahin gegangen und war unglücklich geflasht, weil das einfach so'n Fest für's Auge is', weil die Leute so toll aussehen und so toll verkleidet sind und es gibt irgendwie Musik und alle benehmen sich so, als ob sie wirklich (das Party-Motto) leben und ich fand's total toll. Und ich hab auch früher schon, keine Ahnung, als Teenager überlegt wie das is', ob ich mir vorstellen könnte, mal was mit 'ner Frau anzufangen, und lustigerwei-

---

108 Zur dennoch die Situation mit strukturierenden Heteronormativität, die Küssen unter Männern geringer bewertet als heterosexuelle Nichtmonogamie, siehe Abschnitt 2.2.1.2.

*se hab ich mir dann irgend sowas vorgestellt, was das für 'ne Frau wäre, und ... da kamen dann immer so/ ... also wenn ich mir das so vorgestellt hab so vage, hab ich gesagt ha, irgendwie so eine etwas androgynere Frau, hm hm hm, und ich lauf jedenfalls auf dieser Party rum, auf dieser (Motto-)Party, und als ob sie vom Himmel heruntergeworfen wäre, steht quasi vor mir die Frau, wie ich sie mir genau so vorgestellt habe. Immer vorher. Okay! ((lacht)) Also hatte irgendwie (männlich codierte Kleidung) an und kinnlange Haare und sie hat irgendwie Lässigkeit ausgestrahlt und ich dachte so wow, die is' aber sehr interessant. Und dann bin ich so bisschen um sie rumgeschwänzelt und hab ihr schöne Augen gemacht, dachte natürlich naja, wer weiß, bloß weil ich die jetzt irgendwie wahnsinnig spannend finde, heißt das ja nich', dass die mich auch interessant findet, aber ich hab sie bezirzt und sie hat mir ihre Nummer gegeben und dann haben wir uns irgendwie zu unserem ersten Date getroffen, also das hab ich Lennard dann auch erzählt, ich hab ihm erzählt ((euphorisch\*)) »Boa, ich war auf dieser total krassen Party und das war die krasseste Party, auf der ich je war, und es war total spannend und aufregend und ich hab diese Frau kennengelernt und ich treff die jetzt wahrscheinlich auch noch demnächst« ((\*)),“ (R: 35)*

Rebecca erinnert Karens Auftritt im Glanze des ohnehin schon faszinierenden und anregenden Gesamtkunstwerks mit seinen zahlreichen, heterogenen Akteur\*innen als Ereignis und Erscheinung, die sie stark affizierte. Gelesen als Emotionsausdruck (siehe 3.2.5), kann die besonders lebhaft erzählte Erzählweise einschließlich der wörtlichen Rede, mit der Rebecca diese Sequenzen erzählt, darauf hindeuten, dass sie auch im Moment des Erzählens stark affiziert wird. Geschichte und Vortrag haben auch mich affiziert und in der Interviewsituation sowie später beim Transkribieren und Analysieren ein bewegtes Bild von dem erzählten Szenario produziert. Noch besser als sie zu *mappen* (weil zu statisch), kann ich mir die Situation als Filmszene vorstellen (und selbstverständlich ist meine Interpretation/Projektion der von Rebecca erzählten Szenen wiederum durch Filme mitgeprägt). Aus forschungsethischen Gründen des Identitätsschutzes habe ich das Motto der Party und die genaue Beschreibung der Kleidung Karens unkenntlich gemacht, was der Erzählung leider ein wenig von seiner Detail- und Bildhaftigkeit nimmt (es würde mich aber interessieren, welche Vorstellungen von Motto und Kostümen bei euch und Ihnen als Leser\*innen evoziert werden). Dass Rebecca Karen als ideale Verkörperung des „*immer*“ schon imaginierten und begehrten Typs Frau erzählt, muss auch im Kontext von Rebeccas Selbstdeutungsmuster biographischer Kontinuität, das das ganze Interview durchzieht und der Verwurzelung ihres Begehrens gelesen werden (vgl. 4.1.1.1). Im Kontrast dazu wird die Ereignishaftigkeit der gegenseitigen Affektion ver-



stärkt durch Rebeccas anschließende Erzählung vom ersten Date mit Karen, an dem beide zu ihrer wechselseitigen Überraschung feststellen, „*dass wir beide noch nie was mit 'ner andern Frau hatten*“ (R: 35).<sup>109</sup>

## 4.2.2 Widerspenstige Affekte

Wie in den vorangestellten Abschnitten gezeigt, wird in Erzählungen des Werdens, anders als in Identitätsnarrativen, keine der nichtmonogamen bzw. polyamoren Praxis vorgängige nichtmonogame Subjektivität konstruiert und keine entsprechende Identitätsposition eingenommen (wobei es Interviewte wie Rebecca, Chris oder Paula gibt, deren narrative Selbstentwürfe als Ganze betrachtet eher zu einer Subjektposition der Identität tendieren, und die dennoch von affektiven Ereignissen berichten, in denen sich ihre Nichtmonogamie verdichtet oder beschleunigt). Allerdings, und darum drehen sich sie folgenden beiden Abschnitte, thematisieren und problematisieren verschiedene Interviewte, dass ihre Subjektivität und Affektivität nicht (immer) mit dem Moralcode konsensueller Nichtmonogamie und dessen Gefühlscodes übereinstimm(t)en (4.2.2.1). In solchen Fällen sehen es die Interviewten als ihre Aufgabe an, Affekt und Polyamorie-Konzept zur Deckung zu bringen, indem verbleibende mononormative Subjektivitätsanteile entsprechend bearbeitet werden (4.2.2.2).

### 4.2.2.1 Moralcode vs. Affekt

Zur Zeit des ersten Interviews ist Sina noch die einzige Person in der Dreierkonstellation mit Viktor und Felix, die zwei relativ langfristige und verbindlich Beziehungen führt (auch wenn Viktor das Wort Beziehung ablehnt). Im Interview thematisiert Sina dies als Problem, da sie aufgrund der fehlenden Praxiserfahrung noch nicht feststellen konnte, wie Felix' und Viktors Polyamorie sie affizieren würde:

*„Mein Anspruch an mich wäre natürlich, dass ich mich unheimlich für sie freuen würde, wenn sie se/ wenn sie 'ne andere Frau irgendwie so toll finden, dass sie 'ne Beziehung mit ihr führen möchten, und dass ich dann auch so liebevoll interessiert daran sein könnte*

---

109 „[D]ann hab ich mich also mit ihr zum Date getroffen, und dachte auch so, oha, was passiert jetzt eigentlich grade, ähm und dann haben wir zum Beispiel auch festgestellt, dass wir beide noch nie was mit 'ner andern Frau hatten, also ich weiß nich', ob sie vielleicht schon mal was mit 'ner hatte, aber zumindest nich' mit 'ner andern Frau zusammen war oder sich in 'ne andere Frau verliebt hat, wir dachten natürlich beide jetzt so, okay, is' die andere Frau jetzt irgendwie lesbisch und ich bin jetzt hier gerade auf'm Abenteuer außerhalb meiner Hetero-Erfahrung, aber eigentlich waren wir beide auf 'nem Abenteuer außerhalb unserer Hetero-Erfahrung sozusagen, sie hatte sich irgendwie kurz vorher erst von ihrem ewig langjährigen Freund getrennt und dann haben wir uns immer mal wieder getroffen und dann hat sich das so entwickelt.“ (R: 35) Zur heteronormativ-misogynen Reaktion von Rebeccas damaligem Freund Lennard angesichts der sich entwickelnden Beziehung zwischen Karen und Rebecca siehe Abschnitt 4.1.1.1.

*und mich mit dieser Frau gut verstehen würde, ob das dann wirklich so sein würde, weiß ich leider nich', und das is' auch sowas, was immer so'n bisschen Damoklesschwert-mäßig drüber hängt, dass ich nich' weiß, wie ich reagieren würde. Und ob ich da meinen Ansprüchen genügen könnte.“ (S1: 55)<sup>110</sup>*

Sina benennt hier zentrale Normen der Polyamorie-Codes: Zum einen *compersion*, also die Mitfreude an der Freude der Partner\*innen angesichts der schönen Erlebnisse mit einer anderen Person bzw. in einer anderen amato-sexuellen Beziehung. Diese Freude ist, als Begriff und Erfahrung, nicht nur ein Produkt des Polyamorie-Diskurses, sondern innerhalb dieses Diskurses auch als hochgradig erwünscht markiert, ist sie doch als das emotionale Gegenteil zu mononormativer Eifersucht konzipiert: „Compersion can be thought of as the opposite of ‚jealousy;‘ it is a positive emotional reaction to a lover’s other relationship.“ (More than two Glossary)<sup>111</sup> Sina soll sich aber nicht nur für und mit Felix und/oder Viktor freuen, sie soll auch „*liebvoll interessiert*“ sein und dieses Interesse vermutlich auch verbal und nonverbal ausdrücken (nachfragen, zuhören, mitdenken – und zwar auf eine sorgsame, zugewandte, mitfühlende, zärtliche Weise). Drittens soll sie ihre etwaigen Metamours, die Partner\*innen von Felix' und/oder Viktor, kennenlernen, sie sympathisch finden, von ihnen sympathisch gefunden werden, angeregt mit ihnen kommunizieren, gerne Zeit mit ihnen verbringen, kurz: sich „*gut verstehen*“. Sina betrachtet es auch im zweiten Interview noch „*ein Stück weit*“ als „*offene Frage*“, ob sie „*das alles wirklich, wenn es denn von den beiden in die Praxis umgesetzt würde, [...] so mittragen könnte, wie meine theoretischen Überzeugungen das eigentlich vorsehen*“ (S2: 7). Felix wiederum erblickt in Sinas Reaktion auf eine kürzere Beziehung, die er zwischenzeitlich hatte, einen gewissen

*„Widerspruch zwischen einerseits halt den offenen Charakter der Beziehung betonen und irgendwie das polyamore Konzept und so weiter, das halt auf jeden Fall ja die Basis für unsere Beziehung is', und auf der anderen Seite aber halt diese/ schon die Eifersucht einfach, die da halt reingespielt hat“ (F2: 3).*

---

110 Sina befürchtete sogar, Felix und Viktor würden es vermeiden, nichtmonogam aktiv zu werden, um Sina und auch sich selbst Sinas Reaktion darauf zu ersparen: „*Felix hatte am Anfang auch mal angemerkt, dass es am Anfang bei ihm so war, dass sie sich schon deswegen zurückhalten, um sicherzustellen, dass ich nich' plötzlich Terz mache, weil die Regeln zwar formal so sind, dass sie dürfen, ich dann aber irgendwie doch einfach äh nur am rumheulen bin und sie das gerne vermeiden wollen. Und das wäre natürlich extrem doof. Weil dann wäre es zwar formal so, dass die Beziehung auch für sie natürlich offen is' und sie machen können, was sie wollen, dann aber in der Umsetzung irgendwie schwierig, weil sie irgendwie Angst vor meiner Reaktion haben, emotionalen Reaktion. Das täte mir sehr, sehr, sehr leid, wenn das so wäre. ... Hm. (3)“ (S1: 59)*

111 <https://www.morethantwo.com/polyglossary.html> Abgerufen 09.02.2022

Aus Felix Perspektive bewegt sich Sina „zwischen diesen beiden Polen“ (F2: 3), also zwischen der Befürwortung von Polyamorie sowie dem Anspruch an sich selbst, dem Moralcode der Polyamorie zu genügen einerseits, und den Affekten, die als nicht zu Konzept und Anspruch passend konstruiert sind. Auch in Bezug auf sich selbst erinnert sich Felix an eine Zeit in der Beziehung mit Sina, als seine Affektivität noch nicht mit den Leitprinzipien konsensueller Nichtmonogamie konform ging: Insbesondere wenn Sina mit Viktor verabredet war, klafften bei Felix – so stellt er es heute dar – eigene Rationalität und Poly-Vertrag einerseits, Affektivität und Subjektivität andererseits auseinander.

*„Obwohl ich, wenn ich das vorher so überlegt hab, halt es für mich irgendwie klar war, ähm okay, äh keine Ahnung, Sina hat das Recht bei Viktor zu sein, natürlich und so und das is' völlig in Ordnung und so weiter, äh und gleichzeitig war's für mich in solchen Situationen einfach emotional schwierig, das irgendwie umzusetzen so.“ (F1: 31)*

Die Position, die Felix hier, im Interview, einnimmt, setzt den Poly-Moralcode als Norm, auf die hin es sich zu subjektivieren gilt: der Code soll auch affektiv (nicht nur rational) umgesetzt, befolgt, *geföhlt* werden. Das klappt aber nicht, denn, wie Felix problematisiert, war seine Affektivität nachhaltig mononormativ modelliert. Demnach ließ Sina ihn nicht nur allein zuhause sitzen, sondern dazu auch noch „*alleine mit meinen Geföhlen, irgendwie sie is' bei Viktor, hat Spaß, hat irgendwie 'n tollen Abend, die ... keine Ahnung, ha'm grade wilden, leidenschaftlichen Sex so, und ich sitz' hier alleine und mir geht's total dreckig und äh sie kümmert sich nich' um mich*“ (F1: 11). Damit positioniert sich Felix in zweifacher Hinsicht in einen mononormativen Mangel-Diskurs (Mayer 2014a, 2014b). Sinas Anwesenheit bei Viktor ist gleichbedeutend mit ihrer Abwesenheit bei Felix, nicht nur in räumlicher und physischer Hinsicht (sie hält sich bei Viktor auf statt bei Felix *und* sie hat tollen Sex mit Viktor statt mit Felix) sondern auch in emotionaler (sie sorgt sich nicht um Felix' Wohlergehen und leistet keine affektive Arbeit). Die nichtmonogame Praxis Sinas wertet in dieser Logik nicht nur die Beziehung zu Felix massiv ab und zeigt ihm, dass „*ich ihr nichts bedeute*“, sondern Felix deutete sie auch Ausdruck eines allgemeineren Empathiedefizits, weil „*sie irgendwie herzlos is'*“ (F1: 31). Der Mangeldiskurs der Mononormativität, in dem sich Felix hier positioniert, ist nicht geschlechtsneutral: Speziell das weibliche nichtmonogame Subjekt wird darin als zu wenig (empathisch, bescheiden, verbindlich, passiv, monogam) und zu viel (sexuell, maß- und zügellos, unzuverlässig, aktiv, nichtmonogam) zugleich konstru-

iert. Dieser Diskurs wiederum knüpft an eine misogyne Begehrenskonstruktion an: „Desire, like female sexuality itself, is insatiable, boundless, relentless, a gaping hole that cannot be filled or can only be temporarily filled“ (Grosz 1994: 71). Diese bodenlose, aus dem Häuschen geratene Sexualität geht im mononormativ-romantischen Diskurs einher mit einer unterstellten Nachlässigkeit in Bezug auf die Aufgabe der Frau, nämlich zuhause zu bleiben und sich dort um Mann (und perspektivisch um die gemeinsamen Kinder) kümmern: „*sie hat irgendwie total viele Typen und ich häng’ hier alleine rum*“. Den damals an Sina gerichteten Vorwurf zitiert Felix sogar in wörtlicher Rede: „»*Du* vögelst mit andern Typen rum und ähm lässt mich leiden«“ (F1: 17). An dieser diskursiven Schnittstelle von Mononormativität und Heterosexismus wird Nichtmonogamie der Frau *als Sexualität* – genauer: als Penetrationssex – mit anderen Männern zum Skandal und zum emotionalen Problem. Sie ist nicht einfach nur sexuell (zu) aktiv; sie entzieht ihren Körper mutwillig der Exklusivverfügung *eines* Mannes.<sup>112</sup> Heute unter dem Terminus *slut shaming* bekannt, besitzt die Stigmatisierung von Frauen als leichte Mädchen oder Huren – die Gegenbilder zur Heiligen und Mutter – eine lange historische Tradition. Die Konstruktion und Abwertung ‚ungezügelter‘, ‚unernster‘ und im wahrsten Sinne des Wortes ‚unverschämter‘ weiblicher Sexualität, welche nicht ausschließlich Reproduktionszwecken und einem einzigen Mann dient, als gefährlich und/oder unmoralisch, sind seit jeher Säule und Vehikel patriarchaler Machtausübung: „Processes of labelling according to the ‘whore stigma’ renders offensive and unacceptable any form of female sexuality that is not subject to men’s desire to control.“ (Klesse 2005: 449) Als problematisch markiert Felix seine damals noch ‚unvollständige‘ poly-

---

112 So hat etwa Ben die Erfahrung gemacht, dass es bei polyamoren Frauen insbesondere „*von der sexuellen Komponente her zu ’ner Abwertung kommt, so ((verächtlich\*)) »Hier, öh, so’ne Schlampe, ((\*)) die hat ja irgendwie zwei Freunde«*“ (B: 148). Allerdings berichtet Felix auch von Erfahrungen mit poly- und sexnegativer Stigmatisierung, die er *als Mann* erfährt: „*diesem Polyamorösen haftet auch manchmal so das Image an, ähm wenn man das als Typ irgendwie sagt, [dass man poly lebt, G.M.], dass man ja irgendwie nur bindungsunfähig und beziehungsunfähig is’ und irgendwie Lust hat, mit vielen Frauen zu vögeln*“ (F1: 143). Wobei es Männern, so würde ich hinzufügen, zumindest solange sie nicht in einer festen Beziehung sind, im gesellschaftlichen Ansehen eher zugute kommt als schadet, wenn sie es vermögen „*mit vielen Frauen zu vögeln*“. Die Phase, in der Felix sich besonders schlecht mit Sinas Nichtmonogamie fühlte, fiel – vermutlich nicht zufällig – in eine Zeit, als er selbst noch nicht ‚aktiv‘ polyamor lebte: „*Sina hat ’n andern Freund, ich hab keine andere Freundin, und äh irgendwie war das vielleicht auch ’ne Quelle für so leichte Minderwertigkeitskomplexe manchmal.*“ (F2: 3) Auch hier greift Mononormativität wieder mit einem heteronormativen Genderbias ineinander, wie Sina analysiert: „*[W]eil wir in ’ner Gesellschaft leben, in der ... ähm es gerade für Männer ’n Prädikat is’ viele Frauen rumzukriegen*“, dürfte „*für Männer, die sich quasi auch im gesellschaftlichen Ansehen eine Frau teilen müssen und selber aber nich’ mehrere haben, diese Asymmetrie irgendwie manchmal schwer zu ertragen sein*“ (S1: 57).

amore Subjektivierung auch deshalb, weil sie mit einer latent hetero-sexistischen Abwertung der nichtmonogamen Praxis Sinas *und* ihrer Person einherging. Diese Haltung ist nicht nur aus polymoralischer, sondern auch aus feministischer Perspektive (die Felix auch mir zuschreiben dürfte) kritisch zu betrachten. Auch deshalb scheint es Felix wichtig zu sein, im zweiten Interview die Position eines nunmehr auch affektiv polyamorierten Subjekts einzunehmen, das die mononormative Affektmodulation mittlerweile weitgehend hinter sich lassen konnte.

Ähnlich wie Felix und Sina thematisieren auch Ben und Rebecca ein Auseinanderfallen von polyamorem (Selbst-)Anspruch und Affekt, hier insbesondere aufseiten Rebeccas. So beschreibt es Ben als eine „*Belastungsprobe für das Verhältnis von mir und Rebecca, weil sie halt schon relativ eifersüchtig is', aber also natürlich klar is', wie führen irgendwie 'ne Poly-Beziehung*“ (B: 17). Gemäß den Statuten der Polyamorie wisse Rebecca, so Ben, auf einem „*eher abstrakten Level [...] dass es cool is', dass ich das jetzt mit der anderen Frau [...] habe, aber gleichzeitig kann sie da ihrer Eifersucht nich' ganz entfliehen, um es vorsichtig auszudrücken, und deswegen is' es halt auch 'n bisschen schwierig*“ (B: 17). Rebecca ihrerseits hadert damit, trotz willentlicher Entscheidung für ein Poly-Modell immer noch und immer wieder durch mononormativ affiziert zu werden: „*jedesmal, wenn ich dann wieder so eifersüchtig bin, denk ich so nee, ich wär' jetzt gern nich' eifersüchtig, weil ... wär' ja viel lässiger. Wär' ja viel praktischer auch.*“ (R: 45) Neben Fragen des Selbstbilds (lässig vs. unlässig sein) und der Leichtigkeit oder dem Aufwand, mit denen sich die konkrete polyamore Beziehungsführung gestalten lässt (praktisch vs. umständlich und kompliziert) nimmt Rebecca auch Bezug auf die Normativität des Moralcodes der Polyamorie, der Eifersucht generell für nicht zulässig erkläre. Sie habe in der Vergangenheit schon mehrfach „*in mir selber drin diesen Konflikt, [...] dass ich das Gefühl hatte ich kann eigentlich nicht/ ich soll jetzt nich' eifersüchtig sein, ich wär' gerne nich' eifersüchtig, plus ich hab das Gefühl, ich kann mir das schon mal gar nich' leisten eifersüchtig zu sein, weil ich mit zwei Typen 'ne Beziehung hab.*“ (R: 63) Die Weise, wie sie von Bens nichtmonogamer Praxis affiziert wird, widerspricht also erstens der allgemeinen Polymoral und deren Anrufungen (ich soll nicht eifersüchtig sein) und zweitens Rebeccas Selbstverhältnis (ich will nicht eifersüchtig sein). Verschärft wird dieser Konflikt zwischen Norm und Realität durch das Gebot der Reziprozität: Da Rebecca für sich selbst in Anspruch nimmt, von ihren Partner\*innen nicht durch emotionalen Druck oder gar durch Ansprüche auf Monogamie restringiert zu werden, „*kann ja wohl auch ich selber oder der Rest der Welt kann ja wohl*

auch von mir erwarten, dass es okay is', wenn Ben mal mit irgend 'ner andern Frau Sex hat. So. Und das ich dann trotzdem so eifersüchtig war, dacht ich so, oh scheiße, eigentlich darf ich das gar nich', ich kann mir das jetzt nich' erlauben.“ (R: 63) An anderer Stelle allerdings distanziert sich Rebecca partiell von der polynormativen Vorschrift, nicht eifersüchtig sein zu dürfen und plädiert stattdessen für die Akzeptanz temporärer Eifersuchtsanflüge (vgl. 4.2.2.2 und 4.4.2.3).

Auch Paula problematisiert eine frühere Phase innerer Nichtübereinstimmung mit der Polymoral. Dies führte einstmals sogar zur Trennung von Helen, mit der sie heute wieder zusammen ist. Als Paula mit Helen zusammenkam, wusste sie darum, dass Helen mit einem Mann verheiratet ist und zusammenlebt. Während Paula das Zusammenleben des Ehepaars zunächst als formale bzw. pragmatische Gegebenheit hinnahm, realisierte sie nach einem knappen Jahr Beziehung mit Helen:

*„Oh, die sind ja richtig ein Liebespaar. Und dann hab ich mich getrennt. So. Weil ich, ja, das nich' aushalten konnte. Damals so, nä, ich hatte irgendwie/ ich wusste ja, es gibt diesen Mann, ich hab den ja auch kennen gelernt, aber damals tat das irgendwie noch so weh. So, weil ich irgendwie erwartet hatte innerlich, oa, sie is' ganz frei und nur für mich.“ (P: 5)*

Das Wissen um Helens bisexuelle Nichtmonogamie wurde in dem Moment zum (entscheidenden) Problem, als Paula klar wurde, dass Helen tatsächlich *polyamor* lebte – denn in Bezug auf auf Helens Liebe und Zuneigung beanspruchte Paula, wenn auch nicht rational-konzeptionell begründet, so aber doch affektiv, damals noch einen exklusiven Status.

Die Interviewten bemühen verschiedene Bilder und äußern verschiedene Eigentheorien, um den konstatierten Antagonismus von Affekt und Konzept intelligibel und plausibel zu machen. Zunächst einmal durchzieht die Interviews eine Konstruktion, nach der sich das Affektive als ein schwer regulierbarer und schwer regierbarer Bereich darstellt.<sup>113</sup> Einerseits kann zwar das Affiziertwerden durch eine andere Person und/oder innerhalb eines bestimmten *agencements* einen leidenschaftlichen Poly-Push bewirken, der die Subjekte jenseits des Planbaren in Richtung Nichtmonogamie katapultiert und dabei über mononormative Subjektivitätsanteile einfach hinwegfegt (vgl. 4.2.1.2). Anderer-

---

<sup>113</sup>Die Problematisierung der unregierbaren Kraft des Affektiven, welche die Souveränität des Subjekts unterlaufen kann, bezieht sich dabei nicht nur auf Heimsuchungen durch mononormative Ressentiments. Affekte werden generell als ein unkalkulierbarer Faktor begriffen, der sich nicht durch moralische Vorsätze und Vorgaben regulieren lasse – womit im schlechtesten Fall sogar sexuelle Übergriffigkeit plausibel gemacht werden soll (siehe 4.3.4.3).

seits aber stellt sich für einige der Interviewten die Ebene des Affekts, zumal innerhalb einer mononormativen Kultur modelliert, als eine machtvolle Gegenkraft zu den Prinzipien der Polyamorie dar. Sofern Affekten die Macht zugeschrieben wird, unwillkürlich die Entscheidung für ein polyamores Modell und Moralverhalten zu unterlaufen, stellen sie eine Bedrohung für die Rationalität und Souveränität des (Poly-)Subjekts dar.

Insbesondere bei Felix erscheint das Affektive als Refugium und Agentin der Mononormativität. Seine Anfälligkeit für mononormative Affektion beschreibt Felix für die Frühphase seiner Beziehung zu Sina als einer „*Verlaufskurve*“ folgend, die gegenläufig zur erwünschten Annäherung an die Polymoral verlief, nach der mehrfache Lieben erwünscht und zu begrüßen wären: „*je stärker meine Gefühle für Sina wurden, desto stärker wurde auch die Eifersucht*“ (F1: 17). Wie er mehrfach betont, habe er auf der Ebene der Überzeugung und Rationalität *kein* Problem mit Sinas Nichtmonogamie gehabt. In dieser Hinsicht positioniert er sich als mit dem neuen, polyamoren Moralcode konform. Das Problem waren seine renitenten und regressiven Gefühle: „*meine Gefühle haben da so'n bisschen, ja, was heißt gegen mich gearbeitet, aber waren irgendwie noch so diesem alten Beziehungsmodell verhaftet.*“ (F1: 31) Felix agentiviert seine Gefühle, schreibt ihnen also eigenständige Handlungsmacht zu und trennt sie von seinem (rationalen) Selbst, so dass sie als aktive Gegenspielerinnen zu dem erscheinen, was Felix will und soll: polyamor sein bzw. werden. Während ein Teil von Felix demnach schon vorangeschritten ist zum neuen, polyamoren Modell, bilden die Affekte die Verbindungslinien zum alten Modell und Reste der alten Subjektivität: einer mononormativen Betrachtungs- und Empfindungsweise, die Felix, entsprechend der an ihn gerichteten Erwartungen, hinter sich lassen will. Den Abstand permanent herzustellen und aufrechtzuerhalten, erfordert einiges an Kraft, Willensanstrengung und Selbstdisziplin; in Momenten der Schwäche hingegen kommt es zu unwillkürlichen Rückfällen:

„*ich hab einfach gemerkt, wie das gefühlsmäßig für mich schwierig war, weil ich in so Situationen der Krise, also wo's einfach/ wo ich gerade eifersüchtig war, wo ich gerade müde war, fertig war, genervt war von irgendwelchen Dingen, so zurückgefallen bin quasi, auf so'n monogames Verständnis, so intuitiv*“ (F1: 31).

Ist an einer Stelle Felix das Subjekt, das den Halt verliert und regressiv in das alte Muster zurückfällt bzw. affektiv dorthin zurückgezogen wird, so wird an anderer Stelle der mononormative Deutungsrahmen selbst agentiviert: Dass Sina, wenn sie Viktor traf, unverantwortlich und unempathisch handelte, „*war wie gesagt nichts, was ich wirklich ge-*

*glaubt* hab, sondern es war halt irgendwie so'n Interpretationsraster, das immer so rein rutschte, wenn ich grade in irgend 'ner Stresssituation“ (F2: 3) war. Der Diskurs der Mononormativität bewegt sich in seine Gegenwart hinein, sucht ihn dort heim, wenn er im Stress ist und sich nicht so gut selbst regieren kann wie in Phasen und Momenten, in denen ihm mehr Selbstsorge- und -regierungskapazitäten zur Verfügung stehen. Felix erzählt auch von „*Momente[n], wo es dann so übergekocht is*“ (F1: 31), oder „*wo es wirklich auch komplett aus mir rausgebrochen is*“ und in denen er „*blind [...] für diese Argumente*“ (F1: 17) und Absprachen wurde, nach denen Sinas Nichtmonogamie kein Problem hätte darstellen dürfen. Hier positioniert er sich als situativ von unerwünschten Affekten überwältigt, nicht mehr fähig zur Distanzierung und Reflexion, nicht mehr Herr im eigenen Haus, in dem die Affekte temporär die Kontrolle über sein Denken und seine Sinne übernommen haben.

Auch Ben und Rebecca fassen Rebeccas Eifersucht, die sie mit der bewussten Entscheidung für ein polyamores Beziehungsmodell kontrastieren, als schwer bzw. nicht regierbaren Affekt. Da Eifersucht im Rahmen einvernehmlicher Nichtmonogamie – zumindest im konkreten Fall von Bens Affäre mit Celine – nicht auf einer „*rationalen Ebene begründet*“ sei, findet Ben es „*irgendwie extrem schwierig, Rebecca dann auch zu verklickern, wie die Sache in der Realität aussieht*“ (B: 93). Denn im Moment eines akuten „*Eifersuchtsanfall[s]*“ (R: 45) sei Rebecca solchen Erörterungen nicht zugänglich. Rebecca vergleicht solche eruptiven affektiven Ereignisse, die sowohl Ben als auch sie selbst mit einem Mangel oder Verlust an Rationalität, Reflexivität assoziieren, mit einer körperlichen Erkrankung: „*das is' so wie so'n ((lachend\*)) Fieberanfall ((\*\*)), der dann langsam wieder abklingt sozusagen und dann weniger schlimm wird. Und ich glaub, ich muss das alles noch viel mehr verinnerlichen. Also das is' mir jetzt gerade neulich wieder sehr schwer gefallen.*“ (R: 45) Die naturalisierende Analogie zu einer körperlichen Immunabwehrreaktion, gegen die man mit reinem Wollen nichts ausrichten kann (und sollte) und der man – aus Sorge um sich, aber letztlich auch zum Wohl der anderen – ihre Zeit geben muss, hilft Rebecca, „*das alles so'n bisschen entspannter und normaler zu sehen*“ (R: 45) und sich zumindest zeitweise jenseits eines Diskurses der Schuld, Eigenverantwortlichkeit und Selbstdisziplinierung zu verorten.

Felix wiederum findet eine soziologisch-psychologische Erklärung für die Persistenz mononormativer Affekte: Ähnlich wie Sven bezieht er sich auf das gesellschaftliche Ideal der monogamen Kleinfamilie, das ihm – wenn auch nicht so stark wie bei Sven – in Jugend und Adoleszenz als Leitbild diente oder zumindest *das* Modell war, zu dessen



Umsetzung er seit frühester Kindheit gesellschaftlich angerufen wurde:

*„Is’ ganz komisch, weil ich hab manchmal halt schon dieses Bild im Kopf, nä, mit dieser Kernfamilie, mit den zwei Kindern oder sowas, und das is’ auch wo ich einfach merke, naja, ich kann diese ... achtundzwanzig Jahre Sozialisation nich’ einfach abschütteln so, äh das is’ einfach in mir drin.“ (F1: 217)*

Zwar markiert Felix es einerseits als bemerkenswert (*komisch*), dass ihn das Kernfamilienmodell so nachhaltig begleitet. Gleichzeitig weiß er diese Nachhaltigkeit zu erklären: Er entwirft sich gemäß der hegemonialen Vorstellungen einer Subjektform mit Innenraum (in die sich tiefgreifende sozialisatorische Erfahrungen einlagern und dort gespeichert werden) und einer Außenhülle (auf der weniger bedeutsame oder langwierige Erfahrungen abprallen oder zumindest nur so locker anhaften, dass man sie „*abschütteln*“ könnte). Im zweiten Interview macht Felix deutlich, dass er das Modell der monogamen Kleinfamilie mittlerweile nicht nur kritisch hinterfragt, sondern dass er sich persönlich für die Zukunft durchaus auch andere Formen der Familialität vorstellen kann, in denen polyamore Beziehungen und Elternschaft kein Widerspruch sind. Das mononormative Ideal der Kernfamilie mit monogamen Eltern und biologisch mit ihnen verwandten Kindern besitzt für Felix nachhaltig eine solch subjektivierende Kraft, dass sie sich trotz gewollt polyamorer Beziehungsführung nicht qua Beschluss und Willensanstrengung neutralisieren lässt. Dies zeigt sich etwa in der Belastung, die es für sein Gefühl zu Sina und seinen Status als gleichwertiger Partner bereitet, dass Sina eher Viktor als ihn selbst als biologischen Vater eines künftigen Kindes vorsieht – obwohl alle drei theoretisch darin übereinstimmen, dass es wünschenswert wäre, gemeinsam eine Familie mit mehr als zwei sozialen Eltern zu gründen (Mayer 2020b).

Neben den Vermittlungen des mononormativen Moralcodes durch Erziehung, von den Eltern oder dem unmittelbaren sozialen Umfeld vorgelebten Beispielen, führt Felix auch die kulturindustrielle Produktion von Mononormativität an, um zu erklären, weshalb seine Affektivität so nachhaltig mononormativ modelliert zu sein scheint: Schließlich habe er

*„tausend Filme gesehen, in denen geschildert wird, wie Paare damit umgehen, wenn einer mit ’nem andern Menschen schläft oder so, ähm in denen es dann nach so’nem monogamen Verständnis abgehandelt wurde, in denen man dann ((Entrüstung imitierend\*)) total wütend is’ und irgendwie der andere is’n, keine Ahnung, ’n Schwein ((\*)) und äh keine Ahnung, ähm ... und ich glaub, das kam in solchen Momenten dann immer hoch “ (F1:*

Auch diese mediale Affektproduktion, die es als Tragödie oder wenigstens als ein großes Problem inszeniert, wenn Partner\*innen auch mit anderen Menschen Sex haben und/oder mehrere Liebesbeziehungen gleichzeitig eingehen, wirkt so nachhaltig, dass dem neuen Poly-Konzept nicht so einfach gleiche oder größere affektive Evidenz zukommen könne. Schließlich stehen Poly-Beziehungen in vielerlei Hinsicht quer zu

*„ingespielten Selbstverständlichkeiten, die es irgendwie sonst immer in anderen Beziehungen gibt einfach, weil man tausend Filme gesehen hat, in denen es irgendwelche Liebespaare gibt, die äh zusammen sind und wo's dann ganz klar so'ne Exklusivität gibt, so, okay, und du kannst nichts mit anderen Frauen, mit andern Männern haben und so weiter. Ähm selbst wenn/ wo ich/ wo mir irgendwie klar war, okay, das kann funktionieren in so'ner polyamorösen Beziehung, offenen Beziehung, ähm ... trotzdem war's irgendwie schwierig, das wirklich so zu verinnerlichen.“ (F1: 31)*

Auch Sina erklärt sich die Momente, in denen sie in Anbetracht von Felix' oder Viktors anderweitigen Flirts und Liaisons statt der polynormativ erwünschten reinen Freude und *compersion* auch Verunsicherung und Verlustangst verspürt, mit kultureller Affektmodulation: *„wahrscheinlich weil ich zu oft in Hollywoodfilmen gesehen habe, dass man sich dann so fühlt, wenn sowas passiert“ (S2: 145)*. Für eine Gegen-Subjektivierung anhand der Prinzipien einvernehmlicher Nichtmonogamie bietet die hiesige Mainstream-Kultur, wie sie sich den Interviewten präsentiert, *„einfach total wenig Anknüpfungspunkte“ (F1: 31)*.<sup>114</sup> Zur konstatierten Notwendigkeit – die von manchen Interviewten

---

114 Alternativangebote scheinen so rar und daher so besonders, dass ein bestimmtes dieser Ereignisse sowohl von Felix als auch von Sina erwähnt und als bedeutsam hervorgehoben werden: Beide erzählen im ersten Interview von einem Kinobesuch, den sie kürzlich gemeinsam mit Viktor absolvierten, um *„zusammen in diesem Tom-Tykwere-Film ‚Drei‘“ (S1: 45)* anzusehen, *„was irgendwie 'n ganz schöner Moment war irgendwie, auch ganz witzig, da im Kino zu sitzen und so ((\*“ (F1: 21)* und *„((schmunzelnd\*)) eine ganz stilvolle Geschichte, zu dritt in diesen Film zu gehen ((\*“ (S1: 45)*. Der gemeinsame Kinobesuch stellte für sich genommen ein Ereignis dar, weil Felix und Torsten zu diesem Zeitpunkt noch nicht viel persönlichen Kontakt hatten und vermutlich auch, weil Kino als ein Ort intimer romantischer Pärchenabende konstruiert ist. Zu dritt zu gehen wurde offenbar auch deshalb denkbar, anberaumt und *„irgendwie 'ne sehr schöne Erfahrung“ (S1: 45)*, weil es sich um einen Film handelt, der sich – zumindest in der damaligen Rezeption Anfang der 2010er-Jahre – in nahezu skandalöser Weise, wenn auch alles andere als klischeefrei, vom mono- und heteronormativen Moralcode absetzte: Im Film entwickeln sich aus einer monogamen heterosexuellen Beziehung zunächst eine informell nichtmonogame und dann eine (andeutungsweise) polyamore Dreieckskonstellation zwischen einer Frau und zwei Männern (die sich ebenfalls ineinander verlieben). Sogar die Krise einer sich ungewollt einstellenden Zwillingsvaterschaft wird vom Arzt als diskursiver Autorität so beantwortet, es sei durchaus denkbar, dass beide Männer je eines der Kinder gezeugt hätten. Womit eines der größten Probleme gleichberechtigter polyamorer Elternschaft, die Besorgnis um die biologische Vaterschaft und die Hierarchisierung biologischer und sozialer Elternschaft (Mayer 2020b), hier gar mit den Weihen der Schulmedizin lösbar scheint.

aber auch als Singularisierungsgewinn und Ermächtigung ausgelegt wird – Polybeziehungen jenseits jener Affektcodes und Verhaltensschablonen, die durch allgegenwärtige Kulturerzeugnisse tradiert werden, eigenständig zu entwerfen und zu leben siehe auch Abschnitt 4.4.2. Ein weiterer Erklärungsansatz für mononormative Affektproduktion und -normierung wurde bereits in Abschnitt 4.1.1.1 besprochen: „*[E]igentlich denk ich, dass jede/ ja, so jede Gesellschaftsform, jede Produktionsweise auch ihre emotionalen Verhältnisse hervorbringt.*“ (L: 3). Allerdings nimmt Luca sich selbst, auch das wurde oben schon thematisiert, aus dieser Produktionskette heraus, was zu ihrer Selbstpositionierung als einzigartiges und widerständiges Subjekt beiträgt.

#### **4.2.2.2 Affekte regieren**

Wie im vorangestellten Abschnitt dargestellt, formuliert es Sina im ersten Interview als eine noch unbeantwortete und daher beunruhigende Frage (an sich selbst), ob sie gemäß den Statuten der Polyamorie erfreut oder zumindest entspannt damit umgehen könnte, sollten Viktor und Felix auch einmal ernsthaftere zusätzliche Beziehungen eingehen. Im zweiten Interview kann sie dann vermelden, sie sei dank der „*Erfahrungen in den letzten zwei Jahren [...] immer mehr, immer besser mit der Situation klargekommen*“ (S2: 15), dass und wenn Viktor und Felix zeitweise auch mal weitere Menschen daten. Andersherum bescheinigt Sina Felix bereits im ersten Interview, er habe nach anfänglichen Schwierigkeiten und Uneinsichtigkeiten<sup>115</sup> nunmehr „*extrem gut gelernt mit Eifersucht umzugehen, und is' jetzt auch kaum noch eifersüchtig, und Victor war's ja sowieso nie, und das klappt irgendwie alles extrem toll jetzt seit zwei Jahren mit beiden gleichzeitig*“ (S1: 5). Nicht eifersüchtig zu sein (wie Viktor) oder sich in dieser Hinsicht zumindest gut zu bearbeiten und beachtliche Fortschritte in der Selbstregierung zu erzielen (wie Felix), wird hier klar als Norm für eine (sehr) gut funktionierende Polybeziehung ausgegeben. Felix wiederum, der ja knapp zwei Jahre nach dem ersten um ein Folgeinterview gebeten hatte, hat weitere Erfolge in seiner polyamoren Subjektivierung zu vermelden: Habe er in den ersten Jahren immer wieder Probleme damit gehabt, dass Sina neben ihm auch mit Viktor zusammen ist, während er selbst aber keine beständigeren nichtmonogamen Kontakte aufweisen konnte, so spiele die Anzahl der auf den verschiedenen ‚Seiten‘ jeweils Involvierten mittlerweile „*überhaupt keine Rolle*“ (F2: 3) mehr für sein polyamores Selbstverständnis. Bezugnehmend auf diese Verschiebung stellt Felix fest:

---

<sup>115</sup> Anfangs „*war es natürlich so, dass Felix sich erstmal damit abfinden/ oder »abfinden« is'n doofes Wort, sich erstmal damit vertraut machen musste, dass Beziehungen auch so gelebt werden können, und am Anfang öfter mal 'n bisschen eifersüchtig war, damit aber total toll umgegangen is', und wir konnten von Anfang an extrem gut reden über solche Sachen.*“ (S1: 19)

„Das find ich ganz interessant, bei mir selber zu sehen, wie sich das, dieses Empfinden geändert hat. Über die Zeit. Ähm ... genau, und ich glaube, das is' auch vielleicht 'n Indiz dafür, dass ähm ich auch dieses Beziehungsmodell mehr ... ja, so internalisiert hab.“ (F2: 3) Bestand das Problem zuvor darin, kognitiv und rational vom Polykonzept überzeugt zu sein, dies aber aufgrund inwendig festgesetzter Mononormativität nicht immer umsetzen zu können und dadurch sowohl gegen die eigene Erwartung als auch gegen die Normen der Polyamorie zu verstoßen, kann Felix nun bekanntgeben: Polyamorie hat nun auch Eingang in sein ‚Innenleben‘ gefunden und hat seine Subjektivität bereits ein gutes Stück weit in die gewünschte Richtung transformiert.<sup>116</sup>

In ihren Erzählungen benennen die Interviewten verschiedene Techniken und Strategien, um mit der Spannung zwischen Affekt und Moralcode umzugehen und die eigene Subjektivität so zu bearbeiten, dass sie mit dem Moralcode kompatibler wird. Felix beschreibt seine diesbezüglichen Versuche in der ersten Zeit seiner Beziehung mit Sina als eine Strategie der Dethematisierung von Eifersucht, die er im Nachhinein allerdings als wenig produktiv im Hinblick auf sein Wohlbefinden und sein Verhältnis zu Sina einordnet. So gab es dann „manchmal so Situationen, wo sich das so aufgebaut hat. Äh wo es erst so'n kleines Stechen war von der Eifersucht her, ich hab dann irgendwie versucht, damit umzugehen, indem ich so'n bisschen ... ignoriere, oder verdränge, oder keine Achtung, oder das zumindest versucht hab.“ (F1: 17) Mit dem Versuch, dem mit Mononormativität assoziierten Affektbündel „Eifersucht“ möglichst wenig Beachtung einzuräumen und sie Sina gegenüber nicht zu kommunizieren, macht Felix keine guten Erfahrungen. So sei Sina zunächst davon ausgegangen, ihre nichtmonogame Beziehungsführung sei konzept- und vereinbarungsgemäß für alle Beteiligten in Ordnung. Felix erzählt von einer Situation, in der er sich von Sina vernachlässigt fühlte und sich zunächst in einem Anflug von „kindlichem Trotz“ von ihr „zurückgezogen“ habe, um seine Eifersucht

---

116 Um zu illustrieren, wie viel selbstverständlicher und sicherer er sich heute als Teil der Polykonstellation begreift und sich darin bewegen kann, gibt Felix das Beispiel eines kürzlichen Besuches in Viktors Wohnung, in der „Sina und Viktor zusammen, ... ähm ja, grade die Nacht zusammen verbracht hatten. [...] Und das war ziemlich ... unproblematisch für mich [...] und das war eigentlich auch 'n schöner Moment, weil es mir halt so gezeigt hat, okay, ich bin da wirklich sehr viel entspannter geworden einfach auch noch als früher, und wenn ich mir so am Anfang vorstelle, wie das war, da Viktor das erste Mal zu treffen und welche Ängste ich da hatte und dass er jetzt so der Übergott is' und mich in Schatten stellt in irgendeiner Form oder so, dann find ich das sehr beruhigend und schön so zu sehen, dass das inzwischen so geworden is. Dass das möglich is'.“ (F2: 47) In den vier Jahren, seit denen die Konstellation Viktor-Sina-Felix zum zweiten Interviewzeitpunkt besteht, hat Felix insbesondere die anfangs noch recht präsenste mononormative Konkurrenz-Logik zu einem guten Stück abgelegt. Ermöglicht wurde dies maßgeblich durch die Erfahrung, dass Sina die Beziehungen zu ihm und Viktor nicht hierarchisiert und beide ihr „gleich wichtig“ (F2: 29) sind.

nicht offenlegen zu müssen.

*„Jedenfalls haben wir dann abends telefoniert, und da wurde das dann einfach ziemlich deutlich, dass ähm .... dass ähm, ... ja, dass ich einfach doch total eifersüchtig war und das für mich total schlimm war und so weiter, und äh sie war völlig überrascht, weil sie das irgendwie gar nich' so mitgekriegt hatte, dass das für mich irgendwie so dramatisch war und so weiter, weil ich das halt einfach auch nich' so kommuniziert hab. Mh naja, [...] das war 'n Problem, das wir halt häufiger hatten, dass ich glaub ich/ weil ich ähm ... irgendwie dann glaub ich diesem neuen Ideal des Polyamorösen oder sowas so 'n bisschen nachgestrebt hab, einfach meine Eifersucht so, das nich' immer so zugeben wollte und so weiter.“ (F1: 17)*

Wenn Felix weder vor sich selbst noch vor Sina oder gar Viktor offenlegen wollte, dass es ihm nicht immer gut mit der nicht-exklusiven Beziehung ging, so ist dies auch als Tribut an Polynormativität zu lesen: Wie weiter oben schon beschrieben, sollten die Beteiligten der verbreiteten Auslegung des Polymoralcodes zufolge Mitfreude empfinden, oder jedenfalls keine als mononormativ bewerteten Gefühle haben, wenn ihre Partner\*innen nichtmonogam begehren und handeln.<sup>117</sup> So konstatiert Rebecca kritisch:

*„bei Poly, Polyamory sind ja häufig auch so so Mythen im Umlauf, [...] es schwebt irgendwie so das Vorurteil oder der Mythos oder die Idee rum, dass Leute, die in Mehrfachkonstellationen oder Poly-Beziehungen oder sonst irgendwie sind, dass die ja nich' eifersüchtig sind. Weil/ oder nich' sein dürfen oder nich' sein sollten oder irgendwas“ (R: 7).*

Für Felix dockt diese Form der Polynormativität an die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit an und aktualisiert diese:

*„ich glaub so'n bisschen so diese Angst davor, die Eifersucht zu äußern, war für mich auch immer ja, so, ich glaub schon, was/ was halt/ dass da halt schon so'n Männlichkeitsbild oder sowas 'ne Rolle spielt, was weiß ich, nä, der harte Typ und so weiter, der nich' weint und Männer weinen nich' und so weiter, ähm was ich total seit jeher abgelehnt hab so als Männerbild, aber was wo ich einfach in solchen Situationen halt immer gemerkt hab, dass es irgendwie halt doch 'n Stückweit in mir drin is', so.“ (F1: 17)*

---

117 Hier ließe sich allerdings noch unterscheiden zwischen ‚interner‘ Normativität (etwa den Normen, die in Polyamorie-Selbsthilfe-Literatur oder Workshops zu Eifersuchtsmanagement etc. ausgegeben werden) und ‚externer‘ Normativität, also etwa einer Darstellung von Polyamorie in Mainstream-Medien, in denen Polyamorie insbesondere durch das (vermeintliche) Fehlen von Eifersucht charakterisiert und genau dadurch abgegrenzt, exotisiert und/oder als veritable Beziehungsform gekennzeichnet wird.

Die damalige Situation, die Felix aus heutiger Sicht zeichnet, positioniert ihn in einer komplexen Gemengelage teils widerstreitender Subjektpositionen und Anrufungen. Wie weiter oben gezeigt, entwirft sich Felix als Subjekt, in dessen Inneren sich Mononormativität biographisch und kulturell eingeschrieben und abgelagert hat. Eine solche Seditimentierung in den Tiefen der Subjektivität wird als ungleich schwerer zu bearbeiten und zu entfernen gefasst als eine oberflächliche Affektion, die man „*einfach abschütteln*“ (F1: 217) könnte. Der Gegenentwurf dazu wäre Luca, wo Mononormativität schon immer anstrengungslos abzuperlen scheint – oder Felix’ Metamour Viktor, der nie eifersüchtig und „*einfach extrem pflegeleicht*“ (S1: 5) ist. Erschwerend hinzu kommt für Felix eine zweites Normenbündel – hegemoniale Männlichkeit, *boys don’t cry* – das er in sich „*drin*“, also ebenfalls als (unliebsamen) Teil seiner Subjektivität verortet. Obwohl er sich rational immer schon reflexiv und kritisch zu den Anrufungen hegemonialer bzw. toxischer Männlichkeit positioniert habe, erhalten sie für ihn in der Auseinandersetzung mit Polyamorie neue Aktualität und subjektivierende Kraft. Eine Thematisierung von Eifersucht geht mit dem Risiko einher, die eigene Subjektivität als (noch) zu mononormativ, als noch nicht ausreichend polyamorisiert zu entblößen und könnte zudem mit der Poly-Norm kollidieren, die Partner\*innen in ihrem Begehren und Handeln nicht einzuschränken (dazu ausführlicher weiter unten und 4.4.2.1). Hingegen erzeugen die Nichtauseinandersetzung mit mononormativer Affektion und die Nichtthematisierung derselben nicht nur eine problematische Beziehungsdynamik mit Sina, sondern sie widersprechen auch zentralen Prinzipien der Polymoral wie Selbstforschung, transparenter Kommunikation, Authentizität und Aufrichtigkeit (dazu ausführlicher siehe insbes. 4.3.1 und 4.4.1.3). Eine teilweise Auflösung erfuhr diese konflikthafte Gemengelage mit und seit dem von Felix ungeplanten und für Sina überraschenden Ereignis, dass er in einem Moment affektiver Überwältigung „*heulen[d]*“ (F1: 31) vor ihr zusammenbrach. Dank Sinas verständnisvoller Reaktion und der nachfolgenden Etablierung einer gemeinsamen Kommunikationspraxis könne Felix nun „*auch mit Eifersucht besser umgehen. Weil ich einfach weiß, okay, ich kann mit dieser Eifersucht, ich kann offen sein, und es führt nich’ dazu, dass sie irgendwie denkt »Was für’n Waschlappen«, oder ((lacht kurz)) oder »Der lässt sich jetzt aber gehen«*“ (F1: 233). Offenbar ist eine verschobene Wiederholung der Maskulinitäts-Norm (nunmehr *trotz* Gefühlsausbruch und -offenlegung nicht als schwach oder undiszipliniert zu gelten) Bedingung für die Kommunizierbarkeit und damit für die bessere Regierbarkeit der Eifersucht. Trotzdem muss Felix zunächst weiter eine aufwändige Prozedur der Affekt-Dosierung bzw. -Filterung

und der Übersetzung bewerkstelligen, um mononormative Affektion und Anschuldigungen in einen Deutungsrahmen und eine Sprache zu überführen, die dem Moralcode konsensueller Nichtmonogamie entspricht:

*„Das war einfach ziemlich schwierig glaub ich, diese Balance zu finden, einerseits ähm diese Gefühle zuzulassen ... der Eifersucht, und andererseits aber nich' daraus, ähm sozusagen wie man das vielleicht/ wie ich das vielleicht vorher in Beziehungen gemacht hätte, ((vorwurfsvoll\*)) »Hier, du vögelst mit andern Typen rum und ähm lässt mich leiden« ((\*)), so nach dem Motto. Sondern ... dass sie ähm das gute Recht dazu hat, das zu tun, ähm und dass ich aber trotzdem sagen kann »Mir geht's aber scheiße gerade jetzt in dem Moment damit.« (F1: 17)*

In dem Bemühen, ihre Affekte regierbar zu machen, wenden die Interviewten eine Reihe von Techniken an. Die zentralste, bereits angeklungene, ist die der Selbstforschung und -reflexion. *„Und wenn ich dann halt später drüber nachgedacht hab, dann hab ich immer gedacht so »Hm, was war denn das jetzt gerade?« Also, das is' dann halt irgendwie auch wieder schnell vorbei gegangen dieses Gefühl.“ (F1: 31)* Rebecca erklärt ihre Strategie, ihre Eifersuchtsanfälle nicht zu groß und andauernd werden zu lassen: *„Mir is' schon klar, dass sozusagen der beste Weg, um da auszusteigen, der is', einfach zu akzeptieren, dass man eifersüchtig is'. Zu sagen okay, es geht mir jetzt schlecht, ich fühl mich jetzt schlecht damit, es is' aber irgendwie auch okay“ (R: 45).* Zwar ist es wichtig, *„anzuerkennen, dass diese Gefühle halt da sind“ (S2: 145)*, doch das Aufspüren und Thematisieren mononormativer Affektion soll nicht dazu dienen bzw. dazu führen, sich in einem (gravierenden) Auseinanderklaffen von Anspruch/Anrufung und Affekt/Subjektivität dauerhaft einzurichten. Vielmehr verbinden sich die Reflexion und Kommunikation über die als mononormativ gewerteten Affektionen mit der Hoffnung, dass die *„dann aber auch wieder vorbei gehen und dass die vor allem mit jedem Mal irgendwie weniger sind“ (S2: 145).<sup>118</sup>*

Wie weiter oben beschrieben, gelangte Felix durch Reflexion zu der Erkenntnis, dass Mononormativität ihn vor allem in solchen Lebenssituationen affiziert, in denen er allgemein über wenig Ressourcen für Selbstsorge und keine guten Selbstführungskapazitäten verfügt.

---

118 Die Problematisierung von Eifersucht könnte allerdings auch durch die Anrufung der Interviewsituation verstärkt werden: Möchten sich die Interviewten im Interview als ‚gute‘ bzw. ‚kompetente‘ Polyamorie-Akteur\*innen geben, erscheint es ihnen vermutlich notwendig, ihre Anstrengungen zur Bearbeitung von Subjektivitätsanteilen, die der Polynorm zu widersprechen scheinen, besonders hervorzuheben.

*„im Nachhinein wirkte es einfach fast so'n bisschen, als hätte ich mich da so, ja, irgendwie verirrt oder in diesem ganzen Gefühlswust und Frustrationswust an manchen Tagen manchmal, und als hätte das aber gar nich' unbedingt ähm so viel mit der Beziehung selbst zu tun, sondern diese Beziehung..skonstellation war dann vielleicht immer so'n bisschen der Auslöser oder der Kristallisationspunkt oder der Projektionspunkt, ich weiß nich'.“ (F1: 31)*

Rückblickend erscheint es Felix so, dass Sinas Nichtmonogamie und die polyamore Beziehungssituation nicht die Ursache seines Unglücks waren, sondern lediglich als vorge-schobener als Grund herhalten mussten: *„ich hab dann im Nachhinein einfach mal fest-gestellt, dass es einfach Situationen waren, in denen irgendwas in meinem Leben gerade schwierig war, ich unzufrieden war oder so, und ich das dann total auf diese Bezie-hungssituation projiziert hab.“ (F1: 31)* Diese Interpretation wirkt einerseits entlastend, denn das polyamore Modell an sich braucht nicht infrage gestellt zu werden. Die mono-normative Affektion wird insofern relativiert und stellt sich als weniger essentiell dar, als sie sich nur als ein Nebenprodukt oder Teilelement einer unübersichtlichen Konglo-merats verschiedener sich kreuzender Affektionen darstellt, die nicht alle unmittelbar mit Polyamorie in Zusammenhang zu bringen sind. Gleichzeitig verbindet sich damit die Aufgabe, sich in Zukunft nicht wieder/weiter in „*Gefühlswust und Frustrations-wust*“ zu verlieren, um sich als kompetentes Polysubjekt konstituieren und entsprechend agieren zu können. Ähnlich wie Felix bringt es auch Sina als wichtige Erkenntnis an, dass Konkurrenzgefühle oder Verlustängste nicht der konkreten Konstellation oder dem Verhalten ihrer Partner entspringen:

*„Am Anfang hab ich stärker drauf äh versucht irgendwie ähm Gründe in der äußeren Welt zu finden, warum diese Emotion gerechtfertigt is', irgendwas was die falsch gemacht haben oder so, die ich in den seltensten Fällen gefunden habe, weil sie sich einfach die meiste Zeit sehr korrekt verhalten haben, Viktor und Felix.“ (S2: 145)*

Die Produktion unangenehmer Affekte möchte Sina nun nicht mehr einem falschen – also nicht den gemeinsamen Absprachen und dem Moralcode der Polyamorie gemäßen – Moralverhalten der Beziehungspartner zuschreiben. Vielmehr sei diese auf ihre mono-normative Sozialisation zurückzuführen, die für eine nachhaltige Affektmodulation sor-ge, selbst wenn es in der konkreten Situation dafür eigentlich keine Grundlage bzw. kei-nen Anlass gäbe:



*„Ich hab immer noch so spontane Eifersuchts- oder Empörungs- oder Trauergefühle, und die ähm müssen sich aber schon ziemlich anstrengen, um noch/ sozusagen noch kognitiv mit irgendwas verknüpft zu sein, mit 'ner potenziellen Rechtfertigung oder einem Das-liegt-daran-dass jetzt hier irgendwas aus der äußeren Welt einfügen. Also es is' eher so, dass ich die Emotion empfinde und wahrnehme, und mir aber auch klar is', dass sie einfach da is', aus Gründen, die vielleicht einfach mit meiner Sozialisation in 'ner monogamen Gesellschaft zusammenhängen, andere Leute würden sagen »Is die Biologie«, glaub ich persönlich nich', aber is' auch egal, und die halt nicht damit zusammenhängen, dass jemand irgendwas falsch gemacht hat oder dass es tatsächlich einfach so is', dass ich was anderes brauche oder dass diese Beziehungsform halt nich' funktioniert“ (S2: 145).*

Die soziologische Argumentation entlastet – so wie wir es weiter oben auch schon bei Felix gesehen haben – sowohl die Partner\*innen, die sich ja *„die meiste Zeit sehr korrekt verhalten“* (S2: 145), als auch die gemeinsame Beziehungspraxis und insgesamt das polyamore Beziehungskonzept davon, Gegenstand der Kritik zu werden oder – auch vor mir als Interviewerin und Interpretin – unter den Verdacht des Versagens zu geraten. Sie entlastet auch Sina selbst, denn die Sozialisation erklärt und legitimiert die Existenz und Persistenz der mononormativen Affekte. Gleichzeitig nimmt diese Betrachtungsweise aber spezifisch Sina als Individuum in die Verantwortung, denn mit der Ausgangslage (dem Vorhandensein mononormativer Affekte) einen guten Umgang zu finden und sich trotz aller Widrigkeiten polyamor zu subjektivieren, obliegt in dieser Logik ihrer individuellen Selbstführungskompetenz. Dass es ihr in ihrem Selbstverhältnis mittlerweile gelingt, mononormative Affektion und nichtmonogame Situation voneinander zu entkoppeln, beschreibt Sina als Ergebnis eines Prozesses wiederholter Selbstbearbeitung und -reflexion:

*„Was ich im Moment grade ganz spannend finde: Dadurch, dass ich bei den letzten Malen immer schon so'n bisschen an meiner Eifersucht oder wenn's mir nich' so gut ging halt daran gearbeitet habe und mir selber vor Augen geführt habe, wo das eigentlich unnötig und irrational is', dass sich die Gefühle so'n bisschen verselbständigt haben, so im luftleeren Raum rumschweben.“ (S2: 145)*

Gerade durch die narrative Agentivierung der Gefühle gelingt es, sie zu veräußern: Weder sind sie in der konkreten Beziehungssituation begründet noch im Inneren des Subjekts lokalisiert (wo ihnen schwerer beizukommen wäre und wo sie, wie bei Felix, irgendwann überkochen könnten). Statt sie als Teil einer inneren Wahrheit zu deuten, bewegen sich die Gefühle in dem von Sina gezeichneten Bild außerhalb ihrer selbst und

lassen sich so – qua Willensentscheidung – von außen betrachten und auf Distanz halten:

*„Häufig is’ man ja/ oder ich merke manchmal, dass ich an so’nem Scheideweg bin, wo ich mich quasi jetzt entscheiden kann, ob ich ’ne negative Perspektive auf was einnehme und mich da so’n bisschen reinfallen lasse, oder ob ich sage, es is’ echt nich’ so schlimm Sina, das is’ ’n aktuelles Gefühl, und du weißt selbst, in fünf Stunden wird sich das einfach ganz anders anfühlen. Die Faktenlage hat sich nich’ verändert, die Faktenlage is’ in Ordnung, es is’ nur dein Gefühl grade, und ich bin halt einfach zunehmend besser darin mich dann zu entscheiden diesen positiven Weg zu gehen. Und einfach auf die guten Sachen zu achten. Ja. ((lacht kurz))“ (S2: 157)*

Als souveränes Subjekt ist Sina den mononormativ konnotierten Affekten nicht (mehr) ausgeliefert. Sie kann sich entscheiden, ob und wie oder wie lange und intensiv sie affiziert wird. Ihre Steuerungsfähigkeit geht so weit, dass sie Eifersucht buchstäblich wegschicken kann. So habe sie gelernt, dass der beste Umgang darin bestehe, anzuerkennen, *„dass es halt einfach Emotion is’, die is’ da, die kann ich wahrnehmen, kann ihr ’n bisschen den Rücken tätscheln und sagen »Okay, schön dass du da bist, ich brauch dich nich’ wirklich, ähm geh doch mal wieder weg«.* Und dann wird die auch weniger und geht weg.“ (S2: 145) Der agentivierte und animierte Affekt erscheint hier wie ein gezähmtes Tier, dem man strategisch Aufmerksamkeit und Zuwendung zuteil werden lässt, um ihm dann umso wirksamer wieder den Laufpass zu geben. Der Preis für diese Ermächtigung und für die proklamierte Fähigkeit zur Selbst-Beherrschung liegt allerdings darin, dass Sina damit auch die Verantwortung auf sich nimmt, selbst für ihre Affektregulation zuständig zu sein und dies weitgehend eigenverantwortlich bewerkstelligen zu müssen.<sup>119</sup> Das gilt erst recht für Alisa: *„Wenn ich eifersüchtig bin, in erster Linie liegt es an mir, weil ich nicht genug Selbstbewusstsein habe, und in zweiter Linie*

---

119 An anderer Stelle merkt Sina allerdings an, dass das Verhalten ihrer Partner durchaus Einfluss darauf habe, wie gut sie jeweils mit deren Nichtmonogamie zurecht käme. So habe sie anhand der unterschiedlichen Tempi und Intensitätsgrade, mit der sich Viktor und Felix bisher in andere Liebschaften hineinbegeben haben, festgestellt, dass ihr ein vergleichsweise langsames Vorgehen mehr Zeit für dessen kognitive und affektive Verarbeitung gebe: Wenn Viktor sich bisher für andere Frauen interessierte, *„kam das nich’ alles so auf einmal mit so’m kurzen Hups, Moment, wie bei Felix, und dann kann ich sozusagen alles auf einmal verarbeiten, sondern das gab immer so’n, ich war sehr engagiert dabei sozusagen, und die ganze Zeit in so’ner was wird wohl der nächste Schritt sein, wie wird’s mir damit wohl gehen, feststellen wie’s mir tatsächlich damit geht, überlegen, was der nächste Schritt sein würde, wie’s mir damit wohl gehen würde, feststellen wie’s mir damit tatsächlich geht, das lässt insgesamt noch ’n bisschen mehr Reflexion zu, hatte ich den Eindruck.“ (S2: 23)* Auch wenn hier das Verhalten der Partner durchaus als ein Faktor gewertet wird, so also auch hier bezogen auf die ‚ein-sam‘ zu bewältigende Aufgabe der Selbstforschung.

auch am Verhalten des jeweiligen Partners“ (A: 51).

Eine weitere Strategie, um die Subjektivität in die gewünschte Richtung zu transformieren, besteht in der Nutzung der Wirklichkeit konstituierenden Kraft eines Sprechaktes. „Wenn man definiert »Wir haben 'ne polyamoröse Beziehung«, ähm es verändert ja einfach was von den ... kognitiven Strukturen oder sowas, also so wie ich irgendwie auf die Welt blicke oder wie ich bestimmte Praktiken einordne“ (F1: 195). Als Sprechakt konstituiert der Beschluss „»Wir haben 'ne polyamoröse Beziehung«“ nicht nur auf illokutionäre Weise eben das, was er benennt: eine polyamoröse Beziehung. Sondern er erzielt auch perlokutionär eine Wirkung: eine Transformation der Schemata, mittels derer das Subjekt, hier Felix, über die Sinnesorgane aufgenommenen Informationen Bedeutung zuschreibt und auf dieser Basis handelt. Damit verspricht der Sprechakt, die alten „Interpretationsratster“ und das „monogame Verständnis“, in die Felix in schwachen Momenten „intuitiv“ zurückzufallen droht oder die sich in seine Gegenwart hineinschieben, ein Stück weit zu überschreiben.<sup>120</sup> Die Äußerung wirkt aber nicht nur als Selbsttechnik und auf das Selbstverhältnis, indem sie ein ganzes System von Deutungsmustern neu konfiguriert. Sie wirkt performativ auch als Beziehungstechnik der Affektreulation und der Veränderung des Moralverhaltens im Umgang mit den Partner\*innen und sonstigen Beteiligten:

„Ich glaube, für mich verändert dieser sozusagen dieser Anspruch einfach schon 'ne ganze Menge, weil er zumindest ähm insofern auch praktisch was ändert, weil man glaub ich anders mit seinen Ansprüchen umgeht. Also es is' schwer vorstellbar, dass wenn man 'ne poly/ also wenn man seine Beziehung als polyamorös definiert, dass man ausflippt, wenn der andere ähm, ... keine Ahnung, den intensiven Wunsch äußert, mit jemand anderm zu schlafen, oder zumindest, Ausflippen vielleicht schon, aber zumindest 'n Vorwurf draus zu machen. Also Ausflippen vielleicht in dem Sinne, völlig fertig zu sein, keine Ahnung, kann ja sein, aber ja, dieses mit dem Anspruch is' glaub ich dann noch wichtig, ändert was.“ (F1: 195)

Der Sprechakt bringt also nicht nur performativ den „Anspruch“ darauf hervor, eine polyamore Beziehung zu führen, sondern er funktioniert auch als Selbsttechnik des ethi-

---

120 Allerdings wirft Felix in diesem Zusammenhang auch die Frage auf, ob das Label Polyamorie selbst dort noch angemessen sei, wo Entscheidung und Konzept niemals durch eine entsprechende sexuelle und/oder affektive Praxis flankiert bzw. niemals einem Realitätscheck unterzogen werden: „wenn's irgendwie nie sowas gibt, dass ich, was weiß ich, mit jemand anderem schlafe oder meine Freundin mit jemand anderem schläft oder oder 'ne andere Form von irgendwie Liebesbeziehung oder sowas aufbaut, dann klar is' irgendwie fraglich irgendwann, ob man das dann wirklich Polyamorie nennen kann. Ich weiß es nich'. (F1: 195)

schen Einwirkens auf sich, um sich als Moralsubjekt neu zu konstituieren und im Sinne einer Praxis der Freiheit von mononormativer Subjektivierung zu lösen. Ein Abstandnehmens von eingelebten Deutungsmustern, mit dem Ziel, von Mononormativität „nicht auf diese Weise und um diesen Preis regiert zu werden“ (Foucault 1992: 12). Felix' Formulierung „*es ist schwer vorstellbar*“ verweist aber noch auf eine zweite Ebene: Als moralische Anrufung, die an das Poly-Subjekt gerichtet wird und die es an sich selbst richtet, enthält der „*Anspruch*“ zugleich eine normative Komponente. Einer guten Selbstregierung *sollte es* zugunsten einer guten Neuausrichtung des Moralverhaltens gelingen, den mononormativen Affekt zu zügeln oder – falls sich der Affekt nicht sofort und dauerhaft voll beherrschen lässt – zumindest eine Umdeutung seines Zustandekommens und seines Ortes zu bewerkstelligen: Während seine Introjektion (*völlig fertig sein*) gerade noch akzeptabel scheint, wären eine (kommunizierte) Schuldzuweisung an die Partnerin und eine Delegitimation ihres nichtmonogamen Begehrens dem polynormativen Moralcode zufolge undenkbar, ungehörig, unzulässig.

Obwohl Affektmanagement und -transformation sich letztlich als individuell zu bewerkstelligende Aufgaben darstellen, die in der Verantwortung des polyamor werdenden Subjekts liegen, muss (und kann) die dafür notwendige Reflexion nicht allein in innerer Klausur erfolgen. Im Gegenteil berichten mehrere Interviewpartner\*innen, wie unerlässlich es sei, mit Hilfe des Austausches mit Dritten die eigene Subjektivität, Begehren und Handeln zu analysieren und zu hinterfragen:

*„[Das] sind halt dann eben so Dinge, wo man sich stark mit sich selbst auseinander setzen muss und mit allen anderen Einflüssen, und wo es sich dann auch ziemlich anbietet irgendwie mit anderen Leuten drüber zu reden und zu reflektieren. Und ... also ich wüsste jetzt zum Beispiel nich', wenn ich jetzt aus irgendeinen Grund ähm mit niemanden darüber reden könnte oder sowas, dann wär das glaub ich 'ne Sache, die mich auch so belasten würde, dass ich das so nich' leben könnte.“ (B: 97)*

Gerade angesichts der Vorannahmen und des Unverständnisses der mononormativen Mehrheitsgesellschaft ist den Interviewten die Möglichkeit zur Kommunikation mit solidarischen und verständnisvollen Freund\*innen wichtig, um die eigene Subjektivierung oder bestimmte Positionen des Beziehungskonzepts kritisch zu hinterfragen, ohne sich dabei sofort rechtfertigen zu müssen oder dem Verdacht des Scheiterns ausgesetzt zu sein. Wenn es etwa darum geht „*irgendwelche Konfliktsituationen aus der Beziehung [zu] besprechen*“ so tut Rebecca das vorzugsweise mit Menschen, „*die sich damit*

*schon mehr beschäftigen, [...] oder Leuten, die in andern Poly-Konstellationen sind“.* Mit diesen könne sie sich „auf’m ganz andern Level“ unterhalten als mit solchen, die sich zwar für aufgeschlossen halten, aber aufgrund mangelnder eigener Erfahrungen letztlich doch mit Annahmen und Anrufungen „aus der normativen Mono-Hölle“ (R: 61) operieren. Sina allerdings erzählt auch von einer Situation, in der sie sich auf einer Party mit jemandem unterhielt, der keinen persönlichen Bezug und kein tieferes Wissen zu konsensueller Nichtmonogamie hatte und der Sina relativ unbedarft über ihre Beziehungsform befragte. An diesem Abend hatte Viktor gerade ein Date mit einer anderen Frau, und Sina erlebte das Partygespräch, in dem sie ausführlich ihr Beziehungskonzept darlegte, als „’n willkommene[n] Anlass eigentlich, darüber nachzudenken, wie’s mir jetzt grade geht, und mich selbst sozusagen an meine ganzen Überzeugungen, die ich eigentlich halte, zu erinnern, um mit dieser Situation noch besser klarzukommen.“ (S2: 13) In diesem Sinne diente die Unterhaltung nicht nur der Vermittlung von Sinas Konzept an den anderen, sondern erwies sich auch als hilfreich für ihre Selbstreflexion und performative Aktualisierung ihres eigenen poly-positiven Selbstverständnisses und -verhältnisses.

Zuletzt sei noch Lucas Strategie des Umgangs mit Anflügen mononormativer Affektivität vorgestellt. Hier wird das kritische Hinterfragen und Verschieben der eigenen Position nicht in erster Linie durch Nachdenken und Rationalisierung, sondern mithilfe des Mittels ironischer Übertreibung angegangen. Obwohl Luca sich von den Vorzügen eigener körperlicher Nichtmonogamie voll und ganz überzeugt und sich über weite Strecken gegen Mononormativität immun zeigt (vgl. 4.1.1.1), falle es weder dem selbst noch Max immer leicht, einander vorbehaltlos eine nichtmonogame Sexualität ohne Exklusivrechte zuzugestehen:

*„Aber da hat sich halt echt total was verändert, also in diesem letzten halben Jahr ha’m wir uns halt beide total verändert und da total viel entwickelt. Also jetzt is’ das wirklich ... auch anders geworden. Also so wo/ wo wir beide auch .. das viel besser auseinander halten können, also wir haben beide auch so’n bisschen dieses Ding ((gespielt prollig\*))  
»Ey, das’s meine Torte, nä, und wenn du den anfasst, dann polier’ ich dir die Fresse.«  
((\*)) So. Das haben wir beide so als Impuls. Ähm wenn .. halt die jeweils andere Person ((schmunzelnd\*)) mit wem anders irgendwie rummacht. ((\*)) Aber das ist halt was, wo wir auch beide so drüber lachen können, so ((lacht)) was halt irgendwie/ das is’ halt da so, aber .. das ist dann halt so. .. Also .. das is’ halt nur so’n kurzer Impuls, der halt/ .. ((murmelt\*)) der nich’ weiter wild is’, so. ((\*))“ (L: 91)*

Die drastische Sprache mit der – würden sie wörtlich genommen – besitzergreifenden, geringschätzigen und objektivierenden Beanspruchung der Freundes oder der Freundin als „*meine Torte*“ und der Androhung körperlicher Gewalt an deren potenzielle Flirt-, Sex- und/oder Affärenmenschen stellen gerade in ihrer Überzeichnung die symbolische wie handfeste Übergriffigkeit der Mononormativität aus und bloß. Indem sich Luca und Max gegenseitig die Aggressivität und Absurdität ihrer Exklusivitätsansprüche parodistisch vor Augen führen und sich gemeinsam darüber amüsieren können, gelingt es ihnen mittlerweile, einen ausreichend großen Abstand zur Unmittelbarkeit und Heftigkeit des mononormativen „*Impuls[es]*“ herzustellen, so dass sie nunmehr relativ gut miteinander nichtmonogam leben können. Wie Luca deutlich macht, ist diese Entspannung ein (Zwischen-)Ergebnis eines Prozesses, in dem sich sowohl die Subjektivitäten der beiden verändert haben als auch ihre Interaktion und ihre gemeinsame Praxis nichtmonogamer Beziehungsgestaltung.

### 4.2.3 Hypothesen

In diesem Unterkapitel wurden verschiedene Aspekte von Geschichten untersucht, in denen sich Nichtmonogamie bzw. Polyamorie nicht als eine biographisch durchgängige Seinsweise und kohärente Wahrheit des Subjekts präsentiert, sondern als ein dynamischer, diskontinuierlicher Prozess und eine Tätigkeit des Werdens.

Aus der in Abschnitt 4.2.1.1 erfolgten Analyse von Marks Selbstpositionierungen kann ein weiterer Anhaltspunkt für die in Kapitel 2.1 vorsichtig geäußerte Vermutung bezogen werden, dass die Selbstpositionierung als nichtmonogam für *mehr* stehen könnte als für ein Bekenntnis zu einer spezifischen Begehrensausrichtung oder Beziehungspraxis: Sofern und solange Nichtmonogamie als Chiffre für Unkonventionalität, Neuartigkeit, Dynamik gilt, kann die erzählte Hinwendung zu einer nichtmonogamen Lebensweise und Subjektivierung als ein diskursiver Lift oder als eine Art Upgrade der Subjektposition fungieren: Statt einem (nicht mehr zeitgemäßen) Lebensstandardmodell verhaftet zu erscheinen, können sich die Subjekte so als Vertreter\*innen eines (als wesentlich trendiger geltenden) singularistischen Lebensstils positionieren.

Zweitens deutet Marks Geschichte darauf hin, dass ein Moralcode, der das Modell der Zweierbeziehung protegiert, nicht umfassend und bruchlos normativ sein muss. Vielmehr kann der Code offenbar (z. B. anhand sich überlagernder heteronormativer und amatonormativer Differenzierungen) mehr oder weniger große Spielräume für teil-einvernehmliche Nichtmonogamie und für teil-exklusive Monogamie einräumen. Eben die-

se Flexibilität könnte dazu beigetragen haben, dass Marks Distanzierung nicht früher oder radikaler erfolgte. Eine zweite Hypothese lautet daher: Das Modell der Zweierbeziehung kann neben mononormativen Subjekt- und Verhaltensnormen auch mononormalistische Auslegungs- und Verhaltensspielräume beinhalten und seine fortgesetzte Machtwirkung auf Subjekte gerade aus dieser Modifizier- und Dehnbarkeit beziehen. Für letztere These liefert der kontrastive Vergleich mit Tims Erzählung von seinem Bruch mit Monogamie weitere Anhaltspunkte: Hier ist es die Konfrontation mit ‚harter‘ Mononormativität ohne Verhandlungs- und Handlungsspielräume, die ihn zum Exodus nicht nur aus der monogamen Beziehung, sondern auch aus dem ganzen Beziehungskonzept der romantischen Zweierbeziehung veranlasst.

Die in diesem Unterkapitel untersuchten Bedeutungen von Affektionen im Hinblick auf nichtmonogame Subjektivierungen liefern zunächst scheinbar widersprüchliche Erkenntnisse: Einerseits wird ihnen – dem Skript romantischer *amour passion* folgend – die Kraft zugeschrieben, das Subjekt ereignishaft, ungeplant und unvorbereitet in eine nichtmonogame Konstellation und Praxis hineinzuschleudern. Andererseits besitzen sie – als Aktualisierungsereignisse mononormativ modulierter Subjektivität – die Macht, eine angestrebte und normativ geforderte polyamore Subjektivierung immer wieder schmerzhaft zu unterbrechen. Beide Narrative – jene über das unwillkürliche affektive Hineingezogen-Werden wie auch jene gegenläufigen darüber, affektiv immer wieder aus dem (Poly-)Konzept gebracht zu werden – eint aber ein Anknüpfen an die diskursive Konstruktion von Affekten als rational nicht unmittelbar zugänglich und als somit schwer bis kaum regierbar. Unter anderem aus meiner Diskursanalyse mononormativer Treueratgeber (Mayer 2006) ist mir bekannt, dass Subjekten, die monogam bleiben bzw. wieder monogam werden sollen, aufwändige Maßnahmen und Prozeduren der Affektregulation und Selbstbearbeitung angetragen und abverlangt werden, um Subjektivität und Moralverhalten mit dem mononormativen Moralcode zur Deckung zu bringen. Die Analyse der Erzählungen von Felix, Sina und Rebecca zeigt, dass diese es – ohne dabei explizit auf Ratgeberliteratur Bezug zu nehmen – ebenfalls als ihre Aufgabe ansehen (oder dies zumindest im Interview so darstellen), sich in Richtung des Moralcodes – hier allerdings des polyamoren – zu transformieren. Dies schließt insbesondere Anstrengungen zum Regierbarmachen des Affektbündels „Eifersucht“ mit ein, wozu eine Reihe von Selbsttechniken zum Einsatz kommen. Einerseits gilt für diese Selbstpraktiken, was Foucault auch für die Ethik der Antike geltend machte (vgl. 2.1.2): Die gute Regierung des Selbst und die (Re-)Konstituierung als Moralsubjekt sind kein Selbstzweck, zumin-

dest dienen sie nicht allein dem eigenen Wohlbefinden oder Ansehen. Vielmehr werden sie auch als Bedingungen und Maßnahmen betrachtet, um die Verhältnisse zu anderen – hier: zu Beziehungspartner\*innen und Metamours – auf gute Weise einzurichten und zu gestalten. Diese Selbstpraktiken sind also zugleich immanent soziale Praktiken. Andererseits aber zeigt sich hier auch eine stark individualisierende Positionierung: Zwar werden durchaus soziologische, kulturtheoretische und kapitalismuskritische Erklärungsansätze für die Persistenz und Wirkmächtigkeit mononormativer Affektion herangezogen; sich mononormativer Subjektivitätsanteile zu entledigen und Subjektivität und Moralverhalten am polyamoren Moralcode auszurichten, obliegt aber weitgehend der Selbstforschung, -reflexion und -führung des ‚betroffenen‘ Subjekts. Eher die eigene Eifersucht zu problematisieren als etwa die Zumutung, unter den gegebenen Bedingungen *nicht* eifersüchtig sein zu sollen, kann jedoch auch als strategischer, spezifisch durch die Forschungssituation provoziertes diskursiver Einsatz gelesen werden, mit denen die Interviewten das gesellschaftlich ohnehin schon misstrauisch beäugte Konzept der Polyamorie vor (weiterer) Diskreditierung zu schützen beabsichtigen. Fragen der Positionierung zu Mono- und Polynormativität wird daher auch in der weiteren Analyse noch nachzugehen sein.

Als ein gesichertes Ergebnis kann aus der bisherigen Analyse bereits festgehalten werden, dass sich Selbstpositionierungen nicht immer und durchgängig einem Dualismus von entweder monogam oder nichtmonogam fügen. Anhand von Marks Positionierungen (4.2.1.1) etwa deutet sich an, dass es möglich ist, in Moralverhalten, Haltung und Subjektivität mit bestimmten Aspekten des mononormativen Moralcodes zu brechen, ohne sich dabei vollständig zu de-mononormativieren (was allerdings auch viel verlangt wäre). Die Analyse der Positionierungen Rebeccas und Chris' zeigt, dass Subjekte, die sich in bestimmten Hinsichten in einer Subjektposition der polyamoren Identität verorten (vgl. 4.1), in anderer Hinsicht Geschichten des Werdens erzählen und sich gerade keine bruchlos polyamore Subjektivität zuschreiben. Allgemeiner gefasst kann daher die Hypothese aufgestellt werden, dass ein soziologischer Diskurs um Begehren und Beziehungsformen, der mit binären Subjektpositionen wie *monogame vs. polyamore Menschen* operiert und meint, mit der Zuordnung zu einer dieser Positionen jeweils die ganze Wahrheit eines Subjekts zu erfassen, an der biographischen und situativen Vielgestaltigkeit vieler empirischer Subjekte vorbeigeht.



### **4.3 Moralcode: sich ehrlich machen**

Ist von ethischer, verantwortlicher, einvernehmlicher oder eben konsensueller Nichtmonogamie die Rede, so werden dabei mindestens zwei grundlegende moralische Prinzipien aufgerufen: Erstens sollen dem Ideal nach alle Beteiligten über das *Wissen* verfügen, dass und in welchem Rahmen nichtmonogame Beziehungen angestrebt und/oder gelebt werden. Zweitens sollten alle in die (potenziell) nichtmonogame Praxis involvierten Personen ihre freiwillige *Zustimmung* hierzu erteilen. Das zweite Prinzip bedingt insofern das erstere, als kommunikative Offenheit und ausreichendes Wissen als Grundvoraussetzung für Konsensualität betrachtet werden: „*Einverständnis kann es nur geben, wenn ich informiert bin.*“ Denn: „*Man kann mit nichts einverstanden sein, von dem man nichts weiß. Und von daher hängt das eng miteinander zusammen.*“ (C: 17) Anhand der Interviewanalyse lassen sich verschiedene Ebenen und Bereiche des Wissens und der erwünschten Informiertheit unterscheiden (unter 4.3.1). Die vollständige Offenlegung restlos aller Gefühlsregungen, Interaktionen und Eventualitäten erweist sich allerdings als ein Postulat, das in der Praxis nicht eingelöst wird (4.3.2). In Abschnitt 4.3.3 werden verschiedene Situationen betrachtet, aus denen heraus die (gemeinsame) Entscheidung für eine nichtmonogame Lebensweise erfolgen kann, sowie Positionierungen zum Thema Beziehungsregeln. In Abschnitt 4.3.4 zeige ich dann auf, dass und wo das Gebot der Einvernehmlichkeit aufgrund von ungleichen Verhandlungspositionen und Machtverhältnissen deutlich an Grenzen gerät.

#### **4.3.1 „Kommunikation. Kommunikation“**

Analytisch lassen sich verschiedene Ebenen aufschlüsseln, auf denen die Partner\*innen sich kommunikativ miteinander austauschen und übereinander Bescheid wissen möchten: Erstens soll Transparenz und Gewissheit darüber herrschen, welches Beziehungsmodell den (groben) Rahmen des Zulässigen und Erwünschten bildet (4.3.1.1). Zweitens soll offengelegt werden, wer jeweils begehrt wird, welche affektiven Qualitäten dies hat und mit wem welche sexuellen Kontakte und Praktiken stattfinden (4.3.1.2). Last but not least formulieren einige der Interviewten den Anspruch, jede (Gemüts-)Bewegung mit ihren Partner\*innen zu besprechen, auch solche, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der nichtmonogamen Praxis stehen (4.3.1.3).

##### **4.3.1.1 Beziehungsmodell**

Eine erste Ebene, auf der Klarheit herrschen soll, betrifft das Beziehungsmodell. Neben der grundsätzlichen Klärung der Beziehungsform (monogam/nichtmonogam) ist es für

manche der Interviewten wichtig, genauer den konzeptionellen Rahmen festzulegen (z.B. offene Beziehung, hierarchisch oder egalitär polyamor, ungelabelt...). Hierbei lassen sich analytisch unterscheiden: a) Klärungen bzw. Ansagen in der Kennenlernphase als Grundlage (möglichen) künftigen Zusammenseins, b) Aussprachen zu einer angestrebte Transformation (Öffnung) einer bestehenden (Zweier-)Beziehung, c) kommunikative Bestätigung des nichtmonogamen Konzepts/Anspruchs im Beziehungsverlauf.

a) Die meisten Interviewpartner\*innen sehen es als Voraussetzung für das Eingehen einer Beziehung bzw. Liaison an, sich vorab darauf zu verständigen, dass es sich (potenziell) um eine nichtmonogame Verbindung handeln wird.<sup>121</sup> Eben weil es gesellschaftlich betrachtet keine Selbstverständlichkeit ist, wenn eine Beziehung *nicht* monogam sein soll, scheint es so wichtig, dies vorab zu kommunizieren und zu definieren. Rebecca etwa legte mit ihrem damaligen Freund Lennard gleich zu Beginn ihres Zusammenseins fest, „*dass wir das [das heißt die Beziehung, G.M.] irgendwie offen machen*“ (R: 7). Auch für Sina war es wichtig, vor ihrer körperlichen Beziehung zu Viktor mit ihm zu besprechen, „*dass [... ich] von meinen Überzeugungen her ich ähm polyamore Beziehungen, das Wort kannt' ich damals noch nich', also einfach ungelabelt, ohne Regeln, viel sinnvoller finde*“ (S1: 5). Für diese Art initialer Klärungen des angestrebten Beziehungstyps und rahmens ist es nicht erforderlich, in der Praxis ab sofort nichtmonogam zu leben. Es kann auch darum gehen, von Beginn an ‚mit offenen Karten zu spielen‘ und deutlich zu machen, dass die Beziehung zu gegebenem Anlass bzw. dem Selbstverständnis nach offen, nichtmonogam, polyamor etc. sein soll. Als unabdingbar angesehen wird, neu zu einer bestehenden Konstellation Hinzukommende rechtzeitig und ausreichend darüber in Kenntnis zu setzen, dass bereits eine oder mehrere Beziehungen/Partner\*innen existieren. Bevor Rebecca beispielsweise eine romantische Beziehung mit Dennis einging, war es ihr wichtig, ihn über die Ausgangslage aufzuklären: „*Also pass auf, für mich spielt Ehrlichkeit 'ne große Rolle, ich hab grad noch 'ne Affäre mit mei-*

---

121 Folgen wir den Theoremen zur *reinen Beziehung*, so wäre heutzutage allerdings auch ein monogames Modell Verhandlungssache (vgl. 2.4.1). Ich gehe aber davon aus, dass die Klärungskultur bei nichtmonogamen Zugängen dennoch ausgeprägter ist. Zum einen, da das Modell der Zweierbeziehung bzw. serieller Monogamie nach wie vor gesellschaftlich hegemoial ist und zum anderen, weil der Polymoralcode besonders großen Wert auf kommunikative Aushandlung legt. Ein Beispiel für einen kommunikationsbedürftigen Monogamie-Anspruch liefert Sina. Diese hatte sich in der Beziehung mit Piet zunächst Exklusivität gewünscht und ihm daher „*ganz frühzeitig klar gemacht, dass ich jetzt mal 'ne monogame Beziehung ausprobiere*“ (S1: 5). Diese explizite Definition als monogame Beziehung muss allerdings vor dem Hintergrund gesehen werden, dass Monogamie für Sina zu diesem Zeitpunkt bereits *keine* Selbstverständlichkeit mehr darstellte, da sie vorher bereits eine nichtmonogame bzw. undefinierte Verbindung gelebt hatte. Später stand sie dann vor der Herausforderung, Piet auseinanderzusetzen, dass sie die monogame Beziehung nunmehr doch öffnen möchte, um auch mit Viktor zusammen zu sein.

nem ehemaligen Mitbewohner, du musst das wissen.« (R: 7) Tim erklärte Alisa im Kennenlernprozess, „dass ich noch in einer anderen Beziehung steckte mit Greta, und dass es ’ne offene Beziehung is’“ (T: 5). Letzteres sollte auch für die Beziehung zwischen ihm und Alisa gelten: „Wir hatten das ja immer als offene Beziehung definiert von Anfang an“ (T: 5). Für Ben orientiert sich die Bestimmung einer angemessenen Informationslage nicht unbedingt am Bedürfnis des Gegenübers, sondern sie muss vor allem seinen eigenen Ansprüchen nach möglichst umfassender Aufklärung genügen. Celine etwa, mit der Ben zurzeit neben seiner Beziehung zu Rebecca eine Affäre hat, habe kein Interesse an einer eingehenden Unterrichtung darüber gezeigt, wie Ben und Rebecca Polyamorie ausbuchstabieren und handhaben. Dies hält Ben jedoch nicht davon ab, Celine zumindest grob darüber ins Bild zu setzen, wie er und Rebecca sich aufeinander beziehen:

*„Ich hab ihr manche Dinge halt trotzdem erzählt, weil ich mir dachte, es is’ wichtig, dass sie das weiß, ähm unabhängig davon jetzt, ob sie’s wissen möchte oder nich’ tatsächlich, ähm weil ich auch so’n bisschen die Angst davor hatte, dass sie sich irgendwelche Illusionen jetzt macht, was vielleicht ’ne Zukunft mit mir angeht oder so. Und ich da ... unbedingt wollte, dass es von vornherein klar is’, wie die Situation aussieht.“ (B: 142)*

Die Darlegung von Beziehungsmodell und -statuten dient auch dazu, einer neu hinzukommenden Person frühzeitig auseinanderzusetzen, welcher Stellenwert ihr innerhalb der Konstellation zugeordnet ist und ob das Konzept es zulässt, gleichberechtigte oder hierarchische Beziehungen nebeneinander zu führen (auch wenn längst nicht alle Interviewten solche Positionszuweisungen befürworten). Mark jedenfalls fand es auch schon früher, als er noch stärker paarzentrierte Beziehungen mit teil-monogamem Anspruch führte, wichtig, Personen, an denen er eher *casual* interessiert war, darüber aufzuklären, dass sie innerhalb dieses Modells nicht auf einen Status als künftige Beziehungspartner\*innen hoffen dürfen.

*„Und auch immer mit Ansage, dass das halt ... ähm/ also dass die Beziehung halt weiterlaufen soll. Also dass jetzt nicht irgendwie so »Jaaa, und vielleicht trennen wir uns mal«, und hmhm, sondern ganz klar so »Du bist grad ’ne Affäre«, ... möglichst waren das auch immer Frauen, die halt auch selber grad in ’ner Beziehung waren, das fand ich eigentlich immer dann am fairsten.“ (M: 179)*

Obwohl Mark damals noch kein Konzept einvernehmlicher Nichtmonogamie im engeren Sinne vertrat, führt er ein moralisches Kriterium (Fairness) für die Wahl und Aufklä-

nung seiner „Affären“ an. Neben moralischen Erwägungen – der potenziell hinzukommenden Person frühzeitig transparent zu machen, dass sie hier keine monogame oder ebenbürtige Beziehung zu erwarten hat – spielen auch pragmatische Überlegungen eine Rolle. Etwa, sich spätere Grundsatzdiskussionen und Auseinandersetzungen zu der Frage zu ersparen, ob die Beziehung wirklich langfristig nichtmonogam bleiben darf bzw. muss, ob gemeinsame Treffen und Aushandlungen und mit den anderen Beziehungspersonen denkbar oder ausgeschlossen sind, usw.

b) Ein weiterer Anlass zur Kommunikation des gewünschten Beziehungsmodells ist gegeben, wenn eine bestehende (Zweier-)Beziehung für Nichtmonogamie geöffnet werden soll. Im Unterschied zu informeller Nichtmonogamie verlangt der Moralcode konsensueller Nichtmonogamie, einander über die Aufnahme einer nichtmonogamen Praxis zu informieren, *bevor* dies in die Tat umgesetzt wird (zur mitunter nicht ganz einfachen Bestimmung des richtigen Zeitpunktes solcher Bekanntgaben siehe 4.3.2.2). So formuliert Ben als Bedingung für die handlungspraktische Öffnung einer Beziehung: *„Das muss einfach sein, dass man das von einander weiß und dass man das akzeptiert und dass es irgendwie in Ordnung is‘. Und eigentlich auch, dass man sich in irgendeiner Form drüber unterhalten muss.“* (B: 128) Zum Kriterium der informierten Einwilligung kommt hier also auch bereits jenes der gemeinsamen Aushandlung der Konditionen und Modalitäten der Beziehungsöffnung hinzu. Ben informierte seine damalige Freundin Hanna, dass ihm das bisher gemeinsam gelebte *„monogame Beziehungsmodell“* nicht mehr passend und befriedigend erschien, weil er sich in Rebecca verliebt hatte, aber bevor er erstmals mit Rebecca Sex hatte und mit ihr eine Beziehung einging. *„Zu dem Zeitpunkt war’s auch noch so, dass ich jetzt nich’ gesagt hätte, okay, ich müsste mit Rebecca das jetzt irgendwie ausleben“* (B: 13). Somit sei es für Hanna (theoretisch) möglich gewesen, sich zunächst an die neue Situation zu gewöhnen und Bens Beweggründe nachzuvollziehen. Gerade an Bens Erzählung zur Beziehungsöffnung für Rebecca zeigen sich jedoch verschiedene Problematiken und Unwegbarkeiten des polymoralischen Gebots der Informiertheit und des Konsens, denen ich mich weiter unten (unter 4.3.4) widme.

c) Rebecca findet es wichtig, das Wissen und Bewusstsein, dass sie nichtmonogam(er) leben möchte, auch in Konstellationen und Situationen, in denen dies eigentlich allen Beteiligten bekannt ist, gelegentlich aufzufrischen. Mit Dennis lebt sie in einer Beziehung, die zwar von Anfang an von einem polyamorem Selbstverständnis ausgeht, in der es aber auf der Praxisebene eine zeitlang ‚nur‘ nichtmonogames Begehren und Dates

gab, jedoch keine weiteren festen Partner\*innen.

*„Dann is’ auch irgendwie lange nichts passiert, ich hab versucht, ihm das immer mal wieder ins Gedächtnis zu rufen, so »Hey, wir sind jetzt zwar zu zweit alleine, aber du weißt schon, dass es theoretisch passieren könnte«, und das war dann auch immer so präsent, ähm also ich mein, dann erzählen wir uns irgendwie gegenseitig, wenn wir jemandem übert den Weg laufen, den wir süß finden oder »Oh guck mal, die is’ ja attraktiv«, oder »Ah, morgen treff ich ja den So-und-so und den find ich ja auch ganz heiß und mal gucken, ob da was passiert«, und so.“ (R: 7)*

Die wiederholte Erinnerung, dass Polyamorie als Möglichkeitsraum es gestattet und beinhaltet, jederzeit durch Dritte affiziert werden zu können, dient nicht einfach nur der Information und Vorbereitung auf den ‚Ernstfall‘. Neben der kommunikativen Validierung des Beziehungskonzepts geht es hier nach meinem Verständnis auch um eine iterative Produktion des Selbstverhältnisses: Immer wieder an- und auszusprechen, *„dass es theoretisch passieren könnte“*, kann als ein „Wiedererkennungsritual“ im Sinne Altusers (1977; vgl. 2.1.4) gelesen werden, das dazu dient, sich selbst und gegenseitig der polyamoren Haltung oder Identität zu vergewissern und sich auf diesem Wege als polyamores Subjekt performativ wieder/neu herzustellen (vgl. dazu auch Abschnitt 4.4.1.2, in dem es um die hohe Bedeutung geht, die der Möglichkeit und Freiheit zugeschrieben wird, Nichtmonogamie in der Zukunft auf der Handlungsebene zu aktualisieren, selbst bzw. insbesondere wenn aktuell keine weiteren Partner\*innen vorhanden sind).

#### **4.3.1.2 Affektionen und Sex**

Ein zentrale moralische Verpflichtung besteht für die meisten Interviewten darin, einander stets darüber auf dem Laufenden zu halten, was eine\*n momentan bewegt. Dieser Anspruch wird, zumindest im Interview, mit größter Absolutheit von Rebecca vertreten: *„Ich erwarte, dass man in ’ner Beziehung alle Gedanken und Empfindungen miteinander teilen kann“ (R: 87)*. Die stete Auskunftspflicht betrifft nicht nur, aber insbesondere die Mitteilung darüber, dass, wenn und inwiefern weitere Personen begehrt werden: *„Also diese totale Offenheit ist wichtig, ich/ ja, wir erzählen uns einfach sehr viel, wenn wir irgendwie attraktiv finden, wie wir uns/ aber allgemein auch, wie wir uns in Situationen fühlen und so weiter.“ (F1: 123)* Transparent gemacht werden soll damit nicht nur das Ereignis der Affektion. Die Momentaufnahme dient zugleich dazu, der Partner\*in einen Ausblick auf die Zukunft zu geben, auf die mögliche bzw. erhoffte Fortentwicklung einer (neuen) Bekannt- oder Liebschaft: *„Was halt irgendwie, ja, einfach uns bei-*

den sehr wichtig is', is' so Offenheit. Also dass wir uns offen ähm erzählen, [...] wenn wir jemand anders attraktiv finden, oder zumindest, wenn es irgendwie wichtig wird, weil man vielleicht Lust hat, sich mit demjenigen zu treffen oder sowas.“ (F1: 123) Da es als Grundprinzip konsensueller Nichtmonogamie gilt, einander nicht zu hintergehen, scheint es geboten, sich möglichst proaktiv über Eventualitäten und Absichten aufzuklären – also bevor es zu als nichtmonogam definierten Handlungen mit Dritten kommt. Rebecca etwa informiert Lennard nicht nur über ihre Faszination für Karen, die sie auf einer Party kennen gelernt hat, sondern auch über das geplante erste Einzeltreffen: „Ich hab ihm erzählt ((euphorisch\*)) »[...] ich hab diese Frau kennen gelernt und ich treffe die jetzt wahrscheinlich auch noch demnächst« ((\*)), also dann wusste er das schon, dass das passiert, und dann hab ich mich also mit ihr zum Date getroffen“ (R: 35). Auch Felix hebt lobend hervor, dass Sina ihm prophylaktisch ihr sexuelles Interesse an einem anderen Mann bekanntgab: „Da is' dann eines Tages Frank aufgetaucht, oder den gab's schon, jedenfalls hat sie mir erzählt, dass das 'n Typ is', bei dem sie sich vorstellen kann oder bei dem sie's nich' ausschließt, dass sie irgendwann mal mit ihm im Bett landet, so.“ (F1: 99)<sup>122</sup> Solchen Vorwarnungen und Zwischenstands-Meldungen zu Affektionen, Absichten und Phantasien in Bezug auf Dritte kommt ein hoher Stellenwert für ein als verantwortlich und vertrauensbildend bewertetes Moralverhalten zu – insbesondere sofern vereinbart ist, dass man einander möglichst frühzeitig (bevor man z.B. mit anderen küsst, Sex hat und/oder sich ‚ernsthaft‘ verliebt) auf Stand bringt. Für Chris gilt: „Mein Partner [hat] das Recht, alles darüber zu wissen, was ich mir anderen Menschen tue, wenn es 'ne intime Größenordnung bekommt.“ (R: 17) Gleichwohl erfolgt solche Berichterstattung zeitlich gesehen nicht in jedem Fall, *nachdem* die Beziehung bereits als offen bzw. polyamor definiert ist. Vielmehr kann gerade die nichtmonogame Affektion Anlass sein, eine bis dato monogame Beziehungsmoral zu hinterfragen oder mit ihr zu brechen (vgl. 4.2.1.1). Die Vermeldung des Wunsches oder der Notwendigkeit zur Modifikation bzw. zum Wechsel des Beziehungsmodells kann dann, wie Ben dies gegenüber Hanna tat, zeitgleich mit der Mitteilung über das affektive Ereignis erfolgen:

„Und hab ihr dann eben gesagt, ja, dass ich das gerne noch mal probieren würde, dass meine Gefühle für sie auch noch da sind, ähm dass es aber so aussieht, also erstens, dass

---

122 Ein weiteres Beispiel wäre Viktors Vorabinformation an Sina mit Blick auf sein potenzielles Interesse an einer „Freundin von 'ner Freundin, die er irgendwie ganz toll fand und kennengelernt hatte, und die aber in 'ner monogamen Beziehung sei, und ähm er wollte mir das nur mal so erzählen, damit ich/ wer weiß, bevor es ihm auf die Füße fällt irgendwann mal, war die Formulierung.“ (S2: 11)

*ich das halt/ dass ich 'ne ehrlichere Beziehung jetzt führen möchte, die auch mehr unseren jeweiligen Bedürfnissen Rechnung trägt, und auch dass ich mich in 'ne andere Frau, nämlich Rebecca, verliebt habe. Das hab ich dann auch gesagt.“ (B: 13)*

Wie hier bereits anklingt, bezieht sich der Topos der Ehrlichkeit nicht nur auf kommunikative Offenheit und die Forderung, einander im Sinne der *parrhesia* (vgl. 2.1.2) unverblümt die Wahrheit zu sagen, auch wenn es sich um „'ne extrem hässliche Wahrheit“ (B: 27) handelt. Ehrlichkeit steht hier in einem viel umfassenderen Sinne für Aufrichtigkeit und Authentizität – auch und gerade im Verhältnis zu sich selbst sowie die eigene Lebensführung und das eigene Handeln betreffend. Auf diesen für polyamore Subjektivierung zentralen Aspekt wird weiter unten (insbesondere unter 4.4.1.3) noch detailliert einzugehen sein.

Wie oben dargelegt, möchten manche der Interviewten am liebsten vorsorglich über mögliche nichtmonogame Aktivitäten informiert werden. Andernfalls, z.B. im Fall spontaner Begegnungen oder bei wiederholten Treffen, soll zumindest zeitnah nachträglich Bericht erstattet werden (wobei die Definitionen und Grenzziehungen des Erzählpflichtigen und des richtigen Zeitpunktes durchaus unterschiedlich ausfallen können, siehe 4.3.2.2). Jonas benennt als wichtigstes – und als das einzige explizit vereinbarte – „Prinzip“ der Beziehung, die er mit Alisa führt, „dass man halt ehrlich miteinander is'. Wenn ich jemand kennen lerne, dass ich das auf jeden Fall erzähle und da äh nich' heimlich irgendwas mache.“ (J: 5) Erleichtert stellt er fest, dass Alisa es nicht weiter problematisierte, als er mit einer anderen Frau Sex hatte und Alisa erst im Nachhinein davon in Kenntnis setzte: „Naja, dann eben miteinander geschlafen und so weiter und hab das Alisa dann auch nach Absprache erzählt, war auch alles ganz cool so, da gab's eigentlich nich' so das Ding“ (J: 5). Insbesondere für Rebecca ist es mit der bloßen Zurkenntnisnahme, dass ihre Partner\*innen mit anderen Menschen Sex haben, nicht getan. Die Informationen, die Rebecca von ihren Beziehungspersonen abfordert, zielen sowohl auf eine detaillierte quantitative und qualitative Schilderung der Sexualität als auch auf eine umfassende Reflexion der subjektiven und affektuellen Bedeutung der Begegnung(en). Ferner verlangt sie einen Ausblick darauf, wie sich der Begehrens- und Dating-Prozess im Weiteren gestalten wird:

*„Und ich will das dann schon alles sehr detailgenau wissen. Also wann genau hattet ihr Sex und wie genau, und is' das passiert und is' das nich' passiert und wie hast du dich damit gefühlt und was hast du gedacht, und wie dachtest du, wie's vorher wird und wie war*

*es im Verhältnis zu deinen Erwartungen, und willst du sie jetzt noch mal wieder sehen, und was daran fandest du am tollsten, was du gern noch mal machen würdest?«, und bla bla bla bla.“ (R: 47)*

Zwar macht Rebecca mit dem fünffachen „bla“ deutlich, dass sie ihre Befragungen des\*der Partner\*innen selbst als relativ extensiv einstuft. Nichtsdestotrotz sieht sie ihren Anspruch auf umfassende Aufklärung aus Gründen der Selbstsorge als gerechtfertigt an: *„Diese information policy hilft mit halt auch sehr“ (R: 47)*. Denn für Rebecca ist es *„wichtig, [...] das Gefühl“* zu haben, *„ich überblick die Situation, dass ich mich dann auch schon sicherer fühle. Und dass wenn jetzt zum Beispiel mein Partner sagen würde »Ich hatte Sex mit ’ner andern Frau. War gut.«, und ich sonst nichts davon erfahren würde, wär’s glaub ich schon relativ schwierig.“ (R: 47)* Über die Modalitäten und Praktiken, aber auch die Gefühle, Beweggründe, Ambitionen und Pläne ihrer Partner\*innen – insbesondere in Bezug auf neue Bekanntschaften – möglichst genau Bescheid zu wissen, vermittelt Rebecca, darauf kommt sie im Interview mehrfach zurück, eine für sie essentielle Form der Sicherheit. Neben der Aspiration, nicht überrumpelt und nicht hintergangen zu werden, geht es für Rebecca dabei auch um die Möglichkeit, auf Basis dieses Wissens ihre eigene Position einzuschätzen und ihr Agieren innerhalb der Beziehung situationsangemessen gestalten zu können.

Auch für Sina war es wichtig, von Viktor direkt benachrichtigt zu werden, als er *„tatsächlich was mit Bonnie [...] hatte“ (S2: 11)*. Die dabei wichtigste Information scheint für Sina darin zu bestehen, wie Viktor das Date affektiv bewertet: *„[Er] hat mir am nächsten Tag davon erzählt, und auch erzählt, dass es ähm halt spannend war, aber ihm nich’ so richtig was gegeben hätte. Und dass er für sich festgestellt hätte, dass es für ihn vielleicht wichtiger is’, dass er die Frau vorher ’n bisschen kennt oder so.“ (S2: 11)* Neben der groben Information, wie Viktor das Treffen gefallen hat, interessiert Sina auch, wie/ob sich die hier in Rede stehende Bekanntschaft in Zukunft weiterentwickeln könnte (wobei Viktors Aussage in beide Richtungen interpretiert werden könnte: entweder die Sache mit Bonnie ist hiermit abgehakt oder aber sie könnte durch besseres Kennenlernen noch ausgebaut werden). Zusätzlich referiert Sina noch eine allgemeine Erkenntnis (Viktor möchte Menschen möglichst ein wenig kennenlernen, bevor es zu sexuellen Handlungen kommt), die für ihre Einschätzung seines (künftigen) Moralverhaltens relevant ist.

Chris, die\*der wie Rebecca einen Anspruch auf größtmögliche kommunikative Offenheit vertritt, findet die Umsetzung der Forderung auf lückenlose Information zwar in



moralischer Hinsicht *„manchmal schwierig, weil natürlich auch immer die Intimsphäre einer zweiten Person betroffen ist, aber ich möchte so viel wie möglich von meinem Partner wissen, wie er tickt, was ihm wichtig ist, wie's ihm mit ner Person geht, wie's ihm mit mir geht“* (C: 17). Das eigene Informationsbedürfnis und das Ziel absoluter Transparenz über das Verhältnis zu anderen und zu Chris haben im Zweifelsfall also Vorrang vor einem vertraulichen Umgang mit den Privatheiten Dritter. Die Problematik etwaiger Uneindeutigkeiten oder Unstimmigkeiten bezüglich der Frage, ab welchem Intensitätsniveau, ab welcher emotionalen Bedeutung, ab welchem Einbezug welcher Praktiken Kontakte mit anderen eigentlich in welcher Ausführlichkeit erzählbedürftig sind (dazu ausführlicher 4.3.2.2), löst Chris in der Annahme eines geteilten Verständnisses auf:

*„Ich/ also mir is' [...] wichtig, ganz viel zu wissen und immer im Austausch darüber zu sein. Ähm ich glaube, dass das für mich eigentlich ausreicht, zu wissen, dass mein Partner mir alles erzählt, was er für wichtig hält, und dass wir darüber ungefähr gleicher Meinung sind, was 'ne wichtige Situation is'. Und ich selber mag alles erzählen und mag alles hören.“* (C: 13)

Wenn Chris auf komplette Offenheit setzt („alles erzählen“, „alles hören“) und davon ausgeht, in diesem Punkt im Großen und Ganzen mit ihren Partner\*innen übereinzustimmen, so müssen Raster und Körnung dessen, was als berichtenswert eingestuft wird, allseits relativ fein ausfallen. Mitteilungs-Versäumnisse sind für Chris nur dann akzeptabel, wenn sie auf einer unverschuldeten Fehleinschätzung beruhen – und nicht etwa den Versuch darstellen, durch Verschweigen Konflikte zu umgehen (siehe 4.3.2.2). Insofern sind deys Partner\*innen besser beraten, lieber gleich *alles* zu berichten. Denn würde ein für Chris wichtiges Detail verschwiegen und käme später doch ans Licht, so kämen zum möglichen Dissens in der Sache auch noch der Ärger und die Enttäuschung hinzu, von der\*dem Partner\*in getäuscht oder jedenfalls – aus welchen vermeintlich edlen Motiven auch immer – über ihr wahres Fühlen und Agieren in Unkenntnis gelassen worden zu sein.

Der Anspruch, über die Nähe und Intimität zu anderen Menschen informiert zu sein, besteht offenbar insbesondere, aber nicht ausschließlich in dynamischen Situationen und Phasen des Umbruchs, wenn eine neue Person die Konstellation erweitert oder sich anderweitig die Koordinaten verschieben. Doch auch in und bei längerfristig bestehenden Beziehungen kann es Bedarf geben, über den Status des Kontakts zu anderen

Partner\*innen Auskunft zu erhalten. So erzählt Rebecca:

*„Ein Ding, was sich da zum Beispiel rauskristallisiert hat, is' dass Dennis mal 'ne zeitlang, als es ihm sowieso schon schlecht ging, auch das Gefühl hatte, dass ich mich ständig mit Ben treffe und dann immer 'ne ganz tolle Zeit mit Ben hab. Und dann hab ich gesagt, »Okay, dann gehen wir jetzt dazu über, dass ich versuche, dir immer zu sagen, wenn ich mich mit Ben treffe.« Das funktioniert nich' so hundertprozentig gut, weil ich jetzt nich' tatsächlich jedes einzelne Mal ihm sage »Jetzt treff ich mich mit Ben«, oder »da hab ich mich auch noch mit Ben getroffen«, ähm ... aber im Großen und Ganzen versuch ich schon drauf zu achten, dass ich irgendwie, wenn ich die Woche durchplane mit den beiden, dass ich dann sowas sag wie »Den Tag treff ich mich mit Ben.«“ (R: 51)*

Die Regel, Dennis vorab zu informieren, wenn Rebecca sich mit Ben trifft, war nicht von vornherein gegeben; sie stellt ein (Zwischen-)Ergebnis aus Dennis' im Laufe des Beziehungsgeschehens produzierten (Informations-)Bedürfnissen dar – so wie sie von Rebecca interpretiert werden. Mehr noch als der quantitative Aspekt (wann/wie oft?) des Beisammenseins von Rebecca und Ben beschäftigt Dennis offenbar die Frage nach der qualitativen Dimension (haben die beiden *„immer ne ganz tolle Zeit“*?).

Tritt es den Subjekten einerseits als Norm und Pflicht gegenüber, über ihre Begehren und Kontakte Auskunft zu erteilen, so schreiben sie der Möglichkeit, dies zu tun, zugleich einen hohen Wert zu. Zwischen Mark und seiner damaligen Freundin Christin bestand die Vereinbarung, dass er ihr gerne von seinen sexuellen Kontakten zu Männern erzählen, über sexuelle Begegnungen und Affären mit Frauen aber jeweils Stillschweigen wahren sollte. Heute, in einer neuen, sexuell nicht exklusiven Beziehung, empfindet er es als *„schon sehr, sehr schön“*, mit seiner Freundin über bestimmte sexuelle Phantasien oder den Wunsch zu sprechen, neue nichtmonogame Praktiken und Konstellationen kennenzulernen, und *„zu sagen »toll, das würde mich auch mal interessieren«, oder ähm ... einfach offen drüber reden zu können“* (M: 151). Auch wenn es um Begegnungen und Ereignisse geht, die bereits stattgefunden haben, wünscht er sich heute deutlich größere kommunikative Offenheit als früher – markiert aber zugleich die Grenzen des Denk- und Sagbaren: *„Die Idee is' halt weg von diesem ähm ... »Wenn ich fremdgeh', kann ich's dir nich' erzählen«, sondern ruhig dieses so »Weißt du, was ich gestern erlebt hab, es war spannend und so, aber lieben tu' ich nur dich.«“* (M: 5) In Marks diskursiver Rahmung offener Beziehungen ist die Möglichkeit von Polyamorie – mehrerer romantischer Lieben zeitgleich –, bisher nicht intelligibel und folglich auch nicht vorgesehen. Insofern handelt es sich bei der (performativen?) Zitation einer *der* Schlüsselphra-

sen mononormativ-romantischer Liebe (*aber lieben tu' ich nur dich*) nicht nur um eine obligatorische Beschwichtigungsformel gegenüber seiner Partnerin, sondern auch um eine diskursive Positionsanweisung und Selbstpositionierung als non-polyamor.

#### **4.3.1.3 Alles sagen, alles wissen**

Die erste Leitlinie, an der sich laut Chris eine gute Beziehungsführung auszurichten hat, besagt, dass die Partner\*innen einander ein hohes Maß an Freiraum für individuelle Entfaltung zugestehen sollten (vgl. 4.4.2.1). Der „zweite wichtige Eckpfeiler“ für polyamore Beziehungen ist für Chris, „*dass man ehrlich miteinander is' und möglichst viel teilt, [...] also dass ganz viel Austausch da is', is' mir wichtig*“ (C: 17). Wie bereits einleitend zu diesem Unterkapitel festgehalten, ist es für Chris essentiell, „*informiert [zu] sein über alles, was den andern grade betrifft*“, um „*diese Idee von Einverständnis*“ (C: 7) umzusetzen, um die sich das gesamte Konzept konsensueller Nichtmonogamie dreht. Denn schließlich gelte es zu wissen, wozu genau man denn jeweils seine Zustimmung gebe. Wie im vorherigen Abschnitt gezeigt, bezieht sich der Anspruch auf wahre Rede und umfassende Information auf die Herstellung von Klarheit bezüglich des Beziehungskonzepts sowie hinsichtlich nichtmonogamer Affektionen und Aktivitäten – er ist jedoch nicht auf diese beschränkt. So bekräftigt Rebecca im Hinblick auf die für sie wichtigsten Beziehungsprinzipien:

*„Und das mit dem Nicht-Geheimhalten, das hab ich ja vorhin schon gesagt, is' mir eigentlich der wichtigere Punkt, dass es für mich total wichtig is', dass 'ne Beziehung maximal ehrlich is'. Dass man immer alle Karten auf den Tisch legt, auch alle Sachen, die irgendwie unangenehm sind, dass man das/ dass man sich immer darauf verlassen kann, dass der andere einem immer sagt was los is'. Dass man's weiß, dass man keine Überraschungen erfährt, dass man nich' irgendwie plötzlich irgendwas erfährt, was vielleicht schon ganz lange so is'. Das betrifft auch alle Bereiche, also es is' genauso, wie wenn jetzt jemand sagt »Es stört mich, dass du immer die Tür so zuknallst« oder sowas, das will ich auch nich' 'n halbes Jahr später erfahren. Das will ich wissen, wenn sich das erste Mal im Kopf des anderen dieser Gedanke manifestiert hat, dann will ich das hören, dass ich irgendwie darauf reagieren und das ändern kann.“ (R: 87)*

Anders als es der Diskurs der romantischen Liebe seinen Subjekten einst versprach, kann Rebecca – wie vermutlich auch die meisten Menschen in monogamen Beziehungen – nicht davon ausgehen, als ‚ganzes Subjekt‘ dauerhaft mit allen Makeln und Macken begehrt und geliebt zu werden. Prompte Kommunikation auch über Missstände

und schonungslose Transparenz (beziehungsweise die Illusion derselben) sind für Rebecca zentral, um sich als handlungsfähig zu behaupten. In diesem Sinne ist Wissen hier tatsächlich Macht. Im Kontext einer *reinen Beziehung* (siehe 2.4.1) kann Rebeccas Anspruch, jederzeit über die Subjektivität ihrer Gegenüber und über die Beschaffenheit der Beziehung im Bilde zu sein, um damit arbeiten zu können und die Kontrolle zu behalten, als eine spezifische Form der Selbstsorge gelesen werden. Auch Felix benennt als die beiden wichtigsten Prinzipien, auch in schwierigen und konflikthaften „*Situationen offen zu sein. Und Kommunikation. Kommunikation, ganz/ also über alles reden im Prinzip.*“ (F 205) Während Rebecca diesen Zusammenhang – über die anderen, deren Begehrlichkeiten und Unzufriedenheiten Bescheid wissen zu müssen, um frühzeitig das eigene Beziehungshandeln darauf auszurichten – nicht als Spezifikum polyamorer Beziehungen ausweist, sieht sie in der permanenten Kommunikation der eigenen Gemütslage und Subjektivitäts-Verfasstheit und in der ständigen Unterrichtung über das Befinden und die Befindlichkeiten der Partner\*innen eine Bedingung für das Gelingen von Polyamorie: „*’Ne Poly-Beziehung funktioniert nich’, ohne dass man ständig darüber redet, was man für Bedürfnisse hat, wie’s dem andern geht, wie man sich grade fühlt, was nich’ so cool is’*“ (R: 89). Von den anderen zu erfahren, wie sie sich fühlen und was sie gerade umtreibt, und dies auch selbst immerzu über sich zu eruieren und zu verbalisieren, erfordert nicht nur stete Selbstforschung und -reflexion sowie die Kompetenz und/oder Hoffnung, sich den anderen irgendwie verständlich zu machen (dazu ausführlicher: 4.4.2.2). Sondern auch den Mut, unbequeme Wahrheiten auszusprechen und anzuhören, um zu lernen, sich selbst und die anderen besser zu regieren. Dies verbindet sich mit der Vorstellung, umfassende Aufklärung sei möglich und stelle eine Bedingung und Garantie informierter Einwilligung, Entscheidungs- und Handlungskompetenz dar. Insofern oszilliert das hier geforderte Alles-Sagen und Alles-Wissen zwischen der Anrufung souveräner Vertragssubjekte, pastoralem Geständniszwang, parrhesiastischer Selbsttechnologie, Beziehungsarbeit und Selbstsorge.

### **4.3.2 Unklarheiten**

In einigen der oben aufgezeigten Szenarien deutet sich bereits an, dass das Ideal allzeitiger und allseitiger Informiertheit und Transparenz, wie es insbesondere in einer engen Auslegung der Beziehungsphilosophie der Polyamorie vertretenen wird, in der Praxis oft „*nich’ so hundertprozentig*“ (R: 51) umgesetzt wird – und vermutlich auch schwerlich hundertprozentig umgesetzt werden kann. Zum einen erscheint es als eine sehr hohe

Anforderung, stets alle (potenziell) Beteiligten auf allen Ebenen (Konzept, Begehren, Aktivitäten, Gesamtsubjektivität) lückenlos auf dem neusten Stand zu halten, zumal sich die Informationsbedürfnisse in ihren Detailgeraden durchaus unterscheiden (4.3.2.1). Zum anderen ist es offenbar gar nicht so leicht, immer sicher zu sein, welche Themen in welchem Kontext auf welche Art und Weise bewegt werden können und sollen – oder auch nicht (4.3.2.2).

#### **4.3.2.1 Nichtwissenwollen**

Auch wenn das grundsätzliche Bekenntnis zu einvernehmlicher Nichtmonogamie nicht infrage steht, ergibt sich aus den Positionierungen der Interviewten (und der Bezugsmenschen, von denen sie erzählen) doch ein breites Spektrum geforderter Detailgrade des Wissens über die nichtmonogamen Haltungen, Affekte und Praktiken der Partner\*innen und Dates. Im kontrastiven Vergleich der geäußerten Verlangen nach Aufklärung und Einweihung sind Rebecca und Chris (eng gefolgt von Sina und Ben) wohl diejenigen, die sich im Interview am dichtesten am Pol ‚Anspruch auf lückenloses Sprechen und Wissen‘ positionieren, während Viktor und Dennis vergleichsweise wenig daran interessiert scheinen, wort- und detailreich Rapport zu erstatten oder zu erhalten.

Zwar benennt es auch Dennis als eine Grundregel, „*dass Rebecca und ich uns eben informieren, wenn sich irgendwas Neues ergibt oder so*“ (D: 21). Für ihn persönlich sei es aber in erster Linie von Interesse gewesen, jeweils einmalig ins Bild gesetzt zu werden, wenn der Körperkontakt von Rebecca und Ben einen neues Level erreichte:

*„Ähm ... ich weiß nich, was ... was ich zum Beispiel dann ganz gerne wissen wollte als das mit Ben angefangen hat, so die verschiedenen Entwicklungsstufen, dass ich auch auf dem Laufenden bin, dass sie jetzt angefangen haben Händchen zu halten oder kuscheln oder dann so küssen oder dann auch Sex und sowas, bei ähm bei diesen Meilensteinen, da wollt ich dann schon Bescheid wissen, dass ich auch 'n bisschen abschätzen kann, wie das/ was für'n Beziehungsstatus das jetzt grade so is', wie fest das jetzt is' oder wie ernst.“ (D: 21)*

Für Dennis ist es offenbar nicht erforderlich, von Rebecca zu hören, wie sie besagte Handlungen jeweils erlebt und einordnet. Er legt sein eigenes Deutungsmuster an – das er offenbar im Rückgriff auf ein diskursives Diagramm der Intimität gewinnt, das übliche Steigerungsformen, Schwellen und Zusammenhänge bestimmter körperlichen Praktiken mit emotionaler Nähe und Verbindlichkeitsgraden anzeigt – um auf die jeweils erreichte Ebene, Qualität und Bedeutung des Verhältnisses von Ben und Rebecca zu

schließen. Was Körperlichkeit und Sexualität zwischen Rebecca und Ben anbelangt, so äußert Dennis nicht den Wunsch, Einzelheiten zu erfahren:

*„Da ging’s schon um die Eckdaten, wollte ich dann nich’ ’ne detaillierte Beschreibung jetzt haben, wann und wo und an welchen Stellen sie sich jetzt gestreichelt haben oder was weiß ich, aber so die Eckdaten, ähm »Jetzt haben wir geküsst«, »Jetzt haben wir Sex gehabt«, einfach nur dass es passiert is’ und nich’ weiter ins Detail, das hat mir reicht.“ (D: 37)*

Für Dennis könnte sich die Berichterstattung schlaglichtartig auf wenige diskursive Codes reduzieren, die ihm als Indikatoren für das jeweils erreichte Intimitäts-Niveau dienen. Auch seine Erkundigungen zu Rebeccas Befinden während des nicht eben unkomplizierten Prozesses der Beziehungsanbahnung mit Ben zielen eher auf einen groben Überblick denn auf tiefe Einblicke: *„Also kann ich mich nich’ erinnern, dass ich da nachgefragt habe, wie sie sich jetzt konkret mit Ben da in der einen oder anderen Situation oder generell gefühlt hat, sondern eher so wie ihre allgemeine Stimmungslage is’.“ (D: 39)* Das eher geringe bzw. globale Informationsbedürfnis von Dennis empfindet Rebecca gelegentlich als verunsichernd, zumal es in deutlichem Widerspruch zu ihren eigenen hohen Wissensstandards und ihrem ausgeprägten Kommunikationsbedürfnis steht:

*„Ich war mir auch immer nich’ so schlüssig, wie viel ich Dennis jetzt erzählen soll, wie viel er jetzt eigentlich genau wissen will, mh is’ auch immer noch nich’ so ganz klar, also er sagt immer »Wenn du mir was erzählen möchtest, kannst du mir alles erzählen, aber ich hab da jetzt keine konkreten Ansprüche, wie viel du mir erzählen sollst.“ (R: 51)*

Während Dennis in Bezug auf die ‚richtige‘ Informationsmenge eher indifferent erscheint, zeigt sich Viktor im Interview in dieser Frage klar positioniert: Er möchte von und über Sina (und Felix) explizit nicht mehr erfahren als von anderen ihm nahestehenden Menschen. Viktor lehnt die Kategorie Liebesbeziehung, das Konzept (romantische) Liebe und die für ihn damit verbundene Überhöhung des Paar-Verhältnisses, einschließlich des Kommunikationsverhältnisses, ab. Sina bekräftigt, dass Viktor sich von ihrer Liebesbeziehung mit Felix in keiner Weise irritiert oder herausgefordert sehe und insofern auch kein gesteigertes Informationsbedürfnis erkennen lasse: *„Viktor hat das von Anfang an so liebevoll interessiert begleitet, sich interessiert alles angehört was ich gesagt hab, aber irgendwie von sich aus wenig Rückfragen gestellt, und äh nie auch nur einen einzigsten Funken Eifersucht gezeigt.“ (S1: 5)* Obwohl Sina wiederholt betont, wie

sehr sie Viktors Gelassenheit schätzt, sei es für sie manchmal verunsichernd, dass Viktor nicht nur vergleichsweise wenig fragt, sondern selbst auch relativ geringe Auskunftsfreude zeigt:

*„Mh ich hab auch schon zu diesem Zeitpunkt festgestellt, dass sich meine Eifersucht unterschiedlich ausdrückt bei den beiden, was glaub ich primär damit zu tun hat, wie wir kommunizieren. Also dass Felix halt mir mehr Versicherungen gibt und mich von selbst mehr teilhaben lässt, ohne dass ich die Information ihm aus der Nase ziehen muss sozusagen, und ... bei Viktor bin ich generell irgendwie angespannter, weil ich nich' so richtig weiß, was eigentlich Sache is'.“ (S2: 15)*

Wie die Beispiele von Sina, Viktor und Felix oder auch von Rebecca, Dennis und Ben zeigen, können also durchaus auch innerhalb einer Konstellation unterschiedliche Bedürfnisse und Vorstellungen dazu herrschen, was und wie viel man sich gegenseitig berichten sollte, um ausreichend informiert zu sein.

Ein gesteigerte Form des Nicht-wissen-Wollens schreibt Sina einer Frau zu, Maren, mit der Viktor eine Affäre hatte. Maren habe zwar gewusst, dass Viktor eine Freundin hat (auch wenn er das nicht so bezeichnen würde, siehe 4.4.2.3), sie habe sich aber jeder weiteren Kommunikation darüber verweigert.

*„Maren fand das Ganze suspekt und wollte davon am liebsten nix hören, das fand ich äh seltsam, und wenn ich nich' so ziemlich sicher und selbstbewusst in meiner Beziehung zu Viktor wäre, dann hätte ich das wahrscheinlich als bedrohlich empfunden. Also dieses »Lalala, ich hör das nich«, ... ähm wenn ich die/ also wenn ich nich' wüsste, dass Viktor so schnell nich' wegrennt, dann würd ich wahrscheinlich denken, dass is' irgendwie potenziell gefährlich. Wenn da jemand dazu kommt, der das nich' irgendwie anerkennt, dass ich da mit 'ner gewissen Berechtigung bin.“ (S2: 49)*

Ein Verstoß gegen die zwei zentralen Erfordernisse konsensuell nichtmonogamen Moralverhaltens, Kommunikations- und Verhandlungsbereitschaft, wird von mehreren Interviewpartner\*innen als deutlich beunruhigender und bedrohlicher markiert als die bloße Tatsache, dass ihre Partner\*innen noch andere Menschen daten (vgl. auch 4.3.4.1).

#### **4.3.2.2 Was wann wie sagen?**

Trotz der grundsätzlichen Bereitschaft und des Anspruchs, einander rechtzeitig oder zeitnah von erzählenswerten Vorkommnissen zu berichten, ist es den Interviewten zufolge manchmal nicht ganz einfach, den richtigen Zeitpunkt dafür zu erwischen. So kann für eine Person der zulässige Zeitrahmen, in dem die Information hätte erfolgen sollen,

bereits überschritten sein, während die andere noch auf den richtigen Moment wartet, sich zu offenbaren. Hier spielen auch Fragen des Kontextes eine Rolle: Erscheint eine Person momentan sehr beschäftigt oder durch andere Herausforderungen beansprucht, oder befindet man sich an einem Ort oder in einer Situation, wo es schwierig erscheint in Ruhe zu kommunizieren, so werden Berichte möglicherweise auf eine (vermeintlich) günstigere Gelegenheit aufgeschoben. Wird dann offenbar, dass über einen längeren Zeitraum – was für manche Interviewte bereits nach einer Stunde gegeben sein kann – eine Asymmetrie des Wissensstandes bezüglich nichtmonogamer Absichten oder Interaktionen herrschte, kann dies zu großem Unmut und dem Gefühl führen, ernstlich hintergangen worden zu sein. Als besonders ärgerlich und vertrauensschädigend kennzeichnen es die Interviewten, wenn sie selbst nicht durch ihre\*n Partner\*in, sondern durch Dritte von bestimmten Geschehnissen erfahren bzw. erführen, oder wenn im Nachhinein herauskommt, dass Außenstehende bereits in einen die Beziehung betreffenden Sachverhalt eingeweiht waren, bevor sie selbst ins Vertrauen gezogen wurden.

Verbunden mit der Problematik des *Wann*, also des richtigen Timings, stellt sich die Frage, was rapportpflichtig bzw. -geeignet ist. Neben Unsicherheiten bezüglich des Informationsbedürfnisses der Partner\*innen, wie es etwa Rebecca im Hinblick auf Dennis beschreibt (siehe 4.3.2.1), fragt sich etwa Tim auch selbst, wann seine Gedanken, Gefühle oder Handlungen die Schwelle überschreiten, ab der berichtet werden sollte:

*„Ich find grad diese Offenheit total wichtig, auch aus meiner eigenen Erfahrung heraus [...], wobei natürlich auch dann das Problem is, ab wann is’ es eigentlich eine Beziehung und wann kann man’s erzählen? Wenn ich Gefühle hab, erzähl ich’s normalerweise noch niemandem, weil ich ja davon ausgehe, dass es eh nichts wird und dass es auch schnell wieder vorbeigeht. Also so’ne Verliebtheit, wenn ich die Person noch nich’ mal näher kenne, und wenn ich die Person dann näher kenne und mit der was mache, is’ es dann auch kompliziert, ab wann wird’s eigentlich eine Beziehung.“ (T: 23)*

Unklarheiten können also auch oder just dann auftreten, wenn die eigene Orientierung am Moralcode Transparenz gebietet und relativ klar festgelegt ist, ab welchem Aktivitätsniveau die Annäherung als so nichtmonogam gilt, dass man davon Zeugnis ablegen sollte (hier: Küssen).<sup>123</sup> Das von Tim umrissene Problem besteht nicht nur darin, nicht

---

123 Hierzu führt Tim aus: *„Ich hab mal irgendwie für mich selbst, ohne das klar zu definieren, feststellt, in dem Moment, wo ich jemanden küsse, is’ es mitteilungspflichtig sozusagen. Weil dann kann es auch mehr werden und dann sind da auch Gefühle hinter, und wenn ich jemanden umarme, sozusagen fällt’s ((schmunzelnd\*)) noch drunter unter die Schwelle, ((\*)) weil ich mir eben auch nich’ sicher bin wie’s weitergeht und das dann auch/ keine Ahnung, ich weiß nich, warum ich’s nich’ früher erzähle. Aber ich glaube, es/ ich würde auch Leute verunsichern, wenn ich jedes Mal, wenn ich/ ich weiß*



zu wissen, von welchen Praktiken man erzählen soll, sondern auch, *wem* man davon erzählen soll: Selbst wenn klar ist, dass jenen Menschen Auskunft erteilt werden soll, mit denen man eine (Liebes-)Beziehung führt, so ist damit im konkreten Fall noch nicht immer beantwortet, wen dies betrifft, also mit wem man in einer entsprechend engen Beziehung steht (oder auch nicht). Auch gibt es Kontinua des Körperkontakts, etwa bei Umarmungen oder bestimmten anderen Berührungen, bei denen unklar ist, unter welchen Umständen, ab welcher Dauer oder Frequenz sie so bedeutungsvoll und/oder affektiv/affizierend werden, dass sie die Grenze zur Nichtmonogamie überschreiten und dem\*den anderen Partner\*innen mitgeteilt werden müssen. Luca beispielsweise stellt hinsichtlich deys Informationspolitik gegenüber Max fest: „*Ich erzähl’ ihm nich’ jedes Mal, wenn ich irgendwie mit Ralf vorm Fernseher Händchen gehalten hab oder so, sondern dann erzähl’ ich das halt mal [...], das is’ glaub ich sowieso so, dass bei mir halt immer so’n ganz breites Spektrum is’, was halt auch viel so Grauzonen hat.“ (L: 49) Hier geht es nicht nur um die Frage, ob eine bestimmte Handlung bzw. ein Geschehnis berichtet wird, sondern auch darum, ob und wie oft angemessener Weise von wiederholten Kontakten bzw. Praxen (die sich ja nie identisch wiederholen) berichtet wird – und ob die Beteiligten darin übereinstimmen, welche Informationsdichte hier angemessen ist. Nicht zuletzt wird hier die Frage verhandelt, welche Affektionen und Handlungen unter welchen Bedingungen als freundschaftlich oder als ‚mehr‘ gerahmt sind. Und ob in der jeweiligen Beziehung starken Wert auf solche Definitionen und Grenzziehungen gelegt wird – oder ob Konzept und Haltung ohnehin zulassen bzw. anvisieren, solche Kategorien zu dekonstruieren oder wenigstens durchlässiger zu machen.*

Des Weiteren problematisieren einige Interviewte die mit dem Transparenz-Gebot verknüpfte Anforderung, das eigene Begehren und die eigene Subjektivität zu jedem Zeitpunkt zu durchschauen. Trotz aller Bemühungen der Selbstbeobachtung und -reflexion lasse sich manchmal schwer dingfest machen und nicht vorhersagen, was genau man sich vom Kontakt zu bestimmten Menschen erhofft und wie diese eine\*n affizieren (werden). So erinnert sich Chris an eine Situation, in der dey von Andrés distanziertem Verhalten so verletzt war, dass dey weinen musste.

„*Conrad hat’s gehört, und meinte dann »Mensch, ich dachte immer, das is’ dir gar nich’ so wichtig, und jetzt merke ich aber an deiner Reaktion, das hat doch ’ne höhere Bedeu-*

---

*häufig am Anfang nich’ mal, was das für Gefühle sind. Ob das nun sexuelle sind oder Liebesgefühle oder was auch immer, wenn ich Leute wegen irgendwas toll finde, ja, wüsst’ ich gar nich, was ich dann sagen soll, weil es mir selbst gar nich’ klar is.“ (T: 23)*

*„tung für dich, als ich dachte«. Aber er hat mir das nich' übel genommen, weil er glaub ich auch gemerkt hat, dass ich das nich/ ich hab das ihm nich' mit Absicht verheimlicht, dass mir das wichtig war, ich hab's in dem Moment eigentlich selber erst so richtig gemerkt. Dass/ wie wichtig mir das is'.“ (C: 27)*

Entscheidendes Kriterium für Conrads Milde war hier also, dass es ihm glaubwürdig erschien, dass Chris ihn nicht intentional über deys Gefühle in Unkenntnis gelassen oder getäuscht hatte – und dass er sich zeitgleich mit Chris des ‚wahren‘ Stands der Dinge bewusst wurde.<sup>124</sup> Die Problematik unmöglicher Selbstdurchsicht wird durch den Umstand verschärft, dass sich Begehren nicht als statisch, sondern als ein dynamischer, diskontinuierlicher Prozess darstellt:

*„Eine offene Beziehung bedeutet sehr viel Offenheit, das heißt, ich habe von Anfang an allen Leuten versucht das gleich zu erzählen, was gar nich' immer so einfach is, weil sich ja der eigene Zustand, ja, kurzfristig ändern kann, auch von Gefühlen und sonst was und das dann schwer is, das immer allen rechtzeitig schnell genug mitzuteilen, das ((schmunzelnd\*)) kann dann schon etwas in Stress ausarten ((\*)).“ (T: 19)*

Tim sieht sich nicht nur von seinen Partnerinnen mit dem Anspruch auf Durchblick konfrontiert, sondern verlangt diesen auch von sich selbst – auch wenn die Dynamik der Affekte manchmal droht, die Berichterstattung abzuhängen. Viktor hingegen versucht gar nicht erst, seine Begehrendynamik so weit zu katalogisieren und zu verbalisieren, dass sich daraus eine Wette auf die Zukunft ableiten ließe. So erlebte es Sina als „spannend, aber auch herausfordernd“ (S2: 11), als Viktor eine Affäre mit einer anderen Frau einging – wobei die Herausforderung vor allem in dem Umstand bestand, dass Viktor dem Prinzip der Offenheit für potenzielle Affektionen klaren Vorrang gegenüber dem Prinzip kommunikativer Offenheit den Partner\*innen gegenüber gibt:

*„Er hat mir auch nie so richtig ähm sagen können, was er sich jetzt von der Sache eigentlich erhofft oder erwartet, sondern er hat immer nur gesagt »Ich geh da eigentlich mit gar keinen Hoffnungen oder Erwartungen ran, sondern will offen sein für das, was passiert«, das heißt ich wusste immer nich' so richtig, ähm was sind eigentlich seine ... seine*

---

<sup>124</sup>Dass Fehlinformationen zum Stand nichtmonogamen Engagements nicht immer ohne weiteres entschuldbar sind, nur weil sie unwissentlich und ohne Täuschungsabsicht (nicht) geäußert wurden, macht ein Beispiel Paulas deutlich: „Mein erstes Poly-Erlebnis, das hängt Helen auch noch total nach. So, da waren wir auf'm Camp und die andere Frau konnte sich nich' festlegen, ob sie dazu kommt oder nich', und ich hab Helen gesagt »Ach, ich glaub, die kommt nich'«, und so, und dann plötzlich hatt ich 'ne SMS, »Ich bin um halb eins am Bahnhof, holst du mich ab?«, und ich so uhä ((lacht)) Hilfe, jetzt kommt sie wirklich.“ (P: 27) Paulas Fehleinschätzung der Lage und/oder Tiefstapelei Helen gegenüber stellte dann auch, wie sich im weiteren Verlauf des Camps herausstellte, einen denkbar ungünstigen Start für die Dreierkonstellation dar.

*Erwartungen an diese Sache, die sich da eventuell entwickelt. Oder hat er tatsächlich keine, wahrscheinlich hat er tatsächlich keine gehabt. Oder hat versucht, keine zu haben.“*  
(S2: 11)

Bisher angesprochen wurden: Informationslücken, die situationsunabhängig auf unterschiedlichen Kommunikationsbedürfnissen und -bereitschaften beruhen, auf Unsicherheiten hinsichtlich des Mitteilungswertes sowie auf dem Umstand, dass wir uns nicht jederzeit selbst durchschauen und/oder Affektionen nicht synchron in repräsentative Botschaften an den\*die Partner\*innen (und uns selbst) übersetzen können. Daneben kommen in den Interviews auch Situationen zur Sprache, in denen bestimmte Sachverhalte bewusst verschwiegen, selektiv erzählt oder wissentlich falsch dargestellt werden. Jonas erzählt eine Episode, die er als die „bescheuertste Aktion“ betitelt, welche er – gemessen am nach Ehrlichkeit und Transparenz verlangenden Moralcode konsensueller Nichtmonogamie – jemals gebracht habe. Eines Abends, während Alisa ein Semester im Ausland verbrachte,

*„hab ich mit Tini ’n Film geguckt, äh mit’m Laptop, äh hatte Skype aber dummerweise/ also was heißt dummerweise, Skype lief halt noch, so, und Alisa schrieb abends so »Hey, wie sieht’s aus, wollen wir nich’ miteinander reden?« Und anstelle halt zu sagen, wie es eigentlich auch so abgesprochen wäre, »Nee du, ich schau mir grad mit Tini ’n Film an, äh lass mal vielleicht morgen oder später machen«, hab ich irgendwie/ bin ich voll in so’n Muster reingefallen, was eigentlich nich’ zu offenen Beziehungen passt und hab’s verleugnet, so von wegen »Nee, ich bin total müde, passt mir jetzt nich’ so.« Und naja, kannst dir vorstellen, dass Alisa da absolut nich’ drüber begeistert war, weil sie auch meinte, ich hätte Tini da ziemlich verraten, indem ich sie da einfach verleugne und verstecke. Und ((lachend\*)) damit hat sie meiner Ansicht nach auch recht. ((\*))“ (J: 5)*

Wie Jonas selbstreflexiv feststellt, handelte er dem Aufrichtigkeitsgebot zuwider, indem er sich Alisa gegenüber nicht zur Anwesenheit seiner damaligen anderen Knutschperson Tini bekannte. Entsprechend sei Alisa nicht nur erzürnt darüber gewesen, von Jonas hintertreten zu werden, sondern auch über seine Illoyalität der anderen Frau gegenüber. Unwahrheiten und strategische Auslassungen finden sich aber nicht nur hinsichtlich nichtmonogamer Dates und Interaktionen, sondern auch auf der Ebene nicht-artikulierter Gefühle, Begehren und Bedürfnisse. Bei Chris speist sich eine gewisse Zurückhaltung, Conrad rückhaltlos alles zu erzählen, aus der Unsicherheit darüber, wieviel an Information dey ihm zumuten kann, verbunden mit dem Wunsch, ihn nicht zu überfordern oder zu verletzen: „[D]ass ich manchmal das Gefühl habe, okay, verkräftet er das jetzt,

is' das/ is' das/ geht das jetzt grade?“ (C: 13). Im Umgang mit dem selbst lehnt Chris Verschweigen als Vermeidungsstrategie allerdings entschieden ab:

„Man kann sich irren darüber, was wichtig is' oder was nich' wichtig is', klar, aber ich erwarte, dass der andere zumindestens ähm drüber nachdenkt und nich' aus Selbstschutz oder weil er meint, mich zu schützen, sagt na, das sag ich jetzt mal lieber nich', das gibt bloß Stress ((lacht kurz)), da muss man dann durch, find ich. Auch wenn's natürlich 'n Risiko is' für die Beziehung.“ (C: 17)

Beziehungspartner\*innen ungefragt schonen zu wollen und/oder Auseinandersetzungen zu umgehen, indem mit bestimmten, möglicherweise unangenehmen oder konflikträchtigen Aspekten hinter den Berg gehalten wird, ist für Chris keine Strategie, die auf längere Sicht erfolgreich sein kann – zu groß die Enttäuschung und der Vertrauensbruch, wenn ‚die Wahrheit‘ später doch ans Licht kommt.<sup>125</sup>

Allerdings erzählen manche Interviewte auch von Situationen, in denen sie möglicherweise zu viel (auf einmal) preisgeben oder zu unbedarft drauflos plaudern und dadurch ihre Partner\*innen verunsichern oder verletzen.

„Ich war (zum Feiern in einer anderen Stadt) ... und hatte da halt ähm mit so'm Typen, den ich auch schon länger kannt' halt irgendwie rumgeknutscht und ähm hab bei dem gepennt und so, und das hab' ich halt [Max] auch so erzählt so, ((enthusiastisch\*)) »Juhuu (Feiern) und ich hab' irgendwie alles mitgenommen irgendwie, ich hab' auf'm Tisch getanzt, ich war betrunken und ich hab rumgeknutscht« ((\*).“ (L: 61)

In Reaktion auf deys überschwängliche Erzählung habe sich Max unerwartet „beunruhigt“ gezeigt.<sup>126</sup>

---

125 Chris belegt dies mit einer Erzählung von einer Affäre, deren Tragweite dey Conrad gegenüber zunächst nicht offenlegte: „Und ich hab glaub ich damals 'n bisschen den Fehler gemacht, diesen Kontakt zu Robert nicht immer transparent zu machen für Conrad. Weil ich/ ich merkte ja, der mag Robert nich' und das gefällt ihm alles nich' so gut, und dann hab ich's nicht immer erzählt, und bei Conrad kam dann irgendwann, als ich ihm erzählte »Ja, und jetzt fahr ich ihn besuchen«, bei Conrad das Gefühl äh, was is' denn da jetzt eigentlich alles im Hintergrund gelaufen, von dem ich gar nichts wusste. Da entstand so'n Gefühl von ich bin ausgeschlossen, ich hatte also genau das Gegenteil erreicht, was ich erreichen wollte, ich hatte es niedrig gehalten und dadurch wurde es für ihn zu noch 'ner größeren Bedrohung.“ (C: 27)

126 Die Möglichkeit, mit Max offen und frei heraus über nichtmonogame Erlebnisse zu sprechen, schätzt Luca als sich im Verlauf der Beziehung vergrößernd ein: „Also dieses eine Mal, wo ich das Gefühl hatte, er hatte richtig Angst, das 's auch schon 'n halbes Jahr her, .. da/ da is' es jetzt echt viel entspannter.“ (L: 59) Die verbesserte Kommunikation verdanke sich nicht zuletzt der allmählichen Transformation von Max' Haltung von einer mononormativ geprägten ‚Was ich nicht weiß mach mich nicht heiß‘-Mentalität hin zu solidarisch-empathische Anteilnahme: „Ich hab das Gefühl, dass grade Max sich da sehr verändert hat, dass bei Max am/ also erst schon noch sehr stark so das Ding war so, eigentlich darf man das nich', eigentlich wenn man sich liebt, dann sollte man schon irgendwie monogam sein, so'n Fremdgehen, naja, okay, aber das vergisst man dann ja ganz schnell wieder. Ähm .. aber das halt mittlerweile echt so'ne/ so'n/ ja, so'n liebevolles Interesse im Vordergrund st/

Um mögliche Beunruhigungen und Verletzungen aufzufangen, haben Sina, Felix und Viktor die Regel, dass nicht nur offen über nichtmonogame Kontakte und Ereignisse gesprochen wird. Vielmehr sollen, jedenfalls sofern Sina betroffen ist, auch dadurch ausgelöste Ängste und Verunsicherungen kommunikativ bearbeitet werden: *„Ich möchte, dass ihr’s mir erzählt, und falls es mir danach damit schlecht geht, möchte ich, dass ihr für mich da seid und so lange mit mir darüber redet ((lacht kurz)) bis es mir wieder besser geht. Und das is’ so die Minimalanforderung, die ich tatsächlich stelle.“* (S1: 19) Zusätzlich zu der mitunter nicht leichten Abwägung und Balance zwischen der Anforderung, sich immer die Wahrheit zu sagen und der Herausforderung, das richtige Timing, die richtigen Worte und den richtigen Ton zu treffen, kann also – wie bei Sina, Felix und Viktor – eine Aufgabe darin bestehen, das Wahrsprechen durch extensive kommunikative (Nach-)Sorgearbeit zu begleiten.

### 4.3.3 Ja, ich will

(Potenzielle) Partner\*innen wahrheitsgemäß über Konzept, Begehren und Tun in Kenntnis zu setzen, wird von den Interviewten als notwendig, nicht aber als hinreichend betrachtet. Denn neben Wissen bedarf Nichtmonogamie, soll sie als konsensuell gelten, der Absprache und des *Einverständnisses* idealerweise aller Beteiligten. So, wie es etwa Ben mit Rebecca im Hinblick auf ihre gemeinsame und weitere Beziehungen vereinbart hat:

*„Es gibt auch die/ also generell so’ne Regel bei uns eigentlich, dass man halt immer relativ/ also eigentlich ziemlich offen is’, was die gesamten Umstände angeht, zu Personen, die in irgendeiner Form beteiligt sind, und dass es schon so’ne Consent-Geschichte eigentlich is’. Also dass man da jetzt/ dass immer alle Leute irgendwie Bescheid wissen und einverstanden damit sind, wie man solche Sachen händelt.“* (B: 142)

Zur Herstellung von Einvernehmen erachten es die Interviewten als wichtig, in Austausch und ggf. in Verhandlung zu treten, wie man (miteinander) leben und umgehen möchte. Solche Aushandlungen beziehen sich zum einen auf das Rahmen gebende Beziehungsmodell und sich daran anschließende Grundsätze (4.3.3.1) und zum anderen Regularien und Feinabstimmung im und für den Beziehungsalltag (4.3.3.2).

---

*kommt, so. Sich einfach dafür zu interessieren, was/ ... was bei der anderen Person los is’.*“ (L: 97) Wenn Max mittlerweile zunehmend in der Lage und Willens scheint, Lucas nichtmonogame Praxis mit Wohlwollen und Gelassenheit zu begleiten, so führt Luca dies auch darauf zurück, dass Max immer weniger Verlustängste umtreiben, wenn dey andere Menschen datet und mit diesen Sex hat.

#### 4.3.3.1 Entscheidungs-Situationen

Betrachte ich nur zwei Kriterien, die Teilhabe bei der Aushandlung und Zeitpunkt der Entscheidungsfindung für oder gegen eine bestimmte Beziehungsform, so lassen sich aus den Daten – sehr schematisch und vereinfachend – vier unterschiedliche Situationen/Positionen gewinnen, die aber in der Praxis zahlreiche Überschneidungen und Ungleichzeitigkeiten aufweisen. Auf der Teilhabe-Achse handeln am einen Ende des Kontinuums die (künftigen) Partner\*innen gleichberechtigt aus, für welche Beziehungsform sie sich entscheiden und wie sie dies umsetzen wollen. Am anderen Extrem gäbe eine Person allein das Konzept vor, während die anderen einwilligen, ohne jedoch ein nennenswertes Mitspracherecht zu haben. Auf der zweiten Achse liegt der Zeitpunkt, an dem die Entscheidung/Einigung erfolgt. So kann die Festlegung der Beziehungsform am Anfang stehen und erst auf der Basis diesbezüglicher Einigkeit überhaupt in Erwägung gezogen werden, miteinander Beziehung(en) einzugehen. Oder es wird aus einer bestehenden (Zweier-)Beziehung heraus entschieden, dass die Beziehung fortan geöffnet bzw. polyamor weitergeführt werden soll. Für ein aussagekräftigeres Bild müssten mit Strauss und Corbin (1996) allerdings auch die jeweiligen verursachenden Bedingungen (Ereignisse und Vorfälle, die zur Entscheidungsnotwendigkeit und -findung beitragen), der Kontext der Entscheidungsfindung (darum herum stattfindende Ereignisse und Vorfälle), die Handlungsstrategien der Akteur\*innen bei der Aushandlung bzw. zur Herbeiführung und Bewältigung der Entscheidung, die strukturellen Bedingungen (soziale, diskursive, ökonomische Kontextfaktoren), welche die Verhandlungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten beeinflussen, sowie fünftens Konsequenzen der Entscheidung und des Handelns der Akteur\*innen mit einbezogen werden (vgl. 3.2.5). Vor allem aber müssten auch die anderen menschlichen sowie die nichtmenschlichen Akteur\*innen mit berücksichtigt werden, die in der Situation präsent sind. Einem Teil dieser Faktoren, soweit mittels der Interviewanalysen re/konstruierbar, wird in Abschnitt 4.3.4 Rechnung getragen, in dem ich verschiedene Situationen betrachte, in denen das Ideal der gleichberechtigter Aushandlung *nicht* eingelöst wird. Hier aber vorerst die vier einfachen Teilhabe/Zeitpunkt-Varianten:

a) Die Partner\*innen in spe treffen zu Beginn ihrer Beziehung gemeinsam die Entscheidung, nichtmonogam leben zu wollen und einigen sich auf Richtlinien und Parameter – so wie es beispielsweise Rebecca eingangs ihrer „*erste[n] richtig feste[n] Beziehung*“ zusammen mit Lennard tat.

„Wir haben von Poly damals noch gar nichts gewusst. Wir haben uns sozusagen nur darüber verständigt, wie wir das machen wollen, ha'm gesagt okay, wir machen 'ne offen Beziehung, das heißt, immer wenn einer irgendwie was mit jemand anderm haben möchte, dann is' das is' Ordnung, und wir reden über alles und erzählen uns immer ehrlich was los is'.“ (R: 7)

Wenn auch damals noch nicht unter dem Begriff Polyamorie firmierend, so versichern sich die beiden doch initial gegenseitig ihres Wunsches, eine nichtmonogame Beziehung zu führen und einigen sich auf elementare Grundsätze des Moralverhaltens.<sup>127</sup> Die Erzielung einer prinzipiellen Übereinstimmung bezüglich des Beziehungskonzepts bedeutet selbstverständlich nicht, dass damit abgesegnet und „okay is', was auch immer passiert“ (F1: 17) – die meisten Interviewten sehen im Beziehungsverlauf und Feintuning weiteren Abstimmungs- und Regelungsbedarf (vgl. 4.3.3.2). Zudem stellt sich die Situation allein schon auf der Ebene der menschlichen Akteur\*innen deutlich komplexer dar, denn Lennard beispielsweise war zu besagtem Zeitpunkt bereits Teil einer „Dreieckskonstellation“ (R: 7). Die gemeinsamen Absprachen, die aus der Perspektive Rebeccas betrachtet zu Beginn der Beziehung erfolgen, stellen sich – sowie insgesamt das Hinzukommen Rebeccas – aus der Perspektive anderer Beteiligter eventuell als eine Intervention in ihren laufenden Beziehungsbetrieb dar.

b) Zwei (oder mehr) Personen, die bereits eine zeitlang zusammen sind, beschließen gemeinsam, dass und unter welchen Bedingungen sie die Beziehung/Konstellation künftig öffnen wollen. Mark etwa berichtet, dass er mit seiner damaligen Freundin Christin die Konditionen und Kriterien entwickelte, nach denen es fortan möglich sein sollte, mit anderen Personen Sex zu haben:

„Wichtig ist, dass man sich liebt, und wenn zwischendurch was anderes is', is' das auch relativ egal. Ähm [ich habe] das eben offen angesprochen, und wir hatten dann halt beide so die ... Vereinbarung entwickelt so in den ersten Monaten, dass ähm wenn jemand fremdgeht [...] soll er's für sich behalten, weil's eigentlich sein Problem is'.“ (M: 5)

Auch wenn es in diesem Fall Bedingung ist, das – für andere Interviewte essentielle – Prinzip absoluter kommunikativer Offenheit *nicht* anzuwenden, so haben beide dies laut

---

<sup>127</sup> Wie Rebecca betont, war für die gemeinsame Entschlussfassung keine Verhandlung nötig, da beide ohnehin in ihren Ein- und Vorstellungen harmonierten: „Wir waren uns in ganz vielen Sichten auf die Welt einig, und ich hab irgendwie zum ersten Mal richtig krass das Gefühl gehabt in 'ner Beziehung, so'n Team mit jemandem zu sein. Und das war damals auch schon so, dass wir uns einig waren, dass wir die Beziehung auf jeden Fall offen haben wollen, also quasi schon vor dem Zeitpunkt, bevor wir gesagt haben wir sind jetzt zusammen, war uns schon/ waren wir uns irgendwie einig, dass wir das irgendwie offen machen.“ (R: 7)

Mark gemeinsam so besprochen und festgelegt. Eine eingehende Analyse des Entscheidungskontextes würde allerdings zeigen, dass hier dennoch ungleiche Verhandlungspositionen vorliegen: Wie Mark an anderer Stelle deutlich macht, war die Beziehung geprägt von einem „Machtgefüge“ (M: 65) bzw. einer Machtimbalance zu Christins Ungunsten. Denn ihr war, so Mark, deutlich mehr an ihm und der Beziehung gelegen als andersherum.<sup>128</sup>

Ben argumentiert, die universalistische Einsicht, dass jede\*r irgendwann einmal mehr als eine Person zurzeit begehrt (vgl. 4.1.2.1), bilde die beste Startposition für den konsensuellen gemeinsamen Umbau einer (ehemaligen) Zweierbeziehung:

*„Wenn man das akzeptiert und auch darüber redet, dass es eben so is’, dann hat man glaub ich schon so fast den schwersten Schritt getan, den’s hin zu ’ner polyamoren Beziehung gibt [...]. Und es gibt aus meiner Sicht nich’ viele Gründe, warum man diesen schwierigen Schritt tun sollte und dann die kleinen Trippel-Schritte nich’ mehr, die einem dann ganz viele neue Möglichkeiten schaffen.“ (B: 128)*

Mit der geteilten Erkenntnis und einmaligen Entscheidung ist es demnach nicht getan, man müsse auch noch einiges Beziehungsarbeit leisten, um eine vormals monogame oder teilmonogame Beziehung in eine polyamore umzuwandeln. Rebecca hingegen hat

*„das Gefühl, dass das, wenn man das im Nachhinein versucht in ’ne Beziehung einzubauen, sehr viel schwieriger is’. Also schwierig is’ es immer, so oder so, aber ich glaub es is’ schwieriger, wenn man sozusagen mit so ’nem monogamen Beziehungskonzept anfängt und irgendwann sagt »So, jetzt wollen wir das umbauen«. Weil dann muss man/ dann is’ glaub ich viel schwieriger das auszuloten, ob das für beide okay is’ und aus welche Motiven, und ich glaub die Verunsicherung is’ viel größer, als wenn man von Anfang an sagt »Pass auf, so und so würde ich das gerne machen, richte dich schon mal darauf ein, es könnte sein, dass sowas passiert«, und der andere weiß schon mal was er kauft, so. Und das war halt bei Dennis dann auch so.“ (R: 7)*

Damit vertritt und praktiziert Rebecca das Modell C:

c) Von einer Person – oder von mehreren, aber jedenfalls nicht allen Beteiligten – ergeht zu Beginn der Beziehung der Vorschlag oder die Vorgabe, es solle sich um eine nicht-monogame Beziehung handeln, und die andere(n) willigt / willigen ein. So auch bei

---

<sup>128</sup> „Christin, das war halt, die hat dann immer gesagt so sie hätte mich halt mehr geliebt, und vielleicht war’s dann auch tatsächlich so, das weiß ich nich’. Aber damit hing halt dieses Machtgefüge zusammen. Das war halt einfach so’n/ ... also sie hat zwar viel im Alltag bestimmt, aber irgendwie hatte ich den Eindruck, ich könnte halt bestimmte Dinge durchsetzen.“ (M: 65)



Tim: „Und ich bin dann eine offene Beziehung, das war die erste bewusst offene Beziehung, mit Greta eingegangen, hab ihr das auch von Anfang an gesagt, dass ich [...] keine geschlossene Beziehung mehr haben möchte, äh und sie hat sich darauf eingelassen“ (T: 5). Hier ist Nichtmonogamie keine originär gemeinsame Idee und Intention, sondern eine einseitig eingebrachte Forderung Tims, zu der Greta ihr Okay gibt und so das nicht-monogame Konzept besiegelt.

d) Primär von einer Person – oder von mehreren, aber nicht von allen Beteiligten – geht die Initiative aus, eine bestehende (Zweier-)Beziehung in eine nichtmonogame zu transformieren. Ein prägnantes Beispiel hierfür bildet Bens Erzählung von seinem Versuch, die bis dahin monogame Beziehung zu Hanna in eine polyamore Konstellation umzugestalten, so dass Ben legitimer Weise auch mit Rebecca zusammen sein konnte. Angesichts des von Ben ausgeübten „Druck[s]“ (T: 5) sieht sich Hanna schließlich vor die Alternative gestellt, entweder in das neue Modell einzuwilligen oder Ben als Beziehungspartner zu verlieren – und erteilt ihre formale Zustimmung. Auf diesen Grenzfall der Einvernehmlichkeit gehe ich weiter unten genauer ein (4.3.4.1, 4.3.4.2 und 4.3.4.3).

#### **4.3.3.2 Regelungswut?**

Wie in Abschnitt 2.4.3 besprochen, lautet einer der Hauptvorwürfe an die Beziehungsphilosophie und Praxis beziehungsorientierter konsensueller Nichtmonogamien, insbesondere an Polyamorie, dass hier eine Bürokratie und Überregulierung zwischenmenschlicher Beziehungen und des Moralverhaltens praktiziert und zelebriert werde. Dies lässt sich – zumindest auf der Ebene argumentativer Selbstpositionierungen – anhand meiner Interviewdaten nicht bestätigen. Wie im nachfolgenden Unterkapitel 4.4 noch genauer zu zeigen und einzuordnen sein wird, positionieren sich die Interviewten – auch jene, die sich explizit als polyamor verorten – sehr deutlich kritisch zu Normierungen sowie zu Freiheitsbeschränkungen der Partner\*innen untereinander (denn, Spoiler, diese stünden der Maxime authentischer Selbstverwirklichung entgegen). Neben der Orientierung an polymoralischen Axiomen, wie unerreichbar sie auch immer in der Praxis sein mögen – insbesondere informierte Einwilligung, stets die Wahrheit sagen, niemandem Schaden zufügen – berichten die Interviewten zwar von selbst bzw. beziehungsintern festgelegten Verhaltensrichtlinien (dazu ausführlicher unter 4.4.2.2) sowie situations- oder anlassbezogenen Absprachen. Auch äußern sie unterschiedliche Präferenzen hinsichtlich der Detailliertheit des Regelwerks und der Verhandlungsdichte. Zugleich aber legen sie Wert darauf, dass getroffene Abmachungen bei Bedarf neu aushan-

delbar sein sollen und „Regelungen [...] jetzt nich' so wie so'ne unumstoßbare Regel dastehen“ (F1: 123). Rebecca möchte am liebsten fortwährend überlegen und diskutieren, „welche Regeln man mal einführen könnte, welche Regeln nich' so gut funktionieren“ (R: 89). Im Vergleich der Selbstpositionierungen der Interviewpartner\*innen ist sie sicherlich diejenige, die das höchste Kontroll- und Versicherungsbedürfnis hinsichtlich des Beziehungsgeschehens anmeldet. Dennoch beansprucht auch sie eine große Offenheit und Flexibilität:

*„Es is' dann sowieso immer so, man handelt irgendwas aus, und dann fängt man/ dann geht man erstmal los und probiert das aus und dann stolpert man über irgendwelche Probleme und dann kommt eh alles ganz anders und dann muss man alle Regeln noch mal anpassen und einige über Bord werfen und ganz neue erfinden, aber es is' glaub ich trotzdem gut, wenn man sich vorher immer schon so ungefähr überlegt, wie man das gerne machen möchte.“ (R: 73)*

Die allgemeinen und gegebenenfalls zu konkretisierenden Verhaltensleitlinien dienen in erster Linie dazu, für das Wohlergehen der Beteiligten Sorge zu tragen. Eine Frage etwa, an der Rebecca, Ben und Dennis „viel rumverhandelt haben“ ist jene, „wie wir uns dann genau benehmen, wenn wir zu dritt am gleichen Ort sind“ (R: 73), damit sich in solchen Situationen möglichst niemand zurückgesetzt fühlt. Im Hinblick auf ihr Zeitmanagement folgt Rebecca einer klaren Linie: Das Wochenende für Dennis reserviert und unter der Woche trifft sie Ben. Jonas hingegen findet es irritierend, „dass es bei manchen Leuten formale Regeln gibt. Weil wir das halt überhaupt nicht kennen [...], so Zeugs wie, du darfst jetzt zwei Nächte mit dem und dann drei Nächte mit dem schlafen, also übernachten, äh, nee, haben wir eigentlich nie gehabt.“ (J: 25) Statt auf vorab und dauerhaft festgelegte Pläne und Statuten zu setzen, die das Moralverhalten verbindlich lenken sollen, fänden Alisa, Tim und er es praktikabler, situationsabhängig zu reagieren:

*„Wir gucken mal, und wenn was scheiße is', dann stellt sich das schon heraus. Also entweder es sagt jemand was, »Du, ich find das nich' so toll«, oder man merkt, äh keine Ahnung, Alisa zum Beispiel scheint gerade nich' glücklich zu sein, werd ich ((schmunzelnd\*)) dann hoffentlich dann nachfragen, ((\*)) »Du, was'n los?«, so.“ (J: 25)*

Dieses Vorgehen setzt allerdings ein hohes Maß an Achtsamkeit voraus, welches – so stellen Jonas und Tim selbstkritisch fest – bei ihnen nicht immer vorhanden ist. Es baut außerdem darauf, dass alle Beteiligten so situiert sind, dass sie etwaige Unzufriedenhei-

ten auch kommunizieren und zum Verhandlungsgegenstand machen bzw. eine Verhaltensänderung einfordern können. Dass und warum dies aufgrund beziehungsinterner Machtverhältnisse und struktureller Ungleichheiten nicht immer ohne weiteres möglich ist, zeige ich in den folgenden Abschnitten.

#### **4.3.4 Grenzen des Konsens'**

Während die Interviewten Konsensualität einen hohen Stellenwert beimessen, lässt sich der Anspruch offenbar nicht immer in die Realität umsetzen. An Grenzen gelangt das Ideal, wo keine Übereinstimmung bezüglich des Beziehungskonzepts erzielt werden kann (4.3.4.1), wo konfligierende Ansprüche sich nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen (4.3.4.2), wo die Konstruktion von Affekten als Widerpart des Rationalen die Verhandlungsmoral und die Wahrung körperlicher Grenzen aushebelt (4.3.4.3) oder wo strukturelle Machtimbancen es nicht zulassen, auf Augenhöhe zu verhandeln (4.3.4.4).

##### **4.3.4.1 Nicht mein Modell**

Wie aus verschiedenen Erzählungen hervorgeht, lässt sich manchmal, trotz Verhandlungen und Auseinandersetzungen, keine einvernehmliche Entscheidung für (oder gegen) eine nichtmonogame Beziehungsführung erzielen. So würde Chris mit André gerne in einer im engeren Sinne polyamoren Beziehungskonstellation leben, während dessen Ehefrau zwar in groben Zügen von Chris' Existenz weiß, aber lieber eine monogame Beziehung mit André führen möchte.

*„Wir haben das jetzt so halbwegs hingekriegt, aber wir definieren das nich' als Beziehung. Ich bin in engem Kontakt mit diesem Mann, wir schreiben uns praktisch jeden Tag Mails und Nachrichten und nehmen sehr eng am Leben des andern teil, aber ähm .. außer auf (Netzwerktreffen bisexueller Menschen) haben wir keinen Sex, und es is' eben so, dass seine Frau, ja, so außen vor is'. Und ich merke, das is' keine Situation, die ich so richtig okay finde. Er/ mich hat angezogen, dass er das immer versucht mit ihr zu besprechen, deswegen mach ich ihm da keinen Vorwurf, aber ich merke ja, dass sie keinen Kontakt will und dass ihr das eigentlich nich' recht is', und das find ich is' jetzt nich' wirklich poly im Sinne von alle sind einverstanden.“ (C: 13)*

Der derzeitige Kompromiss – reger kommunikativer Austausch, hohe affektive Bedeutung, aber nur selten Sex mit André – ist für Chris weder befriedigend, noch entspricht er im eigentlichen Sinne den Vorgaben des Moralcodes, der allgemeine Zustimmung und idealerweise auch ein gutes Verhältnis der Metamours vorsieht. Zum einen habe

Andrés Ehefrau wiederholt deutlich gemacht, dass sie die Liebschaft von André und Chris missbilligt. Zum anderen ist sie nicht darüber im Bilde, wie intensiv und bedeutend der Kontakt der beiden nach wie vor ist. Chris steht daher permanent vor der Abwägung, ob und in welcher Form das Verhältnis zu André aufrecht erhalten möchte und darf, das selbst in dieser reduzierten Form moralische Standards verletzt, die dem eigentlich wichtig sind.

Paula und Helen stimmten zwar grundsätzlich darin überein, eine nichtmonogame Beziehung zu führen. In letzter Zeit entwickeln sich ihre Interessen aber in entgegengesetzte Richtungen:

*„Ähm ja, ich merk eben immer mehr, dass ich dieses/ also dass ich poly leben möchte, nä. Und jetzt sind wir halt voll in so'ner ((lachend\*)) Auseinandersetzung, ((\*)) also schon seit Monaten, Helen wünscht sich mehr Ruhe und dass da mehr Ruhe reinkommt so und alles, und wünscht sich 'ne monogame Phase, und ich sag dann immer »Wieso, hatten wir doch jetzt drei Monate«, und ((lachend\*)) das reicht ihr aber nich', und ((\*)) da sind wir grad so am sprechen.“ (P: 9)*

In dieser Beziehung, die insbesondere von Helens Seite aus als eine polyamore startete, sind zwar die Kriterien kommunikativer Offenheit und Aushandlung erfüllt. Helen hat auch Paulas neue Freundin Christina kennengelernt. Trotzdem können die beiden zurzeit keine rechte Einigung darüber erzielen, ob und wie intensiv Paula sich in weiteren Liebesbeziehungen engagieren ‚darf‘, ohne dabei die bestehende Beziehung und/oder das Wohlergehen der Beteiligten zu gefährden. Auch Rebecca macht deutlich, dass ein intensiver Aushandlungsprozess noch nicht garantiert, tatsächlich harmonisches Einvernehmen bezüglich des Beziehungsmodells (und einer dementsprechenden Praxis) zu erzielen.

*„Optimaler Weise, wenn ich mir was hätte wünschen können, mh zum damaligen Zeitpunkt oder auch jetzt noch, hätt' ich gesagt, am coolsten wäre gewesen, wenn das funktioniert hätte mit uns Vieren. Also dass er [Ben] mit seiner Freundin Hanna zusammenbleibt und ich mit Dennis und dass aber trotzdem Ben und ich irgendwie auch miteinander was haben können. Und das ging aber nich'. Und dann gab's da unendlich viel Hin- und Herdiskutieren und Verhandeln und Tränen und schwierige Situationen.“ (R: 7)*

In diesen Verhandlungen, von denen sowohl Rebecca als auch Ben als ein anstrengendes und schmerzhaftes Ringen erzählen, prallen so konträre Ausgangspunkte und Positionen aufeinander, dass letztlich keine für alle Beteiligten tragbare Lösung gefunden

werden kann (mehr dazu weiter unten).

Obige Beispiele handeln von konflikthafter oder gescheiterten Versuchen, eine für alle Beteiligten vertretbare Beziehungsform zu finden. Luca hingegen stellt deys Beziehungskonzept und -praxis gar nicht erst zur Debatte. Luca macht (potentiellen) Partner\*innen gegenüber keinen Hehl daraus, dass dey nicht bereit ist, sexuell monogam zu leben, ist also in dieser Hinsicht transparent. Ebenso wenig ist dey bereit, dies zum Verhandlungsgegenstand zu machen: In den meisten von Lucas *„vielfältige[n] Beziehungen [...] ha'm wir halt eigentlich nie so explizit über Monogamie gesprochen, [...] weil ich halt nich' auf die Idee kommen würde eigentlich, das von mir aus anzusprechen, wenn ich/ also weil ... ich bin ja erstmal mit niemandem monogam auf dieser Welt, bis ich das abmache.“* (L: 39) Da für Luca Monogamie (im Sinne sexueller Exklusivität) der Sonder- und Problemfall wäre, Nichtmonogamie dagegen eine Selbstverständlichkeit, stellt dey letztere auch nicht zur Diskussion. Da sich diese Frage *„gar nicht stellt oder ich das nich' so merk, dass [sie] sich stellt“* (L: 39), nimmt Luca in Kauf, dass deys Beziehungsmenschen mit ihrem Klärungsbedarf ins Leere laufen oder dass sie Lucas Haltung und Praxis hinzunehmen haben, ohne dass dazu ein gemeinsamer Standpunkt und Umgang besprochen wird.

In Abschnitt 4.3.2.1 ging es kurz um Sinas Besorgnis hinsichtlich Marens möglicherweise monogamer Agenda, weil Maren trotz Affäre mit Viktor von Nichtmonogamie *„nix hören“* (S2: 49) wollte. Es muss aber nicht immer eine frisch bzw. temporär hinzukommende Person sein, die sich den Grundsätzen des Sprechens und Aushandelns verweigert. Chris ist seit mehreren Jahren mit Conrad zusammen, und dieser wiederum seit Jahrzehnten mit Hans. Hans, der mit seinem Ehemann Conrad in einer anderen Stadt lebt als Chris, weiß über die Beziehung von Chris und Conrad Bescheid. Chris ist häufiger in Conrads und Hans' gemeinsamer Wohnung zu Gast und übernachtet auch dort. Dennoch ist sich Chris nicht sicher, ob Hans mit der Situation noch einverstanden ist: *„Ich weiß auch bei Hans nich', ob ihm das hundertprozentig recht is', aber wenn jemand nich' reden will, dann kann ich's auch nich' ((lachend\*)) kann ich da jetzt auch nich' ((\*)) drüber spekulieren.“* (C: 13) Da Hans sich einem Gespräch enthält, bleibt für Chris weitgehend unklar, ob der Unmut, den Chris an Hans wahrnimmt, speziell deys Person gilt, oder ob er mittlerweile er ein grundlegendes Problem mit der polyamoren Lebensführung seines Partners hat.

#### 4.3.4.2 Konfligierende Ansprüche

Selbst bei einer prinzipiellen Übereinstimmung hinsichtlich des Beziehungsmodells kann sich herausstellen, dass bestimmte Vorstellungen, Interessen oder Bedürfnisse der Beteiligten so sehr in Widerspruch zueinander stehen, dass sich der Konflikt trotz intensiver Bemühungen nicht einvernehmlich auflösen lässt. So ist es für Chris schwer vorstellbar, dass Conrad in der Zukunft sowohl die Beziehung zu demm als auch seinen Ehemann Hans mit ausreichender Hingabe pflegen können wird:

*„Also mir is’ total klar, dass wenn Hans mal so pflegebedürftig is’, das Conrad ihn nich’ guten Gewissens alleine lassen kann, dann hab ich ’n Problem. Weil dann wird Conrad/ Conrad wird immer für den da sein, der ihn am nötigsten braucht. Das is’ seine/ seine Art. Und so wie Hans lebt, wird es so sein, dass Hans ihn irgendwann so stark brauchen wird, dass Conrad für mich nich’ mehr so viel Raum hat. Und wenn er dann in (der anderen Stadt) wohnt, müsste ich immer dahin fahren, und darüber hatten wir schon häufiger mal Streit, dass ich gesagt hab so »Für mich is’ es so, als wenn du unserer Beziehung so’n Haltbarkeitsdatum gibst. Weil ich nich’ sehe, wie du das später unter einen Hut bringen willst. Es kann nich’ funktionieren.«“ (C: 45)*

Verbunden mit der organisatorisch-logistischen Herausforderung des Pendelns zwischen zwei Städten und der sich abzeichnenden zeit- und kraftintensiven Pflege, stellt sich für Chris die Frage, wem Conrads *commitment* letztlich in welchem Maße gilt. Dies betrifft nicht erst die Zukunft, sondern bereits die Gegenwart: In Chris’ Augen müsste Conrad schon jetzt handeln (bzw. gehandelt haben) oder zumindest eine Vorstellung davon entwickeln, wie sein weiteres Leben mit Chris und Hans (oder ggf. einem von beiden) sinnvoll gestaltet werden kann. Dass Conrad nicht tätig wird und die Dinge laufen lässt, interpretiert Chris als Entscheidung für bzw. Tendenz zu Hans’ Interessen und als Missachtung von deys Ansprüchen und Bedenken.

Ben erinnert den Versuch, sowohl mit Hanna als auch mit Rebecca zusammen zu sein, als

*„unheimlich schwierig, weil ... ja, also das extrem, also extrem anspruchsvoll war dann da festzustellen, ja, okay, ... was sind jetzt die Wünsche von Hanna und von Rebecca, was wünschen sie sich eigentlich, wie sehen sie jetzt auf/ wie blicken sie auf die gesamte Situation und ähm wie kann ich jetzt versuchen, durch meine Handlungen und meine Kommunikation und durch irgendwelche Entscheidungen möglichst ’ne Situation zu schaffen, wo ich eben keine von beiden verletzte.“ (B: 27)*

Ben positioniert sich als verantwortungs- und rücksichtsvoller Mittelsmann, der sich nach allen Regeln der Kunst bzw. des Moralcodes bemüht, die Interessen beider Partner\*innen wahrzunehmen und so gut als möglich zu wahren. Auch Rebecca präsentiert sich als geduldige und faire Mitspielerin, der sehr an der einvernehmlichen Implementierung einer polyamoren Beziehungspraxis und an für alle tragbaren Lösungen gelegen war:

*„Und deswegen hab ich jetzt auch nich’ zu Ben gesagt »Du musst deine Freundin verlassen, damit wir glücklich zusammen sein können«, weil ich wollte das halt auch nich’ so. Und das war aber schwierig und die verschiedenen Wünsche ließen sich nich’ so richtig unter einen Hut bringen und wie gesagt, hat sich lange hingezogen und war unglaublich schwierig.“ (R: 7)*

Immer wieder habe es Ben als Scharnier oblegen, zu entscheiden, welchen Bedürfnissen und Ansprüchen mehr Gewicht beigemessen und welche übergangen werden:

*„Dann gab’s halt häufig Situationen, [...] wo dann/ wo das in Konflikt geraten is’, wo ich das irgendwie ausbalancieren musste, wo ich eben nich’ beiden gleichzeitig das Gefühl geben konnte, dass mir sehr viel an dem Verhältnis liegt. Und ähm wenn zum Beispiel Hanna ... dann sich wieder so ’ne Art Pause gewünscht hat, dass ich mich mal mit Rebecca zwei drei Wochen nich’ sehe, und ich gesagt hab, okay, ich möchte das dir irgendwie geben, auf der anderen Seite möchte ich aber/ weil das vielleicht auch dazu dient, dass sie sich dann mehr meiner Gefühle für sie sicher sein kann, auf der andern Seite wollte ich aber Rebecca selber auch sehen und wollte sie auch nich’ damit verletzen, weil für sie is’ es natürlich auch total schwierig, wie für mich halt auch, mich dann irgendwie drei Wochen nich’ zu sehen, wenn man grad frisch ineinander verliebt is’, und ähm dann auch wusste, okay, wenn wir das jetzt aber so machen, dann wird auch Rebecca sozusagen mehr Hoffnung verlieren noch. Und in so’ner Situation dann muss man halt irgendwie ’ne Entscheidung treffen“ (B: 27)*

Als Entscheider kommt Ben einerseits große Macht, zugleich aber auch große Verantwortung zu – zumal wenn die anderen Beteiligten keine direkten Verhandlungen miteinander führen (wollen). Er muss ihre Bedarfe und Ansprüche gegeneinander abwägen, sein Handeln vor der jeweils anderen Person rechtfertigen und dafür geradestehen, wenn es ihr schlecht geht. Neben dieser selbstlosen Anstrengung spricht Ben aber noch eine weitere Herausforderung an, nämlich das Wahrnehmen und Durchsetzen eigener Interessen. Laut verschiedener Interviews besteht eine Schlüsselkompetenz und wichtige Voraussetzung für das Führen polyamorer Beziehungen darin, nicht nur auf das Befin-

den und die Wünsche der anderen achtsam zu sein, sondern auch auf sich selbst (vgl. 4.4.2.2). Für Ben stellt sich dieser Anspruch nun als zusätzlicher ‚Posten‘ dar, den es mit zu berücksichtigen und dem es angemessen großen Raum zuzumessen gilt. Nach seiner Darstellung war es letztlich nicht möglich, die Sorge um Rebecca, Hanna und sich selbst so miteinander zu vermitteln, dass ein für alle längerfristig tragbares Arrangement daraus hätte entstehen können:

*„Und das war dann ’ne unheimlich schwierige Zeit, auch weil ich eigentlich letzten Endes mich immer entscheiden konnte, ob ich jetzt Rebecca grade verletzen möchte oder ob ich jetzt Hanna grade verletzen möchte, weil sich die Bedürfnisse irgendwie von uns Dreien so gegenseitig ausgeschlossen haben, dass egal wie man ’ne Entscheidung trifft immer eine von beiden verletzt wird. Und in dem/ in der handvoll von Situationen, wo sozusagen beide dann glücklich waren mit der Situation, hab ich eigentlich festgestellt, wie unheimlich unglücklich ((lachend\*)) ich mit der Situation bin ((\*).“ (B: 13)*

Bis hierhin entsteht das Bild einer Situation, die sowohl aus Gründen des Wohlergehens der anderen als auch aus Gründen der Selbstsorge problematisch erscheint,<sup>129</sup> in der Ben aber hoch verantwortungsvoll, besonnen und moralisch einwandfrei agiert. Im übernächsten Abschnitt 4.3.4.4 wird allerdings noch ein weiterer Aspekt dieser Geschichte, das starke Machtgefälle in dieser Konstellation und dessen Konsequenzen, zu berücksichtigen sein.

#### **4.3.4.3 Übergriffige Affekte**

Wie schon in Unterkapitel 4.2 aufgezeigt, durchzieht die verschiedenen Interviews ein Diskurs und daraus gewonnene Deutungsmuster, nach denen sich Affekt und Begehren – zum Vergnügen oder Leidwesen der Subjekte – als Gegenkräfte rationaler Selbst- und Beziehungsführung darstellen. Auch im Hinblick auf Aushandlungen und die Beständigkeit ihrer Ergebnisse erscheint das Affektive als unkalkulierbarer und unlenkbarer (Stör-)Faktor. Die Konstruktion einer Nichtregulierbarkeit und Nichtregierbarkeit von Affekten kann sogar dazu dienen, das zeige ich weiter unten in diesem sowie im darauf folgenden Abschnitt, sexualisierte Grenzüberschreitungen zu rechtfertigen.

---

129 Dass konfligierende Bedürfnislagen tatsächlich zu einer psychischen Belastung werden können, ist einer Erzählung Paulas zu entnehmen. Sie erzählt von einer früheren Krise in der Beziehung zu Helen. Diese sei wörtlich hin- und hergerissen gewesen zwischen ihrem alten Leben mit ihrem Ehemann in einem anderen Landesteil einerseits und andererseits Paulas damaligem Wunsch, Helen möge sich stärker zu ihr bekennen. *„Weil Helen sich sehr unter Druck gesetzt fühlte und ihr ging’s dann auch gesundheitlich sehr schlecht, und ähm sie hatte in der Zeit aber voll so’n/ also die Spannung wurde immer größer, so, ihr Wunsch, mehr mit mir zu leben, aber das irgendwie nich’ zu können“ (P: 7).*



Obwohl es Chris' Überzeugung ist, dass Nichtmonogamie für alle Beteiligten transparent sein sollte, kann dey nicht garantieren, an diesem Standard jederzeit festzuhalten: *„Ich möchte eigentlich keine Beziehungen mehr haben mit Leuten, die ihre Partner anlügen. Ich kann jetzt nich' hundertprozentig ((lachend\*)) versprechen, dass ((\*)) ich das immer einhalte, manchmal is' ja Gefühl so stark“ (C: 13).* Bei der Liaison mit André etwa hätte Chris *„vom Kopf her auch gleich [...] sagen müssen“ (C: 13),* dass sein mangelndes Bekenntnis oder seine mangelnde Fähigkeit zur Polyamorie keine tragfähige Basis für eine (glückliche) Beziehung abgeben können. Dennoch, gegen rationale und moralische Erwägungen, mag Chris das Verhältnis nicht beenden. Da sich Affektionen und Begehren schwerlich regieren und einhegen ließen, lehnt Chris es auch ab, Beziehungsmenschen in eine Rangfolge von Primär- Sekundär- usw. Partner\*innen zu bringen oder anderweitig zu versuchen, die Innigkeit und den Stellenwert der jeweiligen Beziehungen zu regulieren und zu kontrollieren: *„Man kann sich das zwar vornehmen, aber Emotionen sind ja nich' so händelbar, und dann irgendwelche Regeln und Veto-Rechte und sowas find ich eigentlich grausam. Für alle Beteiligten.“ (C: 13)*

Auch Sina argumentiert, dass sich Begehren auf der affektiven Ebene kaum steuern lasse und es deshalb nicht sinnvoll zum Gegenstand von Reglements werden könne: *„Ne Verhaltensregel darüber, was man empfindet, ... äh is' einfach schwierig, weil man ja Empfindungen nich' in der Weise kontrollieren kann, wie man kontrollieren kann, ob man 'ne Person jetzt küsst oder nich'.“ (S1: 117)* Dass es schwerlich intentional steuerbar sei, ob und wie man von wem affiziert wird und andere affiziert, gelte prinzipiell sowohl in Beziehungen mit monogamem Anspruch als auch in nichtmonogamen Beziehungen. Deshalb seien Affektionen, anders als Handlungen, auch nicht dazu geeignet, sie als zulässiges oder unzulässiges Moralverhalten zu behandeln.

Tim geht deutlich weiter. Er schreibt Begehren und Affektionen die Kraft bzw. das Risiko zu, Moralcode, bewusstes Moralverhalten und verantwortliches Handeln auszuschalten.

*„[Mit] Greta hab ich das sehr viel auch gemacht, dass wir sehr viel Definitionen von allem getroffen haben und drüber geredet haben, was eigentlich genau die Beziehung bedeutet und was okay is' und was nich, auch einfach, weil ich das so gelesen hab, dass man diese Vereinbarungen treffen muss. Mir is' dann aufgefallen, dass ich das mit Lissy überhaupt nich' gemacht habe, sondern einfach da reingefallen bin, aber ich glaube eben, ja, es is' absurd, aber wenn die Emotionen so stark sind vergisst man das Lehrbuch. ((lacht)) Und während ich mit Greta also versucht habe, genau so, wie ich das gelernt*

*habe, auch umzugehen, mit festen Absprachen, Solidarität, Offenheit, Transparenz, is' mir das erstaunlicher Weise in den Beziehungen, wo ich mehr Gefühle hab, das is' ja auch mit Katinka jetzt wieder, schlechter geklappt.“ (T: 19)*

Die Grundsätze konsensueller Nichtmonogamie können von ihm nur dann angewandt werden, wenn sie durch ausreichend affektive Nüchternheit gedeckt sind, so Tims Erfahrung. Im Überschwang der Begehrens allerdings sei es kaum möglich, sich um die Einhaltung des Protokolls und gemeinsamer Vereinbarungen zu kümmern.

Das situative Primat des Begehrens über Rationalität und Einvernehmen betrifft für Tim insbesondere den Bereich der Sexualität. Auf Grenzen und Absprachen zu achten, sei in der relativ affekt- und leidenschaftsarmen Beziehung zu Greta kein Problem gewesen:

*„Ich glaube auch weil [bei Greta] die Emotionen fehlten, konnte ich mich so gut an das Lehrbuch halten ((lacht)) und dann auch Intimitäten austauschen ohne ein schlechtes Gewissen, weil man sich ja daran gehalten hat, wie jetzt die Regeln sind und das auch vorher alles klar definiert hatte und auch nich' die Gefahr besteht, dass man Leute verletzt. Weil man, ja, ausreichend gefragt hat. Aber weiß nich', irgendwie kann man dann Leute doch verletzen, wie ich festgestellt hab, weil Lehrbuch is' eine Sache, Gefühl is' 'ne andere.“ (T: 19)*

Anders als von Greta sei er aber von Alisa so stark affiziert worden, dass er in der Anfangsphase der Beziehung nicht darauf achten konnte, dass er Alisa zum und beim Sex benötigte:

*„Ähm das Problem is', dass ich in Alisa nich' nur emotional verliebt war, was ich von Anfang an sehr stark war, sondern sie auch körperlich extrem attraktiv fand, und obwohl ich auch gefragt habe, sie zu sexueller Nähe, ja, gedrängt habe, würde ich jetzt im Nachhinein sagen. Problem is', da sie ja nie Nein gesagt hat und ich sehr unaufmerksam war, ich glaube auch überwältigt durch dieses Zusammenspiel von Attraktivität, Emotionalität und einer Zustimmung einer anderen Person, also was ich in dieser Kombi nie hatte, hab ich nich' wahrgenommen, dass sie teilweise Sachen zugelassen hat, ich glaube, weil sie sich 'n Stückweit dazu verpflichtet gefühlt hat.“ (T: 25)<sup>130</sup>*

Im Eifer des Affekts habe er Alisas „Signale völlig falsch gedeutet“, was Tim zunächst als „Fehler von mir, viel zu unachtsam zu sein“ auf sich nimmt, im selben Atemzug

---

130 Weder Tim noch Alisa führen aus, welche „Sachen“ sie im einzelnen „zugelassen hat“. Tim weist jedoch darauf hin, dass er „eine relativ aggressive Sexualität“ habe: „wenn ich einmal beim Sex bin, bin ich eher ungestüm, oder/ also manche haben das auch sehr genossen, oder mir 'n positives Feedback gegeben, aber ich glaube, dass das nich' immer das Beste is', weil das/ ja, man auch Leute übersehen kann.“ (T: 27) Alisa und ihre Grenzen zählen offenbar zu den Übersehenen.

aber auf Alisa abwälzt. Denn sie habe, anders als etwa Greta oder Thea, nicht „*ganz klar kommuniziert*“ (T: 25). Wenn Alisa ihr Nein nicht verbal ausgesprochen hat, so hängt dies damit zusammen, dass sie auf Tim wie Jonas „*existenziell angewiesen*“ ist und dass sie mit ihnen „*vorher schlafen musste*“ (A: 71), um sich ihre Unterstützung zu sichern. Bei Tim betrifft das u.a. die Ehe, die sie vor Abschiebung schützt, bei Jonas, der ja seinerseits „*hormongetränkt*“ (J: 5) agiert habe, u.a. ökonomische Hilfe (dazu ausführlich im folgenden Abschnitt 4.3.4.4). Auch wenn das Müssen nicht im Sinne unmittelbar durch Tim oder Jonas ausgeübten Zwangs und Herrschaft gelesen wird, so stellt sich Alisas Situation doch so prekär dar, dass von Freiwilligkeit nur eingeschränkt, von Selbstbestimmtheit keinesfalls die Rede sein kann. Tim gibt sich im Interview einerseits schuldbewusst und reumütig, positioniert sich aber andererseits als Opfer seiner eigenen Affiziertheit und Übergriffigkeit. Denn die Reflexion darüber habe ihn „*irgendwie seltsam gemacht*“ und zu dem „*Problem*“ (T: 27) geführt, dass er „*sexuelle Nähe eigentlich nich' mehr zulassen kann, weil es mich daran erinnert/ ja, weil ich immer wieder dieses schlechte Gefühl kriege, was ich gekriegt habe, nachdem ich's begriffen habe*“ (T: 25).

Mein großes Unbehagen mit den Interviews aus dieser Konstellation, insbesondere mit Tim, habe ich in Abschnitt 3.3.2 dargelegt und reflektiert. Ich möchte an dieser Stelle nur noch einmal kurz auf die Problematik hinweisen, die die Positionierung Tims im Hinblick auf eine Konzeption von Begehren und Affekten als nicht oder kaum regierbar offenbart: In vielen Kontexten stellt es gewiss eine hoffnungsvolle und emanzipatorische Perspektive dar, wenn es möglich ist, dass produktive Begehrensströme über soziale und diskursive Einhegungen und Normierungen hinwegfegen und dass Affektionen, die sich der Steuerung durch rationale Subjekte entziehen, unvorhersehbare und nichtintendierte Beziehungen zwischen Körper(teile)n stiften. Allerdings kann offenbar fast dieselbe Argumentation benutzt werden, um zu versuchen, sexualisierte Grenzüberschreitungen und andere Integritätsverletzungen als jenseits der Kontrolle der Täter\*innen-Subjekte liegend darzustellen oder sogar zu rechtfertigen. Das ist theoretisch wie politisch hoch problematisch.

Auf die Hintergründe und Konsequenzen der Machtungleichheit im Beziehungsgeflecht von Alisa, Tim, Jonas und ihrer weiteren Partner\*innen sowie ihren Umgang damit gehe ich im folgenden Abschnitt weiter ein.

#### 4.3.4.4 Machtgefälle

Die Ungleichheit der Verhandlungspositionen und damit auch die Chance, mit ihren Anliegen und Grenzen Gehör zu finden, wird in der Konstellation von Alisa, Tim und Jonas stark durch intersektional hierarchische Subjektpositionen und soziale Ungleichheit mitproduziert und strukturiert. Alisa kam vor acht Jahren zum Studieren nach Deutschland; ihre Haupterzählung eröffnet sie damit, die Gesellschaft ihres Herkunftslandes als durch „*hohe Gewalttoleranz und extreme[n] Sexismus*“ (A: 3) geprägt zu charakterisieren. In ihrer Kindheit und Jugend habe sie unter „*Essensknappheit*“ gelitten und viel „*Gewalt gesehen*“ (A: 3). Aufgrund der Kultur patriarchaler, sexualisierter Gewalt – Tim spricht im Zusammenhang mit Alisas Herkunftsland auch von „*rape culture*“ (T: 25) – habe Alisa „*dort mit Beziehungen eigentlich ziemliche Schwierigkeiten*“ (A: 3) gehabt. In ihr Herkunftsland, das Alisa als „*Hölle*“ bezeichnet, will sie unter keinen Umständen zurück. In Deutschland aber ist ihr, in Verzahnung rassistischer, klassistischer und sexistischer Diskurse und Anrufungen, die Subjektposition „*arme Ausländer*“ (A: 3)<sup>131</sup> zugeordnet. Auf diese Position wird Alisa (all)täglich und bis in die Gegenwart verwiesen, und zwar nicht nur diskursiv. Der deutsche Staat (Einwanderungsrecht, Ausländerbehörde) definiert sie als Nicht-Deutsche und Nicht-EU-Ausländerin, bedroht sie mit Abschiebung, verweigert es ihr als juristische Macht, den Status ‚Ausländerin‘ durch Einbürgerung abzulegen und hindert sie als Disziplinarmacht daran, Nichtmonogamie öffentlich und selbstbestimmter zu leben. Gesellschaftlich-institutionell mit hergestellt und aufrechterhalten wird ihre Position, wenn ihr etwa ein Job als studentische Hilfskraft, ein Stipendium und zunächst auch BAföG verwehrt werden, sowie durch weitere „*zigtausend Diskriminierungserfahrungen, die ich immer noch habe*“ (A: 27). Alisa nutzt die ihr zugeschriebene und auferlegte Subjektposition „*arme Ausländer[in]*“ aber auch als Selbstpositionierung, um zu erklären, dass sie im Verhältnis zu „*Deutsche-Mittelschichts-Mädels*“, darunter ihre Metamours und Kommiliton\*innen, „*einfach sowas von anders*“ und „*unterprivilegiert*“ (A: 3) ist. Das gilt auch im Binnenverhältnis zu Jonas und Tim, die beide „*in der deutschen Mittelschicht aufgewachsen*“ sind und miteinander „*kulturell, ökonomisch und sozial fast den gleichen Hintergrund*“ (A: 3) teilen. Als unterprivilegiert positioniert sich Alisa zum einen in Bezug auf die (nicht) erlernte Fähigkeit zu kommunikativer Selbstbehauptung, insbesondere zu sexueller Selbstbestimmung, aber auch darüber hinausgehend hinsichtlich ihres kulturellen Kapitals. Un-

---

131 „Arm“ im Sinne eines Mangels an ökonomischem Kapital, finanziell mittellos, nicht im Sinne von bemitleidenswert.

terprivilegiert auch in rechtlicher und ökonomischer Hinsicht. Jonas profitiert dank seiner Herkunftsfamilie finanziell von „unendliche[r] Sicherheit“ und wird von Alisa als rundum privilegiert charakterisiert: „er is’ so perfekt, und hat die perfekten Eltern und die perfekten Noten und den perfekten Habitus, und ihm werden Stipendien hinterhergeworfen, die er gar nicht braucht“ (A: 3). Tim genießt zwar ökonomisch nicht dieselben Privilegien wie Jonas, aber als bio-deutscher weißer Mann und deutscher Staatsbürger. Obwohl Alisa in Bezug auf Bildung formal gleichhoch qualifiziert ist wie Jonas (beide studieren im selben Master) und höher als Tim, befindet sie sich durch strukturelle Ungleichheit in einer Position der Unterlegenheit und in einem doppelten „Abhängigkeitsverhältnis“ (J: 35): Alisas Aufenthaltsstatus ist an ihre Ehe mit Tim geknüpft, während sie in finanzieller Hinsicht auf Jonas’ Unterstützung angewiesen ist.

*„Alisa hat das mal so drastisch formuliert, dass sie sowohl abhängig von Tim wie von mir is’, weil sie/ von Tim/ also ((seufzt, bewegt)) wenn sie mit Tim nich’ mehr zusammen wäre, wird sie im schlimmsten Fall abgeschoben, und wenn sie mit mir nich’ mehr zusammen is’, dann verhungert sie im schlimmsten Fall. Also is’ jetzt n bisschen abgemildert durch das Stipendium, was sie jetzt auch hat, aber das sind halt schon ziemliche krasse strukturelle Abhängigkeiten, die sich durch diese Beziehungskonstellation ziehen.“ (J: 35)*

Bezüglich Tims Machtposition formuliert Alisa fast gleichlautend wie Jonas: „dass ich halt im schlimmsten Fall abgeschoben/ also wenn er sich's mal anders überlegt hätte, wär' ich schon längst weg“ (A: 3). Von Jonas sei sie unter anderem abhängig, weil sie „ohne ihn keine Wohnung mieten kann“ (A: 3). Zwar referieren Jonas und Tim im Interview ihre Privilegien und problematisieren die damit einhergehenden Statusunterschiede und Machtverhältnisse.<sup>132</sup> Trotzdem verunmöglichen fortdauernde rechtliche und soziale

---

132 So zeigt sich Jonas als seiner intersektionalen Bevorteilungen (mittlerweile) sehr bewusst: „Also das is’ eben auch so’ne Spannungslinie, dass ich halt weitaus/ also mehrfach privilegierter bin. Was Geld angeht, was den Pass angeht, was Geschlecht, äh Geschlechtszuschreibungen angeht und so weiter und so fort, also das macht sich immer bemerkbar, das is’ auch/ also Bruchlinie is’ vielleicht übertrieben, aber is’ halt schon so’n ... grundlegendes Spannungsteil.“ (J: 5) Dabei zeigt sich Jonas offen dafür, auch weiterhin von Alisa auf die Machtungleichheiten aufmerksam gemacht zu werden – womit er zugleich ein Stück Verantwortung an sie abgibt: „Und ich weiß nich/ also ich glaube/ naja, so der Umgang damit, ich versuch mir das halt irgendwie mir auch immer wieder bewusst zu machen, bin auch ihr sehr dankbar, wenn sie’s mir in Erinnerung ruft.“ (J: 35) Auch Tim ist klar, dass er als deutscher Staatsbürger und Alisas Ehemann eine Machtposition innehat, die sich auf das deutsche Aufenthaltsrecht stützt. Da sich die strukturelle Hierarchie auch durch viel Reflexion und Kommunikation nicht auflösen lässt, wäre es laut Tim das Beste, ihre Beziehung unbelastet durch den Ehestatus weiterführen: „das is’ ja bei uns noch so’ne Sache, die alles noch viel komplizierter macht, dass ich mich in einer absoluten Machtposition gegenüber Lissy befinde, die ich überhaupt nich’ will und ich wäre sehr glücklich, wenn wir uns scheiden lassen können, ohne, dass ich mich von ihr trennen will“ (T: 29). Hierfür müsste allerdings zunächst gewährleistet sein, dass Alisa auch in ökonomischer Hinsicht die Kriterien für einen rechtssicheren Aufenthaltstitel erfüllt, was zum Interviewzeitpunkt noch nicht gegeben ist.

Bevor- und Benachteiligung, Abhängigkeit und das (vormals) mangelnde Verständnis der Männer für die Bedeutung und die Auswirkungen ihrer eigenen Privilegiertheit das Führen gleichberechtigter (Liebes-)Beziehungen. Außerdem, so legt Alisa nahe, ist es eine Sache, um Differenzkategorien zu wissen und diese aufzählen zu können, aber eine andere Sache, Umfang und Auswirkungen der Differenzen tatsächlich zu begreifen und zu erleben:

*„Und das war sehr sehr schwierig, und es is’ auch mehrfach was kaputtgegangen daran, dass sie das einfach nich’ verstehen. Dass wir einfach nicht gleich sind. [...] Und das war wirklich sehr traurig. Also, dass die Liebe halt nicht reicht. Dass ... dass manchmal halt knallharte ökonomische, soziale, sonst was Tatsachen einfach mal im Weg stehen, und die das deswegen einfach gar nicht verstehen.“ (A: 3)*

Erstens besteht für Alisa keine Situation freier Entscheidungsfähigkeit für oder gegen die Beziehungen und die Beziehungsform und damit auch keine Möglichkeit zu gleichberechtigter Aushandlung einzelner Modalitäten. Zweitens sei es für Tim und Jonas schwer, dies überhaupt wahrzunehmen, anzuerkennen und zu berücksichtigen. Fälschlich als gleichberechtigt konstruiert zu werden, verstärkt die Ungleichheit. Dabei obliegt es Alisa seit acht Jahren bzw. sechs Jahren, ihren Partnern auseinanderzusetzen, was sie „nicht verstehen“ können. Im Kontext der stark hierarchischen Ausgangslage kam es in der Anfangszeit der Beziehungen zu verbalen und körperlichen sexualisierten Übergriffen. Jonas „hat halt von zuhause aus auch noch 'n ziemlich latenten Sexismus mitgebracht“, seine Freunde machten in ihrem Beisein „Vergewaltigungswitze“ (A: 3). Tim drängte Alisa zu sexuellen Handlungen und Praktiken und nutzte dabei Alisas Notsituation aus. Alisa wusste, „was ihre Aufgaben sind als Freundin“ und hat „Sachen zugelassen oder mitgemacht, obwohl ich sogar gefragt habe, die sie eigentlich gar nich’ in dem Moment wollte, weil sie sich dazu verpflichtet gefühlt hat. ... ((seufzt, weint)).“ (T: 5)<sup>133</sup> Es gibt nur wenige Interviewstellen, an denen sich Alisa direkt, wenn auch nicht im Detail, zu diesen Vorfällen äußert. Dabei nimmt sie die Verantwortung ein Stück weit

---

133 Seine mangelnde Achtsamkeit auf die Gefühle, Bedürfnisse und Grenzen anderer sieht Tim – das macht er im Interview immer wieder deutlich – insbesondere in der Beziehung zu Alisa als großes Manko seinerseits an. Nicht nur in Bezug auf ihr biographisches Verhältnis zu Sexualität „hätt’ ich total aufmerksam sein müssen, erst nachdenken, Hintergründe erfragen“ (T: 25), sondern auch darüber hinaus sieht bei sich ein Empathie- oder Aufmerksamkeits-Defizit, das ein Wahrnehmen und Berücksichtigen von Alisas Bedürfnissen und ihrer Situation nach wie vor erschwert: „weil ich dafür, wie sehr ich ... sie liebe, ... ähm, ähm ... nich’ genug feststelle wie’s ihr geht, was sie braucht oder was los is. Und eigentlich hätt’ ich den Wunsch, es besser zu können. Ich krieg das irgendwie gar nich’ mit. Ja. Und ich hab manchmal das Gefühl, das klingt vielleicht auch seltsam, dass Jonas das zum Beispiel besser hinkriegt. Und bin ihm sehr dankbar dafür, weil er Lissy ’ne Kraft gibt, die ich leider nich’ so geben kann.“ (T: 7)

auf sich, wenn sie die Übergriffe als Ergebnis *ihres* (und nicht etwa Tims) sozialisatorisch bedingten Mangels an Selbstkenntnis und Kommunikation(skompetenz) rahmt: „*dass ich nich' so bin wie die Deutsche-Mittelschichts-Mädels, die einfach wissen, wo ihre Grenzen sind, Nein sagen können und alles mögliche. Und in [meinem Herkunftsland] existiert das Wort Nein im weiblichen Vokabular einfach gar nicht.*“ (A: 3) Die einst pro sexuelle Selbstbestimmung ausgegebene feministische Parole ‚Nein heißt nein!‘ wendet sich hier (und anderswo) gegen die Betroffene und entlastet den Täter. Dass es für Alisa denkbar schwer war (und bleibt), ein Nein auszusprechen oder auf andere Weise auszudrücken oder dies auch nur in Betracht zu ziehen, bringt sie unmittelbar mit ihrer Notlage in Verbindung:

„*Also auf keinen Fall möcht' ich, dass ich für immer so auf sie angewiesen bleibe. Weil es is' ganz ganz toll und alles, aber es is' trotzdem total scheiße. Wenn man nur Freunde hat, auf die man existenziell angewiesen is' und ohne die man gar nich' überleben kann, erstens, und zweitens, mit denen man vorher schlafen musste, bevor sie/ ja, bevor sie deine Freunde wurden.*“ (A: 71)

Im Kontext der hegemonialen amatonormativen Logik, nach der ‚richtige‘ Beziehungen durch Sex abgesichert werden müssen *und* durch deutlich mehr Verbindlichkeit, Solidaritätsverpflichtung und gegenseitige Verantwortung gekennzeichnet sind als *freundschaftszentrierte Lebensweisen* (Kruppa 2020, vgl. 2.4.1 und 2.4.3), stellt Tims gegenwärtige sexuelle Abstinenz (deren Verursachung er indirekt Alisa zuschiebt) für Alisa ein existenzielles Risiko dar, Tims Unterstützung zu verlieren.

Auch wenn Alisa bezüglich der Möglichkeit, sich den beiden einigermaßen verständlich zu machen und ihre Grenzen zu wahren, für die Gegenwart konstatiert: „*ich glaube, wir haben es geschafft*“ (A: 3), reichen die heute reflektierteren und machtsensibleren Haltungen und Verhaltensweisen der Männer nicht aus, um strukturelle und sozialisatorisch bedingte Hierarchien zu nivellieren. So falle es Alisa auch aufgrund der inkorporierten Subjektivitäts- und Verhaltensnormen, die in ihrem Herkunftsland an die Subjektposition Frau geknüpft sind, schwer, sich gegen die Interessen ihrer Metamours zu behaupten und ihre eigenen Bedürfnisse nach Aufmerksamkeit und Zuwendung so zu artikulieren, dass Tim sie wahrnimmt und ihnen nachkommt: „*Weil die anderen immer schreien und er [Tim] das macht, was sie wollen ((\*)), und da ich ja nicht schreie, glaubt er, naja/ merkt er das einfach gar nicht*“ (A: 3). Vor dem Hintergrund, dass sich für Alisa ein Fortbestehen der Beziehungen in rechtlicher und materieller Hinsicht als (über-)lebens-

notwendig darstellt, erscheint es Jonas bemerkenswert, dass Alisa sich überhaupt traut, mit Tim und ihm Konflikte auszutragen:

*„Alisa [hat] ja einfach nich’ die Möglichkeit zu sagen »So Jungs, mir reicht’s, ich geh jetzt«. Und ((seufzt)) ja. Das is’ halt so immer auch im Hinterkopf, so. Mh, von daher .. is’ es eigentlich ((lacht kurz)) fast schon cool, äh dass sie sich trotzdem durchaus mal mit uns relativ heftig streiten kann.“ (J: 35)*

Dass Alisas Selbstbehauptung hervorhebenswert und mutig erscheinen, unterstreicht umso mehr die krass ungleiche Ausgangssituation, wenn es um Verhandlungen und Auseinandersetzungen geht.

Eine zweite Geschichte, in der die Existenz und Bedeutung von Machtverhältnissen klar hervortritt, ist die weiter oben schon angerissene von Ben, Rebecca und Hanna. Zu dem Zeitpunkt, als Ben Rebecca kennen lernte und im Weiteren immer mehr Interesse daran bekam, mit ihr Sex zu haben und eine Liebesbeziehung einzugehen, war er noch in einer nominell monogamen Beziehung mit Hanna. Auf den ersten Blick wirkt der erzählte Umbau der Beziehungsform als sehr im Einklang stehend mit den Konsensualitäts-Kriterien kommunikative Offenheit, Rücksichtnahme, Kompromissbildung aus den Wünschen aller Beteiligten und Einverständnis. So hätten sich Ben und Rebecca, solange es von Bens *„Freundin aus kein grünes Licht dazu gab“* die Beziehung zu öffnen, *„einfach nur wie gute Freunde verhalten“* (R: 49).

*„Aber für Hanna war das extrem schwierig. Und ähm ... wir haben’s dann am Anfang so gemacht, dass ich dann auch Rebecca ’ne zeit lang nich’ gesehen hab, also einmal irgendwie so zwei Wochen nich’ gesehen hab und dann einmal sogar drei Wochen nich’ gesehen hab, damit Hanna sich sozusagen an die neue Situation gewöhnen kann und nich’ so komplett überrumpelt wird mit der schwierigen Situation, sondern sich da so sukzessive dann irgendwie akklimatisieren kann, ähm und dann war der Gedanke, okay, dass wir dann halt nach und nach dann immer weiter gehen. Ähm wir hatten auch mit ihr ausgemacht, dass Rebecca und ich uns jetzt nich’ näher kommen, also wir haben uns irgendwie dann zur Begrüßung einmal umarmt und zur Verabschiedung, aber mehr lief dann auch auf ’ner körperlichen Ebene nich’, also das ham wir komplett weggelassen sozusagen, bis es dann für Hanna in Ordnung war, das war der Gedanke.“ (B: 13)<sup>134</sup>*

---

134 Eine ganz ähnliche Geschichte erzählen Sina und Viktor über den vormaligen Versuch, Sinas ehemals monogame Beziehung mit Piet für Viktor zu öffnen. Um Piet den Einstieg in die nichtmonogame Praxis erträglicher zu machen, durfte allein er *„das Tempo vorgeben“* (S1: 23), in dem sich Sina und Viktor körperlich annähern, was beinhaltete, dass Sina und Viktor zeitweise überhaupt keine Körperlichkeit miteinander teilen durften – eine auf längere Sicht für Sina nicht tragbare Situation.



Ben zählt alle möglichen Zugeständnisse an Hanna auf – von ihnen erfahren wir wenig. Bens Erzählung erweckt den Eindruck, er und Rebecca hätten wirklich jedes Register des Entgegenkommens gezogen und jede Entbehrung auf sich genommen. Doch trotz all seiner Bemühungen hatte er *„während dieser Zeit schon immer das Gefühl, dass das nich’ wirklich zu was führt, weil ich ... das intensive Gefühl hatte, das Hanna auf diese Situation nich’ so klarkommen wird, dass ich auch was mit Rebecca habe und ’ne Beziehung mit Rebecca dann habe“* (B: 13). Hierzu sind zwei Interpretationen möglich: In der ersten hat Ben sich geduldig, verantwortungsvoll und sorgend immer weiter bemüht, obwohl Hanna es ihm und Rebecca so schwer machte. In der zweiten war er die ganze Zeit davon überzeugt, dass Hanna sich nicht bewegen würde, und entsprechend war sein Umgang mit Hanna vielleicht nicht eben empathisch und für sie nicht dazu geeignet, sich gut begleitet auf die neue Situation einzulassen. In der ersten Lesart stellt sich Bens folgendes Handeln als eine verständliche Konsequenz aus Hannas Handeln dar, in der zweiten als eine erwartbare Zuspitzung seiner eigenen Haltung und Handlungsstrategie: In den folgenden Wochen sei er zunehmend ungeduldig geworden und habe *„immer mehr Druck auf sie [Hanna] auch ausgeübt, dass wir jetzt/ dass ich mit Rebecca mehr machen kann was ich möchte, also [...] so um körperliche Sachen ging’s zuerst mal noch gar nich’, sondern dass wir uns auch zweimal die Woche sehen können oder so“* (B: 13). Schließlich drängte er darauf, auch ohne Hannas vorheriges Go *„einfach so [zu] probieren, dass Rebecca und ich jetzt einfach ’ne Affäre, Beziehung, was auch immer haben, dass wir unsere Anziehung auch körperlich ausleben dürfen, ähm und Hanna guckt dann, wie das für sie/ ob das für sie in Ordnung is’ oder nich’. Und Hanna und Rebecca wollten das aber beide nich’.“* (B: 13) Denn Rebeccas Moralcode sah vor, Ben nur unter der Bedingung ‚echter‘ Einvernehmlichkeit zu daten. Echtes Einvernehmen sah Rebecca aufgrund der Umstände des Zustandekommens auch dann nicht gegeben, als Hanna formell ihr Einverständnis gab:

*„Kurz bevor sie sich von ihm getrennt hatte, hat sie gesagt »Okay, wir müssen das jetzt mal ausprobieren, ich erlaub euch jetzt, dass ihr tun könnt was ihr wollt«, und dann hab ich gesagt, »Ja okay, also sie erlaubt das jetzt, aber sie fühlt sich eigentlich nich’ cool damit«, also weil es is’ dann halt auch die ganze Zeit überhaupt nichts zwischen uns gelaufen. Weil ich hab gesagt »Wenn das für deine Freundin nich’ okay is’, dann läuft da auch nix«.“* (R: 7)

Für Rebecca ist Hannas Zustimmung forciert und nicht authentisch, *„weil sie das Ge-*

*fühl hat, sie muss das jetzt irgendwie machen oder so, aber weil/ nich', weil sie sich damit irgendwie in Ordnung fühlt“ (R: 7). Denn Ben habe Hanna schließlich ein Ultimatum gestellt: entweder sofortige Öffnung der Beziehung oder Trennung. Dies bewertet auch Ben heute als eine „Zwangssituation“, in die Hanna „dann reingebracht wurde“ (B: 41) – wobei er sich mit der Passivkonstruktion als verantwortlicher Akteur zurückzieht. Letztlich sei es diese Erpressung – als Gegenteil von gemeinsamer Aushandlung, Selbstbestimmtheit, Zeit und eigener Handlungsfähigkeit – gewesen, die für Hanna eine weitere Teilnahme an dieser Praxis unmöglich machte:*

*„Als Hanna dann Schluss gemacht hat, war für sie [...] wichtig auch festzuhalten, dass sie jetzt nich' das Polyamorie-Konzept für sich irgendwie ad acta gelegt hat [...], aber sie meinte, das Problem in der Situation eben das war, wie sie reingeraten is' in diese Situation. Also dass es jetzt nich' so'ne Überlegung am Reißbrett is', wollen wir das mal machen oder nich?, und dann kommt anderthalb Jahre später die Situation, dass man das dann wirklich machen kann, sondern dass es immer so die Situation war mit wirklich konkreten Personen, hier vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden und auch vor die Entscheidung, »Naja, wenn das nich' bis da und dahin für dich in Ordnung is', dann is' halt Schluss und ich zieh mit Rebecca über die Berge«. Und das war halt 'ne Situation, die es für sie im Prinzip dann unmöglich gemacht hat, sich anzufreunden und dann irgendwie glücklich zu werden in der Situation.“ (B: 41)*

Verstärkt wurde Hannas Bedrängnis – nach Rebeccas Darstellung – durch die Präsenz einer weiteren Akteurin (Rebecca), durch deren Anwesenheit die Theorie unmittelbar zur Praxis werden *musste*. An einer für Hanna handhabbareren Situation und Interaktion hätte, neben anderen Rahmenbedingungen wie deutlich mehr Karenzzeit, statt der menschlichen Akteur\*in zunächst eine nichtmenschlicher, das Reißbrett, teilgenommen. Mit diesem sowie mit Ben hätte Hanna zusammenarbeiten und eigene Vorstellungen produzieren können. In der Situation „*vollendeter Tatsachen*“ hingegen, in die Hanna „*reingeraten ist*“, ist Hanna als Akteurin und (aus-)handelndes Subjekt nicht mehr vorhanden – bis sie, als Konsequenz aus Bens Handeln und den Kontextbedingungen und in Wiedererlangung eigener (bzw. ihr narrativ von Rebecca zugeschriebener) Handlungsfähigkeit – „*Schluss gemacht hat*“. Gleichzeitig gibt Rebeccas letzte Bemerkung einen Hinweis auf einen wichtigen Aspekt, der in der Analyse bisher noch wenig beleuchtet wurde: Die Maßgabe oder Aspiration, „*glücklich zu werden*“. Auf diesen Aspekt – die Aufgabe, Hoffnung oder Behauptung, mit und dank konsensueller Nichtmonogamie ein gutes, vielleicht sogar ein besseres Selbstverhältnis und (Beziehungs-)Le-

ben zu erreichen – gehe ich in Analysekapitel 4.4 genauer ein.

### 4.3.5 Hypothese

Die in diesem Abschnitt besprochenen Beispiele zeigen, dass konsensuelle Nichtmonogamie mit hochkomplexen Anforderungen an Kommunikationskompetenz und -bereitschaft, an Selbstforschung und Wahrsprechen, an die verantwortungsvolle Berücksichtigung der Interessen und Positionen der anderen bei gleichzeitiger Produktion, Wahrnehmung und Wahrung eigener Bedürfnisse verbunden ist. Anforderungen und Anrufungen, die sich, auch das wurde in der Analyse deutlich, in der Praxis (zumindest wie sie sich in meiner Interpretation der Erzählungen darstellt) kaum in Gänze umsetzen lassen. Trotzdem positionieren sich die Interviewten, bis auf wenige Ausnahmen, nicht auf Distanz zu diesen Idealen und Normen. Eher sehen sie es als ihre Aufgabe an, in ihrem (erzählten) Moralverhalten und ihrer Subjektivität dem Moralcode möglichst nahe zu kommen. Eingedenk der Persistenz gesellschaftlich-diskursiver Mononormativität, die auch die Interviewten trifft, und zusammengenommen mit dem Ergebnis aus Abschnitt 4.2, dass es zumindest einige der Interviewpartner\*innen als herausfordernden, mitunter aufreibenden und schmerzhaften Prozess schildern, sich als nichtmonogames Subjekt zu konstituieren, stellt sich das Anforderungsprofil konsensueller Nichtmonogamie bisher vor allem als eines dar: arbeitsam und anstrengend. Oder, wie Rebecca es fasst: „*Zwei Beziehungen gleichzeitig zu führen, das frisst einen ganz schön auf.*“ (R: 39) Aus Foucaultscher Perspektive möchte man, möchte ich aber fragen: Wenn das Ganze nur Arbeit und Anstrengung verhieße (oder: wenn Arbeit und Anstrengung nicht attraktiv wären), warum sollten die Subjekte es dann wollen, begehren, tun? Als Hypothese gewendet: Neben Vorschriften, auferlegten Pflichten und dem permanenten Risiko, an überhöhten Idealen zu scheitern, müssen Diskurs und Moralcode konsensueller Nichtmonogamie ihren Subjekten auch spezifische Anreize, spezifisch begehrenswerte Subjektpositionen zu bieten haben. Auch für diese Perspektive hat die Analyse der Selbstpositionierungen schon einige Anhaltspunkte geliefert. Offenbar beziehen die Interviewten aus den Positionierungen als nichtmonogam bzw. polyamor auch einigen Gewinn: So können sie sich als z.B. als different und widerständig, als mit einer sinnstiftenden Identität ausgestattet, als progressiv, authentisch, aufrichtig und selbstregierungs-kompetent profilieren. In den folgenden Abschnitten gehe ich dieser Produktivität des Diskurses weiter nach.

## **4.4 Eine reflektierte Praxis der Freiheit**

Wie ich im Folgenden zeige, warten der Diskurs einvernehmlicher Nichtmonogamie – spezifischer: der Diskurs der Polyamorie, aber auch Zugänge, die der Philosophie der Beziehungsanarchie nahestehen – mit eine Reihe von Subjektpositionen auf, die einzunehmen (oder nicht einzunehmen) es den Subjekten gestattet, ihr (Beziehungs-)Leben narrativ als „ein Kunstwerk“ (Foucault 2015: 201) zu entwerfen, das bestimmte stilistische und moralische Kriterien eines guten und schönen Lebens erfüllt. In Abschnitt 4.4.1 beleuchte ich vier Felder, auf denen sich die Interviewten als so singuläre wie ehrbare Subjekte positionieren. In Abschnitt 4.4.2 zeige ich auf, dass und wie sich die Interviewten auf Nichtmonogamie als Praxis und Technologie der Freiheit beziehen. Dies erlaubt ihnen, sich als spezifisch nicht-normiert bzw. anti-normativ zu positionieren, was die Lebensform noch edler erscheinen lässt.

### **4.4.1 Selbst- und Beziehungsführung**

In diesem Abschnitt unterscheide und untersuche ich vier Produktionsschauplätze nicht-monogamer Subjektivität. Durch ihre Verortungen in und zu diesen Subjektivierungsstätten und -linien gelingt es den Interviewten, sich gleichsam als singuläre und (beziehungs-)moralische Subjekte positionieren. In Abschnitt 4.4.1.1 geht es um das Beanspruchen und Einfordern von Individualität, verstanden als Eigenständigkeit und Einzigartigkeit. In Abschnitt 4.4.1.2 betrachte ich die nach Auskunft der Interviewten zentrale Aufgabe, Praxis und Haltung, wir können sie auch Ethos nennen, der Selbstsorge einerseits und der Sorge um die anderen andererseits. In Abschnitt 4.4.1.3 komme ich systematischer auf die weiter oben schon angesprochenen Gebote und Selbstverhältnisse zurück, die Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Authentizität als zentrale Eigenschaften konsensuell nichtmonogamer Subjekte rahmen, und zeige ihren Zusammenhang auf. Abschnitt 4.4.1.4 schließlich behandelt Techniken und Werkzeuge, die den Interviewten zufolge ihrer nichtmonogam-polyamoren Subjektivierung dienen.

#### **4.4.1.1 „Als Individuen behandelt werden“**

Wenn Mark seine Beziehung zu seiner Exfreundin Christin mit seiner aktuellen Beziehung mit Tina vergleicht, stellt er positiv heraus, dass sich Tina innerhalb der Beziehung (bislang) ein hohes Maß an Autonomie bewahrt habe, während sich Christin in allen Lebensbereichen stark an ihm orientierte:

*„Also bei Christin hatt’ ich den Eindruck so, dass sie halt vieles von dem was sie hat, macht und denkt irgendwo auf mich aufbaut, obwohl ich das gar nicht wollte. Und dadurch halt auch viel abhängiger war. Und bei Tina is’s denk ich noch gar nich’ so, und ich hoffe das wird auch nich’ so.“ (M: 87)*

Durch die emotionale Abhängigkeit Christins und das Ungleichgewicht des Liebens konnte sich Mark relativ sicher sein, dass sie sehr an ihm und der Beziehung hängt und er sich in einer überlegenen Machtposition befindet (siehe 4.3.3.1). Das sei zwar, u.a. was die Verhandlungen zu Beziehungsöffnung betraf, recht komfortabel für ihn gewesen. Dennoch bevorzuge er mittlerweile die Begegnung auf Augenhöhe – auch wenn das bedeutet, dass Tina ihm nicht alles durchgehen lässt, dass sie öfter mal streiten und dass Nichtmonogamie und die sexuelle Öffnung der Beziehung für Mark ein größeres Risiko bergen: *„Bei Christin konnt’ ich’s mir eigentlich [...] wirklich sicher sein. Dass sie zurückkommen würde beziehungsweise gar nicht erst fremdgehen würde, ähm bei Tina bin ich mir da nich’ so sicher. [...] Also ich mag’s eigentlich lieber, wenn diese Unsicherheit da is’.“ (M: 87)* Besonders gut gefalle ihm, dass sich Tina als eigenständiges Subjekt statt über die Beziehung definiere und trotz leidenschaftlich-frischer Verliebtheit keine Anzeichen dafür erkennen ließe, eine romantische Identitäts-Symbiose mit ihm anzustreben: Im Vergleich zu Christin sei Tina *„viel ... naja selbstbewusster vielleicht, baut ihr Ego nich’ so sehr auf mich auf“ (M: 87).*

Auch für Paula ist es ein wichtiges Kriterium, dass sich ihre Partnerin – gerade in einer festen Beziehung – eine gewisse Autonomie bewahrt, die sich vor allem in der Wohnsituation materialisiert: *„Bei mir is’ einfach so, ja, meine Partnerin, die müsste auch richtig selbstständig sein und ((lachend\*)) alleine leben ((\*))“ (P: 7).* In diesem Zusammenhang erwähnt Paula auch, dass die Vorstellungen des Zusammenseins/Zusammenlebens von Helen (die seit Jahrzehnten mit ihrem Ehemann zusammenlebt) und Paula (deren präferierte und eingespielte Lebensweise als Alleinwohnende in diesem Kontext auch für Unabhängigkeit und Freiraum steht) auseinandergehen: *„so ganz andere Geschichten bringen wir mit“ (P: 9).*

Auch Ben wünscht sich keine Partnerinnen, die in einer Beziehung eine symbiotische Verschmelzung anstreben. Als er Rebecca kennenlernt, wird er stark affiziert von der Eigenständigkeit und ihrer klaren Vorstellung davon, wie sie Beziehungen leben möchte.

*„Da hab ich halt festgestellt, okay, es gibt halt andere Menschen, andere Frauen, die auf Beziehung in ’ner ähnlichen Art und Weise blicken wie ich. Die dann zum Beispiel ’n gro-*

*Ben Bedarf für Freiraum haben, für Unabhängigkeit, die letzten Endes ihr Beziehungsleben viel stärker selbst in die Hand nehmen.“ (B: 11)*

Allerdings, so Ben, erforderte die neue Beziehung mit Rebecca und das Zurechtfinden in der polyamoren Konstellation mit Dennis von ihm, Ben, nicht nur eine Haltungsänderung, sondern eine habituelle De-Subjektivierung weg vom eingelebten Beziehungs- und Identitätsmodell der romantischen Dyade:

*„[I]ch hatte das Gefühl, ich hab so’n bisschen verlernt so als eigenständiger Mensch ohne wen anders zu leben. Und hätte das vielleicht noch mal leben/ äh lernen müssen jetzt, oder neu erlernen müssen [...]. [A]lso in dem Moment, wo man sich über ’nen Partner oder ’ne Partnerin auch so’n stückweit definiert und so mehr wie so’ne Einheit existiert, äh muss man selber natürlich auch sich selbst weniger genügen. Man lebt ja ’n bisschen durch den anderen. Und ähm und das hat mit Rebecca halt nich’ so gut geklappt wie jetzt irgendwie mit meinen Partnerinnen davor, weil, ja, sie halt noch ’n andern Partner hatte und auch ziemlich viel für sich selbst gemacht hat und deswegen auch nich’ so viel Zeit und alles drin war, äh und da hat mir das Buch dann ziemlich dazu geholfen, das erstmal zu erkennen und zu sagen, so okay, hier, mach mal mehr dein eigenes Ding wieder, also jeder Mensch reicht für sich halt erstmal und dann teilt man irgendwie was mit anderen Menschen.“ (B: 113)*

Rebecca sei nicht Willens, im Stile romantischer Liebe in Bens Leben, Subjektivität und Identität irgendwelche „*Lücken auszufüllen*“ (B: 111), um als Paar-Einheit ein Ganzes zu bilden und sich in gegenseitige Abhängigkeit zu begeben. Ben mache jedoch – auch mit Hilfe von Polyamorie-Ratgeberliteratur<sup>135</sup> – aus der Not eine Tugend und nehme die Situation als Chance, sich auch in Beziehungen wieder stärker als eigenständige und eigenwillige Person zu konstituieren. Sein neues Credo lautet: Meine Partner\*innen haben nicht die Aufgabe der Vervollständigung, Sinnerfüllung oder gegenseitiger Dependenz; vielmehr bilden Autonomie und Selbst-Genügsamkeit Voraussetzungen dafür, mit anderen Verbindungen einzugehen und sie am eigenen Leben teilhaben zu lassen.

Viktor besteht nicht nur darauf, dass sich Partner\*innen selbst als eigenständige Subjekte und nicht als seine Anhängsel begreifen und dass sie sich entsprechend verhalten. Auch von Dritten möchte er nicht mit seinen Freund\*innen identifiziert werden:

---

135 Das hier von Ben erwähnte Buch ist *The Ethical Slut* von Janet Hardy und Dossie Easton.

„((lacht)) Es gibt so Sachen, ähm wo ich mich von Anfang an drüber geärgert hab, ähm wenn Leute offen in einer Beziehung<sup>136</sup> sind, dann passiert es halt/ dann reagiert die Umwelt anders auf einen. Nä? Wenn man mit Freunden essen geht oder mit Freunden ins Kino geht, dann fangen an, dass die Leute einem die Plätze freiräumen, die nebeneinander sind, oder äh wenn es darum geht, dass man mit Leuten irgendwie gemeinsam in Urlaub fährt, dann wird gefragt, ob der andere mitkommt, oder wird 'n Platz für den freigehalten, ähm und das sind alles Sachen, die mich furchtbar ärgern, weil ich ganz gerne möchte, dass wenn jemandem ein Platz frei gehalten wird, dann weil das diese Person is'. Jetzt wenn man in Urlaub fährt. Und dass die Leute als Individuen behandelt werden und nich' als ein zusammengehöriges Paar, das man nich' mehr einzeln getrennt wahrnehmen kann.“ (V: 41)

Die im Diskurs romantischer Liebe gründende, mono- und amatonormative Denk- und Angewohnheit, eine besondere, alle anderen Sozialbeziehungen überschattende Verbunden- und Verschmolzenheit des Paares vorauszusetzen, produziert diese im sozialen Handeln auch als räumliche, Mononormativität materialisierende Anordnung immer wieder neu (in manchen Kinos kann, statt zwei nebeneinander liegenden Plätzen, noch ausschließender gleich der Pärchensessel freigeräumt werden). Um solchen Normierungen zu entgehen und sich als Individuum zu behaupten, ist Viktor in der Öffentlichkeit bewusst darauf bedacht, sein Verhältnis zu Sina *nicht* als das eines Liebespaars zu inszenieren und bekannt zu machen. (Damit bleibt für Außenstehende dann aber auch unsichtbar, dass es sich um eine nichtmonogame Konstellation handelt, wenn Viktor mit Sina und Felix und/oder anderen Beziehungsmenschen zusammen unterwegs ist. Hier könnte Sichtbarkeit mononormative Blicke und Annahmen irritieren statt stärken. Aber das ist selbstverständlich nicht Viktors Aufgabe).

Auch Chris vermeidet es, sich umzuwenden, wenn dey mit Partner\*innen als Einheit angerufen wird. Als sich Freund\*innen und Bekannte bei Chris über das Flirtverhalten von deys Freund Martin beklagten, wies Chris den damit einhergehenden Responsibilisierungsversuch von sich:

„Martin hat ja wirklich Männer wie Frauen angegraben. Also jeder, der ihm gefiel, war irgendwie so auf der Liste, ((lachend\*)) selbst meine lesbischen Freundinnen hat er angegraben, ((\*)) so nach dem Motto, kann ja funktionieren. Und ich fand das damals überhaupt nich' schlimm, also ich mein', manchmal hab ich/ ich hab mehrfach von Frauen die

---

136 Gemeint ist hier nicht ‚In einer offenen Beziehung‘, es geht also nicht spezifisch um den Umgang mit Nichtmonogamie. Sondern, so wie Viktor es auch sagt, „offen in einer Beziehung“, also für andere erkennbar bzw. dem Wissensstand der anderen nach liiert.

*Reaktion gekriegt, »Mensch, Martin hat meinen Partner angemacht, das möcht' ich nich'.« Das hab ich 'n paar mal gehört, das fand ich auch nich' so schön, hab mir aber gesagt, ((seufzt)) bisschen mehr/ aber ich denk mir immer, hallo? Das muss doch jeder für sich entscheiden. ((lacht kurz)) Ich hab mich nich' dafür verantwortlich gefühlt, ob mein Partner jemand anders anbaggert oder nich'.“ (C: 29)*

In den von Chris erzählten Reaktionen wird dey stellvertretend für Martin zur Ordnung gerufen. Schließlich bilden sie – der Logik der romantischen Zweierbeziehung nach – so sehr eine Einheit, dass Chris doch wohl selbst ein Interesse daran haben oder mindestens in der Lage sein müsse, Martins promiskuitive Avancen zu unterbinden. Dieser Anrufung setzt Chris die Eigenverantwortlichkeit Martins entgegen, die dey auch ihm gegenüber vertritt: *„Ich sag »Is' deine Entscheidung, musst du doch wissen, ob du das willst, mir is' das wurscht.«“ (C: 29)* Sich verbindlich und polyamor aufeinander zu beziehen ist demnach noch lange kein Grund, das Verhalten des\*der Partner\*in zu manipulieren oder für dessen\*deren Handeln zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Der Wunsch bzw. die Anrufung, auch in einer Partnerschaft als eigenständige Individuen zu existieren, zeigen sich auch in Fragen der Alltagsorganisation. Hier besonders daran, wieviel und auf welche Weise gemeinsam Zeit verbracht wird. Obwohl die Interviewten sich als äußerst verhandlungsaffin und kompromissbereit positionieren (siehe 4.3), möchten sie gewisse Zeitfester, die sie *ohne* Beziehungspartnerin verbringen, nicht zur Disposition gestellt sehen. So zeigt sich Sina skeptisch gegenüber Felix' Plan, in die Stadt umzuziehen, in der sie (und Viktor) wohnen: *„Ich mach mir halt Sorgen, dass Felix so'n bisschen hofft, juhu, dann bin ich in (der Stadt), dann kann ich jede Nacht Sina sehen, und dann feststellt/ also er halt erstmal so'n/ so'n/ ich anfangen muss, über meine Zeit zu verhandeln“ (S2: 73).* Viktor war es *„von Anfang an wichtig, dass ich ähm ... selber auch viel, viel, viel Zeit für mich habe. Oder ohne Sina.“ (V: 66)* Von daher ist es für Sina in Bezug auf Viktor unproblematisch und nicht zu nah, mit *diesem* Partner in derselben Stadt zu leben.

Paula erzählt von der Bekanntschaft mit einer Frau, die am liebsten *„'ne richtige monogame Beziehung wollte. Und die dann aus allen Wolken gefallen is', als sie mitgekriegt hat, dass Helen 'ne große Rolle in meinem Leben spielt, nä.“ (P: 37)* Anstrengend wurde das Verhältnis für Paula insbesondere deshalb, weil diese Frau deutlich mehr Zeitraum einforderte, als Paula das lieb war: *„die wollte mich echt jeden Frei/ von Freitag bis Montag am liebsten sehen und ähm immer die ganze Zeit, und ja, da fühlte ich mich total unter Druck gesetzt. So wenn ich mal für mich sorgen wollte oder/ ja, genau. Es*



muss halt irgendwie passen, nä.“ (P: 37) Um adäquat für sich „sorgen“ zu können, bedarf es keiner symbiotischen Beziehung zu Partner\*innen, sondern im Gegenteil die Möglichkeit, zeitweilig für sich selbst zu sein (zu Selbstsorge vgl. auch 4.4.2.2).<sup>137</sup>

Ben ist es mittlerweile wichtig, sich auch bezüglich der Frage, wie viel Zeit gemeinsam verbracht wird, weder durch gesellschaftliche Konventionen noch durch Ansprüche der Partner\*in in Routinen bringen zu lassen. In Beziehungen vor der mit Rebecca war das noch anders:

*„Das sind dann teilweise weitreichendere Sachen wie eben die Frage polyamore Beziehungen, offene Beziehungsformen und so weiter und so fort, aber teilweise auch mehr oder weniger triviale Sachen wie wieviel Freiraum nimmt man in Beziehungen für sich selbst. Wie oft sieht man die andere Person. is' das jetzt irgendwie ein, zweimal die Woche, weil man eben grade Lust hat, oder is' das halt, naja, man is' jetzt zusammen, man sieht sich dann halt normalerweise fünf Tage die Woche oder so. Ähm und das war eben erst so, dass ich halt festgestellt hab, dass wir uns häufig auch getroffen haben, wenn ich eigentlich gar nich' so die Lust hatte, sie zu sehen.“ (B: 11)*

Ausreichend *alone time*, Zeit mit und für sich selbst zu haben und sich diese zu nehmen, um sich als Individuum zu (re)konstituieren und zu präsentieren, ist den Interviewten wichtig. Beziehungen, ob eine oder mehrere, dürfen nicht dazu führen, sich selbst an die verschiedenen Ansprüche auf gemeinsames Zeitverbringen zu ‚verlieren‘. Gemäß der Norm der Authentizität, unverfälscht und in Übereinstimmung mit den eigenen Bedürfnissen zu handeln (siehe 4.4.1.3), bestimmt sich die Beziehungsqualität auch durch die Freiheit, sich (nur) dann zu sehen, wenn eine\*m wirklich danach ist – und nicht, weil man sich an äußeren Normen orientiert, die die Häufigkeit und Taktung von Treffen vorschreiben (zum Freiraum-Diskurs ausführlicher: 4.4.2.1).

Neben dem Erhalt und/oder der Profilierung eines hohen Maßes an persönlicher *Eigenständigkeit* beziehen sich die Interviewten auch stark auf das Kriterium der *Einzigartigkeit*: Jede Verbindung und jedes Subjekt sei einfach singulär und unvergleichlich. So betont Alisa, Tim und Jonas seien *„unterschiedliche Menschen und ich kann sie gar nicht miteinander vergleichen, trotz dem ähnlichen Hintergrund“* (A: 23). Für Viktor sind die Besonderheit und die Inkommensurabilität jeder menschlichen Verbindung nicht nur auf

---

<sup>137</sup> Allerdings, so Paula, setzte sie ihrerseits Helen anfänglich z.B. mit dem Wunsch nach häufigen Telefonaten *„unter Druck“* (P: 7). Dies führt Paula darauf zurück, dass ihr damals noch die Selbstsicherheit und nötige Erfahrung mit Polyamorie fehlte, um sich weniger abhängig von ihrer Partnerin zu empfinden und zu verhalten: *„fühlte mich selber auch noch nich' so/ so frei in dem so auch mein Eigenes zu leben, so, nä.“* (P: 7)

Liebesbeziehungen (die er selbst nicht so nennen würde) beschränkt: All seine sozialen Beziehungen, beispielsweise auch die zu seinen Elternteilen oder die zu Felix, „*haben jetzt nichts, was man verallgemeinern kann*“ (V: 92). Aus Viktors Sicht ist daher auch der Begriff „*Beziehung*“ ungeeignet, um der Vielschichtigkeit und Polyvalenz verschiedener Beziehungen Rechnung zu tragen.

Beziehungen als so unbedingt verschiedenartig zu rahmen, dass sie nicht gegeneinander abzuwiegen sind, ist auch deshalb zentral, weil sich dadurch die mononormative Exklusivitäts- und Wettbewerbslogik ausschalten lässt. Felix' und Viktors Beziehungen zu Sina „*ha'm halt beide jeweils ihre eigene/ ... eigene Bedeutung, es sind natürlich andere Beziehungen. Unterschiedlich und so weiter, und nich' mehr oder weniger wichtig.*“ (F2: 29)<sup>138</sup> Die Differenz(ierung) der Beziehungen, das bringt Felix an mehreren Interviewstellen ein, beinhaltet keine Hierarchisierung durch Sina – und das ist für Felix ein entscheidender Faktor, um sich in dieser Polykonstellation wohl und sicher zu fühlen. Ganz ähnlich positioniert sich Rebecca. Wenn ihre Partner\*innen sich in jemand anders verlieben oder dies in Betracht ziehen, dann sei es für Rebecca wichtig zu wissen, dass die Beziehungen nicht gegeneinander aufgewogen werden sollen und können. Diese Versicherung hat sie selbst auch Dennis zu Beginn ihrer Beziehung mit Ben gegeben:

*„[S]o wie ich das bei Dennis gemacht hab, »Ich hab mich in jemand anderen verliebt, aber ich werd dich nich' verlassen, weil das is' mir total wichtig mit dir. Die Beziehung mit dir find ich total toll, und zwar aus den und den Gründen, und aus den und den Gründen bin ich total verliebt in dich und find es total schön mit dir und es is' ganz einzigartig mit dir«, sowas hilft mir auch. ... Doch. Also wenn mir mein Partner dann sowas signalisiert in so'nem Moment wie »Ich find dich total toll aus den und den Gründen, und die machen dich ganz einzigartig, und an der andern Person find ich vielleicht andere Sachen toll, aber das schmälert ja nich' das, was ich an dir toll finde«, ich glaub das hilft mir schon auch.“ (R: 47)*

Die Zusicherung, dass jede Person sowie die Arten und Weisen, wie sich diese affizieren, so besonders und unnachahmlich sind, dass sie einander nicht ersetzen könnten und

---

138 Um seiner anfänglichen Unsicherheit bezüglich der Frage „*Wie wichtig bin ich ihr eigentlich?*“ zu begegnen, habe Sina ihm überzeugend „*deutlich gemacht, dass es ähm/ dass es einfach/ dass es/ dass ich ähm genauso wichtig bin wie Viktor und das es nich' so is', nur weil Viktor quasi zuerst da war oder so, dass ich weniger wichtig bin, sondern ähm ähm genau, dass ich genauso wichtig bin*“ (F1: 17). Sina, Felix und Viktor vertreten also ganz klar kein Primary-Secondary-Konzept, was sich auch in ihrem Wunsch ausdrückt, gemeinsam eine egalitäre Form der Elternschaft zu verwirklichen – und zugleich zu Problemen führt, da höher bewertete biologische Vaterschaft wohl Viktor zufallen soll, so dass sich hier doch eine Hierarchie zwischen Felix und Viktor abzeichnet, die dem Beziehungskonzept entgegensteht (ausführlich zu dieser Thematik: Mayer 2020b).

somit auch nicht in Konkurrenz zueinander stehen, hebt die mononormative Mangel-Logik aus, nach der Ursache und Effekt von Nichtmonogamie stets ein Defizit sei.<sup>139</sup> Aus einer mononormativen Perspektive hingegen sei es offenbar schwer, so Alisa, die Besonderheit jedes Menschen und jeder Beziehung wahrzunehmen und wertzuschätzen. Aus dem systematischen Verkennen der Singularität und Unverwechselbarkeit jedes Subjekts erwachsen die Eifersuchtskomponenten Besitzdenken, Konkurrenz und Verlustangst: „Also ich versteh die Menschen manchmal einfach nich’, glauben sie, also/ glauben sie wirklich, sie sind austauschbar oder sowas?“ (A: 45) Das in einer mononormativen Logik des Mangels gründende Missverständnis, bei Nichtmonogamie und auch bei serieller Monogamie werde ein\*e ausgedienten Partner\*in oder eine gescheiterte Beziehung durch eine eine andere ersetzt bzw. jemandes angestammter Platz eingenommen (Mayer 2014a, 2014b), reduziere die Partner\*innen auf ihre Funktion als ‚Irgendjemand-mit-dem-ich-eine-Beziehung-führe‘. Sie\*ihn stattdessen als ein Individuum zu begreifen, das keinem anderen gleicht und das somit weder einfach ausgewechselt werden kann, noch mit irgendwem um denselben Platz konkurriert, erachtet Alisa als eine Frage der „Menschenwürde“ (A: 45), also des grundlegenden Respekts und gegenseitiger Achtung als Grundrecht jeder Person. Sina sieht ihre Einzigartigkeit und Erwähltheit nicht trotz, sondern insbesondere innerhalb einer nichtmonogamen Konstellation bestätigt: „Für mich is’ es so, dass ich deswegen gut in ... in offenen Beziehungen oder in polyamoren Geflechten leben kann, weil ich das Gefühl habe, die wollen schon wirklich mich und ich kann mich sicher fühlen mit ihrer Zuneigung.“ (S1: 31) Wobei die Wiedererkennung als „individuelle[s], unverwechselbare[s] und (natürlich!) unersetzliche[s]“ (Althusser 1977: 142) und als solches geliebtes und begehrtes und geschätztes Subjekt gelegentlicher verbaler oder nonverbaler Bestätigungsgesten durch die Partner\*innen bedarf: „Und ((schmunzelnd\*)) dafür brauch’ ich aber ab und an auch mal irgend’n Zeichen ((\*)) darauf.“ (S1: 31)

---

139 Ben allerdings unterscheidet zwischen der Ebene der Qualität und jener der Intensität von Gefühlen. Während die Qualität der Affektionen seiner Erfahrung nach in der Tat inkommensurabel sei, gelte dies nicht unbedingt auch für die Intensität: „(Ein Freund von mir) hat das mal ganz nett ausgedrückt, also dass Gefühle, seiner Meinung nach, für unterschiedliche Menschen ha’m irgendwie ’n Index dran und man kann Gefühle, die man für die eine Person hat, nich’ mit Gefühlen, die man für ’ne andere Person hat vergleichen, die kann man einfach nich’ vergleichen. Ähm und so würd ich das tatsächlich jetzt mit meiner bisherigen Erfahrung auch sagen, das heißt ich kann da nich’ wirklich gut vergleichen, wie sind jetzt meine Gefühle für Rebecca, wie für Hanna, aber trotzdem würd ich sagen, auch von der Intensität her gab’s da schon so’ne gewisse äh Unwucht hin zu Rebecca, dass da meine Gefühle stärker waren insgesamt so unterm Strich“ (B: 27). So kam auf der Dimension der Intensität doch eine Imbalance und Hierarchie zu Ungunsten Hannas zustande, die unschöne Folgen für sie hatte (eine Art erpresste Zustimmung zum Poly-Ansatz und schließlich die Trennung; siehe 4.3.4.4).

Wie wichtig es im Rahmen von Chris' Polyamorie-Konzept ist, auch selbst als singular und als nicht-substituierbar adressiert zu werden, macht eine Anekdote zu einen Urlaub mit Conrad deutlich. Nach einigen zu zweit verbrachten Ferientagen trafen sie am Urlaubsort zufällig auf eine Frau, Esther, mit der Conrad eine zu diesem Zeitpunkt schon etwas im Abklingen begriffene Affäre hatte, sowie deren Ehemann. Da Esther noch Interesse hatte, die Affäre mit Conrad weiterzuführen und sich traurig über das mögliche Ende zeigte, „hat der Ehemann Conrad gefragt, ob er nich' doch noch mal Sex haben könnte mit Esther“ (C: 7). Dass Conrad dieser Bitte bereitwillig nachkam, empfand Chris zunächst als verletzend, da es deys singulären Status infrage zu stellen schien.

*„Und wir haben am nächsten Tag drüber gesprochen und ich hab gemerkt, okay, es is' nich' Eifersucht. Es is' tatsächlich so'ne Rückschau auf meine alte Beziehung, wo ich das Gefühl hatte, ich bin gar nich' gemeint, ich bin eine von ganz vielen und ich hatte nich' mehr das Gefühl nachher bei Martin, dass ich 'ne individuelle Beziehung hab. Und die Tatsache, dass Conrad in einem Urlaub praktisch die ganze Zeit ganz verliebt mit mir und wir haben viel Sex und an einem Tag kann er jetzt plötzlich sagen »Nee, jetzt hab ich aber mal Sex mit jemand anders und dann wieder mit dir«, da hab ich/ hatt ich das Gefühl, wer bin ich denn dann eigentlich für ihn, so?“ (C: 7)*

Dass eine Beziehung und auch Sexualität auf tiefer Zuneigung zu einer *spezifischen* Person, nicht aber auf zufälliger Gelegenheit, Beliebigkeit, oberflächlicher Anziehung oder einfach Lust gegründet sein sollen, ist eine Kernforderung der domestizierten Variante des romantischen Liebesentwurfs (vgl. 2.4.1). Der Vorwurf, der Diskurs der Polyamorie schreibe diese romantisch-amatonormative Anrufung fort, bildet eine der Hauptlinien der Kritik (vgl. 2.4.3) Chris hält am Kriterium individueller Erwähltheit fest, löst deys Polyamorie-Konzept aber weitgehend von den beiden anderen den Diskurs romantischer Liebe prägenden Prinzipien, dyadische Komplementarität und Priorität der geliebten Person(en) gegenüber anderen sozialen Beziehungen.<sup>140</sup>

---

140 Nichtsdestotrotz positioniert sich Chris graduell innerhalb der mononormativen Mangel-Logik, wenn deys Esthers Gemütszustand angesichts des Zusammentreffens im Urlaub interpretiert: „Es war dann so'ne Situation, wo ich gedacht hab hmm, man merkte ihr an, dass ihr das ganz viel ausmacht, dass ich da war, dass sie aber auch sacht/ also innerlich keinen Anspruch gestellt hat, sie hatte ja auch ihren Mann dabei, aber sie hat glaub ich schon gespürt, dass/ dass wahrscheinlich die Beziehung zu mir dazu führen könnte, dass Conrad irgendwann das Interesse an ihr 'n bisschen verliert. Das war spürbar, da war so'ne Traurigkeit da“ (C: 7). Mit der Vermutung, dass Conrad aufgrund der Beziehung zu Chris das Interesse an Esther verlöre, legt Chris ein Deutungsmuster an, das besagt, die Hinwendung zu einer Person entziehe einer anderen etwas, produziere also ein Defizit. Dieses Denken könnte mit ein Grund sein, dass umgekehrt auch Chris in der Situation fürchtete, möglicherweise durch (Conrads Hinwendung zu) Esther in deys Position bedroht zu werden. Entlastend erscheint für Chris in diesem Zusammenhang deys (von Conrad übernommene) Deutung, dass der Sex mit Esther vor allem ein Akt des Mitleids war – statt um ‚authentische‘ Leidenschaft (wie zwischen Conrad und

Auch Tim ruft in einer Erzählung das romantische Ideal auf, als einzigartiges Individuum und nicht substituierbares Gegenstück von der ihrerseits einzigartigen Partner\*in geliebt zu werden – und dekonstruiert es zugleich. Als er Alisa kennen lernte und mit ihr zusammensein wollte, teilte er Greta zunächst mit, dass er sich von ihr trennen möchte. „[I]m ersten Moment“ habe Greta daraufhin „angefangen [...] zu weinen, was mir sehr wehgetan hat, weil ich sie gar nich’ verletzen wollte“ (T: 13). Wie Tim daraufhin feststellen musste, galt Gretas Trauer aber offenbar gar nicht ihm persönlich, sondern dem mit der Trennung verbundenen Verlust *irgendeines* Partners und damit des Beziehungs-Status’:

„Ihr erster Satz war, »Dann hab ich ja gar keinen Freund/ dann hab ich ja gar keinen ... Boyfriend mehr«, genau. Und dann hab ich gedacht, okay, es scheint gar nich’ mit mir zusammenzuhängen, sie hängt gar nich’ an mir, sie hängt an einer Beziehung, und das hat mich in dem Moment ’n Stückweit beleidigt, aber auch erleichtert.“ (T: 13)

Dass er für Greta weniger als einzigartige, geliebte Persönlichkeit von Interesse ist denn als Statusgeber, degradiert Tim einerseits zu einem austauschbaren Platzhalter. Gleichzeitig sorgt diese neue Perspektive für Entlastung: Indem Greta selbstständig die – dem Diskurs der romantischen Liebe zufolge so essentielle – Norm durchkreuzt, eine Person um ihrer selbst Willen zu lieben, entbindet sie Tim zugleich (ein Stück weit) von der Schuld, sich Greta als unersetzbare Bezugsperson zu entziehen und sie damit im Stich zu lassen.

#### **4.4.1.2 Die Sorge um Sich und die Anderen**

Als nichtmonogame Beziehungssubjekte fordern die Interviewten von sich selbst und von ihren Partner\*innen die Tugenden und Kompetenzen Sensibilität, Empathie, Reflexivität und Rücksichtnahme. Konzepte, die sich in der Kategorie *Achtsamkeit* bündeln lassen. Achtsamkeit zunächst einmal im Selbstverhältnis: Hier gilt es, eigene Bedürfnisse, Ansprüche, Ressourcen und Grenzen aufzuspüren und sie sich bewusst zu machen. Etwa in Bezug auf die zeitliche und/oder affektive Dimension, die man der jeweiligen Beziehung zukommen lässt: „Da muss ich richtig so hinfühlen, so wieviel Raum kann ich ihr wirklich geben und möchte ich ihr auch geben“ (P: 27). Achtsamkeit aber auch

---

Chris) ging es hier, so Chris, nur um eine aromantische, dafür umso altruistischere Auftragsarbeit: „Ich hab verstanden, warum er das/ warum er ihr das nich’ abschlagen konnte, aber dass es halt nich’ sein Bedürfnis war, weil er mit ihr Sex haben wollte, sondern dass es sein Bedürfnis war, ihr nich’ weh zu tun. Und diese Traurigkeit in ihr aufzufangen. Und damit konnt’ ich dann auch leben.“ (C: 7)

im Erkennen eigener Ansprüche und Wünsche an die Partner\*innen, z.B. sich selbst klarzumachen, „*was ich da eigentlich selber von ihr ((lachend\*)) erwarte ((\*))*“ (J: 3). Wie bereits in Abschnitt 4.3.1 erläutert, reicht es nicht aus, der eigenen Verfassung und Bedarfe gewahr zu sein, man muss sich den anderen auch mitteilen und verständlich machen: „*[D]ieses Prinzip [ist] sehr wichtig, dass man ... sozusagen seine Wünsche artikuliert und seine Bedürfnisse artikuliert und äh seine Gefühlslage*“ (F1: 123). Achtsamkeit und Sorgsamkeit sind außerdem gefragt, wenn es darum geht, die Interessen möglichst aller Beteiligten nicht nur wahrzunehmen, sondern auch zu wahren und umzusetzen: „*Wie tariert man dann solche Beziehungen so aus, dass sie dann auch funktionieren, wie muss man miteinander umgehen, dass man/ das niemand das Gefühl hat vernachlässigt zu werden und solche Sachen*“ (B: 101). Dafür ist es nicht nur notwendig, sich „*dafür zu interessieren, was/.. was bei der anderen Person los is*“ (L: 97), sondern „*auf ihre Gefühle auch zu achten*“ (T: 19).<sup>141</sup> Die Kompetenz, der anderen wahrzunehmen, ist dabei nicht unbedingt von vornherein gegeben, kann aber mittels Erfahrung und Arbeit am Selbst erworben werden: „*ich bin da jetzt einfach achtsamer mit dem was geht und was geht nich', und noch viel vorsichtiger*“ (P: 27; zur Selbsttransformation siehe 4.4.1.4). Da Gedanken und Gefühle aber von den Wenigsten zuverlässig gelesen bzw. erspürt werden können, muss man – wenn es nach Rebecca geht permanent – miteinander kommunizieren, verhandeln und nachfragen: „*[M]an muss halt ständig sich verständigen, man muss sagen »Wie genau wollen wir das denn machen? Oder was is' okay für dich, und was nich'«, und so.*“ (R: 25) Und wenn einmal etwas nicht okay ist, so reicht es nicht, dies zu wissen. Je nach Problemlage und -schwere sind weitere Klärung und Aushandlung und/oder Beziehungssorgearbeit gefragt. Für Felix wäre es ein No-Go

„*unsolidarisch [zu] sein oder/ oder/ oder sowas, jemanden so fallen lassen, bzw. einfach für jemanden nich' da [zu] sein und ähm deutlich [zu] machen* „*hier, du musst aber alleine gucken, wie du mit deinen Problemen fertig wirst, mit deinen Gefühlen, weil wir sind ja jetzt in 'ner offenen Beziehung und ich darf das ja.*“ *Damit hätt ich irgendwie/ damit*

---

141 Sich selbst schreibt Tim allerdings zu, „*viel zu unachtsam zu sein, ich fürchte, ich bin da eher so'n grober Klotz*“ (T: 25). Wie schon in den Abschnitten 4.3.4.3 und 4.3.4.4 angesprochen, führt er diese mangelnde Achtsamkeit, zusammen mit unkontrollierbarer Affiziertheit, mangelnder Reflexion und mangelndem Wissen – sowie Alisas Kommunikationsstil – als (Hinter-)Gründe seiner sexuellen Grenzübertritte an: „*Mit Lissy hab ich das völlig verbockt, also ... ((schneift)) tschuldigung ((lacht)). Da hätt' ich total aufmerksam sein müssen, erst nachdenken, Hintergründe erfragen, und eigentlich hätte mir das auch klar sein müssen, ich hatte keine Ahnung [...] und hab dann später die/ also Studien zu Rape Culture in (ihrem Herkunftsland) gelesen und solche Sachen, und mir is' klar geworden, ja, dass das überhaupt nich' eigentlich geht.*“ (T: 25)

*hätt ich auch 'n sehr großes Problem, das ginge auch gar nich'. Sondern äh ich brauch halt einfach dieses Gefühl, ich bin da nich' alleine, sondern zu dieser Beziehung gehört halt für mich auch, dass wir dann auch gemeinsam daran arbeiten, wenn's mir scheiße geht. Genauso wie wir gemeinsam daran arbeiten, wenn's Sina scheiße geht oder so.“ (F1: 209)<sup>142</sup>*

Selbstsorge kann in diesem Sinne auch bedeuten, von den anderen einzufordern, sich um mich zu kümmern. Für Sina stellt es eine große Verbesserung ihrer persönlichen Versorgungslage, aber auch ihrer Beziehungsfähigkeit dar,

*„dass ich nich' mehr versuche, wie ich das ganz, ganz am Anfang mal gemacht habe, alles mit mir selber auszumachen, sondern akzeptiere, dass wenn es mir schlecht geht, dass auch ne/ mit 'ner Rechtfertigung einhergeht mir Hilfe zu holen und ihnen zu sagen »Hey, es geht mir grad nich' so gut, können wir drüber reden? Kannst du mich in den Arm nehmen?«, das is' auf jeden Fall hat die Sache total verbessert.“ (S2: 157)*

Dass „Beziehungen [...] davon leben, dass man auch in schlechten Phasen mal zueinander hält“ (T: 29), würden vermutlich die meisten Interviewten (und die meisten anderen Menschen auch) so unterschreiben. Hinzu komme aber die Herausforderung, dass „in 'ner offenen Beziehung [zu sein] mehr Verantwortung bedeutet als in 'ner geschlossenen Beziehung fast, weil man halt immer noch zusätzlich Positionen von andern Leuten beachten muss“ (T: 19). Auch Jonas hat nach anfänglicher Unbekümmert- und Unbedarftheit (siehe 4.2.1.2) festgestellt, dass polyamor zu leben „eigentlich viel mehr Verantwortung bedeutet. Weil du ja nich' nur so deine eine oder zwei oder mehrere Beziehungen führst und für die Person logischerweise verantwortlich bist, dass es der gut geht, sondern da hängt ja auch noch jemand dran. Eventuell.“ (J: 5). Auf die mitunter zehrende Aufgabe bis Unmöglichkeit, in einer „Scharnierposition“ (J: 25) zwischen konfligierenden Ansprüchen zu vermitteln und alle zufriedenstellend ‚unter einen Hut‘ zu bekommen, bin ich in Abschnitt 4.3.4.2 schon eingegangen. Nichtsdestotrotz positionieren sich die Interviewten nicht nur als achtsam, entgegenkommend und solidarisch mit ihren Partner\*innen, sondern auch mit deren anderen Partner\*innen. Im Hinblick

---

142 In dieser Hinsicht lobt nicht nur Felix Sina sehr, sondern auch umgekehrt. Als etwa Sina besorgt und unglücklich über ein neues Techtelmechtel von Felix war, haben die beiden „ziemlich lange telefoniert und darüber geredet, und er hat sich ... da sehr verantwortungsbewusst und einfühlsam und so weiter verhalten, ich glaube uns is' sehr zugute gekommen, dass er ja damals diese Eifersuchtsphase mit Viktor hatte, und das sagt er auch selber, dass ich ihm da sozusagen ((schmunzelnd\*)) schon mal gezeigt habe, wie man mit so 'ner Sache gut umgehen kann und ((\*)) gut drüber reden kann“ (S2: 27) Hier komme Sina also auch zugute, dass sie selbst so ein gutes Vorbild abgebe und dass Felix auch schon Gelegenheit hatte, selber Eifersucht zu erfahren, was seine diesbezügliche Empathiefähigkeit stärkt.

auf die Wünsche von Tims anderen Freundinnen etwa stellt Alisa fest: *„eigentlich versuch ich die meiste Zeit, das zu berücksichtigen und denk immer an die anderen auch. Also dass ich ja nicht alleine in der Beziehung hänge und dass die anderen auch da sind und auch Bedürfnisse haben und so weiter.“* (A: 3) Rücksichtnahme gilt auch den Partner\*innen zukünftiger Partner\*innen, wenn es darum geht, eine Beziehung zu öffnen bzw. zu erweitern. Im Rahmen des (letztlich nicht erfolgreichen Versuchs), die Beziehung von Sina und Piet für Viktor zu öffnen, durfte Piet eine zeitlang ansagen, welche Art und welchen Grad von Körperlichkeit Sina und Viktor jeweils miteinander teilen durften. Hierzu hält Viktor rückblickend fest:

*„die ganzen Auflage-Geschichten/ also haben mich gar nich’ gestört. Im Gegenteil, ich hatte eher das Gefühl, ich möchte hier nichts kaputt machen und ich möchte, dass das Ganze glatt über die Bühne läuft und möglichst niemand verletzt wird, und dachte halt, soweit wir Piet entgegen kommen können, umso besser.“* (V: 47)

Auch Rebecca positioniert sich hinsichtlich des (ebenfalls nicht geglückten) Öffnungsversuchs der Beziehung von Ben und Hanna als geduldig und umsichtig (siehe 4.3.4.2 und 4.3.4.4). In diesem Rahmen sei es ihr auch wichtig gewesen, im direkten Zwiegespräch mit Hanna ihre Solidarität zu versichern und gleichzeitig für ihre eigenen Position um Verständnis zu werben:

*„Deswegen hab ich mich ja zum Beispiel auch mit Bens Freundin Hanna getroffen zu zweit alleine. Weil ich gesagt hab, naja, das is’ irgendwie wichtig, dass sie weiß, wer ich bin, dass sie Verständnis dafür hat, dass sie versteht, dass ich nich’ scheiße zu ihr sein will oder dass ich sie nich’ rausdrängen will oder so, sondern dass ich Verständnis für ihre Probleme auch habe und dass man sich so gegenseitig/ ... ja, eigentlich is’ es damit schon beschreiben, dass man einfach gegenein/ gegenseitig für einander und für die Perspektive Verständnis aufbringt und das Gefühl hat, dass man von allen anderen beteiligten Personen auch gesehen wird in seinen Bedürfnissen.“* (R: 35)

Für die „Frage von commitment“ (R: 7) und den Selbstanspruch, auf die Anliegen der Anderen zu achten und diese im eigenen Handeln zu berücksichtigen, spiele es allerdings durchaus eine Rolle, wie sympathisch Rebecca die jeweilige Person ist und wie sie ihr entgegentritt. So müsse Rebecca *„ne Person extrem wichtig sein und ich muss ’n sehr gutes Gefühl zu ihr haben“*, um zu beschließen: *„Okay, wir sind ’n Team, und wenn’s dir schlecht geht bin ich jetzt dafür da und helf dir. Oder kümmer mich um dich, oder sonst irgendwas. Oder ich fühl mich dazu verpflichtet, ganz in ’nem größeren Rah-*



men als jetzt zum Beispiel in 'ner Affäre auf deine Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen.“ (R: 9) Neben der Person spielt also auch ihr Status eine Rolle: Gravierende Abstufungen hinsichtlich der moralischen Verpflichtung, auf den\*die andere einzugehen, gelten nicht nur gegenüber eigenen Flirts, OneNightStands, Dates, Bekanntschaften, Affären, Liaisons, Freund\*innenschaftenPlus, Beziehungen... sondern auch gegenüber jenen der Partner\*innen: Sind ‚echte‘ Metamours in langfristigen polyamoren Beziehungsnetzen fast unvermeidlich mit ihren Wünschen und Forderungen zu respektieren, ist dies – allein schon aus pragmatischen Gründen – bei flüchtigeren Liebschaften der Partner\*innen nicht unbedingt der Fall. So sei es Sina zufolge für sie emotional und organisatorisch „natürlich einfacher“, wenn Felix eher kurzfristige und unverbindlichere Kontakte hat, „als wenn da jetzt tatsächlich 'ne andere Frau mit 'ner richtigen Beziehung noch mit dranhinge, auf die ich irgendwie mit Rücksicht nehmen müsste“ (S1: 55).

Denn bei aller Sorge um das Befinden und Wohlergehen der anderen gilt es – im Dienste der eigenen Individualität, Authentizität und Zufriedenheit – gleichsam darauf zu achten, dass ich nicht „meine Bedürfnisse auch mit denen der anderen Person auch so vermische und dann eigentlich gar nich' mehr wirklich meinem Bedürfnis dem dann Rechnung trage“ (B: 11). Dies wiederum erfordert, nicht nur die anderen zu kennen und einfühlsam auf sie zu sein, sondern auch, sich selbst zu kennen (oder kennenzulernen) und auf sich selbst zu achten – und zwar in jeder einzelnen Beziehung. Demnach besteht eine so wichtige wie herausfordernde „Aufgabe“ darin, immer „[g]enau zu spüren, so was is' wann dran mit welcher. Welchen Menschen.“ (P: 127) Selbstsorge ist aber auch deshalb gefragt, weil es gilt, sich trotz multiplen In-Beziehungen-Stehens als autonomes Subjekt zu beweisen (siehe 4.4.1.1) und weil man die Sorge um das eigene Wohlbefinden nicht (oder jedenfalls nicht dauerhaft und total) in die Hände der Partner\*innen legen soll. Umgekehrt: Sich gut um sich selbst zu kümmern und ‚gut aufgestellt‘ zu sein, ist die Voraussetzung dafür, gute Beziehungen zu führen. „Und deswegen is' jetzt so meine Vorstellung, ich guck wieder mehr auf mich und guck, dass es mir gut geht, und wenn's mir gut geht, geh ich vielleicht auch noch 'ne zweite Beziehung ein“ (C: 13).

Dieses stete Augenmerk sowohl auf sich selbst als auch auf die anderen und die gemeinsame(n) Beziehung(en) ist für Rebecca ein Alleinstellungsmerkmal polyamorer Beziehungen gegenüber monogamen Zweierbeziehungen:

„Was mir auch super wichtig is', is' einfach dieses ähm sich ständig mit sich selbst, mit dem andern und mit der Beziehung auseinandersetzen. Und ich hab das Gefühl, das hat

*man in 'ner Mono-Beziehung standardmäßig auch nich'. Also man kann es natürlich machen, wenn darauf aufmerksam is' und vielleicht irgendwie 'n Grund hat oder das schon mitbringt, dass man sagt, jetzt reflektieren wir ständig unsere Beziehung. Ich glaub aber, dass man das üblicherweise nich' macht. Wenn man 'ne Poly-Beziehung hat, muss man das machen. [...] [U]nd ich glaub, in 'ner Mono-Beziehung fällt das untern Tisch.“ (R: 89)*

Während Reflexion und Beschäftigung mit sich und den anderen in monogamen Beziehungen anlass- bzw. krisenbezogen stattfände oder aus Grundsatzüberzeugung, komme man, so Rebeccas These, als Teil einer polyamoren Beziehungskonstellation ohnehin nicht darum herum. In diesem dauerhaften Aufeinander-und-sich-selbst-Eingehen sieht gerade Rebecca aber keine Bürde, sondern vielmehr einen großen Gewinn. Mehr dazu in Abschnitt 4.4.1.4, wo ich auch auf Rebeccas Selbstpositionierungs-Strategie der kontrastiven Abgrenzung von der „*Mono-Beziehung*“ zurückkomme.

#### **4.4.1.3 Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Authentizität**

Wie in Abschnitt 4.3.2 gezeigt, beziehen die Interviewten durchaus unterschiedliche Positionen zu der Frage, was und wieviel man zu welchem Zeitpunkt kommunizieren sollte. Einigkeit hingegen besteht bezüglich des Anspruchs, einander – bis auf wenige moralisch begründete Ausnahmen – nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit zu sagen. „*Weil das is' das Wichtigste, einfach nich' zu lügen.*“ (A: 47) Dieser Maßstab gilt im Verhältnis der Partner\*innen untereinander, aber auch als grundsätzliche Anforderung an alle die Beteiligten: „*Ehrlichkeit is' mir wichtig, [...] ich möchte eigentlich keine Beziehungen mehr haben mit Leuten, die ihre Partner anlügen.*“ (C: 13) Offen und transparent zu sein bezüglich der eigenen Nichtmonogamie ist für Chris eine moralische Leitlinie, die dey im Interview in deys gesamte Beziehungsbiographiekonstruktion einschreibt. Selbst in der Jugend, als demm in diskursivierter Form noch „*kein Konzept*“ (C: 5) der ethischen Nichtmonogamie bzw. der Polyamorie zur Verfügung stand, hätte dey – wäre das damals bereits „*zumutbar*“ gewesen – potenziellen Partner\*innen gerne gesagt: „*»Ich möchte mit dir zusammen sein, aber ich möchte dir keine Treue versprechen, ((lacht kurz)) ich kann dir nur versprechen, dass ich ehrlich bin.*«“ (C: 5). Wie dargestellt, begründet Chris deys frühe Hinwendung zum moralischen Prinzip der Ehrlichkeit mit dem Leid, welches für den Vater, die Familie und seine Freundin entstand, weil Nichtmonogamie damals, innerhalb des mononormativen Diskursrahmens, nicht kommunizierbar gewesen sei. Einen ganz ähnlichen Bezug stellt auch Tim her. Die Strategie

seiner Eltern sei es gewesen, ihre „*Mehrfachbeziehungen*“ und „*Liebesbeziehungen außerhalb ihrer Ehe*“ (T: 23) voreinander bestenfalls auf das Niveau von „*Affären*“ herunterzuspielen und sich gleichzeitig abwiegelnd zu versichern: „*Wir haben eine Beziehung und man wird sich eben manchmal untreu, das gehört dazu, aber trotzdem sind wir eigentlich eine monogame Beziehung.*«“ (T: 23) Dieses Festhalten am mononormativen Beziehungskonzept und an entsprechenden Sprachregelungen bewertet Tim aus heutiger Sicht als unaufrichtig und heuchlerisch – und zwar sowohl den anderen als auch sich selbst gegenüber: „*Aber irgendwie empfinde ich das als verlogen, wenn ich eigentlich ganz andere Gefühle habe.*“ (T: 23) Neben dem Aspekt der Unaufrichtigkeit im Beziehungs- und Selbstverhältnis führt Tim noch ein weiteres Problem an:

*„[A]uch in der Öffentlichkeit führt das ja nur zu Problemen, und hat auch bei meinen Eltern zu totalen Problemen geführt, dass sie dann in der Öffentlichkeit natürlich mit Leuten zusammengestoßen sind, mit denen sie ’ne Beziehung hatten, und da nich’ richtig drauf/ also da sie nich’ dazu gestanden haben, was aber auch überhaupt nich’ ging in ihrer Nachbarschaft, äh als es dann rausgekommen is’ zu ganz schönem Crash in der ganzen Nachbarschaft geführt hat, also ja. Das is’ so Vorstadt und die kennen sich alle und gilt dann als sehr seltsam, wenn Leute plötzlich sahen, dass da eine Beziehung war neben einer anderen Beziehung.“ (T: 23)*

Das Unvermögen und/oder der Unwillen, offen zu ihrer Nichtmonogamie und zu ihren außerehelichen Partner\*innen zu stehen, verschärfte, so interpretiert es Tim, die mononormative Stigmatisierung der Familie, statt sie wie erhofft zu umgehen. Hier wären, so legt Tim nahe, ein Bekenntnis und ein offensiver Umgang dem ohnehin nicht erfolgreichen Versteckspiel, den verletzenden Verleugnungen und den hinterrücks stattfindenden Lästereien klar vorzuziehen gewesen. Seine eigene nichtmonogame Lebensweise kann Tim allerdings auch nur bedingt öffentlich machen und muss sie „*manchmal verstecken*“ – aber nicht, weil er „*nich’ dazu stehe, sondern [...] wegen diesen scheiß Behörden*“ (T: 29) und dem Ineinandergreifen von juridischer Mononormativität und repressivem Aufenthaltsgesetz.<sup>143</sup>

---

143 „*Und natürlich gegenüber der Öffentlichkeit bin ich ’n bisschen vorsichtig, wegen des juristischen Status einfach. Dass ich es also es nicht in die Zeitung schreibe oder auch nicht, ja, nich’ wiedergeben könnte, liegt nich’ daran, dass ich nich’ dazu stehe, sondern dass es einfach nich’ geht. Is auch blöd, wenn in der Öffentlichkeit darüber redet, weil man immer nie weiß, wer mithört, und dass immer so/ also auf offene Beziehungen kommen, ja, kommen Standesämter und Ausländerbehörden überhaupt nich’ gut klar. Und da muss man das dann manchmal verstecken. Also ich hab auch, als Katinka hier war, mich nich’ getraut, sie hier in ((schmunzelnd\*)) unmittelbarer Nähe zu küssen, weil wir fast in unmittelbarer Nähe der Ausländerbehörde wohnen. ((\*)) Also dass äh is’ dann auch völlig bescheuert, dass ich noch nich’ mal mein Leben leben darf wegen diesen scheiß Behörden. Und äh ja, und für*

Wie ebenfalls im Zuge der Analyse schon zur Sprache kam, äußern einige Interviewte die Vermutung, dass man in einer konsensuell nichtmonogamen Beziehung nicht nur mehr und eingehender miteinander kommuniziert als in einer geschlossenen Zweierbeziehung, sondern dass man auch „*ehrlicher zueinander is*“ (T: 29). Offenheit und Offenbarung werden nicht als Pflichten und Prozeduren gerahmt, die man eben auf sich nehmen muss, weil man nichtmonogam lebt bzw. damit man nichtmonogam leben kann. Zwar wird Ehrlichkeit als eine Voraussetzung für gelingende Nichtmonogamie gefasst, andersherum aber komme eben diese Beziehungsform einem grundlegenden, ohnehin bestehenden Bedürfnis nach Aufrichtigkeit entgegen:

*„es ist mir wichtig, da immer ehrlich über alles reden zu können, ich glaub, das is’ überhaupt für mich der Grundbaustein, dass man immer extrem ehrlich zueinander is’, und das leitet für mich eigentlich erst zu dem Poly-Gedanken hin. Also es is’ gar nich’ so, dass ich sagen würde, es muss unbedingt poly sein, sondern alles was ich so denke und fühle und wenn ich jemand anderen attraktiv finde oder mich in jemand anderen verliebe oder so, das kann ich ja dann in meiner Beziehung nich’ irgendwie vertuschen oder geheim halten, und das is’ ja was, was ich dann auch teilen möchte, und das führt dann in der logischen Schlussfolge zu dem Poly-Gedanken.“ (R: 7)*

Aus dieser Perspektive ist die Anrufung zur Selbstthematization und wahrheitsgetreuen, rückhaltlosen Auskunft über Sich, die vom polyamoren Moralcode ausgeht, keine Last, sondern genau das, was diese Philosophie und Lebensform u.a. so attraktiv macht. Polyamor zu leben ist hier Konsequenz aus dem Wahrheits- und Ehrlichkeitsanspruch, nicht andersherum.

Um die Tragweite der Schlüsselkategorie Ehrlichkeit zu erfassen, muss eine weitere ihrer Subkategorien berücksichtigt werden, die in der Analyse schon angerissen, aber noch nicht entfaltet wurde. Ihr Zusammenhang mit dem Wahrheitsaspekt stellt sich m.E. am besten im folgenden Ankerzitat dar, dem auch der Titel meiner Arbeit entnommen ist:

*„Das [war] so ’ne ziemliche flashy Geschichte sag ich mal, wo ich dann festgestellt hab, okay, ich möchte irgendwie/ ich möchte ’n Leben führen in großer Ehrlichkeit, also dass ich ... keine unwahren Dinge mehr erzähle, und dass vor allem die Dinge/ also dass ich generell halt/ dass es in Ordnung is’, wenn ich die Dinge sage, wie sie sind. So, ... da muss man dann immer natürlich aufpassen, wie man’s formuliert, aber ähm sozusagen*

---

*Lissy is’ es natürlich noch schwieriger, für die hängt ja viel mehr dran.“ (T: 29)*

*das war so das, mehr Ehrlichkeit, und zwar nicht nur im Gespräch und was man sagt und wie man's sagt und, sondern auch mehr Ehrlichkeit im Sinne von dass das Leben, wie man's lebt, ... so'n bisschen, ja, sag ich mal der Realität Rechnung trägt. Also den eigenen Bedürfnissen, wie sie eigentlich sind, dass dann da auch so das Leben, das man lebt, dem Rechnung trägt. Und das war dann letzten Endes so'ne erste Sache, die mich eigentlich dann zu so'm polyamoren Beziehungsmodell hingeführt hat.“ (B: 13)*

Neben der Kenntnis des wahren Selbst und der Beherrschung der wahren Rede<sup>144</sup> geht es um nichts geringeres als um Authentizität. Sich treu bleiben bzw. sich endlich treu werden und sich nicht mehr von äußeren Zwängen, insbesondere nicht von Beziehungsnormen korrumpieren lassen. Stattdessen sagen, sein und tun, was man wirklich fühlt und ist und möchte. Im Selbstverhältnis, in der Übereinstimmung von Subjektivität, Begehren und Handlungen, in der ganzen Art und Weise, „*das Leben, das man lebt*“ ins Werk zu setzen. Die Erkenntnis, das zu wollen, und die Hoffnung, dass das möglich ist, schlug bei Ben ein wie der Blitz, affizierte seine ganze Subjektivität, als er Rebecca kennenlernte. Allerdings, auch das habe ich schon angesprochen, schreibt Ben sich gleichzeitig zu, dass er „*so'n bisschen immer polyamor eigentlich war von meiner Grundeinstellung*“ (B: 128), eben weil er rückwirkend für sich in Anspruch nimmt, immer schon dieses Bedürfnis nach Authentizität gehabt zu haben, es in den konventionellen Beziehungsformen aber nicht leben konnte.

*„Hanna hatte mich damals gefragt, warum ich denn nich' einfach meine Gefühle für Rebecca so weggedrückt hab, so, und genau, und da hab ich gesagt, dass meine tiefe Grundüberzeugung is', dass ich das nich' möchte. Ich möchte nich' meine Gefühle manipulieren, um in 'ner Beziehung glücklich sein zu können. Und ähm das hab ich schon immer so gesehen, ich könnte mir vorstellen, dass es auch immer so bleiben wird, und ähm und dass is' eigentlich 'ne Sache, die halt am besten sich in 'ner polyamoren Beziehung dann auch so leben lässt.“ (B: 128)<sup>145</sup>*

Die Tatsache, dass Ben immer schon authentisch sein wollte und das für immer so sein

---

144 Um seinem Selbstanspruch nach „*mehr Ehrlichkeit*“ (B: 13) in auch beim Verkünden weniger erfreulicher Wahrheiten Geltung zu verschaffen, bemühe sich Ben nunmehr um Formulierungen, die „*irgendwie differenzierter*“ sind als die Aussage nur auf den kritischen Aspekt zu reduzieren oder die Kritik zu blumig zu formulieren oder ganz auszusparen: „*[F]ür mich heißt das dann eben wegzukommen von diesen auch/ von diesen kleinen Lügen, auch im Sinne von dann der anderen Person zu schmeicheln [...], sondern das dann möglichst differenziert zu machen*“ (B: 45).

145 Die neue Ehrlichkeit blieb denn auch nicht auf das Verhältnis zu Rebecca beschränkt, sondern wurde von Ben auch der Beziehung zu Hanna eingefordert und installiert: „*das war dann ganz interessant, weil das dann auch Einzug hielt in meine Beziehung zu Hanna. Also wir haben dann da ziemlich viel umgestellt, ähm sind dann viel ehrlicher geworden, haben dann ... das auch so angepasst*“ (B: 13)

wird – also in beide Richtungen, Vergangenheit und Zukunft, von maximaler biographischer Dauer – bedeutet nicht zwangsläufig, dass Ben in Bezug auf konkrete Bedürfnisse ein essentialistisches Konzept vertritt. Gerade die Erzählung des Kennenlernens und Anbändelns mit Rebecca (siehe 4.3.4) enthält zahlreiche Hinweise auf die *Produktion* von neuen Bedürfnissen und Begehrlichkeiten statt (nur) auf Entdeckung und Repräsentation. Fest steht aber: Sind die Gefühle und Bedürfnisse erst einmal da und lokalisiert, möchte Ben sie fortan auch „ausleben dürfen“ (B: 13).

Das Gegenbild zur polyamoren Aufrichtigkeit und Echtheit im Verhältnis zu den anderen sind nicht nur die Lüge und das Verschweigen, sondern auch Fake und Show – etwa, Dinge zu sagen oder zu tun, die man gar nicht *wirklich* fühlt oder meint. Als beispielsweise Sinas und Viktors Beziehung auf das Geheiß von Sinas damaligem Freund Piet eine zeitlang „*künstlich so geschnitten*“ war, dass sie „*Viktor halt nich’ anfassen durfte*“ und erst recht keinen Sex mit ihm haben, bereitete Sina diese Auflage nicht nur „*echt körperliche Schmerzen*“. Zusätzlich habe sich Sina „*dadurch in der Beziehung zu Piet immer mehr so gefühlt wie ’ne Schauspielerin, die so tut, als wäre alles in Ordnung, aber es war halt nich’ ((klatscht in die Hände)) alles in Ordnung.*“ (S1: 5) Statt die (zumindest für sie selbst) qualvolle Enthaltensamkeit und die ohnehin wenig glaubwürdige, da nicht authentische Monogamie-Simulation aufrecht zu erhalten, zog Sina dann schließlich die Konsequenz, sich von Piet zu trennen.

Im Gegenzug bildet der Nachweis einer Übereinstimmung von Aussage, Haltung und Handlung ein zentrales Kriterium für die zugeschriebene Integrität, Vertrauenswürdigkeit und Verlässlichkeit der Partner\*innen:

*„Und dass ich auch sozusagen über die Zeit einfach mitbekommen habe, dass das, was sie sagt, und das was sie tut, dass sich das deckt. Und irgendwie, ich glaub das schafft irgendwie bei mir so’n/ hat so’n totales Vertrauen geschaffen, dass ich irgendwie mir einfach sicher bin, dass sie nie irgendwie glaub ich mir was verheimlichen würde zum Beispiel, und das schafft halt dieses Vertrauen.“ (F1: 233)*

Es geht also nicht nur darum, sich selbst nicht zu manipulieren (es sei denn in Richtung einer Veredelung der polyamoren Subjektivität, siehe 4.2.2.2 und 4.4.1.4), sondern auch dem/den anderen deutlich zu machen, dass man ein redliches und ehrbares Subjekt ist, auf das man sich verlassen kann.

#### **4.4.1.4 Selbsttechniken**

Wie in Kapitel 4.2.2 analysiert, bedeutet eine abrupte oder auch prozessuale Abkehr von

einer monogamen Beziehungspraxis noch nicht, sich – gemessen an den Kriterien des Moralcodes konsensueller Nichtmonogamie bzw. Polyamorie – in Subjektivität und Affektivität bereits als ‚gutes‘ nichtmonogames Subjekt konstituiert zu haben. Wie ich dort weiterhin gezeigt habe, ist der Ansatzpunkt dafür, Subjektivität, Moralverhalten und Moralcode zur Deckung zu bringen, zunächst einmal das Selbst. Geht es mir etwa schlecht mit der Nichtmonogamie meiner Partner\*in, so muss ich mindestens „*versuchen, auch selber an meinen Gefühlen zu arbeiten*“ (F1: 209), statt das Moralverhalten der Partner\*innen oder die Beziehungsform als solche zu kritisieren. Je nach Priorität und Ausprägtheit dieses Ansatzens am Ich wird die Verantwortung für ein Gelingen der nichtmonogamen Praxis mehr oder weniger individualisiert. Auch ein\*e Interviewpartner\*in wie Chris, die sich zumindest partiell in einem Diskurs der Identität positioniert, kann sich nicht darauf ausruhen, ein für alle Mal poly zu sein. Wie in Abschnitt 4.2.2.1 besprochen, war Chris früher Teil von Beziehungskonstellationen, deren nichtmonogamer Charakter nicht für alle Beteiligten transparent war. Als dey Martin kennenlernt, ist dey zunächst ungetrübt begeistert, mit Polyamorie auf eine Beziehungsphilosophie und -praxis gestoßen zu sein, welche mehrfache Lieben und Beziehungen intelligibel und lebbar macht. Als Martin dann aber immer stärker „*in 'ne S/M-Beziehung*“ mit Ulla einsteigt, in der er gerne „*24 Stunden sieben Tage Sklave sein*“ möchte, „*beeinträchtigt*“ (C: 5) dies die Beziehung von Chris und Martin. Zum Beispiel, weil Martin Verabredungen mit Chris nicht mehr einhalten kann, wenn Ulla anderes verfügt. Diese Erfahrung nimmt Chris zum Anlass einer Problematisierung:

*„Ich hab nich' an dem Konzept gezweifelt, ich hab nich' gedacht, ich kann nich' poly sein. Aber ich hab gedacht, offensichtlich reicht es nich', das so aus'm Bauch raus zu sein. Sondern ich muss für mich auch Kriterien entwickeln, Regeln entwickeln und gucken, was geht für mich und was tut mir gut, und man kann nich' davon ausgehen, nur weil's poly is' und weil ich auch poly bin, dass das automatisch funktioniert. Und für solche Situationen gibt es eben keine Regel von außen. [...] Und ich hab mich dann gefragt, wie krieg ich das hin und was muss ich eigentlich, wie muss ich mich eigentlich innerlich aufstellen, um diese Situation besser zu bewältigen.“ (C: 5)*

Die Identität („*poly sein*“, „*weil ich poly bin*“) bildet auch in dieser Positionierung das Fundament. Auch ein grober Moralcode (das „*Konzept*“) ist vorhanden und unstrittig, aber viel zu unspezifisch und nicht auf die Situation ausgelegt, in der Chris sich befindet („*für solche Situationen gibt es eben keine Regel von außen*“). Intuition und Affekt (sofern der „*Bauch*“ als Gegensymbol für den Kopf und rationales Denken steht) scheinen

in dieser (Krisen-)Situation keine geeigneten Wegweiser für das Moralverhalten. Dies nötigt und ermächtigt Chris zu einer Hinwendung zur Ethik als „Praxis des Selbst“ (Foucault 2005a: 275). Dey wendet sich sich selbst zu und beschäftigt sich mit sich selbst, aber nicht im Sinne psychologisierender und/oder defizitorientierter Selbstforschung (à la: Warum geht es mir so schlecht? Was habe ich falsch gemacht?), sondern auf produktive Weise ressourcen- und handlungs- und lösungsorientiert („*wie krieg ich das hin [...] diese Situation besser zu bewältigen*“). Dabei geht es zum einen um eine Ausarbeitung oder Transformation des Selbstverhältnisses („*wie muss ich eigentlich innerlich aufstellen*“) und zum andern um neue Leitlinien des Handelns. In gewisser Weise bildet der unzureichende Moralcode dabei eine günstige Ausgangslage für eine „Praxis der Freiheit“ (Foucault), weil dies Chris in die Lage versetzt, „*für mich auch Kriterien [zu] entwickeln, Regeln [zu] entwickeln*“, die dem nicht vorgegeben sind. Als Richtschnur für die Neuerfindung der Art und Weise, wie Chris mit der Situation umgehen und zukünftig Polyamorie leben will, dienen dem dabei nicht zuletzt Überlegungen zu einer guten Selbstsorge („*was geht für mich und was tut mir gut*“). Voilà.

In den Erzählungen finden sich Verweise auf eine Reihe von Technologien, Techniken und Werkzeugen, die die Interviewten nutzen, um ihre Subjektivität zu bearbeiten und/oder um sie in die gewünschte Richtung zu transformieren.

Neben der zentralen Technologie der Selbstreflexion suchen die Interviewten zu Reflektionszwecken auch das Gespräch mit solidarischen und/oder ebenfalls in Nichtmonogamie erfahrenen Bezugsmenschen. Jonas hebt die Gespräche mit Alisa und Ben als wichtige Quelle des Lernens hervor: „*Bin da auch Tim und Alisa unglaublich dankbar, dass sie es ((lachend\*)) mit mir ausgehalten haben ((\*)) und sich die Zeit genommen haben, zu erklären, wenn Sachen richtig scheiße waren*“ (J: 53). Die Möglichkeit, sich Freund\*innen mitzuteilen, Rat zu suchen und gerade in schwierigen Situationen „*irgendwie mit anderen Leuten drüber zu reden und zu reflektieren*“ (B: 98), stellt sich angesichts der sie umgebenden mononormativen Mehrheitsgesellschaft als wichtiges Erkenntnis- und Unterstützungstechnik dar (vgl. 4.2.2.2). Von „*Leute[n] mit normalen Beziehungen*“ (C: 5) sei dagegen wenig bis kein Verständnis zu erwarten, da sie allzu oft eine mononormativen Perspektive anlegten.

Darüber hinaus nutzen Felix und Sina, Rebecca und Ben, Chris sowie Chris Paula auch Fach- und Ratgeberliteratur, um sich theoretisch mit der Beziehungsphilosophie der Polyamorie bzw. ethischen Nichtmonogamie auseinanderzusetzen, um sich Anregungen



für die Ausarbeitung des eigenen Beziehungskonzepts und Ratschläge für die Praxis zu holen.<sup>146</sup>

Zwei Interviewpartner\*innen, Paula und Chris, bewegen sich in selbstorganisierten Community-Strukturen des Bi- und Poly-Supports. Außerdem begeben sie sich für die Bearbeitung ihrer Subjektivitäten und für die Fortbildung ihrer Beziehungskompetenzen auch in kommerzielle, professionell organisierte und/oder semi-professionelle Settings. Paula hatte bereits „*Coaching-Gespräche*“ und „*wunderbare Selbsterfahrungs[...]trainings*“ bei Expert\*innen, die unter anderem „*Seminare ähm für Polyamorie*“ (P: 57) anbieten. Sie besucht auch ein monatlich stattfindendes lokales offenes Treffen, das jeweils vorbereitet und moderiert ist. Zu den dort zum Einsatz kommenden „*ganz, ganz superkreative[n] Methoden*“ gehören „*Aufstellungen*“, „*Gesprächsrunden*“, Diskussionen „*mit riesen Flipchart*“ und das Arbeiten in „*Untergruppen zu bestimmten Themen*“ (P: 63). Zum Repertoire der offenen Gruppe gehört auch Körperarbeit: „*Wir haben auch mal nur Yoga gemacht und mal mit verbundenen Augen Berührungsgeschichten, also super, super unterschiedlich, das lieb ich daran auch so*“ (P: 63). Neben der vielfältigen inhaltlichen und (selbst-)therapeutischen Arbeit schätzt Paula die auf diesen Treffen herrschende „*ganz warme, herzliche Atmosphäre, und das find ich ganz, ganz wunderbar da*“ (P: 63). Paula mag an ihrer monatlich tagenden „*Polyamorie-Gruppe*“ dass dort – im Gegensatz zu lockereren, unverbindlichen Treffen in der Kneipe oder anderen öffentlichen Räumen – verbindlicher und vertrauensvoller miteinander kommuniziert und gearbeitet werden kann: „*Stammtisch is' nich' so meins, ich mag das eben so .. so'n tieferen Austausch, so. Also mit eben auch Körperarbeit oder eben Gesprächen, wo man sich ausreden lässt und nich' so quer übern Tisch und kaffeeklatsch-mäßig so.*“ (P: 57)<sup>147</sup> Paula fährt auch jährlich einige Tage auf ein „*Camp*“ (P: 76) mit der Zielgruppe

---

146 Rebecca und Ben beispielsweise suchten Orientierung in Anthony Ravenscrofts (2004) *Polyamory: Roadmaps For The Clueless And Hopeful*. „*Wenn man sich damit sowohl theoretisch beschäftigt als auch guckt, wie andere Leute das konkret ausgestalten in ihren Beziehungen, dann über so bestimmte Konzepte zu stolpern, wie die das genau machen.*“ (R: 25) Insbesondere die von Rebecca vertretene und gelebte Form der Polyamorie mit einer Haupt- und Nebenbeziehung hat sie aus der (Ratgeber-)Literatur kennen gelernt und für sich und ihre Partner\*innen adaptiert: „*Also zum Beispiel dieses Konzept Primary, Secondary hatte ich vorher nich', bevor ich mich damit beschäftigt hab.*“ (R: 25) Darüber hinaus las Ben *The Ethical Slut*, wie es auch Chris tat, als die Poly-Beziehung mit Martin und dem Ehemann von Martins Freundin/Top Ulla in eine Krise geraten war: „*Und ich hab mich dann gefragt, wie krieg ich das hin und was muss ich eigentlich, wie muss ich mich eigentlich innerlich aufstellen, um diese Situation besser zu bewältigen. Und ich hab viel gelesen, ich hab *The Ethical Slut* gelesen, ich hab viel auf der amerikanischen Polymailingliste gelesen*“ (C: 5).

147 Neben der Unverbindlichkeit und Unruhe problematisiert Chris das teils unangenehme Publikum bei Stammtischen: „*Das is' natürlich in 'ner Kneipe und dadurch, is' wie bei allen frei zugänglichen Stammtischen, hast du da das Problem, dass Leute einmal kommen und nich' wieder, 'ne bestimmte Art von Leuten, die immer kommen, aber die man gar nich' dabei haben möchte, weil die sozial schwierig sind und aber am Stammtisch können sie nich' weggeschickt werden, also das sind/ Leute,*

nichtmonogamer, queerer Frauen\*. Chris wiederum hat Erfahrung mit „Selbsthilfegruppe[n], oder Selbsterfahrungsgruppe[n]“ (C: 7) und nimmt an „Selbsterfahrungswochenende[n]“, „Poly-Workshops“ und „regionalen Treffen“ (C: 7) teil. Neben den Aspekten Selbstorganisation und Community-Building bzw. -Zugehörigkeit, was beide als empowernd und als wichtigen Teil ihrer polyamoren Identität und Praxis beschreiben<sup>148</sup>, geht es bei Chris und Paula um gezielte (Anleitung zur) Selbstforschung und -transformation.

Wie ich oben schon gezeigt habe, werden die An- und Herausforderungen, die sich aus und im Zuge einer polyamoren Beziehungsführung ergeben, eher als Chance denn als Bürde wahrgenommen. Zum Beispiel, weil die Offenlegung, Diskussion und Verhandlung auch schwieriger Aspekte keine Schwächung, sondern im Gegenteil eine Stärkung der Bindung und Verbesserung der Beziehungsqualität zur Folge habe.<sup>149</sup> Darüber hinaus ist auch die Thematik des Lernens positiv gerahmt: „Worauf man in 'ner Beziehung achten muss, dass man guckt wie's dem andern geht, dass man das regelmäßig sich selbst reflektiert, wie's einem selber geht, dass man auch auf den andern achtsam is', tausend solche Dinge hab ich da irgendwie erst gelernt.“ (R: 9) In dieser Perspektive erzeugt die nichtmonogame Situation nicht bloß die Notwendigkeit, zu lernen. Vielmehr ist sie auch Produktionsstätte, Lernumgebung und Übungsfeld für die auch darüber hinaus sehr brauchbaren Schlüsselkompetenzen Selbstreflexion, Achtsamkeit und Selbstsorge (vgl. 4.4.2.2). Dieser Zugang gipfelt bei Rebecca in einem Lob der Polyamorie als Arena und Technologie der „*Persönlichkeitsentwicklung*“:

*„Ich hab auch das Gefühl, ich bin in diesen ganzen Konstellationen extrem an mir selbst gewachsen, hab super viel über mich rausgefunden, über meine Bedürfnisse, über Sachen, die mir wichtig sind, über Sachen, die ich gar nich' ertragen kann, über irgendwelche Abgründe, die ich in meiner Persönlichkeit gefunden hab, und das find ich super spannend und das will ich am liebsten auch bis zu meinem Lebensende so weitermachen.*

---

*die man gern wiedersehen würde, sieht man manchmal nich' wieder, und andererseits muss man sich mit Leuten auseinandersetzen, die man eigentlich lieber ((lachend\*)) nich' sehen würde ((\*))“ (C: 33).*

148 Wie Chris äußert dabei auch Paula den Wunsch und Plan, Community-Zusammenhänge zu finden und auch aktiv mitzugründen, in der Queerness und Intersektionalität präsenter sind als im als heteronormativ wahrgenommenen Poly-Mainstream: „ich fühl mich so in queeren oder Lesben-Zusammenhängen viel, viel, viel, viel wohler und kann da noch mal authentischer sein und echter und is' halt einfach auch identitätsstärkend für mich, nä?“ (P: 112)

149 So freut es etwa Sina, „wie sehr so 'ne offene Beziehung, und wenn sie dann tatsächlich auch äh die nutzen, dazu beitragen kann, die Beziehung irgendwie noch zu stärken und mir selber zu helfen, über die Beziehung nachzudenken und zu reflektieren“, und sie statt defizitär „eher cooler und gefestigter als vorher“ werden zu lassen (S2: 15).

*Und Poly-Konstellationen ergeben einfach das fruchtbarste Feld sozusagen für diese Art von Reibung und Auseinandersetzung. Weil da hat man ständig was, worüber man reden muss, da hat man halt häufiger Krise, aber das find ich ja, das is' halt 'ne produktive und fruchtbare Krise. Man erfährt da ganz viel. Und lernt viel. Und es is' halt anstrengend und schwierig, aber es is' auch super interessant. Und es is' mir wichtiger als 'ne ... ruhige, beschauliche Mono-Beziehung zu führen, wo aber nich' so viel Persönlichkeitsentwicklung stattfindet. Und ich hab das Gefühl, dass bei den meisten Leuten, die mir über den Weg gelaufen sind, in so Poly-Konstellationen das auch 'n sehr wichtiger Aspekt is'. Dieses Persönlichkeitsentwicklung an der Beziehung und an sich selber.“ (R: 89)*

Rebecca (die hier strategisch als Teil eines Kollektivs und einer Mehrheit auftritt) rahmt Polyamorie als willkommene Challenge, die das Subjekt immer aufs Neue dazu anreizt, auf- und herausfordert, sich selbst zu ergründen, zu reflektieren und zu kommunizieren, sich in gutem Moralverhalten zu üben und nicht nur am Verhältnis zu den anderen zu arbeiten, sondern: etwas aus sich zu machen. Polyamorie erscheint nicht nur als moralische Lebensform, sondern auch als *Projekt*. Begriff und Konzept der „*Persönlichkeitsentwicklung*“ verweisen unter anderem auf Diskurs und Industrie des beruflichen/karriereorientierten (Selbst-)Coaching und stehen der Diskursfigur des Humankapitals nahe (Kellermann 2016). Eine von Rebecca kontrastiv als „*ruhige*“ und „*beschauliche*“ Veranstaltung konstruierte „*Mono-Beziehung*“, hat, so die Annahme, für das Subjekt nicht viel an Progression anreizenden Herausforderungen zu bieten. Sie scheint – zumindest innerhalb eines Diskurses, der Subjekte zum Lernen „*bis zu meinem Lebensende*“ und zur gezielten Akkumulation von (verwertbaren) Kompetenzen anruft – eine aus der Zeit gefalle Subjektform anzuziehen und zu produzieren, die in der heutigen Gesellschaft nicht mehr viele Schnitte machen kann. Indem sich Rebecca klar als Praktizierende und Repräsentantin der Polyamorie positioniert, kann sie sich, gerade auch über die Entgegensetzung zum ‚lahmen‘ und ‚lähmenden‘ monogamen Lebensstil, als Subjekt zeitgemäßer und „*erfolgreiche[r] Selbstverwirklichung*“ (Reckwitz 2019: 289, kursiv i.O.) positionieren.

#### **4.4.2 Jenseits der Normativität?**

Im folgenden Analyseteil stehen Selbstpositionierungen im Vordergrund, die konsensuelle Nichtmonogamie als eine Technologie und Praxis der Freiheit konstruieren: Zum einen gestatte sie innerhalb von Beziehungen eine freie Entfaltung des Begehrens, statt die anderen „*in den eigenen Ansprüchen einzumauern*“ (F1: 123) (Abschnitt 4.4.2.1). Zum zweiten schreiben sich einige Interviewte das Vermögen zu, sich ein für sie passen-

des Beziehungsmodell zusammenzubauen (4.4.2.2). Abschnitt 4.4.2.3 betrachtet kritische und weniger kritische Positionierungen zu Polyamorie als Norm und kollektiver Identität. In Abschnitt 4.4.2.4 schließlich untersuche ich Selbstpositionierungen, die beanspruchen, zu mono- und amatonormativen Bezeichnungen und damit verbundenen Anrufungen auf Distanz zu gehen.

#### **4.4.2.1 Große Freiheit**

Haben sie grundsätzlich einem nichtmonogamen Beziehungskonzept zugestimmt, so sehen es die Interviewten – trotz oder inmitten aller weiteren Aushandlungen – als geboten an, ihre Partner\*innen nicht oder möglichst wenig einzuschränken und ihnen die Freiheit zu gewähren, ‚guten Gewissens‘ weiteren Beziehungen und/oder intimen Kontakten nachzugehen. Dies gilt auch dann, wenn es verlangt, zeitweilig eigene Ansprüche oder mononormative Impulse zurückzustellen. Die affektiven Schwierigkeiten, die Felix zu Beginn der Beziehung mit Sinas anderer Beziehung zu Viktor hatte, habe ich in Abschnitt 4.2.2 dargelegt. Trotz (bzw. als Element seiner Nichtthematisierung-Strategie von) Eifersucht vertrat er den Anspruch, nicht in ihre Dates mit Viktor zu intervenieren. „*[I]n Fällen, wo ich total eifersüchtig war*“, machte Sina zwar das Angebot, „*dass sie meinte, »Ey, soll ich heute Abend lieber nich’ zu Viktor gehen, soll ich lieber da bleiben und wir telefonieren*«, oder sowas. *Wo’s aber für mich irgendwie auch wichtig war, ja, sie da nich’ so einzuengen, in der Hinsicht.*“ (F1: 123) Sein sich zuspitzender Konflikt zwischen eigenem Unwohlsein und dem polynormativen Anspruch, Sina nicht zu stören, seien dann an besagtem Abend des affektiven Ausbruchs in eben diesem kulminiert:

*„[I]ch stand so’n bisschen unter dem Druck [...], sie war an dem Abend mit Viktor zusammen, sie hatte so gerade Spaß und so weiter, und ich hing zu Hause rum und war irgendwie deprimiert, genau, diese Eifersucht wuchs, und andererseits hatte ich so’n bisschen das Gefühl ähm okay, halt ... nich’ so diese Besitzansprüche einfach so .... ähm stellen zu wollen an sie, und ihr die Freiheit lassen zu wollen, ähm halt mit Viktor ’n schönen Abend zu verbringen und so weiter, und ich wollte von mir selber, dass ich das kann, so.“*  
(F1: 17)

Nachdem Felix seine Eifersucht erstmals offenbart hat bzw. sie aus ihm „*rausgebrochen is’*“ (F1: 17) und während er dabei ist, mit Sina dazu eine Kommunikationspraxis drüber zu entwickeln, hält er weiterhin an der Norm fest, sie in ihrer Beziehung und ihren Treffen mit Viktor nicht zu beschränken. Nur, dass er jetzt seine Gefühlslage dazu offenlegt:

*„[I]ch hab versucht ihr deutlich zu machen, dass sie da irgendwie keine Rücksicht auf mich nehmen muss in dem Sinne, sondern dass sie das halt machen kann. Dass es natürlich sein kann, dass ich da jetzt hinterher nicht so wahnsinnig glücklich, fröhlich durch die Gegend springe oder so, aber ähm dass es okay ist und so weiter.“ (F1: 99)*

Formal weiß Sina nun, dass sie nichtmonogam unterwegs sein kann, *obwohl* es Felix damit schlecht geht. Tatsächlich problematisiert Sina diese Episode kaum – anders als die Eifersucht und das Agieren ihres Exfreundes Piet.<sup>150</sup> Vielmehr lobt sie in beiden Interviews, wie gut Felix seine Eifersucht seither bearbeitet und wie positiv sich die Beziehung entwickelt habe.

Auch für Alisa hat ihr Vorsatz, Tims polyamorer Praxis keinesfalls im Wege zu stehen, Vorrang vor ihrem Gefühl der Vernachlässigung und des Zurückgesetzt-Werdens, wenn Tim wegen seiner Fernbeziehung mit Franziska recht oft nicht in der Stadt ist: *„Das is’ manchmal auch sehr schade, weil er halt so viel weg ist, aber naja, ich seh das total ein, also ... ich will jetzt auch nich’ den anderen Beziehungen in die Quere kommen, das is’ vollkommen in Ordnung eigentlich so.“ (A: 27)* Der Freiraum, welcher Tim zuteil wird, ist somit nicht nur ein ideeller und konzeptioneller. Er äußert sich auch nicht nur im Unterlassen von Interventionen, sondern besteht geographisch als Bewegungsfreiheit zwischen den Wohnorten. Er gilt aber auch für Treffen mit Katinka, für die Tim nicht verreisen muss.

Wird das Prinzip der Reziprozität angewandt, hat das Recht auf Nichtmonogamie grundsätzlich gleichermaßen und wechselseitig für alle Partner\*innen zu gelten: Das heißt, dass *„wenn ich für mich selber irgendwelche Freiheiten in Anspruch nehme, ich dafür Sorge, dass die andern die Freiheiten auch haben“ (V: 19)*. Das gilt dann aber auch andersherum: *„Das war eigentlich von Anfang an so klar, dass ich selbstverständlich auch andere Beziehungen haben kann, äh das kann Alisa mir schlecht verbieten,*

---

150 Von Piet fühlte sich Sina stark eingeschränkt (vgl. auch Abschnitt 4.4.1.3). Sie erzählt von einem Gespräch, in dem er *„halb im Scherz“ (S1: 5)* mutmaßte, dass Sina ja wohl kaum Interesse an einer Öffnung der bis dato monogamen Beziehung habe: *„Und ich dachte »Ah, jetzt wo du’s ansprichst, ähm is’ das mit diesem Viktor eigentlich mittlerweile so ernsthaft geworden, dass ich mich ... in der einen monogamen Beziehung mit dir nich’ mehr wohlfühle, weil ich den Eindruck hab, ich verpass’ da einfach was.« Ohne dass jetzt die Beziehung zwischen Piet und mir schlechter gewesen wäre, verpasste ich einfach was, was ich eben auch gerne gelebt hätte.“ (S1: 5)* Die herkömmliche mononormative Mangel-Logik würde ein bestehendes Defizit in der Paarbeziehung als Ursache oder Effekt der nichtmonogamen Zuwendung zu Dritten annehmen (Mayer 2014a, b). Dem gegenüber betont Sina, zu dieser Zeit *„noch die vollen Gefühle für Piet“ (S1: 5)* gehabt zu haben. Die Beziehung zu Piet sei also nicht vor oder wegen ihres nichtmonogamen Begehrens beeinträchtigt gewesen, sondern aufgrund der Tatsache, dass sie von Piet aus nicht einvernehmlich polyamor leben durfte und das sie Verlangen nach Körperkontakt und Sex mit Viktor so lange unterdrücken musste.

nachdem sie selbst zwei Freunde hat“ (J: 5). In der Tat bestehen meine Interviewpartner\*innen neben dem Anspruch, die Nichtmonogamie der *anderen* nicht einzuschränken, im Gegenzug auch stark auf dem Anspruch, *selbst* nicht eingeschränkt zu werden. Für Luca etwa sind – auch jenseits von Liebesbeziehungen – Begrenzungsversuche von deys Handlungsspielraum ein absolutes No-Go: „Also wenn man sozusagen in ’ner Beziehung von *mir/* also egal welcher Beziehung, ’ne Beschränkung ähm einführen will, [...] fühl’ *ich* mich halt so als [...] würde meine Zuneigung nicht ernst genommen, als würde mir nich’ getraut“ (L: 35). In Umkehrung eines mononormativen Deutungsmusters sieht Luca in der Forderung nach (sexueller) Exklusivität einen enttäuschenden Ausdruck mangelnden Vertrauens – und zudem den nahezu unerträglichen Versuch, demm physisch und affektiv festzusetzen und zu isolieren: „für mich is’ halt ... Monogamie ’n Vertrauensbruch. So. Also ... ähm und das verletzt mich halt richtig, das macht mich richtig/ ... richtig kirre [...]. Also für *mich* is’ es ’ne Frage von Prinzip, also *ich* fühl mich dann misstraut und/ und eingesperrt, so.“ (L: 37)<sup>151</sup>

Auch um zu verhindern, von Beziehungspartner\*innen zu mononormativer Exklusivität gedrängt zu werden, hat Chris es jahrelang vermieden, romantische Liebesbeziehungen einzugehen. Stattdessen hatte dey lieber informell nichtmonogame Affären mit Menschen, deren Partner\*innen nichts von Chris’ Existenz wussten (siehe 4.1.1.2 und 4.4.1.3). In der Beziehungsphilosophie der Polyamorie erkannte dey dann die Möglichkeit, mit verschiedenen Menschen eine „*Beziehung zu haben, die uns beide nich’ einschränkt*“ (C: 5). Auf der Ebene der Kommunikation und Information fordert Chris zwar unbedingte Transparenz, deys Recht und deys Art und Weise, nichtmonogam bzw. polyamor zu leben, steht dabei aber niemals zur Disposition:

„[W]as wichtig is’, is, dass Poly mir die Freiheit gibt, zu jedem Menschen, den ich treffe, die Beziehung zu entwickeln, die mir und diesem Menschen gemäß is’. Ohne dass jemand anders darauf Einfluss nimmt. Auch nich’ mein Partner. Es gibt für mich kein Vetorecht und es gibt für mich kein ähm "ich muss jetzt aber erstmal fragen, ob ich das darf", so.“ (C: 17)

Wenn sich Chris hier scharf gegen Vetorechte und das Erbitten von Erlaubnis bzw. Zustimmung in Bezug auf Kontakte zu bestimmten Personen oder bestimmte Handlungen

---

151 Luca sieht es nicht nur als Affront an, wenn sie\* monogam leben soll, sondern auch, wenn Beziehungsmenschen eigne sexuelle Enthaltbarkeit als Notwendigkeit oder gar Zeichen von Zuneigung missverstehen: „*ich* find’ es fast schlimmer, [...] wenn jemand *mir* monogam is’, als wenn *ich* das nich’ darf. (L: 35)

verwehrt und positiv hervorhebt, dass „Poly“ demm derlei Gängelungen erspare, so ist dazu kurz zu einzuwerfen: Der Moralcode ‚der‘ Polyamorie *kann* durchaus Vetorechte und Erlaubnispflicht vorsehen (vgl. z.B. Veaux/Rickert 2014: 162ff. und 201ff.). Das würde bedeuten, dass der Moralcode hierzu keine eindeutige Aussage macht oder verschiedene, sich teils widersprechende Anweisungen gibt (z.B. unbedingt die eigenen Bedürfnisse zu wahren und zu verwirklichen vs. unbedingt Rücksicht auf die Grenzen der Partner\*innen zu nehmen). Oder es müsste, je nachdem, wie grob oder fein man das Raster zur Unterscheidung von Moralcodes anlegt, ggf. an dieser Stelle festgehalten werden, dass der Diskurs der Polyamorie offenbar verschiedene parallel existierende Moralcodes produziert.

Auch Rebecca führt für ihre frühe bzw. „*immer schon*“ andauernde Abwendung vom konventionellen, also monogamen Beziehungsmodell den Appeal der Freiheit an: „*[I]ch hab halt gesagt, mir is’ das mit der Freiheit irgendwie wichtig, ich will da jetzt nicht in so ’ner Standard monogamen Beziehung irgendwie sein, ich will die Freiheit haben, dass wenn ich irgendwie Lust habe auf irgendwas anderes, dass ich das auch machen kann*“ (R: 9). Befreien wollte sich Rebecca zum einen von den sozialen „Zwängen“, in denen sie als Jugendliche „*gefangen*“ (R: 7) war und von den Anrufungen durch mononormative Beziehungs- und Geschlechternormen (siehe 4.1.1.1). Freiheit möchte sie aber auch innerhalb ihrer heutigen Beziehungen genießen. Zum einen geht es ihr darum, offen und ehrlich über nichtmonogame Affektionen sprechen zu können, zum anderen um die Freiheit, aus diesen Affektionen auch Handlungen folgen zu lassen: „*Und mir is’ es halt wichtig, dass man das erstens nich’ verleugnet und nich’ vor dem andern geheimhält, wenn sowas passiert, weil das ja immer wieder passiert, und dass man das halt auch ausleben kann.*“ (R: 87) Was nützt die Liebe in Gedanken? An anderer Stelle dreht sie die Logik etwas: *Sie möchte offen über alle Affektionen sprechen können und „in der Kombination mit diesem Freiheits-Aspekt führt das in der logischen Konsequenz zu »Ich will das auch ausleben können«.*“ (R: 87)<sup>152</sup> Aus diesem unverhandelbaren Anspruch heraus ist auch die Beziehung mit Dennis „*wieder ’ne Beziehung, wo von Anfang an klar war, dass ich ihm gesagt hab »Okay, das is’ mir wichtig, dass ich da die Freiheit*

---

152 Auch bei Ben ist der Topos des Auslebens zentral. In mehrere Personen gleichzeitig verlieben kann und wird sich seinem Universalmodell zufolge jede\*r mal, auch Menschen in nominell monogamen Beziehungen. In dieser Hinsicht könnte ihm also auch das monogame Modell keine Grenzen setzen: „*Ähm jetzt is’ der Punkt, ich sag dann sozusagen, okay, das kann man halt in ’ner monogamen Beziehung auch haben, man muss das ja nich’ ausleben, was dann eben offene Beziehung oder polyamore Beziehung wär oder so, nur seh’ ich da ’n Problem.*“ (B: 128) Denn ein Problem in einer als monogam deklarierten Beziehung wäre es jetzt, da er sich entschlossen hat, fortan authentisch seinen Gefühlen und Bedürfnissen zu folgen, diese nicht auch in Handlungen übersetzen zu können.

*habe, und wenn ich jemand anderem übert den Weg laufe oder woanders was haben möchte, dass das irgendwie in Ordnung geht.«* (R: 7) Damit wusste Dennis (grob), worauf er sich einlässt, hatte zumindest in dieser Grundfrage aber ohnehin kein Mitbestimmungsrecht (vgl. 4.3.3.1). Zwar charakterisiert Rebecca sich selbst als relativ eifersüchtig, weshalb ihr das – aus Gründen der Gleichberechtigung gebotene – Aushalten der Nichtmonogamie ihrer Partner\*innen nicht immer leicht falle (vgl. 4.2.2.1). Auch Ben bekräftigt, wie eifersüchtig Rebecca häufig reagiere. Dennoch halte sie, so Ben, am nichtmonogamen Modell fest, denn *„unterm Strich“* überwögen schließlich für sie *„die Vorteile daraus, nämlich »Ich bin halt relativ frei zu tun was ich möchte, mit ’nem gewissen Regelrahmen, der aber relativ begrenzt ist«* (B: 93, Rebecca zitierend). Die Regel- und Verhandlungsdichte in der Polybeziehung wird jedenfalls als weniger einschränkend bewertet als eine Orientierung am mononormativen Moralcode und an Partner\*innen, die Exklusivität beanspruchen.

Für Ben reduziert sich die Frage der Freiheit – im Sinne von Handlungs- und Selbstbestimmungsfähigkeit – nicht auf die Wahl der Beziehungsform und die Möglichkeit, nichtmonogam zu leben:

*„Das sind dann teilweise weitreichendere Sachen, wie eben die Frage polyamore Beziehungen, offene Beziehungsformen und so weiter und so fort, aber teilweise auch mehr oder weniger triviale Sachen wie wieviel Freiraum nimmt man in Beziehungen für sich selbst. Wie oft sieht man die andere Person. Is’ das jetzt irgendwie ein, zweimal die Woche, weil man eben grade Lust hat, oder is’ das halt, naja, man is’ jetzt zusammen, man sieht dann halt normalerweise fünf Tage die Woche oder so.“* (B: 11)

Freiraum bedeutet hier, Zeit für Sich zu haben, *alone time*, ohne die Partner\*innen. Ein für sich selbst stimmiges, authentisches Maß an Freiraum zu finden und auch einzufordern, kann aber nur gelingen, wenn man sich von den gesellschaftlichen Konventionen freimacht oder zumindest distanziert, die beispielsweise eine für Liebesbeziehungen verbindliche oder angemessene Frequenz der Treffen vorgeben. Und für das Hinterfragen solcher vermeintlichen Selbstverständlichkeiten und normierenden Anrufungen wiederum stelle eine polyamore Situation eine privilegierte Position und Perspektive bereit (siehe 4.4.2.3).

Auch für Rebecca reduziert sich das Freiheitskonzept nicht darauf, Sexualität und Beziehungen mit anderen Menschen relativ unreglementiert durch Dritte und Normen leben zu können. Es geht ihr um ein ganzes Lebensgefühl und darum, grundsätzlich von



ihren Partner\*innen darin unterstützt statt behindert zu werden, selbstbestimmt zu handeln:

*„Na, also einfach das Gefühl von Freiheit, dass ich mich nich' irgendwie eingeengt fühle in 'ner Beziehung. Also das trifft ja auch ganz viele andere Sachen, das geht ja nich' nur darum, ob ich mit irgendwelchen anderen Menschen Sex in 'ner Beziehung haben möchte, sondern auch dass wenn ich jetzt ganz dringend überlege, ich muss jetzt meinetwegen noch mal um die halbe Welt reisen das nächste halbe Jahr, und zwar ganz alleine, dann wünsch ich mir auch von 'nem Partner, dass er sagt »Okay, is' jetzt vielleicht schwierig, aber wen du das unbedingt machen möchtest, dann hast du die Freiheit«. Oder dass ich sage, ich will jetzt aber noch mal 'n anderes Studium anfangen oder pfff sonst irgendwas, dann will ich einfach/ is' es mir wichtig in 'ner Beziehung, dass ich da, natürlich mit Rücksicht auf die Bedürfnisse anderer Leute, aber trotzdem die größtmögliche Freiheit hab, was meine Bedürfnisse und meine Persönlichkeitsentfaltung angeht.“ (R: 87)<sup>153</sup>*

Hier landet Rebecca wieder bei ihrem Leitmotiv, dem persönlichen Wachstum und der Selbstverwirklichung. Auf der Handlungsebene ist Polyamorie hiervon nur ein Teilaspekt (neben allein reisen, nochmal studieren „*oder pfff sonst irgendwas*“). Auf der Subjektivierungsebene bedeutet Polyamorie aber weit mehr, weil sie als Chiffre für einen ganzen Lebensstil, für Schlüsselkompetenzen und eine angesagte Subjektform steht und weil sie es Rebecca erlaubt, sich als das Subjekt zu positionieren, das sie sein möchte (vgl. 4.4.1.4).

Die Freiheit zur Nichtmonogamie bzw. Polyamorie ist den Interviewten nicht nur in der Gegenwart ihrer Beziehungen wichtig, sondern auch mit Blick auf die Zukunft als Möglichkeitsraum. So äußert Mark hinsichtlich möglicher gemeinsamer oder individueller Erkundungen nichtmonogamer Sexualität und der weiteren Öffnung seiner derzeitigen (Zweier-)Beziehung:

*„[B]is jetzt sind's ja nur so Aussichten wo's hingehen könnte, wo man einfach sagt »Das find ich auch spannend«, oder so »Toll, das sollten wir mal zusammen ausprobieren«, oder ... wie das dann tatsächlich is' und wie sich das so ähm/ also ob's dann wirklich so toll is', weiß ich noch nich'. Aber dieses ähm alleine zusammen, ... ja, sexuell vieles nich' auszuschließen, sondern halt zu sagen »Toll, das würde mich auch mal interessieren«,*

---

<sup>153</sup> Auch für Mark sind Freiraum bzw. die Einschränkung desselben nicht nur eine Frage der Befugnis zur Nichtmonogamie. In seiner früheren Beziehung mit monogamem Anspruch wurde es ihm zu eng, aber „*ich weiß nicht, inwieweit das mit den Affären zu tun hat, die hab ich gar nich' so sehr vermisst, aber irgendwie fühlte ich mich trotzdem eingeengt*“ (M: 5).

*oder ähm ... einfach offen drüber reden zu können, das is' schon sehr, sehr schön. Also einfach dieses nich' kategorisch ausschließen und alles kann noch passieren.“ (M: 151)*

Marks (Vor-)Freude darüber, Phantasien, Begegnungen und potenziell interessante sexuelle Praktiken und Interaktionen nicht mehr von vornherein unterbinden oder verheimlichen zu müssen, sondern gemeinsam mit Tina und/oder mit ihrem Wissen zu experimentieren, wird an dieser Stelle des Interviews für mich spürbar.

Dennis hat neben der Beziehung zu Rebecca bisher keine anderweitigen Beziehungen oder Dates. Gleichwohl genießt er es, dass auch ihm eine Erweiterung des Gefüges jederzeit zustände: *„das mit der offenen Beziehung [ist] eben sehr verlockend oder/ also die Freiheiten, die man da hat, wenn sich da jetzt irgendwas ergeben sollte, was weiß ich, abends in einer Bar oder wie auch immer, dann das auch einfach ausprobieren zu können ohne 'n schlechtes Gewissen zu haben“ (D: 79).*<sup>154</sup> Tatsächlich scheint es für Dennis wichtiger, potenziell auch noch mit anderen Menschen intim werden zu können, als dies konkret in die Tat umzusetzen und die bestehende Konstellation von sich aus zu erweitern: *„Ich bin schon eigentlich neugierig und würde da dann auch mal die Freiheit nutzen, um auch 'n bisschen was anderes nebenher auszuprobieren, ähm aber im Großen und Ganzen bin ich damit glücklich und daran muss sich jetzt eigentlich auch nichts ändern“ (D: 61).* Auch Ben (der, anders als Dennis, bereits jetzt aktiv nichtmonogam lebt) misst den für ihn bestehenden Möglichkeiten großen Wert bei. Er findet, *„dass es ein riesen Vorteil is', dass man einfach frei is' Dinge zu tun, [...] also ich muss jetzt nich' unbedingt dann irgendwie in 'nen Club gehen und da irgendwie ... 'ne Frau kennen lernen oder auf 'ner Party oder im Freundeskreis, aber die Freiheit das zu tun, das is' schon mal 'ne Sache, die mir wichtig is'.“ (B: 158)* Dieser Sichtweise schließt sich auch Felix an, der zum Zeitpunkt des ersten Interviews neben Sina keine weitere Beziehung führt: Auch er bezeichnet es als einen wichtigen *„Teil der Qualität dieser Beziehung“* zu Sina, dass sie sich gegenseitig die *„Freiheiten lassen“ (F1: 31)*, nichtmonogam zu leben,

*„auch wenn ich meine Freiheit irgendwie in dem Sinne nich' so ausnutze, dass ich was mit ... äh andern Frauen anfangen oder andern Beziehungen eingehen oder sowas im Moment, es gibt irgendwie zumindest immer die Möglichkeit, dass ich das tue. Und das allei-*

---

154 Für Dennis scheint die Problematik des schlechten Gewissens wichtig. An anderer Stelle konstatiert er: *„Ich find's eigentlich ganz angenehm, dass ich mir da auch dann ohne schlechtes Gewissen Gedanken machen kann und meine Phantasie 'n bisschen spielen lassen kann, wenn ich irgendwo 'n Mädchen treffe, die ich interessant oder hübsch finde.“ (D: 19)*

*ne is' irgendwie so'n Zugewinn, ja, an Freiheit, an Freiheitsempfinden, dass das irgendwie total, ja, total wichtig is' für mich.“ (F1: 31)*

Zu dem Gefallen daran, auch in die Zukunft hinein alle Möglichkeiten zu haben, kommt noch ein weiterer Aspekt: Angesichts der hohen Bedeutung, die der Praxisebene beige-messen wird (Stichwort „*ausleben*“), gestattet der Blick auf die virtuelle nichtmonogame bzw. polyamore Praxis der Zukunft den Subjekten in aktuellen Mono/Poly-Konstellationen, sich dennoch als (annähernd gleichberechtigt) am nichtmonogamen Beziehungsgeschehen beteiligt zu positionieren und/oder ein nichtmonogames bzw. polyamores Selbstverständnis zu konstituieren, auch wenn sie auf der Handlungsebene im Moment noch ‚leer ausgehen‘.

#### **4.4.2.2 Modellbau**

In mehreren Interviews werden das Problem und/oder die Chance angesprochen, die es im Hinblick auf die Orientierung an einem verbindlichen Moralcode bedeutet, keine herkömmliche romantische und exklusive Zweierbeziehung zu führen.

*„Normalerweise werden in monogamen Beziehungen, das war auch so in meiner einen monogamen Beziehung, da Standards übernommen, ohne irgendwie noch mal gesondert diskutiert zu werden, was dann zu dem Problem führt, das ich auch irgendwie in meinem Freundeskreis häufiger beobachte, dass die Leute nich' so richtig wissen, wo die Grenze eigentlich verläuft und was sie jetzt genau wissen/ äh, was sie jetzt genau tun dürfen und was nich', weil man halt nie explizit drüber geredet hat.“ (S1: 105)*

Wenn in vielen Fragen der altbekannte Moralcode der Mononormativität nicht mehr greift bzw. nicht mehr greifen soll, während ein neuer Moralcode noch nicht in der nötigen Detailschärfe diskursiviert und kommuniziert ist, als dass man zuverlässig das Moralverhalten daran ausrichten könnte, sorgt das offenbar für Verunsicherung. Das gilt auch für Ben, wobei er die Verunsicherung auch als durchaus produktiv darstellt, *„weil's halt ganz häufig auch Situationen sind, die halt eben kein Standard sind, sondern [...] wo man Dinge, wie sie bisher bei einem selbst abgelaufen sind, hinterfragen muss, möcht' ich das wirklich so oder is' das jetzt irgend'n kultureller Einfluss, 'n soziokultureller Einfluss“ (B: 97)*. Wenn die diskursiven Glaubenssätze der Mononormativität bzw. der Amatonormativität (z.B.: Wenn man sich liebt, möchte man seine rare Freizeit unbedingt als Paar verbringen.) und die daraus abgeleiteten Handlungsanweisungen bzw. -empfehlungen des Moralcodes (z.B. Ein Paar muss *zusammen* in den Urlaub fahren!) nicht mehr umstandslos greifen – und auch nicht mehr greifen sollen (z.B. weil es

mehrere Partner\*innen gibt, die alle gern Urlaub machen möchten) –, so eröffnen die Inadäquanz des Codes bzw. der neue Abstand zu selbigem die Möglichkeit und Notwendigkeit, tradierte und eingeschliffene Wiedererkennungsrouten (z.B. Selbstverständlich fahren wir zusammen in den Urlaub! Ich hab mir schon mal freigenommen.) als solche zu erkennen und zu hinterfragen (z.B. Hab ich überhaupt Bock, mit *dir* in den Urlaub fahren? Oder mit *dir*? Oder euch beiden? Will ich stattdessen nicht eigentlich viel lieber mit drei Freund\*innen+ auf das Festival?). Wie im Rahmen der Analyse schon verschiedentlich angesprochen, sieht Rebecca die Notwendigkeit permanenter Neujustierung und gemeinsamer Abstimmung von Verhaltensrichtlinien als großen „Vorteil gegenüber monogamen Beziehungen“ und als Gewinn an, um so sich so aufeinander zu beziehen und so miteinander umzugehen, wie es gut und stimmig ist. „Während das glaub ich in vielen monogamen Beziehungen gar nich’ thematisiert wird so, weil man die einfach so macht. So, die Gesellschaft sagt einem schon, wie das geht.“ (R: 25) Für Rebecca, die von der Gesellschaft *nicht* mehr gesagt bekommen möchte, wie das geht, ist es also kein Hindernis, sondern im Gegenteil ein erwünschter Effekt, aufgrund der Abwesenheit diskursiver Vorschriften dazu angehalten und ermächtigt zu sein, sich selbstgewählte „Regeln [zu] geben“ (R: 25). Sie bringt das Bild von poly lebenden Menschen als findige Heim- und Handwerker\*innen, die sich unter dem gemeinsamen Dach Polyamorie das ihnen gemäße Konzept und die dementsprechende Lebensweise jeweils selbst anfertigen: „Für mich is’ es sozusagen so’n großes Haus, so diese Idee von man kann irgendwie Poly-Beziehungen führen, und dadrunter sind ganz viele einzelne Beziehungsformen, die die Leute sich selber zusammenbasteln. Und damit beschäftige ich mich gerne.“ (R: 25) Die Metaphorik des Bastelns impliziert, dass Konstrukteur\*innen durchaus auf vorhandenes Material und möglicherweise auch auf Anleitungen, Bausätze oder Modelle zurückgreifen können. Gleichzeitig aber scheinen sie über eine große Kreativität zu verfügen und einige Gestaltungsfreiheit genießen.<sup>155</sup> Indem sie Poly hier – wohl nicht zufällig ohne den Zusatz ‚amorie‘ – als *umbrella term* rahmt, positioniert sich Rebecca zugleich gegen eine amatonormative und präskriptive Engführung auf romantische Liebesbeziehungen (eine der Hauptkritiken am Polyamorie-Konzept, vgl. 2.4.3).

Luca hatte, darauf bin ich in Abschnitt 4.1.1.1 schon ausführlich eingegangen, „immer

---

<sup>155</sup> Dagegen hält es Rebecca für deutlich „schwieriger, wenn man sozusagen mit so’nem monogamen Beziehungskonzept anfängt und irgendwann sagt »so, jetzt wollen wir das umbauen.«“ (R: 7, vgl. 4.3.3.1)

das Gefühl [...], ich beweg' mich so'n bisschen quer zu den äh Vorlagen und Vorbildern, die ich hab'" (L: 3). Auch Luca nutzt die Metapher des Hauses, um deys Strategien der kritischen und kreativen Aneignung und des *re-building* solcher inadäquaten Vorlagen oder Modelle darzustellen: „Ich hab' da immer so'n Bild, das 'ne Beziehung mit 'nem Menschen wie 'n Haus is'. Und entweder ich bau' das halt ganz/ ganz so auf, also leg' sozusagen Stein auf Stein und kuck dann was rauskommt, oder ich nehm' sozusagen so Fertighausteile und die muss man dann halt variieren“ (L: 11). In der ersten Handlungsvariante scheinen die Spielräume für die Erschaffung nicht-normierter Beziehungen größer, weil viel mehr Einzelteile viel individueller kombinierbar sind. Außerdem gibt es keinen vorgegebenen Bauplan und das Ergebnis bleibt auch für Luca bis zur Fertigstellung eine Überraschung (und erweist sich vielleicht auch als Fehlkonstruktion, die nicht praktikabel ist). Diese Arbeit scheint schöpferischer und spannender, aber auch aufwändiger, vielleicht mühsamer und vermutlich langwieriger als die zweite Strategie. Hier sind die Elemente, aus denen sich eine Beziehung zusammensetzen kann bzw. sollte, bereits vorproduziert und bereitgestellt. Trotzdem verfügt Luca auch hier beträchtlichen Gestaltungs- bzw. Handlungsspielraum. Dey kann die Teile unterschiedlich kombinieren und muss auch nicht jedes Element verwenden, das dey vorfindet (s.u.). Welche Anwendung diese Bilder in Lucas Interpretation von deys Beziehungskonstruktion und -handeln finden, lässt sich anhand deys Positionierung zu Max in groben Zügen nachbauen. Nachdem Luca sich von deys damaliger Freundin Lea getrennt hatte, habe Luca eine längere Zeit lang „sehr stark das Gefühl gehabt, also die/ diese Vorlage Liebesbeziehung, damit kann ich nix anfangen. Also wenn ich mich darauf einlass', dann is' das irgendwie blöd und ich fang an irgendwie Scheiße zu bauen.“ (L: 11)<sup>156</sup> Modell und Moralcode der (romantischen) Liebesbeziehung geben Rituale und Rollen vor, denen Luca nicht gerecht werden kann und will, deys daraus resultierendes Moralverhalten wird von Luca selbst als für alle Beteiligten wenig erquicklich eingestuft. Die Konsequenz, die Luca zieht, ist eine Trennung von diesem Beziehungskonstrukt (nicht nur im Hinblick auf die konkrete Beziehung zu Lea, sondern auf das ganze Modell). Diese Abkehr vollzieht sich nicht nur intentional und als Transformation der Haltung, sondern auch affektiv: „Ich hatte danach auch nie wieder das Bedürfnis danach, so. Also ich hatte nie wieder so das Gefühl dann, ich ... bin jetzt verliebt.“ (L: 11) Im Kontakt mit Max und im Affiziertsein von ihm ändert sich Lucas Haltung zum Konzept Liebesbeziehung dann

---

156 Auch hier ist Luca also noch am Bauen, auch wenn das Produkt „Scheiße“ ist.

erneut:

„Ähm .. und halt jetzt, seit so neun Monaten ... hab' ich auch ... s/ wieder 'ne richtige Liebesbeziehung so. ... Ähm ja, da hatte ich dann so irgendwann das Gefühl, ich hab' mich verliebt und dann hab' ich halt auch gemerkt, dass ich mit/ ... mit dem, also Max ähm auch anfangs so gewissermaßen in die Zukunft zu planen, also mir zu denken, ja hey, dann könnten wir mal nächste Woche das machen, oder vielleicht könnte man dahin mal hinfahren oder so, und dann hab' ich halt gedacht, das sind für mich eigentlich so das, wo ich sage, dann kann ich diese Vorlage Liebesbeziehung wieder für mich annehmen. Und jetzt sind wir halt soz'agen offiziell zusammen“ (L: 11).

Mit dem Wieder/Neuerscheinen des Affektbündels Verliebtheit und den (wenn auch nur auf die nähere) Zukunft gerichteten Überlegungen für gemeinsame Aktivitäten erfüllt Lucas Verhältnis zu Max zwei entscheidende Kriterien, um von Luca als „Liebesbeziehung“ gerahmt zu werden. Ein weiteres „Charakteristikum von 'ner Liebesbeziehung“ ist aber für Luca, „dass das was is', was zwei Leute haben“ (L: 29). Luca vertritt kein Polyamorie-Konzept im engeren Sinne des (möglichen) Führens mehrfacher dauerhafter und verbindlicher romantischer Liebesbeziehungen (vgl. 4.1.1.1).<sup>157</sup> Sofern und solange für Luca in Bezug auf demm und Max das Rahmenmodell der Liebesbeziehung greift, ist es für Luca „ganz stark 'ne/ 'ne Zweierbeziehung“ (L: 29). Luca erläutert: „[D]as is' auf jeden Fall 'ne/ 'ne sehr enge Zweierbeziehung. Ähm aber halt, um noch mal zu den Fertighäusern zurückzukommen, einer der Punkte is' halt auf jeden Fall Monogamie, so. Wo ich denke, das is' auch was, was man [...] halt einfach so ((schmunzelnd\*)) abändern kann. ((\*))“ (L: 29) Eine der herkömmlicherweise als konstitutiv für eine Zweierbeziehung betrachteten Komponenten, sexuelle bzw. körperlich-affektive Exklusivität, lässt sich problemlos aus dem gemeinsamen Beziehungsgebäude herauslösen bzw. wurde vielmehr von Luca gar nicht erst eingebaut. Insofern ändert Luca nicht einfach nur die Architektur, sondern sie eignet sich zugleich den Begriff an, demontiert die amatonormative Annahme, Sex und Liebe gehörten notwendig zusammen und resignifiziert – zumindest für sich selbst, aber ich zitiere es gerne – den Term „Zweierbeziehung“ (bzw. sogar die Bedeutung der Bezeichnung „sehr enge Zweierbeziehung“). Die große Selbstverständlich- und Leichtigkeit, mit der laut Luca auf das Element sexuelle Monogamie

---

157 Das Interview mit Luca stammt, wie im Abschnitt 3.3 erklärt, bereits aus dem Jahre 2003, als das Konzept der Polyamorie im deutschsprachigen Raum noch kaum diskursiviert war. Nichtsdestotrotz haben andere Interviewte aus demselben Sample (auch ohne den Begriff Polyamorie zu verwenden) das Führen mehrfache Liebesbeziehungen thematisiert (Goldt et al. 2006).

und damit auf einen gesellschaftlich als relativ fundamental betrachteten Baustein der romantischen Zweierbeziehung verzichtet werden kann, relativiert bzw. individualisiert sich etwas, wenn Lucas Erzählung von Max' anfänglichen Schwierigkeiten mit Lucas nichtmonogamem Moralverhalten mit einbezogen werden. Für Luca ist es unabdingbar und nicht verhandelbar, deys Beziehungen ohne sexuelle/körperliche Ausschließlichkeit zu definieren und zu führen. Das heißt aber noch nicht, dass deys Beziehungsmenschen das allesamt sofort genauso selbstverständlich handhaben (können).

Auch Mark nutzt die Metaphorik architektonischen Konstruierens. Seine Beziehung mit Christin ging auch deshalb ‚in die Brüche‘, weil Mark alte Gewissheiten und Normen des romantischen Liebes- und Paarmodells – z.B. sich nicht oder nur von bestimmten nichtmonogamen Aktivitäten zu erzählen – nicht mehr plausibel erschienen. Es ging aber auch um weitergehende Inkompatibilitäten wie den verlangten Grad an Autonomie (vgl. 4.4.1.1) und um Fragen der Familiengründung. *„Und jetzt nach der Trennung bin ich/ also find ich mich grad wieder/ bau' ich so'n neues Modell zusammen, das aber noch/ also ... hab gemerkt, dass das so nich' funktioniert wie ich's gedacht hab, aber ich weiß noch nich', wie's richtig geh'n oder besser geh'n könnte.“* (M: 65) Die alte Norm der monogamen Kernfamilie möchte Mark hinter sich lassen, weil sie für ihn *„nicht [mehr] stimmt“* (M: 5), da sie der Generation seiner Eltern zugehörig ist und vor allem, da sie nicht mehr authentisch mit seiner Subjektivität und seinem Begehren übereinstimmt (vgl. 4.1.2.1). Von Mononormativität und dem alten Ideal weiß er zurzeit vor allem, dass er es so nicht mehr leben möchte. Nicht zu wissen, wie es *„richtig geh'n“* kann, verweist auf die derzeitige Abwesenheit oder Ferne einer Orientierung oder Anweisungen gebenden neuen Moralcodes und auf den Wunsch (oder die antizipierte Verpflichtung), das Moralverhalten an einem solchen neu auszurichten. Mit dem *„oder besser geh'n“* relativiert oder korrigiert Mark aber sogleich den normativen Impetus des *„richtig“*. So, wie ich Mark weiter oben interpretiert habe, positioniert er sich keineswegs nur als haltlos und norm-suchend, sondern vielmehr als die Offenheit, Dynamik und Gestaltbarkeit der neuen Situation begrüßend.

Die hier analysierten Bilder von (Um-)Bau- oder „Bastel-Aktivitäten“ könnten dazu verleiten, Rebecca, Luca und Mark die Subjektposition des „Existenzbastlers“ (Hitzler 2003: 66) bzw. der Existenzbastler\*innen zuzuschreiben. Diese von Ronald Hitzler populär gemachte, pessimistisch-polemische und hochgradig normative Subjektform- und Gesellschaftsdiagnose trifft aber hier m.E nicht zu. Sie besagt, individualisierte *„Konstrukteure ihres Lebens“* (Hitzler 2003: 69) seien bzw. fühlten sich in der posttraditio-

nellen „Bastelgesellschaft“ – leider – aus dem Halt gebenden Rahmen des Normativen freigesetzt und wendeten sich in ihrer Not in der irrigen Annahme von Autonomie und Selbstbestimmung einer hedonistischen „Spaßkultur“ (Hitzler 2003: 71) zu. Abgesehen davon, dass ich Hitzlers grundsätzliche Aversion gegen Hedonismus und Unernst nicht teile, sind die hier narrativ entworfenen Praxen zwar insofern individualistisch, als die ‚eigenen‘ Vorstellungen von einem guten (Beziehungs-)Leben den Bauplan abgeben (außer man lässt sich überraschen wie bei Lucas Stein-auf-Stein-Technik, aber auch dann wird man wahrscheinlich versuchen, irgendwas nach den eigenen Stilkriterien halbwegs Ansehnliches zu errichten). Trotzdem handelt es sich insofern um immanent soziale Praxen, als dass es um das Bauen beziehungsfreundlicherer Begegnungsstätten geht. Die Kriterium dafür, dass die neuen bzw. dekonstruierten Beziehungsgebäude und -modelle schöner und besser und funktionaler sind als die alten vorgestanzten Modelle, ist, dass man sich in ihnen besser *zusammenfinden* kann. Und zwar potenziell auch mit mehr als zwei Erwachsenen. Das unterscheidet sie von „*diesen Idealen, also mit Heiraten, Kinder kriegen, Haus bauen*“ (M: 5) der Eltern, aber auch all jener Subjekte der Gegenwart, denen nichts besseres einfällt, als sich in der Intimität einer Paarbeziehung häuslich einzurichten und es sich dort gemütlich zu machen. Ich möchte die Metaphorik nicht überstrapazieren, aber selbst in einer „*sehr enge[n] Zweierbeziehung*“ (L: 25) wie der Liebesbeziehung von Luca und Max steht immer die Tür auf für ein Stelldichein (vorausgesetzt selbstverständlich, man wurde eingeladen). Oder für einen nichtmonogamen Ausflug ins Grüne. Wenn *das* dann „Spaßkultur“ ist – why not? Ich würde es aber eher als ‚Beziehungskultur‘ verstehen, im Sinne einer Kultivierung neuer Weisen und Konstellationen des Miteinander-In-Beziehungen-Stehens.

#### **4.4.2.3 Von Fröschen und Kühen**

Viktor macht im Rahmen früherer Versuche, heterosexuelle Monobeziehungen einzugehen, wiederholt die Erfahrung, dass seine eigenen Bedarfe an Individualität und Autonomie (vgl. 4.4.1.1) nicht mit den Erwartungen übereinstimmen, die von potenziellen Beziehungspartnerinnen an ihn herangetragen werden: Ihre Anrufungen sind einem Moralcode entnommen, der es auf verbindliche, langfristige und monogame Paarbeziehungen abgesehen hat. Mittels Reflexionsarbeit – er habe „*versucht, da viel drüber nachzudenken*“ (V: 15) – habe Viktor dann

„*gemerkt, da sind ganz viele Sachen, was Beziehungen angeht, die ich erstens nich’ verstehe und zweitens die ich nich’ möchte, und mir dachte, das kann nich’ sein, so möchtest*“



*du dein Leben irgendwie nich' organisieren. Was auch immer am Ende rauskommt, muss irgendwas sein, was ich selber möchte, was ich mir selber überlegt habe ähm und was äh, wo möglichst wenig von außen an mich rangetragen wird.“ (V: 15)<sup>158</sup>*

Viktor verweist auf eine wahrgenommene Inkompatibilität von Begehren und Moralcode bzw. von Konventionen, die sich um den Moralcode gruppieren (z.B. gemeinsame Familienbesuche, Zukunftsplanung, Liebeserklärungen), denen zu folgen von Viktors Freund\*innen als selbstverständlich angesehen wird und die sie auch ihm antragen. Seine Positionierung dazu erfolgt in größtmöglicher Distanz von einer Position der (Selbst-)Normierung und Normalisierung: Viktor distanziert sich nicht nur von Mononormativität und dem Ideal der romantischen Zweierbeziehung, sondern von möglichst *allen* diskursiven Anrufungen möglichst *aller* Moralcodes, die ihn daran hindern könnten, aus sich selbst heraus Kriterien der Lebensführung und des In-Beziehung-Seins zu entwickeln. In meiner Analyse von Viktors Positionierung habe ich ihm lange die Position eines hyper-individualisierten, quasi-autonomen Subjekts zugeschrieben, das sich als – vermeintlich – frei von jeder Normativität und Machtdurchdrungenheit positioniert und subjektiviert. Diese Interpretation wäre aber (zumindest in dieser Absolutheit) zu kurz gegriffen. Ich komme weiter unten darauf zurück.

Ben positioniert sich, so wie ich ihn in Abschnitt 4.4.1.2 interpretiere, als authentisches Subjekt. Oder, genauer, als Subjekt, das sich in Richtung Authentizität subjektiviert. Wie Ben erzählt, habe ihn bereits als er selbst noch in der monogamen Beziehung mit Hanna lebte, an der Haltung und Praxis von Viktor und Sina (mit denen er lose bekannt ist) sehr beeindruckt und affiziert, „*dass sie tatsächlich so weitestgehend versuchen, die kulturellen Einflüsse ähm und die sozialen Einflüsse irgendwie erstmal komplett auszublenken nach Möglichkeit, zu gucken, was gefällt einem, was trägt den eigenen Bedürfnissen Rechnung, und das Leben danach zu führen*“ (B: 13). Als Ben Rebecca kennen-

---

158 Als Beispiel nennt Viktor die Unstimmigkeiten in seiner Beziehung mit Inga: „*Inga war häufig unzufrieden mit ähm einigen/ (3) also an bestimmten Themen war Inga unzufrieden, und ich hab immer sehr schwer nachvollziehen können, woher das kam, und es war ihr auch schwer, zu artikulieren woran das liegt, aber sie hatte ganz klar die Erwartung, dass bestimmte Dinge auf 'ne bestimmte Weise sein müssen, weil sie sonst verkehrt sind oder nich' richtig, ähm oder weil das halt eben so is'. Eine Sache, die mir immer im Gedächtnis bleibt, is' dass ähm großes Bedürfnis da is', dass man die Eltern kennen lernt. Ähm ... das sind natürlich auch wichtige Personen in unserem Leben und das is' allein schon irgendwie 'n Grund, damit die einen wichtigen Personen im Leben die andern wichtigen Personen im Leben kennen lernen, aber ähm ich hatte das Gefühl, das is' ähm enorm ritualisiert und wird überbewertet, und mir war es überhaupt nicht wichtig, dass meine Eltern irgendwen kennen lernen, ... ähm und das war ihr 'ne sehr wichtige Sache, die ich halt für mich irritierend fand, und mir ein quasi künstlich herbeigeführtes Treffen mit den Eltern auch sehr unangenehm war. Also mir war das immer sehr wichtig, dass ich Leute kennen lerne, weil ich sie zufällig treffe oder weil sich's ergeben hat oder weil man was Sinnvolles miteinander machen möchte“ (V: 35).*

lernte, setzte sie ihm ihr Konzept polyamorer Beziehungsführung auseinander. Ben begeisterte, in Rebecca einen Menschen getroffen zu haben, die – im Vergleich zu monogam eingestellten Menschen, darunter auch Hanna – „*letzten Endes ihr Beziehungsleben viel stärker selbst in die Hand nehmen*“ (B: 11).

*„Und [die] sagen, okay, ähm ... ich möchte unser Verhältnis so und so haben, und dann guck ich, dann gucken wir uns an, wie möchtest du das haben, und dann sprechen wir/ also machen wir es ganz viel expliziter, sprechen darüber und ähm machen es dann dementsprechend, wie’s uns beiden irgendwie passt. Und nich’ was, wie man’s woanders sieht.*  
(B: 11)

Auf die Faszination und Grenzen des Anspruchs auf umfassende Kommunikation, Aushandlung und Einvernehmen bin ich bereits eingegangen (unter 4.3). Auch Ben verbindet die Möglichkeit, sich innerhalb der Beziehungen auf Prinzipien und zu verständigen, die wirklich den Vorstellungen der Partner\* entsprechen, mit der Abwesenheit oder Ausblendung von außen herangetragenem Vorbildern und Mustern. „[W]oanders“ kann theoretisch ein weites Feld sein, aus dem Kontext ergibt sich, dass Ben den „soziokulturelle[n] Einfluss“ (B: 97) im Blick hat. Diesen komplett auszuschalten bzw. aus der Subjektivität heraus zu dividieren dürfte freilich schwer fallen. Ich gehe aber auch nicht davon aus, dass Ben (der sich, wie die meisten anderen Interviewten, auch gesellschaftspolitisch engagiert) das im Sinn hat. Eher geht es ihm um die Etablierung einer kritischen Haltung im Sinne einer Abstandnahme und Reflexion von alten Selbstverständlichkeiten und Gewissheiten. Rebecca verbindet das Bekenntnis zur Konsensethik und selbstbestimmten Beziehungskonstruktion ganz klar mit einer gesellschaftskritischen Haltung: „[I]ch würd’ gern meinen Kindern auch so überhaupt so die Konzepte von ... consent und man kann das so machen, wie man möchte, und man soll sich nich’ von der Gesellschaft erdrücken lassen und solche Sachen würd’ ich denen schon gerne mitgeben, ich find das ziemlich cool“ (R: 73). Dass Widerstand oder Resilienz gegen gesellschaftliche bzw. diskursive Normativität und/oder Repression „ziemlich cool“ ist, zeigt erneut, dass die Interviewten, allen voran Rebecca, aus ihrer Haltung (die wiederum in Zusammenhang mit der Lebensform steht) ein positives Selbstbild und die Möglichkeit zu einer entsprechenden Selbstpositionierung beziehen.

Legen die Interviewten Wert darauf, dass ihr Leben ein „bisschen abseits der Norm gelebt“ (S1: 15) wird, so bezieht sich das nicht nur auf Mononormativität. Es schließt auch die Abgrenzung oder Kritik von Polynormativität mit ein. Felix hat

„über ’n Jahr lang in’ner, ja, so recht politischen WG, linken WG gewohnt, wo es auch eher die Normalität war, dass man halt auch was mit mehreren Leuten gleichzeitig haben kann, also eher so’ne Polynormativität vielleicht, ähm ... ohne dass es jetzt quasi zur neuen, wichtigen Norm erhoben worden wäre oder, es war einfach so, dass es mehrere Leute gab, die halt irgendwie poly gelebt haben zumindest zwischendurch und die den Gedanken gut finden und so, als Leute, die eher ganz klar monogame Beziehungen leben.. [...] Und das war ... irgendwie ne interessante Erfahrung halt einfach auch in dieser WG nich’ in der Minderheit zu sein, was das angeht, sondern irgendwie das eher umgedreht zu sehen.“ (F2: 23)

Normativität bedarf in diesem Setting nicht – wie auch sonst nicht – der Formulierung einer alles entscheidenden, quasi-juridischen Norm, an der sich alles bemisst (z.B. die Berechtigung, in der WG zu wohnen). Auch wenn keine Verpflichtung auf einen nichtmonogamen bzw. poly Lebensstil herrscht, manifestiert sich hier Normativität in einer „Normalität“, bei der es offenbar nicht nur um zahlenmäßige Mehrheitsverhältnisse geht, sondern auch um diskursive Hegemonie. Felix gehört in dieser Konstellation einmal nicht zur „Minderheit“ und zu den Marginalisierten, die mit ihrer seltsamen Lebensweise sofort auffallen oder unsichtbar bleiben und die sich gegenüber „einer Welt von Normalen“ (R: 31) zu erklären und zu rechtfertigen haben. In diesem Fall ist es gerade der Wechsel in die Mehrheits- bzw. Normalposition und die damit einhergehende Umkehrung der Perspektive, die ihm einen kritischen Blick auf die lokalen Machtverhältnisse ermöglicht.

Sina thematisiert ebenfalls Polynormativität in ihrem politischen Umfeld. Nichtmonogam zu leben, sei dort „ziemlicher Standard“ (S2: 117). Dabei habe Sina auch schon Beziehungen beobachtet, „wo man sagen kann, das is’ grenzwertig einvernehmlich. Weil einer Person/ eine Person sagt, es is’ alles okay, aber es geht ihr offenbar schlecht und jeder kann es sehen“ (S2: 119). Alisa dagegen weiß eher vom Hörensagen als aus eigener Anschauung, dass es „in manchen Kreisen halt so wirklich fast die Pflicht gibt, so zu leben. Zumindest hat meine Bekannte aus [einer anderen Großstadt] erzählt, [...] in ihrem Umfeld war’s halt so, dass man fast schon ja minderwertig war, wenn man halt nich’ so leben konnte, also nich’ mehrere Beziehungen haben konnte“ (A: 47) Teilweise stützt sich die Argumentation auf die Konstruktion einer Dichotomie zwischen verantwortungsvollen, konsensuellen Poly-Beziehungen einerseits und ‚egoistischen‘, allein an *casual sex* orientierten Kontakten andererseits. Alisa beispielsweise glaubt, dass „viele Leute das [Poly-Label] auch dafür missbraucht haben, einfach mal ganz viel wil-

den Sex zu haben und sich um gar nichts zu kümmern. Aber darum ging's uns ja gar nicht. Und für mich heißt das halt mehr Verantwortung und nicht weniger.“ (A: 47) Auch Tim kenne Männer, die das „Konzept offene Beziehung eigentlich nur verwendet haben, um mit möglichst vielen Leuten zu schlafen ohne dabei sich schlecht fühlen zu müssen, sondern das noch irgendwie als positiv darzustellen“, während für ihn selbst eine „offenen Beziehung mehr Verantwortung bedeutet als in 'ner geschlossenen Beziehung“ (T: 19). Sina wiederum argumentiert, das Etikett Polyamorie diene „manchmal auch als Entschuldigung für/ na, 'ne Entschuldigung braucht man für wild Rumvögeln eigentlich nich', für verantwortungslos wild Rumvögeln“ (S2: 117). Mit dieser Differenzierung macht Sina deutlich, dass sich ihre Kritik nicht auf Sex-Negativität stützt und sie kein Problem mit *casual sex* hat. Die Unterscheidung von „verantwortungslos“ vs. verantwortungsvoll (?) bezieht sie sich vermutlich auf die Klärung der Rahmenbedingungen als Kriterium der Einvernehmlichkeit, vielleicht auch auf Fragen von (un)safer sex (ich habe es leider versäumt, hier nachzufragen).

Neben der kritischen Positionierung zu Nichtmonogamie als sozialer bzw. Szene-Norm, welche die wichtigen Kriterien der Verantwortlichkeit und Selbstbestimmtheit auszuhebeln drohe, distanzieren sich die Interviewten fast durchweg von einem Diskurs der Polyamorie, der diese als Heilslehre oder Glaubensbekenntnis überhöhe. Dazu nutzen sie eine Reihe religiös bzw. theologisch konnotierter Begrifflichkeiten und Verweise. Sina erscheinen Versuche, eine Polyamorie-Kultur z.B. in Form eigens einberufener „Zeltlager“ (S1: 67) oder anderer identitätsbezogener Events zu etablieren, „so'n bisschen religiös dann schon fast“ und auch „so' bisschen sekten-mäßig“ (S1: 69). Jonas verwehrt sich gegen Bestrebungen, Polyamorie bzw. konsensuelle Nichtmonogamie als das „*allein seligmachende Konzept*“ und als „*Weltbeglückungsideologie*“ (J: 19) zu verkaufen. Alisa geht es keinesfalls darum, andere zu „*bekehren*“ (A: 49). Sie stimmt zwar der Kritik ihres Kommilitonen zu, die „*Poly-Sache*“ sei „*voll das Dogma*“, argumentiert aber dem Kommilitonen gegenüber und dies im Interview verdoppelnd: „*Ja, okay, aber das/ die romantische Zweierbeziehung is' auch voll das Dogma. Wär's nich' einfach besser, einfach gar nichts mehr zum Dogma zu machen?*“ (A: 47). Auch Chris, der sich als einzige\*r Interviewte\*r in organisierter Form gender- und sexualitätspolitisch engagiert und durchaus Treffen, Seminare etc. besucht, die sich um Polyamorie drehen, distanziert sich von jedweden missionarischen Bestrebungen: „*Also ich hab kein Sendungsbewusstsein in dem Sinne. Also ich denke, es gibt Leute, die sind monogam wunderbar glücklich, sollen sie sein, äh ich muss niemanden bekehren*“ (C: 29). Selbst Rebecca,

die an vielen Stellen des Interviews Vergleiche zwischen Monogamie und Polyamorie zieht und letzter dabei klar den Vorzug gibt, fände es

*„wichtig, immer zu sagen, dass wir nich’ der Meinung sind, dass Poly die bessere Beziehungsform is’, sondern dass jeder sich die aussucht, die für ihn oder sie richtig is’ und angemessen, und das jede Beziehungsform ihre Vor- und Nachteile hat und man sich einfach immer dafür entscheidet, welche/ welches Set man lieber möchte“ (R: 25).*

Dieser liberalistischen Argumentation zufolge wählen freie Subjekte frei ihren jeweils präferierten und frei verfügbaren Satz an Beziehungskomponenten. Mononormativität (etwa im Familienrecht) spielt hier keine Rolle mehr. Freies Schaffen gelte auch für die Arten und Weisen, wie Polyamorie jeweils definiert und gelebt wird:

*„Bei Poly, Polyamory sind ja häufig auch so so Mythen im Umlauf, oder wie Leute denken, wie das sein muss oder so. Ich sag immer, jeder kann das so machen, wie er oder sie das möchte, ich hab immer das Gefühl, es gibt da so viele Konzepte wie’s Beziehungen gibt, alle gestalten das irgendwie selber so’n bisschen aus wie’s für sie passt. (R: 7)<sup>159</sup>*

Chacun à son goût. Die Behauptung eines freien und gleichen Zugangs zu dieser oder jener Beziehungsoption muss hier aber in dem Kontext gesehen werden, dass Rebeccas Sprecher\*innenposition in einer „*filter bubble oder sozialem Umfeld*“ (R: 31) situiert ist, die sich durch eine Hegemonie des Polyamorie-Ideals auszeichnet und insofern tatsächlich durch andere Machtverhältnisse als in der umgebenden Gesellschaft. Dies reflektiert Rebecca durchaus:

*„Ich muss mich dann auch immer daran erinnern, dass das jetzt ’n relativ kleiner Einblick is’ wahrscheinlich, dass die Leute, mit denen ich/ also dass ich zufällig mich an einem sozialen Ort befinde, wo es eine erhöhte Häufung glaub ich gibt von Menschen, die in so’nem Beziehungsmodell leben, und dass aber wenn man die Gesamtzahl oder das gesamt betrachtet auf unsere Gesellschaft, das so’n kleine Nische is’. Das is’ so’n kleiner Teich, wo halt zufällig viele Frösche sitzen, so. Aber der Rest is’ halt Wiese, wo Kühe ste-*

---

159 Rebecca bezieht sich hier vor allem auf die Poly-Norm, nicht eifersüchtig zu sein. „Häufig hab ich das Gefühl, es schwebt irgendwie so das Vorurteil oder der Mythos oder die Idee rum, dass Leute, die in Mehrfachkonstellationen oder Poly-Beziehungen oder sonst irgendwie sind, dass die ja nich’ eifersüchtig sind. Weil/ oder nich’ sein dürfen oder nich’ sein sollten oder irgendwas“ (R: 7). Wie in Abschnitt 4.2.2 herausgearbeitet, problematisieren auch die Interviewten mit Eifersucht assoziierte Affekte und Affektionen und machen sie zum Gegenstand umfassender Introspektion und Selbstbearbeitung.

*hen. Und man darf nich' denken, dass alles Teich und Frösche is', bloß weil man zufällig am Teich sitzt.“ (R: 31)<sup>160</sup>*

Und, was wären Sie lieber? Ein polyamorer Frosch am Teich oder eine monogame Kuh auf der Wiese? Quak. Dem Bild zufolge jedenfalls handele es sich um unterschiedliche Spezies mit unterschiedlichen Lebensräumen. Dies unterstreicht – trotz ihres Hinweises auf interne Variationsmöglichkeiten – Rebeccas Konstruktion von Polyamorie und Monogamie als differente Lebensformen und (Produktions-)Orte divergierender Subjekttypen.

Auch Sina räumt ein, dass sie sich mittlerweile vorwiegend „in gesellschaftlichen Blasen bewege, wo das sehr akzeptiert ist“ (S2: 117), polyamor bzw. nichtmonogam zu leben. Eine Haltung wie „wir fühlen uns irgendwie progressiv und moralisch den Monos überlegen“, die sie im Polyamorie-Diskurs durchaus wahrnimmt, lehnt sie für sich selbst aber ab. In diesem Zusammenhang argumentiert sie auch, dass und warum sich Polyamorie für sie nicht als Identität eigne:

*„Und ähm ich hab auch nich' den Eindruck, dass die Tatsache, dass wir die gleichen/ ungefähr die gleiche Beziehungsform leben, dazu führt, dass ich mich Leuten irgendwie mehr verbunden fühlen muss als/ also das is' einfach kein so relevanter Bestandteil meines Lebens, dass ich mich sofort mit Leuten identifizieren muss, die das auch machen.“ (S1: 69)*

Sina positioniert sich, um noch einmal auf Rebeccas Fabel zurückzukommen, ausdrücklich *nicht* als Frosch unter Fröschen. Zum einen leben eben nicht alle in der gleichen Lebensform, wie Sina selbst korrigiert. Die homogenisierende Konstruktion *einer* sozialen Identität würde immanente Differenzen womöglich überblenden. Zum anderen eignet sich die Beziehungsform bzw. -praxis auch nicht zur Abschließung nach außen: Sina hat offenbar andere „Bestandteil[e]“ und Bezüge in ihrem Leben und ihrer Subjektivität, die quer zur Beziehungsform verlaufen oder daran vorbei, denen sie mehr Relevanz beimisst. Womit nicht gesagt ist, dass sie einer anderen Identitätskategorie den Vorzug gibt.

---

160 Auch Ben veranschlagt einen großen Unterschied zwischen seinen eigenen Erfahrungen mit Toleranz, häufig auch Akzeptanz und aktivem Support durch Menschen aus seinen gewählten näheren sozialen Bezügen einerseits und der mononormativen, polynegativen Stimmung im breiteren gesellschaftlichen Kontext andererseits: „das hat schätzungsweise was damit zu tun, also dass diese beiden Erfahrungen so auseinander gehen, dass ich jetzt natürlich schon 'n gewissen Freundeskreis hab und auch meine Freunde natürlich 'n gewissen Freundeskreis haben, der sowas eher bereit is' zu akzeptieren und da Reaktionen nich' so hart ausfallen“. (B: 156) Ebenfalls aus der (selbst-)kritischen Einschätzung heraus, sich gewissermaßen gemächlich in Oasen der Polyfreundlichkeit eingerichtet zu haben, mahnt sich Rebecca dazu, ihre selektiv positiven Erfahrungen nicht zu sehr zu verallgemeinern und nicht naiv auf das gesamtgesellschaftliche Klima zu übertragen.

Eher scheint sie mir grundsätzlich kritisch gegenüber den Mechanismen und Konsequenzen der Identitätsproduktion.

#### **4.4.2.4 Wider die Anrufung**

Insbesondere für Viktor und Sina ist der Widerstand gegen Beziehungsnormen auch eine Frage der Zurückweisung gängiger Bezeichnungen und sprachlicher Kategorisierungen. Um sich und andere vor der performativen Kraft amatonormativ aufgeladener Worte zu schützen, versuchte Sina früher – so wie Viktor noch heute – sich der Verwendung von Begriffen wie ‚Beziehung‘, insbesondere ‚Liebesbeziehung‘ zu enthalten. *„Wenn ich sage »Ich hab ’ne Beziehung mit jemandem«, was ich mittlerweile öfter mal tue, dann pack ich da ’n Label drauf, das schon bestimmte Regeln [...], die mit dem Begriff verknüpft sind, mittransportiert“ (S1: 19).*

Sofern eine ‚Beziehung‘ diskursiv als romantische (oder auch reine) Beziehung, jedenfalls als intime Sozialbeziehung von in der Regel zwei Menschen gerahmt ist, werden damit bestimmte Erwartungen zum Verhältnis der Beziehungspartner\*innen verknüpft – z.B. dass sie auch sexuell miteinander verkehren und dass sie füreinander die wichtigsten sozialen Bezüge abgeben, dass sie zusammen wohnen (wollen) oder wenigstens im Kino nebeneinander sitzen. Um solchen platz- und verhaltensanweisenden Anrufungen auszuweichen, zog Sina es lange vor, ihre Verbindungen *„ungelabelt“* zu belassen (wobei sie hinzufügt, dass sie das Wort *„polyamor“* damals noch nicht kannte).

*„Ungelabelt bedeutet für mich, es gibt auch im Grunde keine Regel, außer denen des normalen moralischen Umgangs miteinander, natürlich schlägt man niemanden oder so. Also indem man ähm es in keine Kategorie einsortiert, äh oder so verwend’ ich glaub ich den Begriff ungelabelt, ähm hat man auch keine Kategorien, die mit irgendwelchen Normen und Regeln ... belastet is’.“ (S1: 15)*

Die Rechts- und Verhaltensnormen des gesellschaftlichen Meta-Moralcodes, der das Moralverhalten, das soziale Handeln aller oder der meisten Subjekte zu regulieren beansprucht (unabhängig von ihrer Beziehungsform und unabhängig davon, ob sie überhaupt eine Beziehung führen), bleiben intakt. Alle Anrufungen und Normierungen, die sich engmaschiger und spezifischer auf die Gestaltung von – per Benennung als solche konstituierte, kategorisierte und voneinander abgegrenzte – Liebesbeziehungen, Bettgeschichten, Ehen, Partner\*innenschaften, Bekanntschaften, offenen Beziehungen, Verwandtschaften, Freundschaften, Polybeziehungen, Affären etc. sowie auf die darin involvierten Subjekte richten, werden suspendiert. Indem man sich des Sprechaktes und

der Anrufung enthält, welche die Subjektposition zuweisen (und damit auch immer wieder neu mit herstellen) würden, bleibt auch das Positionieren bzw. Positioniert-Werden aus: „Also jemanden als ‚meine Freundin‘ zum Beispiel vorstellen möchte‘ ich überhaupt nicht‘, weil ich dann gleich jemanden auf eine bestimmte Rolle reduziere.“ (V: 82)<sup>161</sup> Das Problem ist hier nicht nur die Bezeichnung und Positionierung als „Freundin“, die eine ganze Batterie diskursiv produzierter Vorstellungen davon aufruft, „was ihre Aufgaben sind als Freundin“ (T: 5). Das besitzanzeigende Fürwort „meine“ zeigt, in Überschneidung und Zusammenspiel des mono- und heteronormativen Diskursrahmens, eine heterosexuelle monogame Zweierbeziehung an:

„Wenn ich aber sage »Das is’ meine Freundin«, verstehen alle sofort darunter, okay, die haben ’ne monogame Beziehung. Und ähm das heißt, ich bin dann/ fühl’ mich dann immer so/ hab so das Gefühl, ich müsste jetzt sofort erklären, was es is’, weil es dafür irgendwie keinen richtigen Ausdruck gibt.“ (F1: 143)

Verzichtete Felix hingegen auf das mononormativ aufgeladene Possessivpronomen und bezeichnete Sina stattdessen als ‚eine Freundin‘, würde er die Innigkeit und Bedeutung der Beziehung herunterspielen. Denn er verwies nach hegemonialer Interpretation auf eine ‚reine‘ Freund\*innenschaft (unter vielen). Freund\*innenschaften wird aber im romantisch-amatonormativen Diskurs weitaus weniger Wichtigkeit beigemessen als Liebesbeziehungen, und so käme Felix auch hier in Erklärungsnot und/oder müsste Missverständnisse in Kauf nehmen (ausführlich zur Benennung als ‚meine Freund\*in‘ vs. ‚eine Freund\*in‘ und mononormativer Sprache: Mayer 2020a).

Drohe die Etikettierung als ‚Beziehung‘ einerseits, sich damit auch gleich bestimmte Normen und Subjektpositionen einzukaufen, die spezifisch mit dem Konzept romantischer (oder reiner) intimer (Zweier-)Beziehungen verknüpft sind, so ist der Begriff für

---

161 Auch andere Interviewte problematisieren die mononormativen Zuschreibungen und Positionierungen, die mit dem gängigen Vokabular verbunden sind, und die Schwierigkeit, innerhalb einer mononormativen Sprache die richtigen Worte zu finden: Statt des radikalen Verzichts auf bestimmte Begriffe wäre es – unter bestimmten Bedingungen – auch denkbar, sich diese subversiv anzueignen und an ihrer Resignifizierung mitzuwirken (Mayer 2020a; Schütze 2022) oder sich an eigenen Wortschöpfungen zu versuchen (Barker 2005; Barker/Ritchie 2006) oder sich in einem der etwa im Internet auffindbaren Poly-Glossare zu bedienen (umfangreich etwa das von Franklin Veaux editierte glossary unter <https://www.morethantwo.com/polyglossary.html>). Zwar ist es für einige Interviewte reizvoll und „interessant, so diese neuen Worte überhaupt zu finden, nā ((\*)). Also früher kannte ich überhaupt nur Beziehung oder Freund oder Partner oder Partnerin, und jetzt, weiß nich’, irgendwann hat dann eine gesagt, »Ja, wir können ja ’ne Freundschaft Plus haben.«.“ (P: 7) Dennoch ist die Komplexität der Verbindungen manchmal offenbar doch zu komplex, um neue begriffliche Schubladen dafür auszumachen. Wenn Jonas etwa sprachlich „auf Katinka Bezug nehmen will, [...] das is’ halt noch mal komplexer so. ((lacht kurz)) Genau. Is’ immer so’n bisschen das Problem, wie redet man drüber.“ (J: 49) Denn „es gibt ja in der Sprache noch nich’ mal Begriffe dafür, die Freundin des Freundes meiner Freundin. Das wär ja Katinka.“ (J: 27)



Viktor gleichzeitig zu unspezifisch:

*„Also ich möchte/ ... ich hab's schwierig gefunden, 'nen Beziehungsbegriff zu finden, der äh für ((schnalzt)) allgemein für Beziehungen zwischen Menschen gilt. Was ich mir vorstellen kann is', dass ich über die Beziehung zwischen mir und Sina reden kann, wie ich über die Beziehung zwischen mir und Felix oder mir und meinen Eltern oder mir und irgend'ner andern Einzelperson reden kann, aber ähm wir haben jetzt nichts, was man verallgemeinern kann.“ (V: 92)*

Eine Subsumierung unter dem Beziehungsbegriff negiere und überschreibe demnach die Individualität der Beziehungssubjekte und die Singularität der Arten und Weisen, wie sie sich aufeinander beziehen und in welcher Relation sie zueinander stehen oder sich bewegen (zur Wertschätzung und Norm der Individualität vgl. 4.4.1.1) Auch wenn Viktor den Begriff nicht verwendet, so kommt seine Positionierung mit der Affirmation persönlicher Autonomie und der individuellen Gestaltung aller zwischenmenschlichen Beziehungen dem Konzept der Beziehungsanarchie (vgl. 2.4.3) recht nahe.<sup>162</sup> Seine Verbindungen mit anderen als ‚Beziehung‘ zu definieren und dieses Wort zu verwenden, vermeidet Viktor daher – bis auf strategisch-pragmatische Ausnahmen:

*„Ich quäl' mich da immer. Ich glaub, Sina is' dazu übergegangen, mich ihren Freund zu nennen, oder von 'ner »offenen Beziehung« zu reden, ich sag »offene Beziehung«, wenn ich ähm ... äh ... keine Lust habe, mich ... äh mit andern Personen länger über'n Begriff zu unterhalten, sondern einfach nur schnell was überkriegen möchte und es sich nich' vermeiden lässt, und sonst versuch ich einfach, ähm die Situation zu beschreiben. Man kann auch sagen, ich möchte dem kein Label geben. ... Das is' 'n bisschen umständlich.“ (V: 92)*

Dass es mitunter „umständlich“ sein oder jedenfalls viel Kommunikation erforderlich machen kann, auf die Zitation von – in Viktors Perspektive offenbar unrettbaren, nicht (hinreichend) resignifizierbaren – amatonormativen Worten und Konzepten zu verzichten, kann Sina nur bestätigen: Um sich Viktors Zuneigung zu versichern, sei es für sie manchmal erforderlich, *„sehr lange darüber zu reden, [...] warum es von ihm halt nie 'ne Liebeserklärung geben wird, [...] und irgendwie alle möglichen Alternativformulie-*

---

<sup>162</sup> Dass der Begriff Beziehungsanarchie nur in einem Interview (Chris) verwendet bzw. als Referenz genannt wird, dürfte auch der Tatsache geschuldet sein, dass das Konzept in Deutschland erst seit Mitte der 2010er Jahre breiter diskutiert wird, während ich die Datenerhebung 2015 abschloss. Die Aussagen der Interviewten zeigen aber, dass viele Fragmente des Konzepts Beziehungsanarchie schon in der ersten Hälfte der 2010er im Nichtmonogamie-Diskurs anzutreffen sind und ihn mitgestalten.

rungen zu verwenden“ (S2: 157).<sup>163</sup>

Schadler und Villa (2016: 16) haben im Sample ihrer Subjektivierungs-Studie (siehe 2.4.2) ebenfalls eine Interviewpartnerin, die ihren „Beziehungen“ „kein Label“ geben möchte. Hierzu konstatieren die Autor\*innen: „Dies stellt [...] u. E. durchaus auch eine subjektivierende Distinktionsstrategie im Sinne der ‚reflexiv-individualisierten‘ Person dar, die sich anti-konventionell die eigene (Beziehungs-)Biographie ‚bastelt‘ (Hitzler/Honer 1994).“ (Schadler/Villa 2016: 16) Auf die Fragen der Individualisierung, A-Konventionalität und Distinktion komme ich weiter unten zurück. Eine Positionierung als Bastler\*in scheint mir aber bei der Strategie des *un-labeling* nicht im Vordergrund zu stehen, zumal nicht im Sinne der naiv-vergnügungssüchtigen Bastelexistenzen und 1990er-Jahre-Subjekte Hitzlers. (Eine solche Selbstpositionierung wäre, wenn überhaupt, am ehesten noch Rebecca zuzuschreiben, laut der sich freie Subjekte nach Gusto an Beziehungs-Sets bedienen können. Allerdings geht es bei ihr, zeitgemäßer, um Beziehungsqualität, Authentizität und Selbstverwirklichung, nicht primär um Fun.) Vor dem Hintergrund poststrukturalistischer Diskurs-, Macht- und Subjekttheorie (siehe insbes. 2.1.4) kann zwar in Zweifel gezogen werden, dass es funktioniert, mittels des individuellen Verzichts auf eine sprachliche Kategorisierung der jeweiligen, ähm, sozial-affektiven Verbindung *alle* für das Moralverhalten relevanten Anrufungen aus den Subjektivitäten und der Interaktion herauszuhalten bzw. zu entfernen. Insofern mag dieser Ansatz als Omnipotenzfantasie eines möchtegern-souveränen Subjekts erscheinen. Inwieweit es tatsächlich möglich ist, sich (und die Bezugssubjekte) von diskursiven Anrufungen und von deren Performativität zu emanzipieren, indem man selbst die Anrufungen nicht wiederholt (zumindest nicht sprachlich), ist eine interessante Frage. Für die Analyse der Selbstpositionierungen muss aber mit einbezogen werden, dass es hier bei Weitem nicht nur darum geht, sich diskursiv vorgeschriebenes Moralverhalten und vorgefertigte Subjektpositionen vom Leib zu halten und zu verhindern, dass man sich qua Sprachpraxis „selber diese monogamen Regeln auferlegt“ (S1: 5).

---

163 Auch Sina lehnt den Begriff Liebe wegen seines mononormativen Zuschnitts eigentlich ab (was sie aber nicht daran hindert, sich als „polyamore Beziehungen“ (S1: 163) führend zu verorten). Ihre Ausklammerung von Liebes-Talk wiederum ist für Felix manchmal nicht ganz einfach. Er erzählt von einem „wahnsinnig schöne[n] Moment einfach, wo wir da im Bett lagen, und sie gesagt hat »Weißt du was, ich war in den letzten Wochen öfter mal kurz davor, dir ’ne Liebeserklärung zu machen«, [...] und dann meint’ ich so, »Aber du hast doch, keine Ahnung, gesagt, du findest den Begriff blöd der willst den nich’ verwenden«, äh meinte sie »Ja, trotzdem.« ((lacht)) ((schmunzelnd\*)) Und das war einfach ’n sehr intensiver, sehr sehr schöner Moment, so. Ähm und wo irgendwie klar war, okay, sie steht jetzt vor dem Dilemma, sie will halt dieses Wort nich’ benutzen, aber sie muss/ sie will halt trotzdem irgendwie ausdrücken, dass ((\*)) ... dass sie einfach sehr viel für mich empfindet und so weiter.“ (F1: 21)

„Wenn ich sage, dass das ungelabelt war, dann ähm sind es wirklich nur noch die eigenen Regeln, also dann mach' ich keine Aussage darüber, welche Regeln gesellschaftlich mit einem Begriff schon verknüpft sind, aber ich kann natürlich trotzdem meine eigenen Regeln aufstellen“ (S1: 19).

Es geht den Interviewten eben nicht, oder jedenfalls nicht ausschließlich darum, sich vom alten Moralcode zu lösen und als (vermeintlich) freies Individuum irgendwie ‚sein Ding‘ zu machen. Wie prekär und flexibel sie auch sein mögen, „sich Regeln [zu] geben“ (R: 25), nur eben „meine eigenen Regeln“ bzw. unsere eigenen Regeln, ist für viele Interviewte (zumindest im Interview) ein wichtiger Bezugspunkt der Selbstpositionierung als *moralisches Subjekt*. Ich gehe sogar noch weiter und stelle die Hypothese auf, dass selbst die Behauptung einer Abwesenheit von Regeln, Anrufungen und tradierten Wiedererkennungsritualen nicht ausschließlich der Positionierung als „reflexiv-individualisierte Person“ dient und auf eine entsprechende Subjektposition verweist. Zusätzlich ermöglicht sie eine narrative Selbstpositionierung als Subjekt einer (neuen und im Vergleich zur mono- bzw. amatonormativen ‚besseren‘) Moral und einer Ethik, die eine besondere Qualität und Ästhetik der Existenz hervorbringt.

#### **4.4.3 Hypothesen**

Bereits für sich genommen, erst recht aber in der Zusammenschau mit den Ergebnissen der vorherigen Analysekapitel, bilden die in Unterkapitel 4.4 herausgearbeiteten Aussagen des Moralcodes (oder der verschiedenen Moralcodes), auf den oder die sich die Interviewten beziehen, ein hochkomplexes Anforderungsprofil an Moralverhalten und Subjektivität: Ich soll an mir arbeiten und dennoch echt bleiben (oder werden). Ich soll authentisch meinen Bedürfnissen folgen und mich frei entfalten könnten. Und trotzdem den Ansprüchen der anderen gerecht werden, die ich durch meine Bedürfnisse nicht einschränken darf. Ich soll gut für mich selbst sorgen und mich um das Wohlergehen der anderen kümmern. Ich soll immer ehrlich die Wahrheit sagen, aber weiß vielleicht manchmal selbst gar nicht so genau, was die Wahrheit ist, wo sie anfängt und aufhört und in welchem Umfang und Rahmen ich sie äußern kann. Meine Integrität beweist sich darin, dass mein Sprechen, Fühlen und Handeln stets übereinstimmen. Aber Rücksichtnahme, Einvernehmlichkeit und die Integrität der anderen gebieten es – dafür gibt Tims affektiver Übergriff das beste Beispiel – „dass man [...] nicht immer das tut, was man fühlt“ (T: 19). Ich bin von Mononormativität (und allen möglichen anderen Normen) umgeben und vermutlich sogar durchwirkt, soll aber meine eigenen Regeln aufstellen

(oder gar keine). Und dabei keinesfalls polynormativ werden. Puh!!

Ich habe bereits weiter oben (in Hypothesen-Abschnitt 4.3.5 ) die Hypothese aufgestellt, dass ein Beziehungsmodell, das seine Subjekte nur gängete und vor unlösbare Aufgaben stellte, ohne dabei auch produktive Anreize zu setzen, heutzutage mit wenig Zulauf rechnen könnte. Und dass es deshalb Sinn macht, bei der Analyse auch nach solchen produktiven Anreizen Ausschau zu halten. Ich denke, ich habe in den Daten einige gefunden bzw. sie aus den Daten heraus zusammengebaut. Um erneut Rebecca zu zitieren: „*Es is' halt anstrengend und schwierig, aber es is' auch super interessant.*“ (R: 89) Bewege ich mich eher in einem Diskurs, der Identität als „Kontinuität der Person“ (Keller/Bosančić 2017: 35) fasst, bieten mir konsensuelle Nichtmonogamie, insbesondere Polyamorie, die Chance auf Selbstfindung. Bewege ich mich eher in einem Diskurs des „Projektcharakters der Identität“ (Renn 2016: 21), bieten sie mir die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung. Beide Subjektpositionen müssen sich, das lässt sich ebenfalls aus den Daten herauslesen, nicht ausschließen. Und aus beiden Positionen heraus kann ich mich narrativ als authentisches Subjekt positionieren. Die Devise: „Tue was immer Du für richtig hältst, aber tue es authentisch...“ (Schneider 2009: 285) gilt hier allerdings nur bedingt. Zwar vertreten Interviewte wie Rebecca eine liberalistische Position der freien Beziehungsformen(komponenten)wahl, solange sie nur für die Einzelnen stimmig sind. Gleichzeitig legt der Moralcode an die Subjekte hohe Standards des Moralverhaltens an (s.o.). Die narrative Bezugnahme auf diese Tugenden (nicht notwendig auf alle auf einmal), durch die diese Tugenden gleichsam mitproduziert werden, ermöglicht es, sich als ‚gutes‘ Subjekt einer guten Beziehungs- und Selbstführung zu positionieren.

Abschließend möchte ich noch eine Hypothese aufstellen. Die Interviewten legen großen Wert auf Individualität und Selbstbestimmtheit – nicht nur innerhalb ihrer Beziehungen, sondern auch im Verhältnis zu normierenden Anrufungen. Letzteres wird durch eine biographische Kontinuität des Andersseins (vgl. insbes. 4.1.1.1) und/oder durch die Verortung in der gegenwärtigen freiheitlichen, selbst gestaltbaren und anti-normativen Beziehungsform (vgl. insbes. 4.4.2.1, 4.4.2.2 und 4.4.2.4) belegt. Ferner: Nur soweit und solange konsensuell nichtmonogame Beziehungen *etwas Besonderes* sind, können sich die Subjekte qua ihrer Lebensform glaubhaft als singular positionieren. Vor diesem Hintergrund birgt die Situierung in sozialen und diskursiven Kontexten, in denen Nichtmonogamie bereits „*ziemlicher Standard*“ (S2: 117) ist, die Gefahr einer narrativen Selbstnormalisierung: Vielleicht sind die eigene Lebensweise und, weitergedacht, die

Subjektivität, gar nicht so unkonventionell und originell, so singulär wie gewünscht? Ich möchte die These aufstellen, dass die in den Interviews angebrachte Kritik an Polynormativität und die Selbstpositionierung in Distanz zu einer spezifischen „*Poly-Kultur*“ (S1: 67), Glaubenslehre und/oder zur Konstruktion einer sozialen Identität, die auf der Lebensform basiert, auch dazu dient, sich weiterhin als singuläres, differentes statt normalisiertes Subjekt positionieren zu können.

## 5 FAZIT: IM ZWEIFEL GEGEN ZWEISAMKEIT UND NORMATIVITÄT

In diesem fünften und abschließenden Kapitel rekapituliere ich die Analyseergebnisse und die daraus gewonnenen Hypothesen. Zur Einordnung und Bewertung der Ergebnisse bringe ich sie noch einmal mit Foucaults Subjektivierungskonzept sowie mit Reckwitz' These einer gegenwärtigen Hegemonie des singularistischen Lebensstils (2019) ins Gespräch.

In Kapitel 4 habe ich narrative Selbstpositionierungen von 17 Interviewpartner\*innen, mit denen ich narrative Interviews (Schütze 1977) geführt habe, untersucht und verglichen. Bei aller Unterschiedlichkeit ihrer Positionierungen und der diskursiven Subjektpositionen, auf die sie (möglicherweise) verweisen, eint sie – als Kriterium, das sie als Bestandteile meines finalen Samples qualifiziert –, dass sich die Positionierungen auf die eine oder andere Weise auf eine Praxis konsensueller Nichtmonogamie beziehen, an der die Interviewten persönlich teilgehabt haben oder teilhaben. Bei der Analyse der Daten habe ich mich an der Grounded Theory Methodologie (Strauss/Corbin 1996) und der Interpretativen Subjektivierungsanalyse (Bosančić 2019) orientiert und diese um Perspektiven der Situationsanalyse (Clarke 2012) und der *agencement*-Analyse (Tsianos/Pieper 2011) ergänzt. In einem iterativ-zyklischen, subjektiv nicht krisenfreien Forschungsprozess, bei dem sich mehrere Runden der Datenerhebung und -auswertung samt des Konstruierens, Verbindens, Verwerfens und Neuordnens von Kategorien abwechselten, habe ich vier Arenen der Subjektivierung kartiert. Dass sie so und nicht anders konstruiert wurden, ist Ergebnis meiner Analyse und Interpretation: Wie in Abschnitt 3.2.4 besprochen, kann eine Analyse narrativer Selbstpositionierungen und ihres Verhältnisses zu diskursiven Subjektpositionen zwar brauchbare Hinweise auf „tatsächliche Subjektivierungsweisen“ (Keller/Bosančić 2017: 39) liefern, diese jedoch nicht eins zu eins rekonstruieren.

In Abschnitt 4.1 habe ich gezeigt, dass Nichtmonogamie dazu dienen kann, sich wie Luca oder Rebecca als widerständiges Subjekt zu positionieren. Die Spur des Andersseins, das beide für sich in Anspruch nehmen, zieht sich retrospektiv in der Selbstpräsentation wie ein roter Faden durch ihr Leben. Manchmal, wie bei Paula, wird der rote Faden der Identität rückwirkend entdeckt: Nachdem und weil sie dem Konzept der Polyamorie begegnet ist, konnte sie erkennen, was sie in Wirklichkeit immer schon war. Dank Polyamorie habe sie zu ihrem wahren Selbst und Begehren gefunden. Die heutige

Identität kann auf tiefe lebenszeitliche Wurzeln zurückgreifen (so dass eine\*r sich biographisch selbst gleichgeblieben ist) und/oder auf einer konsistenten, bruchlos nichtmonogamen bzw. polyamoren Subjektivität im Hier und Jetzt fußen (wo die eigenen Affekte und Handlungen voll und ganz und mühelos dem Code entsprechen). Dann wird, wie bei Chris, aus einer Praxis – „poly“ leben – ein Subjekt, vielleicht sogar eine Subjektform: ein\*e „Poly“. Nichtmonogamie als Identität verleiht dem Subjekt Kontinuität, Kohärenz und Konsistenz. Eine Subjektposition der Identität produziert und stabilisiert Differenz und Distinktion: Abgrenzbarkeit und Abgrenzung vom normierenden und normierten sozialen Umfeld oder – was manchen Positionierungen zufolge fast das Gleiche zu sein scheint – von den „Monos“. Zu Selbstpositionierungen, die einer Subjektposition der Identität nahestehen, habe ich die These aufgestellt, dass sie zum einen eine Legitimierung (oder Apologetik) der Lebensweise darstellen: Nichtmonogamie entspreche eben dem wahren Selbst. Zum anderen dienen sie der Selbstermächtigung: Statt sich von Mononormativität gängeln oder infiltrieren zu lassen, wie die anderen es tun, widersteht man gradlinig und aufrecht jeder Normierung und Normalisierung. Allerdings wird die Positionierung in einer Subjektposition der Identität, so habe ich ausgeführt, möglicherweise durch das Erhebungsinstrument narratives Interview forciert. Zuletzt habe ich darauf hingewiesen, dass eine Positionierung als schicksalhaft und unabänderlich nichtmonogam, wie sie sich bei Alisa findet, auch als Gegenpositionierung zu Anrufungen (oder Anschuldigungen) deutbar ist, Polyamorie sei Ausdruck neoliberaler Selbstmodulation und Selbstoptimierung.

Identitätsnarrative kontrastierend, bin ich in Abschnitt 4.2 anderslautenden Positionierungen nachgegangen. Hier ist es ein diskontinuierlicher Prozess, manchmal gar Zufall, der das Subjekt zur Nichtmonogamie bringt (oder die Nichtmonogamie zum Subjekt). Manchen Geschichten zufolge kehrt eine\*r den Anrufungen der Monogamie-Norm irgendwann im Leben anlassbezogen, abrupt oder allmählich den Rücken, um in Richtung konsensueller Nichtmonogamie aufzubrechen. Oder das Subjekt wird affektiv mitgerissen und stürzt sich ‚kopflös‘ in eine nichtmonogame Praxis (eine Positionierung, die je nach Kontext auch hoch problematisch sein kann, wie das Beispiel von Tim zeigt). Wer plötzlich und unvorbereitet in eine nichtmonogame Situation eintritt oder geworfen wird, muss und kann sich nicht als ‚fertiges‘ nichtmonogames Subjekt entwerfen. Jenseits einer Subjektposition der Identität werden (im Interview) widerspenstige, rest-mononormative Affekte problematisierbar. Der Teil des Subjekts, der noch für mononormative Affektionen empfänglich ist, bildet den Stoff bzw. die *ethische Substanz*

(vgl. 2.1.2), die es zu bearbeiten gilt: Die Subjektivität soll sich vom alten Moralcode (Monogamie) lösen und in Richtung des neuen Moralcodes (Polyamorie) transformiert werden. Das Subjekt darf sich nicht gleich bleiben, aber das bedeutet nicht, dass es sich frei an individuellen, selbst aufgestellten Zielvorstellungen ausrichten könnte.

Besonders deutlich wird das am Affekt Eifersucht. Das Subjekt, das sich selbst als eifersüchtig erkennt, hat die Aufgabe, sich so zu modifizieren, dass es von der Nichtmonogamie des\*der Partner\*innen nicht mehr negativ affiziert wird, also nicht mehr (so) eifersüchtig ist (wobei es auch Interviewte gibt, die dies als polynormativ zurückweisen). Die Selbstbearbeitung soll dazu dienen, sich selbst besser zu fühlen, aber auch dazu, das Verhältnis zu den anderen Beteiligten zu verbessern. Insofern ist es keine rein selbstbezügliche Tätigkeit. Zudem kann und soll Eifersucht auch kommuniziert werden, damit die anderen mittels Sorgearbeit ihren Anteil an der Affektion ausräumen bzw. neu ausrichten können. Primär obliegt es aber der Verantwortung des eifersüchtigen Subjekts, die eigene Subjektivität und das Moralverhalten (nach und nach) an der Anweisung des Poly-Moralcodes auszurichten. Oder sich zumindest so gut ‚im Griff‘ zu haben, sich so gut regieren zu lernen, dass den anderen möglichst wenig Beeinträchtigung erwächst. Schließlich besteht die moralische Verpflichtung, die Freiheit der anderen nicht einzuschränken (vgl. 4.4.2.1). Allerdings kann die Positionierung als weitgehend eigenverantwortliches Subjekt auch als eine strategische gelesen werden: Als Einsatz, um das Beziehungsmodell vor mononormativer Kritik und Verurteilung zu schützen. Wenn Eifersucht für Probleme sorgt, dann beweist das nach dieser Logik noch lange nicht, dass Polyamorie als Beziehungsform grundsätzlich Schmerzen verursacht und immer an der vermeintlichen ‚anthropologischen Konstante Eifersucht‘ scheitern wird. Es heißt nur, dass ein Individuum in diesem Einzelfall (noch) nicht ausreichend an sich gearbeitet hat. Ich glaube zwar nicht, dass mir die Interviewten eine mononormative Haltung zuschreiben, gegen die sie sich im Interview vorsorglich in Stellung bringen. Vielleicht aber gegen antizipierte mononormative Ressentiments der Öffentlichkeit.

Marks Selbstpositionierung als Subjekt, das in Öffnung für einvernehmliche Nichtmonogamie begriffen ist, werte ich als Unterfütterung einer schon früh (Mayer 2011) aufgestellten These: Monogamie und Nichtmonogamie sind nicht als Dualismus und Frage eines absoluten und statischen Entweder/Oder zu begreifen; weder zeitigen sie zwei jederzeit klar geschiedene Beziehungsweisen noch repräsentieren sie zwei fundamental unterschiedliche Haltungen und Subjektivitätsformen. Das lässt sich auch an Lucas Position zeigen: Wie wir sahen (unter 4.4.2.2), definiert dey Beziehungen in sexueller Hin-



sicht als notwendig nichtexklusiv, im Hinblick auf die Distribution von Liebe aber als unvermeidlich nur zwei Beteiligten vorbehalten. In der Zusammenschau von Tims Erzählung seines ruckartigen, radikalen Exodus' aus der als einschränkend gerahmten Monogamie und Marks Erzählung einer vorsichtigen Passage habe ich eine weitere Hypothese formuliert: Ein mono-flexibles Modell mit partiellem Spielraum für nichtmonogame Sexualität, wie Mark es entwirft, erweist sich heute vielleicht als geeigneter das Zweierbeziehungsmodell ‚zu retten‘ als die knallharte Verpflichtung auf Exklusivität.

Mit Blick auf Marks erzählte Abkehr von der zuvor idealisierten Kleinfamilien- und Häuslebau-Mentalität der Eltern habe ich die Frage aufgeworfen, ob die Positionierung als nichtmonogam werdendes Subjekt für *mehr* stehen könnte als für den Wechsel von einer Beziehungsform in eine gleichwertige andere. Nämlich für einen qualitativen Sprung von einem nach heutigen Gesichtspunkten überkommenen Lebensstandardmodell hinein in eine als zeitgemäßer, eventuell sogar als ‚höherwertig‘ angesehene Lebensform. Aus Abschnitt 4.1 konnte ich mitnehmen, dass die Positionierung als nichtmonogam zugleich der Positionierung als im affirmativen Sinne unkonventionell und different dienen kann. Es fehlten aber noch Erkenntnisse dazu, was genau den progressiven Appeal und die Attraktivität von Nichtmonogamie bzw. Polyamorie ausmacht. Diesen Fragen bin ich in den Abschnitten 4.3 und 4.4 weiter nachgegangen.

In Abschnitt 4.3 habe ich gezeigt, dass der Moralcode konsensueller Nichtmonogamie mit seinem Gebot der Einvernehmlichkeit ein hochkomplexes Anforderungsprofil produziert: Die Subjekte sollen kommunikationsfähig und -willig sein, sie sollen sich selbst durchschauen und sich den anderen rückhaltlos offenbaren. Das sollen sie selbst dann, wenn dafür gelegentlich „*’ne extrem hässliche Wahrheit*“ (B: 27) ausgesprochen und angehört werden muss. Sie sollen ihre eigenen Anliegen und Vorstellungen (die es ggf. erst einmal zu entwickeln gilt) in die Verhandlungen einbringen und gleichzeitig die Ideen und Bedarfe der anderen aufnehmen und achten. Wie die Analyse zeigt, positionieren sich die Interviewten *nicht* allesamt als Subjekte, die diesen vielschichtigen, miteinander widersprüchlichen Forderungen und Anrufungen in ihrer Subjektivität und in ihrem Handeln jederzeit voll gerecht werden wollen und/oder können. Die Anforderungen an das Moralverhalten sind manchmal zu groß und zu mächtig und manchmal auch zu unklar. Oder die Subjekte widersetzen sich willentlich der Offenbarungspflicht, so dass man ihnen „*die Information [...] aus der Nase ziehen muss*“ (S2: 15). Den Prinzipien der Transparenz und Verständigung jederzeit vollkommen genüge zu tun, scheint mithin keine notwendige Bedingung dafür zu sein, sich als „moralisches Subjekt der ei-

genen Handlungen“ (Foucault 1984: 83) zu positionieren – solange man sich wenigstens redlich bemüht. In diesem Sinne ist der Moralcode, ist die Positionierung als Subjekt konsensueller Nichtmonogamie nicht attraktiv, *obwohl* die Anforderungen so hoch sind, sondern *weil* sie so hoch sind.

Im selben Teil der Analyse habe ich allerdings auch gezeigt, dass strukturelle soziale Ungleichheiten, Mehrfachdiskriminierungen und Machtgefälle innerhalb der Beziehungskonstellation entscheidenden Einfluss auf die Chancen haben, die eigenen Standpunkte, Bedürfnisse und Grenzen zu artikulieren, verständlich zu machen und durchzusetzen. Zu Schadlers (2020: 178) Frage „Was ist mit Menschen, die nicht gern sprechen wollen oder können?“ lässt sich anhand meiner Ergebnisse zugespitzt sagen: Menschen, die intersektional und/oder im Beziehungsgefüge privilegierte Subjektpositionen bekleiden, können es sich entgegen des Poly-Moralcodes unter Umständen leisten, nicht sprechen zu wollen und nicht im geforderten Maße zu kommunizieren. Menschen, die intersektional und/oder im Beziehungsgefüge auf benachteiligte Subjektpositionen verwiesen sind, können es sich entgegen des Poly-Moralcodes unter Umständen nicht leisten, zu sprechen. Tun sie es dennoch, werden sie womöglich überhört oder missverstanden.

Im Anschluss an die unter 4.3 formulierte These vom produktiven Moralcode bin ich in Abschnitt 4.4 weiteren Subjektivierungsanreizen und -gewinnen nachgegangen. Die Interviewten schreiben sich eine Reihe von Tugenden zu, erwarten diese aber auch von ihren Partner\*innen: Sie wünschen sich Individualität, insbesondere in Form von Eigenständigkeit und Einzigartigkeit. Sie messen einer guten Sorge um Sich einen hohen Wert zu, aber auch der Sorge um die anderen. Die Devise, wechselseitig die Freiheit der anderen zu achten und einander nicht einzuschränken, soll authentische Selbstverwirklichung und freie Entfaltung ermöglichen (was nicht nur in Beziehungen, sondern auch in anderen Lebensbereichen angestrebt wird). Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Authentizität sind ihnen weniger moralische Vorschrift denn Ethos. Sie wenden „gewusste und gewollte Praktiken“ (Foucault 1989: 18) und Techniken an, um sich zu besseren polyamorren Subjekten zu machen. Darunter findet sich prominent die Selbstreflexion, allerdings unterstützt durch Kommunikation mit anderen menschlichen Akteur\*innen (verständnissvollen Freund\*innen) und nichtmenschlichen Akteur\*innen (Büchern, Diskursen). Vor allem Rebeccas Selbstpositionierung zufolge werden diese Techniken aber nicht nur dazu genutzt, bessere Polyamorie zu praktizieren. Vielmehr wird Polyamorie als *Technologie des Selbst* gerahmt, als ein umfassendes Set von Werkzeugen und Prozeduren zur Umformung und Veredelung der Subjektivität und Existenzweise (auch über die

Liebesbeziehungs-führung hinaus). Etwas instrumenteller und markt-gängiger gefasst, bieten „Poly-Konstellationen“ – im Gegensatz zu einer drögen „Mono-Beziehung“ – für Sozialkompetenztraining und „Persönlichkeitsentwicklung [...] einfach das fruchtbarste Feld“ (R: 89).

Um sich und mir die (Um-)Gestaltungsfähigkeit von Beziehungskonstrukten zu illustrieren, bemühen einige Interviewte Metaphern des Bastelns und Bauens. Mit den Analogien und Bildern des Werkens positionieren sie sich aber nicht als autonome, durch und durch individualisierte Architekt\*innen des Selbst. Ihre Konstruktions- und Umbauaktivitäten sind auch kein *l'art pour l'art*, sondern sie dienen dazu, performativ einen geeigneteres Setting und mehr Raum für nichtmonogame Affektionen zu schaffen und besser mit (mehr) Menschen zusammenzukommen. Außerdem verdeutlichen sie erneut den Situations- und *agencement*-Charakter von Beziehungen: diese ereignen sich weder im luftleeren Raum noch blieben die diskursiven und materiellen ‚Rahmenbedingungen‘ ihnen äußerlich.

Als weitere Relevanzsetzung der Interviewten habe ich ihre Selbstpositionierung in kritischem Abstand zu jeglicher Form der Normativität und Normalisierung benannt: Distanzierung sowohl von Mononormativität als auch von Polynormativität. Hinsichtlich der Positionierung zu Polyamorie als kollektiver Identität treffen unterschiedliche Standpunkte aufeinander: Für Sina sind „Zeltlager“, die sich speziell an ein polyamores Klientel richten, Chiffren für die Produktion und Selbstvergewisserung einer „Poly-Kultur“, deren homogenisierende Effekte und Überlegenheitsansprüche (gegenüber Monogamen) Sina ablehnt. Chris positioniert sich als den „Polys“ zugehörig und Paula fährt gerne mal ins „Zeltlager“. Einig sind sich aber alle, dass es niemanden zu missionieren und zur Polyamorie zu bekehren gelte. Diese diskursive Selbstbegrenzung lese ich auch als (vorbeugende) Verteidigung gegen die mononormative Unterstellung, nichtmonogame oder sonst irgendwie unliebsame Subjekte wollten der ganzen Gesellschaft ihre Lebensweise und ‚Ideologie‘ aufdrängen (wie sich Konservative und Verschwörungstheoretiker\*innen erfundener Bedrohungsszenarien bedienen, zeigt sich u.a. wenn es ums Gendern, Impfen oder vegetarische Kantinengerichte geht).

Abschließend habe ich Sinas und Viktors Sprachpolitik untersucht. Beide versuchen, durch Nichtverwendung (mono-)normativ konnotierter Labels die damit verknüpfte Anrufung und Subjektnorm aus der Beziehung (die Viktor so nicht nennen würde) herauszuhalten. Die Vorstellung, eine\*r könne durch sprachliche Nicht-Wiederholung eines

Wortes auch die Norm draußen vor der Türe lassen (statt in Betracht zu ziehen, dass man ihre Spuren bereits verkörpert und deshalb ohnehin mit sich trägt), scheint mir für einen reflektierten Umgang mit MachtWissen nicht unbedingt förderlich. Dem Argument, dass (De-)Subjektivierung zu guten Teilen in der Sprache erfolgt, stimme ich hingegen zu. Einige Interviewte bemühen sich, neue Worte zu finden, um neue Beziehungsweisen intelligibel zu machen, oder alte Benennungen zu resignifizieren und aus dem mono- oder amatonormativen Diskurskontext herauszulösen.

Wie im Methodenkapitel (unter 3.2.5) erläutert, betrachte ich es weder als geboten noch als gewinnbringend, die Analyseergebnisse auf eine alles erklärende Kernkategorie zusammenzustauchen. Nichtsdestotrotz erscheint mir ein Ergebnis als besonders hervorhebenswert, zumal sich entsprechende Selbstpositionierungen quer durch die Interviews und Analyseteile ziehen: Die Konstruktion konsensueller Nichtmonogamie (besonders von Polyamorie) als Selbsttechnologie und Existenzkunst, mit der

„sich die Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selbst zu transformieren, sich in ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen, das gewisse ästhetische Werte trägt und gewissen Stilkriterien entspricht.“ (Foucault 1989: 18)

Wie ich im Theoriekapitel (unter 2.1) dargelegt habe, sind Selbstpraktiken im Foucaultschen Sinne nicht als individualistische Ich-Bezüglichkeiten und Vereinzelungstechniken bestimmt. Die Selbsttechniken, die Foucault interessieren, dienen nicht nur der Transformation des Subjekts, sondern auch der Gestaltung der Chancen und Weisen, mit anderen Subjekten in Beziehung zu treten. Foucaults Subjektivierungstheorie ist insofern performativ, als sie die theoretische Möglichkeit eröffnet und die praktische Aufforderung enthält, die „Art von Individualität zurück[zu]weisen, die man uns seit Jahrhunderten aufzwingt“ (Foucault 2005b: 250f.). Wenn meine Interviewpartner\*innen für sich in Anspruch nehmen, ihre Subjektivitäten und Selbstführungsskills zugunsten und mit Hilfe von konsensueller Nichtmonogamie zu formen und umzugestalten, so beziehen sie dies zumeist auch auf die Befähigung, mit anderen in Verbindung zu sein. Dies nicht zwingend beschränkt auf ihre Liebesbeziehungsfähigkeit: Wie gezeigt, lehnen einige amatonormative Kategorien wie Liebe und Beziehung ohnehin ab. Andere fänden es „total super [...] diese Grenzen zwischen Freundschaft und Beziehung und zwischen Sex und nicht Sex und so weiter [...] so'n bisschen fließender“ (F1: 173) zu gestalten. Doch selbst dort, wo es ‚nur‘ darum geht, die eigene Haltung so zu modifizieren, dass es

(leichter) möglich wird, eine bestehende Zweierbeziehung zu öffnen, die Nichtmonogamie des\*der Partner\*in nicht als Mangelbeweis zu deuten oder zu dritt Eltern zu werden, könnte das als Beitrag durchgehen zur „Schaffung neuer Lebensformen, Beziehungen und Freundschaften in Gesellschaft, Kunst und Kultur, [...] neuer Formen, die durch unsere sexuellen, ethischen und politischen Wahlen gestiftet werden“ (Foucault 2005d: 303). Das ist, zugegeben, wohlwollend interpretiert. Vielleicht sogar naiv. Denn wie ich in Abschnitt 2.3.4 klargestellt habe, ist Subjektivierung, wie sie Foucault vorschwebt, stets von einer kritischen Haltung gegenüber den hegemonialen Anrufungen der Subjektformation begleitet, wie auch immer sie im jeweiligen Dispositiv ihrer Zeit und Kultur jeweils lauten mögen. Zwar legen nichtmonogam Lebende auffällig großen Wert auf die Positionierung als unkonventionell, nichtnormiert, nichtnormalisiert und different. Doch verweisen derlei Selbstpositionierungen nicht auf eben jene Subjektposition, die einzunehmen uns heutzutage diskursiv bedeutet wird? Auf genau jenen Subjekttypus, der gegenwärtig gesellschaftlich und insbesondere im Hinblick auf ökonomische (Selbst-)Verwertbarkeit erwünscht und erwartbar ist?

Wie ich argumentiert habe, hat die Ästhetik der Poly-Existenz (zumindest meiner interpretativen Konstruktion nach) wenig gemein mit postmodernen „Existenzbastlern“, die „keine *verbindlichen* Deutungsmuster mehr vorfinden“ (Hitzler 2003: 66, kursiv i.O.), weil im Zuge des Individualisierungsprozesses leider jede normative Verbindlichkeit abgeschafft worden sei. Genauso wenig ergehen sich die Subjekte in einem „Streben nach Selbstverwirklichung“, welche die „moralisch vorgeschaltete Pflicht zur Selbsterkenntnis“ ignorierte, weil es nur noch um „Spaß-Haben“ (Hitzler 2003: 75) ginge. Zwar erheben einige den Anspruch, sich (gemeinsam) eigene Regeln zur guten Beziehungsführung auszudenken oder zusammenzustellen. Der Moralcode konsensueller Nichtmonogamie legt allerdings hohe Standards an das Moralverhalten, an Selbstreflexion und an die Fähigkeiten zur Selbstführung an – und das wird von den Subjekten durchaus ernstgenommen. Nun sind, so könnte argumentiert werden, Spaß-Orientierung und Werteverlust sowieso *outdated* und keine bestimmenden Kennzeichen der Gegenwartsgesellschaft, der Vergleich also hinfällig. Vielmehr doch erscheinen die entworfenen Selbstverhältnisse und Beziehungskonzepte – darin ganz auf der Höhe der Zeit oder, wenn man bedenkt, dass manche Interviews schon vor einigen Jahren geführt wurden, den heutigen Zeitgeist vorwegnehmend und einleitend – als Projekte einer

„umfassende[n] Ästhetisierung und Ethisierung des Alltagslebens, die nach Selbstverwirklichung und dem Authentischen sucht. Das Ziel dieses singularistischen Lebensstils ist über den Lebensstandard hinaus ein kultureller Wert: Lebensqualität und das ‚gute Leben‘.“ (Reckwitz 2019: 283)

Positionieren sich nichtmonogame Subjekte mittels ihrer Beziehungsformen als Vertreter\*innen oder gar als „avante garde“ (Zell 1990: 4) jenes singularistischen Lebensstils, der Reckwitz' Gesellschaftsdiagnostik zufolge gegenwärtig tonangebend ist? Ich sage: Ja, aber. Mein Sample weist zwar hinsichtlich der Geschlechter und Sexualitäten einige Diversität auf, insbesondere in Bezug auf Bildung aber nicht. Die Interviewten haben durchweg einen akademischen Hintergrund und zählen in dieser Hinsicht zur privilegierten ‚Zielgruppe‘ konsensueller Nichtmonogamie und insbesondere der Polyamorie (vgl. 2.4.3). Gleichzeitig können sie dem „Milieu der Akademiker, der Hochschulabsolventen und Hochqualifizierten“ zugerechnet werden, die laut Reckwitz als „neue Mittelklasse“ (Reckwitz 2019: 275) die Repräsentant\*innen und Produzent\*innen des singularistischen Lebensstils abgeben. Weisen die in meiner Studie untersuchten Positionierungen in der Gesamtschau eine gewisse Affinität zum singularistischen Lebensstil auf, so lässt das womöglich eher auf eine mangelnde Heterogenität meines Samples schließen (also auf Versäumnisse beim theoretischen, kontrastiven Sampling) als auf einen kausalen Zusammenhang von konsensueller Nichtmonogamie und Singularisierung. Ich plädiere für weitere Forschungen mit diversifizierten Samples. Spannend fände ich auch zu studieren, wie sich Singularismus zu verschiedenen Formen nichtmonogamer Elternschaft und Poly-Familienmodellen verhält.

Für aufschlussreich halte ich, auch im Hinblick auf weitere Forschung, den Versuch, subjektivierungstheoretisch und -analytisch zwischen normativen Subjektpositionen und möglicherweise davon abweichenden Selbstpositionierungen zu unterscheiden. Wie meine Interpretative Subjektivierungsanalyse allerdings auch signalisiert, muss (und sollte) die Konstruktion, Deutung und Bewertung von Subjektpositionen und Selbstpositionierungen womöglich so polyvalent und widersprüchlich ausfallen wie die Anrufungen, mit denen wir es zu tun haben. Ein Beispiel: Wie gezeigt, rahmen einige Interviewte Nichtmonogamie als Identität und nehmen diese für sich in Anspruch. Dies verweist einerseits auf Unterwerfung durch Pastormacht, Einschreibung ins Sexualitätsdispositiv und Sich-selbst-verhaftet-Sein. Andererseits bzw. gleichzeitig gestattet diese Positionierung – in Form einer Iteration, einer verschiebenden Wiederholung – den Subjekten eine ermächtigende Aneignung und partielle Resignifizierung des (mono)nor-

mativen Otherings, das ihnen biographisch widerfahren ist. Ein zweites Beispiel: Die Konstruktion von Polyamorie als Selbsttechnologie und die Selbstverortung als Subjekt polyamorer Existenzkunst befördern performativ die Produktion von Subjektivitätsformen und Selbstverhältnissen, die sich Selbstwirksamkeit und Progressivität zuschreiben: Subjekte, die sich zutrauen, ihr (Beziehungs)Leben ‚selbst in die Hand zu nehmen‘, unkonventionelle Formen der Affektivität zu erkunden und sich dabei auch (mono-, poly- und allerlei anderen) normativen Anrufungen zu widersetzen. Zugleich rückt ihre Differenz-, Projekt-, Challenge- und Selbstverbesserungs-Rhetorik sie verdächtig in die Nähe einer Subjektposition des unternehmerischen Selbsts – was nicht besonders emanzipatorisch wäre. Solche komplexen, einander teils überlagernden, teils divergierenden Subjektivierungslinien konstruieren und verfolgen zu können, sehe ich nach wie vor als großes Geschenk Foucaults für *kritische* Soziologie.

Zum Schluss, oder fast zum Schluss, daher noch ein selbstkritischer Einwurf. In der ursprünglichen, auf Verkörperungsprozesse zielenden Fragestellung meines Forschungsvorhabens war aus gutem Grunde vorgesehen, der Produktion und Materialisierung von Geschlecht(ern) besondere Beachtung zu schenken. Das habe ich methodisch nicht optimal umgesetzt. Außerdem habe ich es im Zuge der Verschiebung des Forschungsinteresses und der Umbildung von Kategorien nicht konsistent weiterverfolgt bzw. dargestellt. Im Nachhinein denke ich, dass es für die Analyse aufschlussreich gewesen wäre, meine anfängliche exmanente Interviewfrage zu Körpererfahrungen beizubehalten (vgl. 3.3.1). Zum anderen sind meine Konstruktionen, Interpretationen und Schlussfolgerungen zu geschlechtlichen, geschlechtsbezogenen und heteronormativen Positionierungen in der jetzt vorliegenden Version so über die Analyseteile verstreut, zum Teil auch auf die Fußnoten verwiesen oder ganz entfallen, dass sie womöglich etwas ‚untergehen‘ und es an Kohärenz vermissen lassen. In früheren Stadien bzw. Zyklen der Analyse, als es mir noch schwerpunktmäßig um die Funktionsweise von Mononormativität ging, haben Gender, Sexismus und Heteronormativität als Analysegegenstände und im Text noch deutlich größeren Raum eingenommen. Nach vorläufigem Abschluss der Analyse gehe ich davon aus, dass Heteronormativität, Vergeschlechtlichung und Körperkonstruktionen (mindestens als Zuschreibungen und Anrufungen von Subjektpositionen, wenn auch nicht immer explizit in den Selbstpositionierungen) für nichtmonogame Subjektivierungen ein relevanter Faktor sind – auch wenn ich das prägnanter und gewichtiger hätte darlegen können und es gewinnbringend wäre bzw. ist, ergänzende Erhebungsmethoden jenseits narrativer Interviews heranzuziehen.

Zuletzt möchte ich noch auflösen, wie das Fazit zu seiner Überschrift kommt. „Im Zweifel gegen Zweisamkeit und Normativität“ ist eine Textzeile aus dem Stück *Im Zweifel für den Zweifel* der Musikgruppe Tocotronic. Es erschien 2010 auf dem Album *Schall & Wahn*. Ich habe mich damals sehr über diesen Song, speziell über diese Zeile gefreut. 2010. Da habe ich auch schon an dieser Arbeit gesessen, irgendwie. Obwohl sie damals noch eine ganz andere war. Ich auch. Immerhin, die Textzeile erfreut mich immer noch.



## Literatur und Quellen

- Ahmed, Sara (2014). *The Cultural Politics of Emotion*, 2nd ed. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Altenberg, Theo (2001). *Das Paradies Experiment: Die Utopie der freien Sexualität: Kommune Friedrichshof 1973–1978*. Wien: Triton.
- Althusser, Louis (1977). *Ideologie und ideologische Staatsapparate: Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg/Westberlin: VSA.
- Andermann, Kerstin (2019). Substanz, Körper und Affekte: Immanente Individuation bei Spinoza und Deleuze. In: K. Wille und Th. Kisser (Hrsg.) *Spinozismus als Modell: Deleuze und Spinoza*. Leiden | Paderborn: Brill | Fink. S. 13–47.
- Anders, Sari M. van. (2015). Beyond Sexual Orientation: Integrating Gender/Sex and Diverse Sexualities via Sexual Configurations Theory. *Archives of Sexual Behavior* 44(5):1177–1213. doi:10.1007/s10508-015-0490-8.
- Austin, John L. (1976). *How To Do Things With Words*, 2nd revised ed. Oxford/New York: Oxford University Press.
- Austin, John L. (2000). Performative Äußerungen. In J. Schulte (Hrsg.) *Arbeitstexte für den Unterricht: Philosophie und Sprache*. Stuttgart: Reclam. S. 135–146.
- Barad, Karen Michelle (2007). *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham: Duke University Press.
- Barbin, Herculine und Foucault, Michel (2012). *Über Hermaphroditismus*. 4. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Barker, Meg (2005). This Is My Partner, and This Is My ... Partner's Partner: Constructing a Polyamorous Identity in a Monogamous World. *Journal of Constructivist Psychology* 18(1):75–88. doi:10.1080/10720530590523107.
- Bauer, Birgit [Robin] (1999). Was heißt hier queer? Mehr als ein Modewort für schwul und lesbisch. *standpunkt: sozial* (3):83–88.
- Bauer, Birgit [Robin] (2001): Identity is the crisis, can't you see? In U. Heidel, S. Micheler und E. Tuidter (Hrsg.). *Jenseits der Geschlechtsgrenzen*. Hamburg: MännerschwarmSkript. S. 330–345.
- Bauer, Robin (2014a). MonoPoly. Monogamie-Norm und Polyamory auf dem Spielfeld von Besitzansprüchen, Treue und Bekanntgehen. In I. Nagelschmidt, B. Borrego und U. Beyer (Hrsg.) *Interdisziplinäres Kolloquium zur Geschlechterforschung II*. Frankfurt a. M.: Peter Lang. S. 145–170.
- Bauer, Robin (2014b). *Queer BDSM Intimacies: Critical Consent and Pushing Boundaries*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

- Baumgartinger, Persson Perry (2014). Mittendrin: kritische Analyse im Spannungsfeld von Machtverhältnissen der staatlichen Regulierung von Trans\* in Österreich. In H. von Unger, P. Narimani, R. M´Bayo (Hrsg.) *Forschungsethik in der qualitativen Forschung*. Wiesbaden: Springer VS. S. 97–113. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-04289-9\\_6](https://doi.org/10.1007/978-3-658-04289-9_6).
- Baumgartner, Renate (2020). ‚Viele Lieben‘ – Polyamorie als Identität und Praxis. In S. Timmermanns und M. Böhm (Hrsg.) *Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt Interdisziplinäre Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis*. Weinheim: Beltz Juventa. S. 194–210.
- Beck, Ulrich (1986). *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich und Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990). *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Behrens, Roger (2007). Liebe ohne Staat und Herrschaft. *Jungle World* (42):18.
- Beier, Friederike (2023). (Hrsg.) *Materialistischer Queerfeminismus: Theorien zu Geschlecht und Sexualität im Kapitalismus*. Münster: Unrast.
- Bethmann, Stephanie (2010). Liebe Revisited – Romantisierte Ungleichheit oder egalitäre Partnerschaft? *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* 16(1):29–30.
- Birkner, Martin und Foltin, Robert (2006). *(Post-)Operatismus: Von der Arbeiterautonomie zur Multitude: Geschichte & Gegenwart, Theorie & Praxis: Eine Einführung*. Stuttgart: Schmetterling.
- Bogner, Alexander, Littig, Beate und Menz, Wolfgang (2014). *Interviews mit Experten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Bosančić, Saša (2019). Die Forschungsperspektive der Interpretativen Subjektivierungsanalyse. In A. Geimer, S. Amling und S. Bosančić (Hrsg.) *Subjekt und Subjektivierung*. Wiesbaden: Springer VS. S. 43–64.
- Brake, Elisabeth (2012). Amatonormativity. Abgerufen 12.03.2022, <https://elizabethbrake.com/amatonormativity/>.
- Breuer, Franz (2010). *Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Brüderl, Josef (2004). Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland und Europa. *Aus Politik und Zeitgeschichte* (19):3–10.
- Bundesregierung (2021). Mehr Fortschritt wagen: Bündnis für Freiheit, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit: Koalitionsvertrag 2021 – 2025 zwischen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD), BÜNDNIS 90 / DIE GRÜNEN und den Freien Demokraten (FDP). Abgerufen 01.01.2023,

[https://www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Koalitionsvertrag/Koalitionsvertrag\\_2021-2025.pdf](https://www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Koalitionsvertrag/Koalitionsvertrag_2021-2025.pdf).

Burkart, Günter (1997). *Lebensphasen – Liebesphasen: Vom Paar zur Ehe, zum Single und zurück?* Opladen: Leske + Budrich.

Burkart, Günter (2018). *Soziologie der Paarbeziehung: Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.

Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (1996). *Imitation und Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität*. In S. Hark (Hrsg.) *Grenzen lesbischer Identitäten. Aufsätze*. Berlin: Querverlag. S. 15–37.

Butler, Judith (1997). *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2001). *Psyche der Macht: Das Subjekt der Unterwerfung*. Originalausg., 11. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2016). *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Cascais, António Fernando und Cardoso, Daniel (2019). 'Loving Many': Polyamorous Love, Gender and Identity. In N. de Haro Garcia und M.-A. Tseliou (Hrsg.) *Gender and Love: Interdisciplinary Perspectives*. Leiden: Brill. S. 21–29.

Charmaz, Kathy C. (2011). Grounded Theory konstruieren. In G. Mey und K. Mruck (Hrsg.) *Grounded Theory Reader*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 89–107.

Clarke, Adele E. (2012). *Situationsanalyse: Grounded Theory nach dem Postmodern Turn*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Clarke, Adele E. und Keller, Rainer (2011). „Für mich ist die Darstellung der Komplexität der entscheidende Punkt.“ Zur Begründung der Situationsanalyse. In G. Mey und K. Mruck (Hrsg.) *Grounded Theory Reader*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 109–114.

Corbin, Juliet M. (2011). Eine analytische Reise unternehmen. In G. Mey und K. Mruck (Hrsg.) *Grounded Theory Reader*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 163–180.

Dankemeyer, Iris (2010). Fuck Polyamory. *konkret* (8).

Deleuze, Gilles (1991). Was ist ein Dispositiv? In F. Ewald und B. Waldenfels (Hrsg.) *Spiele der Wahrheit: Michel Foucaults Denken*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 153–162.

Deleuze, Gilles (1992). *Foucault*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Deleuze, Gilles (1993): Postskriptum über die Kontrollgesellschaften. In ders. *Unterhandlungen 1972-1990*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 254–262.

- Deleuze, Gilles (1996). *Lust und Begehren*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles (2005). Acht Jahre danach. Gespräch mit Catherine Clément. In *Schizophrenie und Gesellschaft: Texte und Gespräche von 1975 bis 1995*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 168–172.
- Gilles Deleuze (2017). Spinoza, des vitesses de la pensée. Cours du 24 mars 1981 | Spinoza: The Velocities of Thought: Lecture 13, 24 March 1981. Purdue University Research Repository. doi:10.4231/R7QR4V9N.
- Deleuze, Gilles und Guattari, Félix (1977): *Anti-Ödipus: Kapitalismus und Schizophrenie I*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles und Guattari, Félix (1992). *Tausend Plateaus: Schizophrenie und Kapitalismus*. Berlin: Merve.
- Deleuze, Gilles, Parnet, Claire und Schwibs, Bernd (1980). *Dialoge*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1999). Signatur, Ereignis, Kontext. In *Randgänge der Philosophie*. Wien: Passagen. S. 325–351.
- Derrida, Jacques (2001). *Limited Inc*. Hrsg. von P. Engelmann. Wien: Passagen-Verlag.
- destatis (2020). Haushalte und Familien. Lebensformen. Abgerufen 27.02.2022, <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Haushalte-Familien/Glossar/lebensformen.html>.
- Deutsche Gesellschaft für Soziologie (2017). Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS). Abgerufen 29.12.2021, <https://soziologie.de/dgs/ethik/ethik-kodex>.
- Donzelot, Jacques (1991). *Die Ordnung der Familie*. Wiss. Sonderausg., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dreyfus, Hubert L., Rabinow, Paul und Foucault, Michel (1994). *Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. 2. Aufl. Weinheim: Beltz, Athenäum.
- Duden, Barbara (1993). Die Frau Ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument. *Feministische Studien* 11(2):24–33. doi:10.1515/fs-1993-0204.
- Duttweiler, Stefanie (2016). Nicht neu, aber bestmöglich: Alltägliche (Selbst)Optimierung in neoliberalen Gesellschaften. *APuZ - Aus Politik und Zeitgeschichte*. Abgerufen 23.01.2022, <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/233468/nicht-neu-aber-bestmoeglich/>.
- Easton, Dossie und Liszt, Catherine A. (1997). *The Ethical Slut: A Guide to Infinite Sexual Possibilities*. San Francisco, CA: Greenery Press.
- Eckert, Judith und Cichecki, Diana (2020). *Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten: Impulse für eine reflexiv-interaktionistische Interviewforschung*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

- Emens, Elisabeth F. (2004). *Monogamy's Law: Compulsory Monogamy and Polyamorous Existence*. University of Chicago Public Law & Legal Theory Working Paper No. 58.
- Engel, Antke (2001). Die VerUneindeutigung der Geschlechter – eine queere Strategie zur Veränderung gesellschaftlicher Machtverhältnisse? In U. Heidel, S. Micheler und E. Tuidler (Hrsg.) *Jenseits der Geschlechtergrenzen: Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*. Hamburg: MännerschwarmSkript. S. 346–364.
- Engel, Antke (2002). *Wider die Eindeutigkeit: Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt a. M.: Campus- Verlag.
- Engel, Antke (2011). Queer/Assemblage: Begehren als Durchquerung multipler Herrschaftsverhältnisse. Abgerufen 27.02.2022, <https://transversal.at/transversal/0811/engel/de>.
- Engelhardt, Michael von (2011). Narration, Biographie, Identität. In O. Hartung, I. Steininger und T. Fuchs (Hrsg.) *Lernen und Erzählen interdisziplinär*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 39–60.
- Exner, Andrea\*s (2014). Von der Einhegung der Liebe zur Polyamorie? *Streifzüge* (60). Abgerufen 05.01.2022, <https://www.streifzuege.org/2014/von-der-einhegung-der-liebe-zur-polyamorie/>.
- Ferrer, Jorge N. (2018). Beyond the Non/Monogamy System: Fluidity, Hybridity, and Transcendence in Intimate Relationships. *Psychology & Sexuality* 9(1):3–20. doi:10.1080/19419899.2017.1400459.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Rosenthal, Gabriele (1997). Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In R. Hitzler und A. Honer (Hrsg.) *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 133–164.
- Foucault, Michel (1978). Die Machtverhältnisse durchziehen das Körperinnere. Gespräch mit Lucette Finas. In ders. *Dispositive der Macht: Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve. S. 75–95.
- Foucault, Michel (1981). *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1984). Sex als Moral. Gespräch mit Hubert L. Dreyfus und Paul Rabinow. In ders. *Von der Freundschaft als Lebensweise: Michel Foucault im Gespräch*. Berlin: Merve. S. 69–84.
- Foucault, Michel (1985). *Hermeneutik des Subjekts: Vorlesungen am Collège de France 1981/82*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1989). *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Foucault, Michel (1990). Was ist Aufklärung? In E. Erdmann, R. Forst und A. Honneth (Hrsg.) *Ethos der Moderne: Foucaults Kritik der Aufklärung*. Frankfurt a. M./New York: Campus. S. 35–54.
- Foucault, Michel (1992). *Was ist Kritik?* Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1993a). *Technologien des Selbst*. Hrsg. von L. H. Martin, H. Gutman und P. H. Hutton. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Foucault, Michel (1993b). *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1994a). Omnes et singulatim: Zu einer Kritik der politischen Vernunft. In J. Vogl (Hrsg.) *Gemeinschaften: Positionen zu einer Philosophie des Politischen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 65–93.
- Foucault, Michel (1994b). *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1996a). Gespräch mit Ducio Trombadori. In ders. *Der Mensch ist ein Erfahrungstier*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 23–122.
- Foucault, Michel (1996b). *Diskurs und Wahrheit: Die Problematisierung der Parrhesia: 6 Vorlesungen, gehalten im Herbst 1983 an der Universität von Berkeley/Kalifornien*. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1999). *In Verteidigung der Gesellschaft: Vorlesungen am Collège de France 1975/76*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2003). *Die Anormalen: Vorlesungen am Collège de France 1974-75*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2005a). Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit. In *Analytik der Macht*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 274–300.
- Foucault, Michel (2005b). Subjekt und Macht. In *Analytik der Macht*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 240–263.
- Foucault, Michel (2005c). Omnes et singulatim: Zu einer Kritik der politischen Vernunft. In *Analytik der Macht*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 188–219.
- Foucault, Michel (2005d). Michel Foucault, ein Interview: Sex, Macht und die Politik der Identität. In *Analytik der Macht*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 301–315.
- Foucault, Michel (2015). Zur Genealogie der Ethik. Ein Überblick über die laufende Arbeit. In D. Defert und F. Ewald (Hrsg.) *Ästhetik der Existenz: Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 265–294.
- Foucault, Michel (2019). *Die Regierung des Selbst und der anderen: Vorlesungen am Collège de France 1982/83*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2021). *Die Ordnung des Diskurses*. 16. Aufl., erweiterte Ausg. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.

- Foxtale, R. (2015). Relationship Anarchy is Not Post-Polyamory. *Emotional Mutation*. Abgerufen 17.02.2022, <https://unquietpirate.wordpress.com/2015/11/03/relationship-anarchy-is-not-post-polyamory/>.
- fremdgenese (2007). Effizienz macht hässlich. *Jungle World* (38):18.
- Gehring, Petra (2004). *Foucault: Die Philosophie im Archiv*. Frankfurt a.M/New York: Campus.
- Giddens, Anthony (1993). *Wandel der Intimität: Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Glaser, Barney G. (2002). Constructivist Grounded Theory? *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 3(3).
- Glaser, Barney G. und Judith Holton (2004). Remodeling Grounded Theory. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* Vol 5: Media and Opinion Research. doi:10.17169/FQS-5.2.607.
- Glaser, Barney G. und Strauss, Anselm L. (1967). *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Chicago.
- Glaser, Barney G. und Strauss, Anselm L. (2005). *Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung*. 2. Aufl. Bern: Hans Huber.
- Griese, Birgit (1999). *Redenormen – Interpellation – Aussagenanalyse: Entwurf einer forschungsökonomischen Methode zur Analyse biographisch- narrativer Interviews*. Bremen: Universitätsbuchhandlung.
- Grosz, Elizabeth (1994). Refiguring Lesbian Desire. In L. Doan (Hrsg.) *The Lesbian Postmodern*. New York: Columbia University Press. S. 67–84
- Guattari, Félix (1978). *Wunsch und Revolution: Ein Gespräch mit Franco Berardi (Bifo) und Paolo Bertetto*. Heidelberg: Das Wunderhorn.
- Hall, Stuart (1999): Kulturelle Identität und Globalisierung. In: K. H. Hörning und R. Winter (Hrsg.) *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 393–441.
- Haraway, Donna Jeanne (1995). Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt a. M./New York: Campus. S. 73–97.
- Hardering, Friedericke (2019). Erzählweisen des sozialunternehmerischen Selbst. In A. Geimer, S. Amling und S. Bosančić (Hrsg.) *Subjekt und Subjektivierung*. Wiesbaden: Springer VS. S. 215–233.
- Haritaworn, Jin, Lin, Chin-ju und Klesse, Christian (2006). Poly/Logue: A Critical Introduction to Polyamory. *Sexualities* 9(5):515–29. doi:10.1177/1363460706069963.

- Hartmann, Jutta (2002). *Vielfältige Lebensweisen: Dynamisierungen in der Triade Geschlecht – Sexualität – Lebensform: Kritisch-dekonstruktive Perspektiven für die Pädagogik*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hartmann, Jutta (2004). Dynamisierungen in der Triade Geschlecht-Sexualität-Lebensform – dekonstruktive Herrschaftskritik und alltägliches Veränderungshandeln in der Pädagogik. In E. Tuidier, U. Sielert und S. Timmermanns (Hrsg.) *Sexualpädagogik weiter denken: Postmoderne Entgrenzungen und pädagogische Orientierungsversuche*. Weinheim: Juventa. S. 59–77.
- Hartmann, Jutta (2009). Familie weiter denken – Perspektiven vielfältiger Lebensweisen für eine diversity-orientierte Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. *Neue Familialität als Herausforderung der Jugendhilfe. Sonderheft Neue Praxis* (9):38–47.
- Hausen, Karin (1976). Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘: Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In W. Conze (Hrsg.) *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas* Bd. 1. Stuttgart: Ernst Klett. S. 363–393.
- Herma, Holger (2009). *Liebe und Authentizität – Generationswandel in Paarbeziehungen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hermanns, Harry (1991). Narratives Interview. In U. Flick, E. von Kardorff, H. Keupp, L. von Rosenstiel und S. Wolff (Hrsg.) *Handbuch Qualitative Sozialforschung*. München: Beltz. S. 182–185.
- Hermanns, Harry und Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H. P. (1992). Die Auswertung narrativer Interviews: ein Beispiel für qualitative Verfahren. In J. H. P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hrsg.): *Analyse verbaler Daten: Über den Umgang mit qualitativen Daten*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 110–141.
- Hildebrand, Lukas (2023). Liebeskonzept Polyamorie: »Trennung, neue Beziehung, Trennung – viele wollen aussteigen aus diesem Kreislauf«. *Spiegel.de*. Abgerufen 01.09.2023, <https://www.spiegel.de/start/polyamorie-und-offene-beziehungen-warum-wir-mehr-als-einen-menschen-lieben-wollen-a-749d2a74-75b2-4ead-8da6-6210f69371f4>.
- Hitzler, Ronald (2003). Die Bastelgesellschaft. In M. Prisching (Hrsg.) *Modelle der Gegenwartsgesellschaft*. Wien: Passagen. S. 65–80.
- Hitzler, Ronald und Honer, Anne (1994). Bastelexistenz: Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In U. Beck und E. Beck-Gernsheim (Hrsg.) *Risikante Freiheiten: Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 307–315.
- Hofmann, Imre und Zimmermann, Dominique (2012). *Die andere Beziehung: Polyamorie und philosophische Praxis*. Stuttgart: Schmetterling.
- Honneth, Axel (2002). Organisierte Selbstverwirklichung: Paradoxien der Individualisierung. In ders. (Hrsg.) *Befreiung aus der Mündigkeit: Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus: Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie*. Frankfurt/Main: Campus. S. 141–158.



- Honneth, Axel (2018). Vorwort. In E. Illouz (Hrsg.) *Wa(h)re Gefühle: Authentizität im Konsumkapitalismus*. Berlin: Suhrkamp. S. 7–12.
- Hopf, Christel (2016). *Schriften zu Methodologie und Methoden qualitativer Sozialforschung*. Herausgegeben v. W. Hopf und U. Kuckartz. Wiesbaden: Springer VS.
- Horkheimer, Max und Adorno, Theodor Wiesengrund (2003). *Dialektik der Aufklärung: Philosophische Fragmente*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Hradil, Stefan (1995). *Die Single-Gesellschaft*. München: C.H. Beck.
- Huinink, Johannes und Wagner, Michael (1998). Individualisierung und die Pluralisierung von Lebensformen. In J. Friedrichs (Hrsg.) *Die Individualisierungs-These*. Wiesbaden: Springer VS. S. 85–106.
- Illouz, Eva (2003). *Der Konsum der Romantik: Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Jagose, Annamarie (2001). *Queer Theory: Eine Einführung*. Berlin: Querverlag.
- Keller, Reiner (2011). *Wissenssoziologische Diskursanalyse: Grundlegung eines Forschungsprogramms*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Reiner und Bosančić, Saša (2017). Conchita Wurst oder: Warum ich (manchmal) ein(e) Andere(r) ist. Macht, Subjekt, Handlungsfähigkeit – Über Erleben, Erfahren und (Auto-)Biographisieren aus Sicht der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In T. Spies und E. Tuidler (Hrsg.) *Biographie und Diskurs: Methodisches Vorgehen und methodologische Verbindungen*. Wiesbaden: Springer VS. S. 23–42.
- Kellermann, Paul (2016). Von Persönlichkeitsentwicklung über Humankapital zu Bildung als Ware – Plädoyer für einen nicht-normativen, also wissenschaftlichen Bildungsbegriff. In T. E. Zimmermann, W. Jütte und F. Horváth (Hrsg.) *Arenen der Weiterbildung*. Bern: hep, der bildungsverlag. S. 20–36.
- Klaue, Magnus (2011). Weiche Ziele: Die postmoderne Empfindsamkeit und das Glück der Herzenskälte. Abgerufen 14.02.2022, <http://spektakel.blogspot.de/broschur/broschur-2/magnus-klaue-weiche-ziele/>.
- Klaus, Elisabeth und Röser, Jutta (2008). „Unterschichtenfernsehen“: Beobachtungen zum Zusammenhang von Medienklassifikationen und sozialer Ungleichheit. In U. Wischermann und T. Thomas (Hrsg.) *Medien — Diversität — Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 263–279.
- Klesse, Christian (2005). Bisexual Women, Non-Monogamy and Differentialist Anti-Promiscuity Discourses. *Sexualities* 8(4):445–64. doi:10.1177/1363460705056620.
- Klesse, Christian (2006). Polyamory and Its ‚Others‘: Contesting the Terms of Non-Monogamy. *Sexualities* 9(5):565–83. doi:10.1177/1363460706069986.
- Klesse, Christian (2007). Polyamory – von dem Versprechen, viele zu lieben. *Zeitschrift für Sexualforschung* 20(04):316–30. doi:10.1055/ s-2007-981350.

- Klesse, Christian (2014a). Poly Economics—Capitalism, Class, and Polyamory. *International Journal of Politics, Culture, and Society* 27(2):203–20. doi:10.1007/s10767-013-9157-4.
- Klesse, Christian (2014b). Polyamory: Intimate Practice, Identity or Sexual Orientation? *Sexualities* 17(1–2):81–99. doi:10.1177/1363460713511096.
- Klößner, Lydia, Spiewak, Martin, Venohr, Sascha, Blickle, Paul und Stahnke, Julian (2016). Anders lieben wollen. *DIE ZEIT* (12)
- Kolberg, Maria (2015). *Polyamorie in Wilhelm Genazinos „Die Liebesblödigkeit“*. Hamburg: Diplomica Verlag.
- Korecky, Karina (2017). Geschlechtslose Liebe: Die Abwesenheit der Geschlechterdifferenz in der Polyamorie-Debatte. *PHASE 2* (54):18–25.
- Kramper, Gernot (2023). Offene Beziehungen liegen im Trend – doch nicht jedes Paar wird glücklich damit. *Stern.de*. Abgerufen 15.07.2023, <https://www.stern.de/lifestyle/liebe-sex/offene-beziehungen-liegen-im-trend---doch-nicht-jedes-paar-wird-gluecklich-damit-33646398.html>.
- Krings, Bettina-Johanna (2016). *Strategien der Individualisierung: Neue Konzepte und Befunde zur soziologischen Individualisierungsthese*. Bielefeld: transcript.
- Kron, Thomas und Horáček, Martin (2009). *Individualisierung*. Bielefeld: transcript.
- Kruppa, Doreen (2020). Freundschaftszentrierte Lebensweisen: Wie Alltagspionier\*innen neue Wege der Vergesellschaftung beschreiten. In R. Raab und C. Schädler (Hrsg.) *Polyfantastisch? Nichtmonogamie als emanzipatorische Praxis*. Münster: Unrast. S. 85–100.
- Küsters, Ivonne (2009). *Narrative Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lacan, Jacques (1996). Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion – wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. Bericht für den 16. Internationalen Kongress für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949. In *Schriften 1. Das Werk von Jacques Lacan*. Weinheim: Quadriga. S. 61–70.
- Legg, Stephen (2011). Assemblage/Apparatus: Using Deleuze and Foucault. *Area* 43(2):128–33. doi:10.1111/j. 1475-4762.2011.01010.x.
- Lemke, Thomas, Krasmann, Susanne und Bröckling, Ulrich (2000). Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. In dies. (Hrsg.) *Gouvernementalität der Gegenwart: Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 9–24.
- Link, Jürgen (1999). *Versuch über Normalismus*. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Linkerhand, Koschka. (2017). Identitäten – Das Ende des Frauseins? Die Queer Studies haben die Frauen abgeschafft. *EMMA* (4):70–71.

- Linkerhand, Koschka (2020). Treffpunkt im Unendlichen: Das Problem mit der Identität. In P. l'Amour laLove (Hrsg.) *Beissreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten*, 5. Aufl. Berlin: Querverlag. S. 56–64.
- Lipschik, Frank (2020). „Die klassische Familie muss wieder zum gesellschaftlichen Leitbild erhoben werden“: Familien- und Beziehungsvorstellungen im deutschen Rechtspopulismus und ihre Verknüpfung mit dem Kampffeld ‚Gender‘. In M. Raab und C. Schadler (Hrsg.) *Polyfantastisch? Nichtmonogamie als emanzipatorische Praxis*. Münster: Unrast. S. 270–218.
- Lorey, Isabell (2016). Gouvernamentalität und Selbst-Prekarisierung: Zur Normalisierung von KulturproduzentInnen. Abgerufen 23.02.2022, <https://transversal.at/transversal/1106/lorey/de>.
- Lorey, Isabell, Ludwig, Gundula und Sonderegger, Ruth (2016). *Foucaults Gegenwart: Sexualität – Sorge – Revolution*. Wien: Transversal Texts.
- Lucius-Hoene, Gabriele (2010). Narrative Identitätsarbeit im Interview. In B. Griese (Hrsg.) *Subjekt – Identität – Person?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 149–170.
- Lucius-Hoene, Gabriele (2012): „Und dann haben wir’s operiert“: Ebenen der Textanalyse narrativer Agency-Konstruktionen. In S. Bethmann, C. Helfferich, H. Hoffmann und D. Niermann (Hrsg.) *Agency: Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit*. Weinheim: Beltz Juventa. S. 40–70.
- Lucius-Hoene, Gabriele und Deppermann, Arnulf (2004). *Rekonstruktion narrativer Identität: Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ludwig, Gundula (2016). Freiheitsversprechen und Technologien der Macht: Transformationen des Sexualitätsdispositivs und das Begehren nach dem neoliberalen Staat. In I. Lorey, G. Ludwig und R. Sonderegger (Hrsg.) *Foucaults Gegenwart: Sexualität – Sorge – Revolution*. Wien: Transversal Texts. S. 16–45.
- Luhmann, Niklas (1982). *Liebe als Passion: Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Maasen, Sabine (1998). *Genealogie der Unmoral: Zur Therapeutisierung sexueller Selbste*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mader, Esther (2018). Kollektivität, Handlungsfähigkeit und Affekte: Über die Frage nach transformativem Potenzial von Praktiken in- und außerhalb queerer Räume in Berlin. *Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft* 4(1):75–100. doi:10.14361/zkkw-2018-040105.
- Maihofer, Andrea (1995). *Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. Frankfurt a. M.: Ulrike Helmer.

- Macherey, Pierre (1991). Foucault: Ethik und Existenz. In W. Schmid (Hrsg.) *Denken und Existenz bei Michel Foucault*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 181–196.
- Massumi, Brian (1995). The Autonomy of Affect. *Cultural Critique* (31):83–109. doi:10.2307/1354446.
- Massumi, Brian (2010). *Ontomacht: Kunst, Affekt und das Ereignis des Politischen*. Mit einem Vorwort von Erin Manning. Berlin: Merve.
- Mayer, Gesa (2006). *Mono-normative Anrufungen: Eine Analyse der diskursiven Produktion von Monogamie*. Diplomarbeit am Institut für Soziologie der Universität Hamburg.
- Mayer, Gesa (2011). What the fuck is Mono-Normativität? Bemerkungen zur Flexibilität der Norm, monogam zu leben. In Gruppe lilü – libertäre Lüneburg (Hrsg.) *Reader beziehungsweise.frei? Normen, Macht und Herrschaft in Beziehungen und Geschlechterverhältnissen*. Lüneburg. S. 25–39.
- Mayer, Gesa (2014a). Mangel-Erscheinungen: Die Monogamie-Norm und ihre Logik des Mangels. In I. Nagelschmidt, B. Borrego und U. Beyer (Hrsg.) *Interdisziplinäres Kolloquium zur Geschlechterforschung II*. Frankfurt a. M.: Peter Lang. S. 171–197.
- Mayer, Gesa (2014b). poly werden. Oder: Warum es dem Begehren an nichts mangelt. *Journal für Psychologie* 1(22).
- Mayer, Gesa (2020a). Meine Freundin und ihr Freund. Oder: Gibt es Sprache jenseits der Mononormativität? In M. Raab und C. Schadler (Hrsg.) *Polyfantastisch? Nichtmonogamie als emanzipatorische Praxis*. Münster: Unrast. S. 33–43.
- Mayer, Gesa (2020b). „... auch wenn da jetzt nich’ ihre Gene drinstecken.“ Zur Bedeutung biologischer und sozialer Elternschaft in polyamorer Familienplanung. *GENDER – Sonderheft 5: Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit* 28–43.
- Mayer, Gesa (2022). Polyamorie. In L. Y. Haller und A. Schlender (Hrsg.) *Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich. S. 569–579.
- Meyer, Guido (2003). Begehren – ein Schlüsselbegriff in der religionspädagogischen Elementarisierungsdebatte? In R. Lachner und E. Spiegel (Hrsg.) *Qualitätsmanagement in der Theologie. Chancen und Grenzen einer Elementarisierung im Lehramtsstudium*. Kevelaer: Butzon & Becker. S. 295–308.
- Michaelis, Kristin (2022). Beziehung mit mehreren Partnern: Was ist dran am Liebestrend? Abgerufen 27.02.2022, <https://www.brigitte.de/liebe/beziehung/beziehung-mit-mehreren-partnern---polyamory---was-ist-dran-am-liebestrend--10213328.html>.
- Murray, Annie S. (1995). Forsaking All Others: A Bifeminist Discussion of Compulsory Monogamy. In N. Tucker (Hrsg.) *Bisexual Politics. Theories, Queries, and Visions*. New York/London. S. 293–304.

- Nay, Yv E. (2019). Die heterosexuelle Familie als Norm. *Sozial Extra* (6): 372–375. <https://doi.org/10.1007/s12054-019-00224-y>.
- Noël, Melita J. (2006). Progressive Polyamory: Considering Issues of Diversity. *Sexualities* 9(5):602–20. doi:10.1177/1363460706070003.
- Opitz, Sven (2004). *Gouvernementalität im Postfordismus: Macht, Wissen und Techniken des Selbst im Feld unternehmerischer Rationalität*. Hamburg: Argument.
- Pallotta-Chiarolli, Maria, Sheff, Elisabeth und Mountford. Ruby (2020). Polyamorous Parenting in Contemporary Research: Developments and Future Directions. In A. E. Goldberg und K. R. Allen (Hrsg.) *LGBTQ-Parent Families*. Cham: Springer International Publishing. S. 171–183.
- Paulus, Stefan (2015). Methodologische Überlegungen und methodisches Vorgehen bei einer intersektionalen Dispositivanalyse. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 16(1).
- Peirce, Charles Sanders (1991). *Vorlesungen über Pragmatismus*. Hamburg: Meiner.
- Peter, Corinna (2012). Familie – worüber sprechen wir überhaupt? In K. Böllert und C. Peter (Hrsg.) *Mutter + Vater = Eltern?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 17–32.
- Peuckert, Rüdiger (2019). *Familienformen im sozialen Wandel*. 9. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Peukert, Almut (2015). *Aushandlungen von Paaren zur Elternzeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Pieper, Marianne (1994). Zwei Schritte vor – ein Schritt zurück: neue Wege ins Familienglück. Elternschaft zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen. In dies. (Hrsg.) *Beziehungskisten und Kinderkram: Neue Formen der Elternschaft*. Frankfurt a. M./New York: Campus. S. 9–44.
- Pieper, Marianne (2003). Die Regierung der Armen oder die Regierung von Armut als Selbstsorge. In M. Pieper und E. Gutiérrez Rodríguez (Hrsg.) *Gouvernementalität: Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss an Foucault*. Frankfurt a. M./New York: Campus. S. 136–160.
- Pieper, Marianne und Bauer, Robin (2005). Polyamory & Mono-Normativität. Ergebnisse einer empirischen Studie über nichtmonogame Lebensformen. In L. Méritt, T. Bührmann und N. B. Schefzig (Hrsg.) *Mehr als eine Liebe: Polyamouröse Beziehungen*. Berlin: Orlanda. S. 59–69.
- Pieper, Marianne und Haji Mohammadi, Jamal (2014). Partizipation mehrfach diskriminierter Menschen am Arbeitsmarkt: Ableism und Rassismus – Barrieren des Zugangs. In G. Wansing und M. Westphal (Hrsg.) *Behinderung und Migration: Inklusion, Diversität, Intersektionalität*. Wiesbaden: Springer VS. S. 221–251.

- Pieper, Marianne und Wiedemann, Carolin (2014). In den Ruinen der Repräsentation? Affekt, Agencement und das Okkurante. *FKW – Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur* (55):66–78.
- Pöll, Mer (2020). Amatonormativität. Gedanken, Gefühle und Erfahrungen. In R. Raab und C. Schadler (Hrsg.) *Polyfantastisch? Nichtmonogamie als emanzipatorische Praxis*. Münster: Unrast. S.164–168.
- Preciado, Beatriz [Paul B.] (2003). *Kontrasexuelles Manifest*. Berlin: b\_books.
- Raab, Michael (2019). *Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken: Sorgende Netze jenseits der Norm*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Raab, Michael (2020). Elternschaft in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken. *GENDER – Sonderheft 5: Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit* 156–71.
- Raab, Michael, Schadler, Cornelia und Robert, Paul-Julien (2020). Autorität statt Befreiung. Interview mit Paul-Julien Robert über Meine keine Familie. In R. Raab und C. Schadler (Hrsg.) *Polyfantastisch? Nichtmonogamie als emanzipatorische Praxis*. Münster: Unrast. S. 169–176.
- Ravenscroft, Anthony (2004). *Polyamory: Roadmaps for the clueless and hopeful: An introduction on polyamory*. Santa Fe, NM: Fenris Brothers.
- Reckwitz, Andreas (2019). *Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Reichertz, Jo (2011). Abduktion: Die Logik der Entdeckung der Grounded Theory. In G. Mey und K. Mruck (Hrsg.) *Grounded Theory Reader*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 279–297.
- Renn, Joachim (2016). *Selbstentfaltung – Das Formen der Person und die Ausdifferenzierung des Subjektiven: Soziologische Übersetzungen II*. Bielefeld: transcript.
- Robert, Jean-Julien (2012). *Meine keine Familie*. Dokumentarfilm.
- Robinson, Margaret (2013). Polyamory and Monogamy as Strategic Identities. *Journal of Bisexuality* 13(1):21–38. doi:10.1080/15299716.2013.755731.
- Rosenthal, Gabriele (2010). Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Zur Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen. In B. Grieser (Hrsg.) *Subjekt – Identität – Person? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften*. S. 197– 218.
- Rosenthal, Gabriele (2015). *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung*. 5., aktualisierte und ergänzte Aufl.. Weinheim, München, Basel: Beltz Juventa.
- Rubin, Gayle (2008). Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik. In A. Kraß (Hrsg.) *Queer denken: Gegen die Ordnung der Sexualität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 31–79.

- Schadler, Cornelia (2016). How to Define Situated and Ever-Transforming Family Configurations? A New Materialist Approach. *Journal of Family Theory & Review* 8(4):503–14. doi:10.1111/jftr.12167.
- Schadler, Cornelia (2019a). Enactments of a new materialist ethnography: methodological framework and research processes. *Qualitative Research* 19(2):215-230. <https://doi.org/10.1177/1468794117748877>
- Schadler, Cornelia (2019b). „Kinder brauchen viele Eltern“: Elternschaftsmodelle in Mehrfachpartnerschaften. In C. Küppers und E. Harasta (Hrsg.) *Familie von morgen: Neue Werte für die Familie(npolitik)*. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich. S. 81–92.
- Schadler, Cornelia (2020). Kommunikative Gewalt in Polykülen: Klassisistische Kommunikationspraktiken. In R. Raab und C. Schadler (Hrsg.) *Polyfantastisch? Nichtmonogamie als emanzipatorische Praxis*. Münster: Unrast. S. 117–186.
- Schadler, Cornelia und Villa, Paula-Irene (2016). Polyviduen: Liebe und Subjektivierung in Mehrfachpartnerschaften. *Gender* 8(1):11–26. doi:10.3224/gender.v8i1.22198.
- Schäfer, Thomas und Völter, Bettina (2005). Subjekt-Positionen: Michel Foucault und die Biographieforschung. In B. Völter, B. Dausien, H. Lutz und G. Rosenthal (Hrsg.) *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 161–188.
- Schenk, Christian (2008). Zur Pluralisierung von Geschlechtlichkeit, Begehren und Beziehung – Bestandsaufnahme und politische Antworten. In E. Tuider (Hrsg.) *QuerVerbindungen. Interdisziplinäre Annäherungen an Geschlecht, Sexualität, Ethnizität*. Münster: Lit. S. 29–50.
- Schenk, Herrad (1987). *Freie Liebe – wilde Ehe: Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe*. München: Beck.
- Schmidt, Gunter, Matthiesen, Silja, Dekker, Arne und Starke, Kurt (2006). *Spätmoderne Beziehungswelten: Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schneider, Norbert F. (2001). Pluralisierung der Lebensformen: Fakt oder Fiktion? *Zeitschrift für Familienforschung* 2(13):85–90.
- Schneider, Norbert F., Rosenkranz, Doris und Limmer, Ruth (2000). Nichtkonventionelle Lebensformen. In U. Mueller, B. Nauck und A. Diekmann (Hrsg.) *Handbuch der Demographie 2*. Berlin, Heidelberg: Springer. S. 980–1024.
- Schneider, Werner (2009). Subjektivität und Individualisierung – Reflexiv-moderne Subjektformierung zwischen Handlungsoptionen, -zwängen und institutionellen Zurechnungen. In F. Böhle und M. Wehrich (Hrsg.) *Handeln unter Unsicherheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 265–289.
- Schott, Oliver (2007). Dem Leben Schönes schenken. *Jungle World* (35):18.

- Schott, Oliver (2010). *Lob der offenen Beziehung*. Berlin: Bertz + Fischer.
- Schroedter, Thomas und Vetter, Christina (2010). *Polyamory: Eine Erinnerung*. Stuttgart: Schmetterling.
- Schütze, Christian Vasili (2022). *Die Subversion verletzender Worte: Grundlagen einer Politik des Performativen*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Schütze, Fritz (1977). Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Bielefeld: Univ., Fak. für Soziologie.
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis* 13(3):283–93.
- Schwarzer, Alice und Louis, Chantal (Hrsg.) (2022). *Transsexualität: Was ist eine Frau? Was ist ein Mann? – Eine Streitschrift*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Setzwein, Monika (2013). *Ernährung – Körper – Geschlecht: Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Shildrick, Margrit (2004). Queering Performativity: Disability After Deleuze. *Scan Journal* 1(3). Abgerufen 26.03.2022, [http://scan.net.au/scan/journal/display.php?journal\\_id=36](http://scan.net.au/scan/journal/display.php?journal_id=36).
- Spies, Tina (2017). Subjektpositionen und Positionierungen im Diskurs: Methodologische Überlegungen zu Subjekt, Macht und Agency im Anschluss an Stuart Hall. In T. Spies und E. Tuider (Hrsg.) *Biographie und Diskurs: Methodisches Vorgehen und methodologische Verbindungen*. Wiesbaden: Springer VS. S. 69–90.
- Spies, Tina und Tuider, Elisabeth (2017). Biographie und Diskurs – eine Einleitung. In dies. (Hrsg.) *Biographie und Diskurs: Methodisches Vorgehen und methodologische Verbindungen*. Wiesbaden: Springer VS. S. 1–20.
- Spinoza, Baruch de (2017). *Briefwechsel*. Hamburg: Felix Meiner.
- Stammberger, Birgit (2017). Körperliche Materialität: Zur Kritik des Geschlechterkonstruktivismus. In Ch. Behrens und A. Zittlau (Hrsg.) *Queer-Feministische Perspektiven auf Wissen(schaft)*. Rostock: Universität Rostock. S. 82–121. doi:10.25595/279.
- statista (2018). „Können Sie sich eine Beziehung mit mehr als einem/r Partner/ in gleichzeitig vorstellen?“ Umfrage zu polyamoren Beziehungen in Deutschland im Jahr 2017. Abgerufen 27.02.2022, <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/744920/umfrage/umfrage-zur-beziehung-mit-mehr-als-einem-partner/>.
- Steinhardt, Isabel (2015). *Lehre stärkt Forschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Steinke, Ines (1999). *Kriterien qualitativer Forschung: Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung*. Weinheim: Juventa.



- Steinke, Ines (2019). Gütekriterien qualitativer Forschung. In U. Flick, E. von Kardorff und I. Steinke (Hrsg.) *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. S. 319–331.
- Strauss, Anselm L. und Corbin, Juliet (1996). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. Weinheim: Beltz.
- Strübing, Jörg (2014). *Grounded Theory*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- The thinking asexual (2013). Relationship Anarchy Basics. Abgerufen 17.02.2017, <https://thethinkingasexual.wordpress.com/2013/05/07/relationship-anarchy-basics/>.
- Truschkat, Inga, Kaiser, Manuela und Reinartz, Vera (2005). Forschen nach Rezept? Anregungen zum praktischen Umgang mit der Grounded Theory in Qualifikationsarbeiten. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 6(2).
- Tsianos, Vassilis und Pieper, Marianne (2011). Postliberale Assemblagen: Rassismus in Zeiten der Gleichheit. In S. Friedrich (Hrsg.) *Rassismus in der Leistungsgesellschaft*. Münster: edition assemblage. S. 114–134.
- Tweedy, Ann E. (2011). Polyamory as a Sexual Orientation. *University of Cincinnati Law Review* 79(4):1461–1515.
- Tyrell, Hartmann (1987). Romantische Liebe – Überlegungen zu ihrer ‚quantitativen Bestimmtheit‘. In D. Baecker, J. Markowitz, R. Stichweh, H. Tyrell und H. Willke (Hrsg.) *Theorie als Passion: Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 393–441.
- Unger, Hella von (2014). Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Grundsätze, Debatten und offene Fragen. In H. von Unger, P. Narimani und R. M´Bayo (Hrsg.) *Forschungsethik in der qualitativen Forschung*. Wiesbaden: Springer VS. S. 15–39.
- Vaz da Silva, Vania Sandeleia, Magella Neres, Geraldo und da Silva, Rosangela (2017). Michel Foucault e o Poliamor: cuidado de si, parresía e estética da existência. *Revista Tempo da Ciência* 24(48):87–108.
- Veaux, Franklin und Rickert, Eve (2014). *More Than Two: A Practical Guide to Ethical Polyamory*. Portland, OR: Thorntree Press.
- Verlinden, Karla (2016). *Sexualität und Beziehungen bei den „68ern“*. Erinnerungen ehemaliger Protagonisten und Protagonistinnen. Bielefeld: transcript.
- Wagenknecht, Sahra (2021). *Die Selbstgerechten: Mein Gegenprogramm – für Gemein Sinn und Zusammenhalt*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Wagner, Michael, Franzmann, Gabriele und Stauder, Johannes (2001). Neue Befunde zur Pluralität der Lebensformen. *Zeitschrift für Familienforschung* 13(3):52–73.

Wagner, Michael und Valdés Cifuentes, Isabel (2014). Die Pluralisierung der Lebensformen – ein fortlaufender Trend? *Comparative Population Studies* 39(1):73–98. doi:10.12765/CPoS-2014-03.

Weber, Jutta (2004). Performing Post/Trans/Techno/Queer: Pluralisierung als Selbst- und Machttechnologie. In C. Rosenthal, T. Frey Steffen und A. Vaeth (Hrsg.) *Gender Studies: Standorte – Zukunftsräume*. Würzburg: Königshausen & Neumann. S. 111–121.

Wiedemann, Carolin (2021). *Zart und frei: Vom Sturz des Patriarchats*. Berlin: Matthes & Seitz.

Wilkinson, Eleanor (2010). What's Queer about Non-Monogamy Now? In M.-J. Barker und D. Langdrige (Hrsg.) *Understanding non-monogamies*. New York/London: Routledge. S. 243–254.

Wilson, Thomas P. (1980). Theorien der Interaktion und Modelle Soziologischer Erklärung. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.) *Alltagswissen, Interaktion und Gesellschaftliche Wirklichkeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 54–79.

Winter, Sebastian (2007). Die Beziehungsweise. *Jungle World* (37):5.

Woltersdorff, Volker (2011). Paradoxies of Precarious Sexualities: Sexual Subcultures under Neo-Liberalism. *Cultural Studies* 25(2):164–82. doi:10.1080/09502386.2011.535984.

Zanin, Andrea (2013). the problem with polynormativity. *Sex Geek*. Abgerufen 17.02.2017, <https://sexgeek.wordpress.com/2013/01/24/the-problem-with-polynormativity/>.

ZDF (2023). Monogamie, Polyamorie, offene Beziehung: Welche Art zu lieben ist eigentlich zeitgemäß? *Unter Anderen*. Abgerufen 27.09.2023, <https://www.zdf.de/kultur/unter-anderen/monogamie-polyamorie-offene-beziehung-beziehungsmodell-100.html>.

Zell, Morning Glory (1990). A Bouquet of Lovers. Abgerufen 31.12.2023, <https://www.polyamorie.de/wp-content/uploads/2023/12/Bouquet-of-lovers.pdf>.

In ihrer Dissertation erforscht die Soziologin Gesa Mayer Subjektivierungen im Kontext von konsensueller Nichtmonogamie und Mononormativität. Hierfür analysiert sie narrative Interviews mit Menschen, die in polyamoren und offenen Beziehungen leben. Den theoretischen Hintergrund bilden die Diskurs-, Macht- und Subjektivierungstheorie Michel Foucaults in Kombination mit ergänzenden Bausteinen poststrukturalistischen Denkens. Die Studie geht nach der Grounded Theory Methodologie vor. Mittels einer Interpretativen Subjektivierungsanalyse arbeitet die Autorin diskursive Subjektpositionen sowie Selbstpositionierungen heraus. Teil eins und zwei der Analyse zeigen zwei unterschiedliche Positionierungen zu der Frage, wie das Subjekt zur Nichtmonogamie kommt (oder die Nichtmonogamie zum Subjekt): erstens Verortungen in einer Subjektposition der Identität und zweitens Erzählungen des Werdens. Erstere konstruieren Nichtmonogamie als biographische Konstante und Ausdruck einer inneren Wahrheit des Subjekts. Zweitere dagegen deuten Nichtmonogamie als unerwartetes Ereignis und nichtmonogame Subjektivierung als diskontinuierlichen Prozess, der mitunter einige Arbeit am Selbst erfordert. Der dritte und vierte Analyseteil untersuchen konsensuelle Nichtmonogamie als Moralcode und Ethik. Der Moralcode stellt hohe Anforderungen an Transparenz und Einvernehmen. Damit reizt er Positionierungen als Subjekt an, dessen Integrität sich an (seinem Bemühen um) Ehrlichkeit bemisst. Gleichzeitig unterlaufen hierarchische Subjektpositionen, strukturelle Ungleichheit und beziehungsinterne Machtverhältnisse das Ideal gleichberechtigter Aushandlung. Konstruktionen konsensueller Nichtmonogamie als Praxis der Freiheit und Existenzkunst erlauben es ihren Subjekten, sich als tugendhaft und nicht-normativ zu positionieren. Als Technologie des Selbst soll Polyamorie es ermöglichen, die eigene Subjektivität zugunsten der Erlangung von (noch) mehr Selbst- und Beziehungsführungskompetenz zu modifizieren. Das Fazit diskutiert die Analyseergebnisse in Relation zur Subjektivierungstheorie Foucaults und zu soziologischen Gegenwartsdiagnosen wie jener einer Hegemonie des singularistischen Lebensstils. Ausblickend werden einige Fragen und Perspektiven für weitergehende Forschungen skizziert.

In her doctoral thesis, the sociologist Gesa Mayer researches subjectification in the context of consensual non-monogamy and mononormativity. For this purpose, she analyses narrative interviews with people who live in polyamorous and open relationships. The theoretical background is set up by Michel Foucault's theory of discourse, power, and subjectification in combination with additional elements of poststructuralist thought. The study proceeds according to Grounded Theory Methodology. By means of an Interpretative Subjectification Analysis, the author maps out discursive subject positions as well as self-positionings. Part one and two of the analysis show two different positionings regarding the question of how the subject gets at non-monogamy (or how non-monogamy gets at the subject): firstly, localisations within a subject position of identity and, secondly, narrations of becoming. The former construct non-monogamy as a biographical constant and an expression of the subject's inner truth. The latter in turn interpret non-monogamy as an unexpected event and non-monogamous subjectification as a discontinuous process which may require some work upon the self. The third and fourth part of the analysis examine consensual non-monogamy as a moral code and an ethic. The moral code places high demands on transparency and consent. It thereby incites positionings as a subject whose integrity is measured by its (striving for) honesty. At the same time, hierarchical subject positions, structural inequality, and power relations within the relationships do undermine the ideal of negotiation amongst equals. Constructions of consensual non-monogamy as a practice of freedom and an aesthetic of existence allow their subjects to position themselves as virtuous and non-normative. As a technology of the self, non-monogamy is supposed to enable modifications of subjectivity towards gaining (even more) competencies in self and relationship conduct. The conclusion discusses the results in relation to Foucault's theory of subjectification and to sociological diagnoses of the present such as the stated hegemony of a singularistic lifestyle. As an outlook, some questions and perspectives for further research are being sketched.